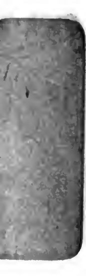
Die neuisländisc... volksmärchen




INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX



DIE NEUISLÄNDISCHEN VOLKSMÄRCHEN

EIN BEITRAG
ZUR VERGLEICHENDEN MÄRCHENFORSCHUNG

VON

ADELINE RITTERSHAUS
DR. PHIL.
PRIVATDOZENT AN DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
1902

MEINEM VEREHRTEN LEHRER

HERRN PROF. DR. A. BACHMANN

IN DANKBARKEIT

GEWIDMET.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Literaturverzeichnis.

I. Für die schon gedruckten Märchen:

1. Björn Bjarnason (Bjarn.): Sagnakver. Isafjörður 1900.
2. Ión Árnason (Árn.): Íslenzkar Þjóðsögur og æfintýri. 2 Bde. Leipzig 1862.
3. Ión Þorkelsson (Þork.): Þjóðsögur og munnmæli. Reykjavík 1899.
4. Konrad Maurer (Maurer): Isländische Volkssagen der Gegenwart. Leipzig 1860.
5. Ólafur Davíðsson (Dav.): Íslenzkar Þjóðsögur. Reykjavík 1899.

II. Für die bisher ungedruckten Märchen aus den Papierhandschriften der Landesbibliothek (Lbs.) in Reykjavík und aus Privatbesitz:

1. Die Manuskriptensammlung von Ión Sigurðsson, von ihm selbst gesammelt, die in Folio, Quarto und Octavo Sagen, Märchen, Rätsel, Annalen etc. enthält. Die Sammlung ging 1875 (Ión Sigurðsson starb 1879) durch Kauf in den Besitz der Landesbibliothek über.
2. Die Manuskriptensammlung von Ión Árnason, die aufser den schon gedruckten Sagen und Märchen eine ganze Reihe noch ungedruckter Erzählungen und Varianten enthält, alle nach dem Erscheinen der Þjóðsögur in Ísland von ca. 1858—75 gesammelt. Nach dem Tode Ión Árnasons wurde diese Sammlung 1891 von der Landesbibliothek angekauft. In folgenden Nummern sind noch ungedruckte Märchen enthalten: Nr. 425 8°, 533 4°, 534 4°, 536 4°, 537 4°, 538 4°, 539 4°.
3. Nr. 444 8°, 1892 von Pétur Eggerz für die Landesbibliothek angekauft. Die kleine Sammlung enthält Gebete, Anekdoten, Träume und ein Märchen — sie stammt wahrscheinlich aus Akureyri.
4. Die Manuskriptensammlung von Steingrímur Thorsteinsson in Reykjavík, aus der Rangárvallasýsla stammend. Sie enthält Sagen und Märchen.

III. Für die verglichenen Märchensammlungen und Schriften zur Märchenforschung:

1. a) Asbjørnsen og Moe (Asbj.): Norske Folke-Eventyr. Fjerde Udgave. Christiania 1868.
   b) Asbjørnsen (Asbj. II): Norske Folke-Eventyr. Ny Samling. Christiania 1871.

2. Basile (Bas.): Der Pentamerone. Aus dem Neapolitanischen übertragen von F. Liebrecht. Breslau 1846. 2 Bde.
3. Bédier (Béd.): Les Fabliaux. Études de littérature populaire et d'histoire littéraire. Paris 1893.
4. a) Benfey (Benf.): Pantschatantra. Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Leipzig 1859. 2 Bde.
   b) Benfey (Benf. Kl. Schr.): Kleine Schriften II. Berlin 1892.
5. Brauns (Brauns): Japanische Märchen und Sagen. Leipzig 1885.
6. Cosquin (Cosq.): Contes populaires de Lorraine. Paris. 2 Bde.
7. Dunlop-Liebrecht (Dunl.): Geschichte der Prosadichtungen. Berlin 1851.
8. Gering (Gering): Islendzk Aeventyri. II. Bd. Halle 1884.
9. Gonzenbach (Gonz.): Sicilianische Märchen. Leipzig 1870. 2 Bde.
10. a) Grimm (Grimm): Kinder- und Hausmärchen. Berlin 1888. 2 Bde. Anmerkungen: III. Bd. 3. Aufl. 1856.
    b) Grimm (Ir. Elf.): Irische Elfenmärchen. Leipzig 1826.
11. a) Grundtvig (Grundtv.): Danske Folkeæventyr. Anden Udgave. Kjøbenhavn 1881.
    b) Grundtvig (Grundtv. II): Danske Folkeæventyr. Ny Samling. Kjøbenhavn 1878.
12. Hahn (Hahn): Griechische und albanesische Märchen. Leipzig 1864. 2 Bde.
13. a) Jacobs (Jac. I): English Fairy Tales. London 1899.
    b) Jacobs (Jac. II): Celtic Fairy Tales. London 1895.
14. Jacobsen (Fær.): Færøske Folkesagn og Aeventyr. Kjøbenhavn 1899/1900.
15. Kamp (Kamp): Danske Folkeæventyr. Anden Samling. Kjøbenhavn 1891.
16. Kirchhof (Wendunmuth): Wendunmuth. Herausgegeben von Österley. B. d. L. V. in Stuttgart. 1869.
17. a) Köhler (Köhler Kl. Schr.): Kleinere Schriften zur Märchenforschung. Herausgegeben von Bolte. Weimar 1898.
    b) Köhler (Köhler Aufs.): Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Herausgegeben von Bolte & Schmidt. Berlin 1894.
18. Kreutzwald (Kreutzw.): Ehstnische Märchen. Aus dem Ehstnischen übersetzt von Löwe. Halle 1869.
19. Kuhn (Kuhn): Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843.
20. Kuhn & Schwartz (K. & Schw.): Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848.
21. Liebrecht (Liebrecht): Zur Volkskunde. Heilbronn 1879.
22. Müllenhoff (Müllenh.): Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.
23. Pauli (Pauli): Schimpf & Ernst. Herausgegeben von Österley. B. d. L. V. in Stuttgart. 1866.
24. Percy (Percy): Reliques of ancient English poetry. The sixth edition. London 1823.

25. Poestion (Poestion): Isländische Märchen. Wien 1884.
26. Pröhle: Gottfried August Bürger. Leipzig 1856.
27. Schmidt (Schmidt): Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder. Leipzig 1877.
28. Schneller (Schneller): Märchen und Sagen aus Wälschtirol. Innsbruck 1867.
29. Schott (Schott): Walachische Märchen. Stuttgart und Tübingen 1845.
30. Straparola (Strap.): Les Facétieuses nuits. Traduites par Jean Louveau et Pierre de Larivey. Paris 1857. 2 Bde.
31. Sutermeister (Suterm.): Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. 2. Aufl. Aarau.
32. 1001 Nacht. Aus dem Arabischen übertragen von Max Henning. Reklam-Ausgabe in 8 Bdn.
33. Von der Hagen (Gesamt.): Gesamtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen. Stuttgart und Tübingen 1850. 3 Bde.
34. Von der Leyen: Das Märchen in den Göttersagen der Edda. Berlin 1899.
35. Zingerle (Zingerle): Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck 1859.

IV. Für die zitierten altisländischen Schriften:

1. Norræn Fornkvæði: Sæmundar Edda. Udgiven of Sophus Bugge. Christiania 1867.
2. Edda Snorra Sturlusonar. Sumptibus Legati Arnamagnæani. Hafniæ 1852.
3. Heimskringla. Udgivne ved C. R. Unger. Christiania 1868.
4. Íslendingasögur. Reykjavík 1891—1900.
5. Fornaldarsögur Norðrlanda. Reykjavík 1886—1891.

Einleitung.

Als ich im Jahre 1898 zum ersten Male mich längere Zeit auf Island aufhielt, wurde ich beim Studium der neuisländischen Sprache und Literatur mit Jón Árnasons „Íslenzkar Þjóðsögur og ævintýri“ bekannt. Je mehr ich mich in dieses zweibändige Werk vertiefte, desto mehr erwachte mein Interesse für diese Sagen und Märchen, die so vielfach Parallelen mit unseren deutschen Sagen und Märchen darboten, ohne freilich speziell in den Märchen die Vielseitigkeit unseres deutschen Märchenschatzes erreichen zu können. Bei der Lektüre des von Guðbrandur Vígfússon geschriebenen Vorwortes fand ich nun die Erklärung für diese Einseitigkeit des isländischen Märchenschatzes, nämlich die Bemerkung, dafs nur ein Teil der bisher auf Island gesammelten Märchen von Jón Árnason in die Sammlung aufgenommen sei, dafs besonders noch viele sogenannte *Stiefmuttermärchen*, mit denen sich schon zur Zeit des Mönches Oddr nach seinem Zeugnisse in der Vorrede zur „Ólafs saga Tryggvasonar“ die Hirtenbuben die Zeit vertrieben, ungedruckt sein müfsten. Und auch der kurze Zeitraum von drei Jahren, in dem eigentlich die Árnasonsche Sammlung zu stande gekommen war, wies weiter darauf hin, dafs mit dieser Sammlung der Sagen- und Märchenschatz des isländischen Volkes nicht völlig gehoben sein konnte. — Denn wenn auch schon im Jahre 1817 die im vorhergehenden Jahre in Kopenhagen gegründete isländische Literaturgesellschaft (hið íslenzka bókmentafélag) eine Reihe von Fragebogen zur Beantwortung an die isländischen Pfarrer verschickt hatte, in denen unter anderem auch nach alten Sagen und Liedern gefragt wurde, so war bis zum Jahre 1845 von isländischen Volkssagen oder Volksmärchen nichts bekannt geworden. In diesem Jahre nun vereinigten sich zwei junge Isländer, Jón Árnason und Magnús Grímsson, um ebenso wie die Gebrüder Grimm in

ihren „Kinder- und Hausmärchen“ auch eine isländische Sammlung von Volkssagen und Volksmärchen zu veranstalten. Ihre Sammlung, die jedoch nur langsame Fortschritte machte, setzte sich zusammen aus den Erzählungen der Schüler, die aus allen Teilen Islands in Bessastaðir zusammenkamen, und aus den Sagen und Märchen, die beide Sammler in ihren engeren Heimatbezirken auftreiben konnten. Denn die grofse Menge des Volkes hielt mit den Sagen und Märchen, deren Mitteilung jeder Erwachsene unter seiner Würde hielt, scheu zurück, und die Sammlung würde wohl nie einen gedeihlichen Fortgang genommen haben, wenn nicht Konrad Maurer im Jahre 1858 bei seiner Reise durch Island, der unter anderem sein Buch „Isländische Volkssagen“ seine Entstehung verdankt, durch seine warme Begeisterung für Volkssagen und Volksmärchen im ganzen Lande die Leute für diese bisher verachteten „Lügengeschichten“ oder „Alte-Weiber-Geschichten“ interessiert hätte. Auf Maurers Veranlassung schickte nun Jón Árnason aufs neue Fragebogen nach Sagen und Märchen durch Island, nun aber hatten seine Bemühungen solchen Erfolg, dafs drei Jahre später schon in zwei Bänden von je vierzig Bogen die „Íslenzkar Þjóðsögur og æventýri“ veröffentlicht werden konnten. — — — Und wer hatte nun alles zur Sammlung beigesteuert? — Der alte Bauer, der sich aus früher Kindheit noch der Sagen und Märchen zu entsinnen wufste, schrieb sie aus treuem Gedächtnisse nieder, die Grofsmütter und Mütter gaben ihren reichen Märchenschatz preis, mit dem sie immer die aufhorchenden Kleinen zum Schweigen gebracht hatten, die Gymnasiasten und Studenten sammelten alles, was in den langen Dämmerstunden das Gesinde sich zu erzählen wufste, der Fischer und der Hirte brachte seinen Tribut an Sagen und Märchen, und geschäftig gingen in den einzelnen Bezirken die Pfarrer von Gemeinde zu Gemeinde, um das schon Niedergeschriebene einzusammeln und das bisher nur mündlich Überlieferte aufzuzeichnen — kurz, das Verzeichnis der Beitragenden, das Jón Árnason im zweiten Bande seiner Sammlung veröffentlicht, zeigt deutlich, wie allgemein das Interesse war, das nun im Lande den altüberkommenen Sagen und Märchen entgegengebracht wurde. — Es gab aber immer noch eine Anzahl Leute

— Pfarrer wie Bauern — die vor dem Erscheinen der Árnasonschen Sammlung, die sie eines Besseren belehrte, den in ihrem Bereiche noch ruhenden Schatz nicht heben wollten, weil sie die Arbeit unter ihrer Würde hielten, andere wieder verspäteten sich mit ihren Sammlungen, neue Sagen- und Märchenkundige konnten noch entdeckt werden, und so war wohl zu vermuten, dafs nach der grofsen Sammlung von Jón Árnason eine Nachlese aus den nachher noch eingelaufenen Manuskripten, die in der Landesbibliothek in Reykjavík aufbewahrt wurden, wohl am Platze sein und einen guten Erfolg versprechen dürfte.

Da ich im Sommer 1900 wiederum ca. $5^1/_2$ Monate in Reykjavík verlebte, benutzte ich diese Gelegenheit, um auf der dortigen Landesbibliothek unter den Manuskripten Nachforschungen nach vielleicht noch ungedruckten isländischen Volksmärchen anzustellen. Durch die Unterstützung des leider vor kurzem verstorbenen Gymnasial-Oberlehrers Halldór Friðriksson und durch das freundliche Entgegenkommen des Museumsdirektors Jón Jakobsson war es mir möglich, alle Manuskripte, die etwa Märchen enthalten konnten, einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Das Resultat waren ca. 40 als isländische Märchen noch ganz unbekannte Märchen, ferner aber zu den bei Jón Árnason, Maurer etc. schon veröffentlichten Märchen eine grofse Anzahl von Varianten. Zu dem so erhaltenen Märchenschatze stellte mir Gymnasial-Oberlehrer Steingrímur Þorsteinsson, der bekannte neuisländische Lyriker, dem Island aber neben Anderem auch eine treffliche Übersetzung von 1001 Nacht zu verdanken hat, nun liebenswürdigerweise auch noch seine kleine, in mancher Beziehung jedoch sehr interessante Sammlung von isländischen Märchenmanuskripten, die von einem Sattelmacher Jón Jónsson aus der Rangárvallasýsla stammen soll, gleichfalls zur Verfügung.

Da ich zu dieser Zeit die Arbeiten der vergleichenden Märchenforschung noch nicht kannte, auf Schritt und Tritt aber Übereinstimmung mit unseren deutschen Volksmärchen antraf, ja, hie und da sogar im isländischen Märchen den Schauplatz ausdrücklich nach Deutschland (Saxland) verlegt fand, so beabsichtigte ich, aus dem mit Hinzuziehung aller schon gedruckten Märchen nun ziemlich vollständigen neu-

isländischen Märchenschatze speziell alle Beziehungen zu Deutschland zusammenzustellen, um dann zu sehen, was von diesen parallelen Märchen, Märchengestalten und Märchenmotiven auch schon in der altgermanischen Literatur sich belegen lasse, was also mithin nicht erst durch die spätmittelalterlichen hanseatischen Handelsbeziehungen[1] ausgetauscht worden war, sondern was schon in die Zeit des frühen Mittelalters zurückreichen mufste, vielleicht sogar ein gemeingermanisches Besitztum sein konnte.

Die Mehrzahl aller schon gedruckten neuisländischen Märchen, die ich bei dieser Arbeit gleichfalls zur Vergleichung heranziehen mufste, war jedoch den Folkloristen überhaupt noch nicht einmal bekannt (Poestions Übersetzung der bei Jón Árnason veröffentlichten Märchen ist für die Zwecke der vergleichenden Märchenforschung aus dem Grunde nicht zuverlässig genug, weil er oft verschiedene Märchenvarianten zu einem einzigen Märchen verschmolz), und so sah ich mich genötigt, meinen Plan zu ändern und zuerst einmal eine Sammlung zu veröffentlichen, in der ich alle bis heute auf Island nachweisbaren Volksmärchen im Auszuge (das allzureiche Material und die äufserst weitschweifige isländische Erzählungsweise hinderten mich an einer wörtlichen Wiedergabe) zusammenstellte. Von den Volkssagen und Schwänken nahm ich diejenigen Erzählungen auf, die im Isländischen entweder den Stempel eines echten Märchens trugen, oder die in der von mir zur Vergleichung herangezogenen internationalen Märchenliteratur als Märchen vertreten waren. Hätte ich aus den isländischen Volkssagen auch noch die Erzählungen berücksichtigen wollen, die vereinzelte märchenhafte Züge aufweisen (z. B. der durch Zauber hervorgerufene Nebel, das Festbannen an irgend ein Objekt etc.), so würde diese Sammlung wohl den doppelten Umfang bekommen haben. Aber auch trotz dieser Beschränkung vermag sie zu zeigen, welch reiche Schätze aus der Volksüberlieferung auch heute noch auf der unwirtlichen Polarinsel zu heben sind, auf der schon im frühen Mittelalter eine Dichtung, die zum gröfsten Teile auf der Volksüberlieferung ruhte, zu prächtiger Blüte gelangte.

---

1) Baasch, Die Islandfahrt der Deutschen, namentlich der Hamburger, vom 15. bis 17. Jahrhundert. Hamburg 1889.

Dem Beispiele der übrigen Märchenforscher, vor allem aber Reinhold Köhlers, folgend, habe ich versucht, aus dem mir zur Vergleichung zu Gebot stehenden internationalen Märchenschatze die Parallelen sowol der ganzen Märchen wie der einzelnen Motive bei jedem Märchen anzuführen. Es gelang mir, ca. zwei Drittel aller Märchen auch bei anderen Völkern belegen zu können, während ich für 44 Märchen keine internationalen Entsprechungen fand. Diejenigen Märchen nun, zu denen sich keine Parallelen im internationalen Märchenschatze mir darboten, behandeln zum gröfsten Teile Konflikte zwischen Riesen und Menschen, wie ja auch die nordischen Mythen, die Fornaldarsögur etc. hauptsächlich bei diesem Thema mit Vorliebe verweilen. Einige wenige sind „Útilegumannasögur", d. h. Märchen, in denen Geächtete die Hauptrolle spielen, und vereinzelte sind Elbensagen, von denen noch im Jahre 1899 Jón Þorkelsson in der Einleitung seiner „Þjóðsögur og munnmali" behauptete, sie würden heute noch von einem Teile des isländischen Volkes als wahre Erzählungen angesehen. Die übrigen Märchen sind Märchenschwänke, die vielleicht bei noch weitgehenderer Vergleichung auch in mittelalterlichen Schwanksammlungen sich finden dürften.

Zu Beginn meines Studiums der Arbeiten der vergleichenden Märchenforschung hatte der Aufsatz Köhlers „Über die europäischen Volksmärchen" [1], sowie Benfeys Einleitung zur Pantschatantra-Übersetzung in mir die Ansicht geweckt, dafs die meisten europäischen Volksmärchen in Indien ihren Ursprung haben müfsten. Denn Benfey [2] erklärt ausdrücklich: „Durch ihre innere Vortrefflichkeit scheinen die indischen Märchen alles, was etwa ähnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existiert hatte, absorbiert zu haben. Denn die Umwandlung, die sie, insbesondere sowie sie sich im Volksmunde verbreiteten, erfuhren, ist — abgesehen von der Nationalisierung — nachweislich fast nur kaleidoskopartige Vermischung von Formen, Zügen und Motiven, welche ursprünglich getrennt waren. Ebenderselben verdanken sie auch ihre in der Tat nur scheinbare Fülle; denn in Wirklichkeit

1) Aufs. S. 13 ff. 2) Pantschatantra I S. XXV/VI.

reduziert sich die grofse Masse, insbesondere der europäischen Märchen, auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch teils volkliche, teils individuelle Tätigkeit vervielfältigt haben. Die literarischen Vehikel bildeten hauptsächlich das Tûtînâmeh, arabische und höchst wahrscheinlich jüdische Schriften. Daneben lief aber mündliche Überlieferung, insbesondere in den slavischen Ländern. In Europas Literatur bürgern sich die Erzählungen vor allem durch Boccaccio, die Märchen durch Straparola ein. Aus der Literatur gingen sie dann ins Volk über, aus diesem, verwandelt, wieder in die Literatur, dann wieder ins Volk u. s. w. und erreichen, insbesondere durch diese wechselseitige Tätigkeit nationalen und individuellen Geistes, jenen Charakter nationaler Wahrheit und individueller Einheit, welcher nicht wenigen von ihnen einen so hohen poetischen Wert verleiht". — — — Nach Benfeys Ansicht ist es jetzt nur nötig, alle oder doch den allergröfsten Teil der europäischen Volksmärchen auf ihre indische Grundlage zurückzuführen, um die Theorie von ihrem indischen Ursprunge tatsächlich unanfechtbar zu machen. Köhler erklärt denn auch im Jahre 1865 in dem schon erwähnten Aufsatze „Über die europäischen Volksmärchen"[1], dafs schon jetzt so viele Märchen auf ihre indischen Quellen sicher zurückgeführt seien, dafs wir auch bei den übrigen sehr vorsichtig mit der Annahme ihres autochthonischen Ursprunges sein müfsten, und zwei Jahrzehnte später konstatiert Cosquin in seiner Einleitung zu den „Contes populaires de Lorraine" im gleichen Sinne[2]: „La question de l'origine des contes populaires est une question de fait."

Im Laufe meiner Märchenvergleichungen liefs sich jedoch meiner Ansicht nach die Theorie vom indischen Ursprunge und der spätmittelalterlichen Verbreitung der Märchen und Schwänke nur schlecht mit der Tatsache vereinigen, dafs ein Teil der neuisländischen Märchen und Märchenmotive Parallelen in der altgermanischen, und hier vor allem in der altisländischen Literatur besitzt. Von der Leyen, der in seiner Schrift „Das Märchen in den Göttersagen der Edda" auch in der nordischen Mythologie einige Märchen und zahlreiche Märchenmotive nachweist, wird

1) a. a. O. S. 23. 2) a. a. O. S. XV.

durch diese Tatsache freilich nicht in seinem Glauben an den indischen Ursprung der Märchen erschüttert,[1] sondern er kommt hierdurch nur zu dem Schlusse, dafs diese aus Indien eingewanderten Märchen und Märchenmotive erst zu einer späten Zeit in die Göttersagen aufgenommen worden seien:

„Wenn wir eine sage in älterer, etwa aus dem 9. bis 10. jh. stammender (vgl. § 4 die sage vom weltenbaum, § 16 Óðinn und Óðrerir) und jüngerer (ca. 1200) aufzeichnung besafsen (vergl. auch das eingangs zu § 5 Baldr und das zu § 11 Hýmiskviða bemerkte): so war die ältere immer von märchenmotiven frei, die jüngere ganz damit behangen. Alle nachweislich jungen sagen, alle späten, erst im Norden erfundenen götter (vgl. § 1 Heimdallr, § 2 Freyja, § 7 Skaði und Þjazi, § 9 Þórr bei Útgarðaloki) waren ebenso mit märchenhaftem beiwerk überreich ausgeschmückt. Aus all dem geht unwiderleglich hervor, dafs die märchen zwischen dem 9. und 12. jh. nach dem Norden gewandert sein können. — — — Wie mir scheint, gelangten sie nicht viel vor 1200 dorthin. Denn sobald der mit der Snorra Edda ungefähr gleichzeitige Saxo märchen und sagen erzählt, die uns die Edda auch mitteilt (vgl. § 2 Freyja, § 5 Baldr, § 7 Skaði und Þjazi, § 9 Þórr bei Útgarðaloki, § 10 Geirrǫðr, § 15 Grímnismál), erscheinen sie bei ihm in ganz anderer, von Eddafassung stark abweichender form. Als Saxo hier und die erzähler der Edda dort die märchen aufzeichneten, konnten sie noch nicht zu der festen form gelangt sein, die sich aus längerer tradition ergibt: sie hatten im Norden sozusagen noch kein heimatsrecht, waren vielen gewaltsamkeiten ausgesetzt, eben weil sie erst vor kurzem eingedrungen waren.“[2]

Was die ältere Aufzeichnung der Eddasagen im 9. bis 10. Jahrhundert anbetrifft, so dürfte es von der Leyen wohl schwer fallen, für eine solche Aufzeichnung den Beweis anzutreten. Meines Wissens spricht nur Sievers[3] einmal die Vermutung aus, dafs vielleicht ein Teil der Eddalieder vor ihrer Aufzeichnung in Buchstabenschrift schon in Runenstäbe eingeschnitzt

1) „Dafs die heimat der meisten heut im umlauf befindlichen volksmärchen Indien ist, scheint mir nach wie vor unwiderleglich“ a. a. O. S. 64. 2) a. a. O. S. 63. 3) Grundrifs[2] I S. 254.

worden seien. Im übrigen sind alle Eddaforscher darüber einig, dafs frühestens um die Mitte des 12. Jahrhunderts und spätestens um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Eddalieder nach mündlicher Überlieferung zum ersten Male niedergeschrieben wurden. Wann die einzelnen Eddalieder aber verfafst wurden, ist eine Frage, die von den Forschern sehr abweichend beantwortet wird. Auf keinen Fall aber kann von der Leyen die Abwesenheit oder Anwesenheit von Märchen und Märchenmotiven als Kriterium für das höhere oder minder hohe Alter eines Liedes oder eines Mythos oder einer Sage benutzen. Die „Þrymskviða“ und die „Völundarkviða“ z. B. werden von wohl allen Eddaforschern zu den ältesten Eddaliedern gerechnet — ihre Abfassungszeit fällt also frühestens in das Ende des 9. Jahrhunderts — und doch haben wir in beiden echte alte Volksmärchen, die auch heute noch im Volksmunde leben. Andererseits können wir in Gedichten wie „Völuspá“ und „Hávamál“ (Gedichte, die Kenntnis aller in Frage kommenden Mythen bei den Hörern voraussetzen, und die aus diesem Grunde die Mythen nur mit wenigen Worten andeuten) selbstverständlich nur wenig Märchenmotive finden, während diese sofort dort zum Vorschein kommen, wo — wie in der Snorra Edda — ein Mythos umständlich in Prosa erzählt wird, oder wo — wie z. B. in „Grimnismál“ — die Aufzählung skaldischer Gelehrsamkeit einer Einkleidung bedurfte. — — — Dafs nun aber gar die Verschiedenheit der Form, die ein Märchen bei dem Dänen Saxo Grammaticus und bei den isländischen Erzählern der Göttersagen erhält, daher rühren soll, dafs „die neu eingewanderten Märchen noch nicht zu der festen Form gelangt waren, die sich aus längerer Tradition ergibt“, ist eine Behauptung, die von der Leyen wohl kaum durch irgend einen Beleg wird stützen können. Denn durch die längere Tradition erhält nicht einmal bei ein und demselben Volke — wie die oft zahlreichen Varianten beweisen — ein Märchen eine feste Form, geschweige denn bei räumlich weit geschiedenen Völkern. Die verschiedenartige Darstellung des gleichen Themas bei Saxo und bei den isländischen Erzählern kann entweder daher rühren, dafs im Laufe der Zeiten die alten Märchen durch die mündliche Überlieferung in Dänemark eine andere Gestalt wie auf Island bekommen mufsten, oder aber Saxo hat von seinen isländischen Gewährsmännern, nach

deren Berichten er seiner Vorrede zufolge einen grofsen Teil seines Werkes niederschrieb,[1] eine Variante des in der Edda überlieferten Märchens erzählt bekommen, oder aber sein Gedächtnis oder das Gedächtnis seiner Gewährsmänner ist in einigen Fällen nicht ganz treu gewesen. Das sind alles Möglichkeiten, die bei der Märchenvergleichung immer wieder die zahlreichen Varianten, die ein Märchen annehmen kann, erklären müssen. Wenn durch längere Tradition ein Märchenstoff nicht nur beim gleichen Volke, sondern auch bei räumlich geschiedenen Völkern eine feste Form bekommen mufs, so wäre jede Märchenvergleichung bald zu Ende! — — Auf keinen Fall also kann aus von der Leyens Schrift — wie der Verfasser meint — unwiderleglich hervorgehen, dafs die Märchen zwischen dem 9. bis 12. Jahrhundert (wahrscheinlich sogar nicht viel vor 1200) in den Norden einwanderten, sondern nur so viel kann aus ihr unwiderleglich hervorgehen, dafs zahlreiche heute noch lebende Märchenmotive, vereinzelt auch heute noch lebende Volksmärchen schon in den Göttersagen der Edden nachzuweisen sind. Da diese nun, wie ihre zum Teil lückenhafte Aufzeichnung, die häufigen Interpolationen, die Zusammenschmelzung ursprünglich gar nicht zusammengehöriger Lieder etc. beweisen, erst nach längerer mündlicher Tradition frühestens um die Mitte des 12. und spätestens um die Mitte des 13. Jahrhunderts niedergeschrieben sind, so können diese Märchen, Märchengestalten und Märchenmotive auf literarischem Wege wenigstens nicht in den Norden gedrungen sein (die für Europas Erzählungsliteratur bedeutsame Pantschatantraübersetzung wurde zwischen 1263 und 1278 abgefafst)[2], sondern hier wäre nur eine mündliche Überlieferung möglich. Wer diese nun annehmen will, mufs dann auch unwiderlegliche Beweise für diese Annahme beibringen und sie nicht einfach dadurch als gesichert betrachten, dafs man diktatorisch erklärt, alle die Märchen, die zufällig in Indiens Literatur früher wie bei einem anderen Volke aufgezeichnet wurden, müssen von Indien stammen — Cosquin geht in seinen lothringischen Märchen sogar so weit, den indischen Ursprung irgend eines Märchens

1) a. a. O. I S. 3. 2) Benfey a. a. O. I S. 15.

als feststehend anzunehmen, wenn es sich auch nur in einer modernen indischen Märchensammlung belegen läfst! — — er mufs an irgend einem Beispiele unwiderleglich nachweisen, dafs tatsächlich die Volksüberlieferung in solch weitgehendem Mafse fremden Einflüssen zugänglich sein kann.

Wie zäh diese jedoch an altererbtem Gute festhält, zeigt uns der Aberglaube, dessen Wurzeln doch vielfach auf den frühesten Entwicklungszustand eines Volkes zurückzuführen sind. Dafs aber auch die Märchenüberlieferung eines Volkes fremden Einflüssen durchaus nicht in solchem Mafse, wie Benfey und seine Anhänger annehmen, zugänglich ist, läfst sich gerade hier im Isländischen trefflich beweisen. Der gelehrte Bischof Jón Halldorsson, der im 14. Jahrhundert lebte, brachte von seinen Reisen eine grofse Anzahl von Legenden, Erzählungen und Märchen mit, und aus seiner Umgebung haben wir eine Reihe von Aufzeichnungen, die uns deutlich zeigen, dafs man die fremden Erzählungen, die der Bischof trefflich vortrug, wohl zu schätzen wufste. In die lebendige Volksüberlieferung sind jedoch diese fremden Stoffe nicht übergegangen, wenigstens kann ich mit Ausnahme von Nr. LXXXV (Ritter und Waldfrau) — ein Märchen, das einige Ähnlichkeit mit einem Elbenmärchen aufweist — kein einziges der von Gering herausgegebenen „Íslendzk Aeventyri“ in dem heutigen isländischen Märchenschatze belegen. — Auch „1001 Nacht“ ist jetzt schon bald 40 Jahre lang durch eine treffliche Übersetzung dem isländischen Volke zagänglich gemacht. Ólafur Daviðsson wie Björn Bjarnason erzählen in ihren neuisländischen Sagen und Märchensammlungen, die sie erst im letzten Jahrzehnt aufzeichneten, eine ganze Reihe von Märchen — von irgend welchem Einflufs, den „1001 Nacht“ auf Form und Inhalt derselben ausübt, läfst sich jedoch gleichfalls nichts nachweisen. Wenn aber die historisch beglaubigte Einführung von fremden Legenden, Märchen und Schwänken nachweisbar sowohl im vierzehnten wie im neunzehnten Jahrhundert ohne Einflufs blieb, warum sollen wir dann den nicht einmal durch irgend welche Dokumente beglaubigten, auf hypothetischem, mündlichem Wege eingewanderten indischen Märchen in der Volksüberlieferung des zwölften Jahrhunderts solchen weitreichenden Anteil zumessen?

Doch nicht nur die Göttersagen der Edden, sondern auch die ziemlich gleichzeitige altisländische Erzählungsliteratur, die ja auch auf mündlicher Volksüberlieferung beruhte, besitzt eine ganze Reihe von Märchen, Märchengestalten und Märchenmotiven, die auch heute noch in den neuisländischen Märchen eine wichtige Rolle spielen. Diese haben sich also bis heute in der alten Frische erhalten und liefern dadurch nun den Beweis, dafs sie schon zur Zeit ihrer ersten Aufnahme in die Literatur altes einheimisches Gut gewesen sein müssen, da sie nur in diesem Falle bis heute in der lebendigen Volksüberlieferung fortleben konnten.

Die konservative Natur der Volksüberlieferung zeigt sich auch darin, wie treu oft in den Märchen ein alter, sonst längst vergessener Kulturzustand sich aufbewahrt findet. Gerade die isländischen Märchen sind reich an alten Sitten, alten Anschauungen und altem Zauberglauben — ich will im folgenden einmal kurz zusammenstellen, was alles in ihnen auf eine ferne Vorzeit sich zurückführen läfst. Hieran will ich ferner eine kurze Übersicht anschliefsen über die Märchenmotive, Märchengestalten und ganzen Märchen, die ich — soweit sich mir bei der Lektüre zufällig bisher Parallelen boten — schon in der altisländischen Literatur belegen kann. Wenn die erste Zusammenstellung dann für die in den Märchen zu Tage tretende konservative Natur der Volksüberlieferung den Beweis liefert, so gibt die zweite Zusammenstellung wohl einen klaren Begriff darüber, was alles auf dem hypothetischen *mündlichen* Wege von Indien eingewandert sein soll. Denn die altisländische Literatur, die ich hier berücksichtige, schliefst durch die Zeit ihrer Niederschrift nach Benfeys eigenem Zeugnisse eine *literarische* Beeinflussung aus.

Wir befinden uns in den neuisländischen Märchen (wie übrigens auch in vielen internationalen Märchen) bei einem Hirtenvolke auf einer primitiven Kulturstufe, wo alle Glieder des Volkes noch wesentlich die gleiche Beschäftigung haben. Der König ist ebenso wie seine Untertanen Besitzer von Viehherden,[1] unter diesem Vieh hat er auch sein besonderes Lieb-

1) z. B. VIII Rauðiboli, XI Der rollende Rindsmagen etc.

lingstier,[1] und sogar die Königskinder müssen auf Veranlassung der Stiefmutter oft das Vieh hüten,[2] ebenso wie ja auch noch Saxo Grammaticus die Söhne des Schwedenkönigs Hundingus durch die Bosheit der Stiefmutter als Hüter über die königlichen Herden gesetzt wurden.[3] Wenn geschlachtet wird, nehmen die Könige an diesem Ereignisse Anteil,[4] sie haben zur Ausübung der notwendigsten Handwerke beim Schlosse ihre eigene Schmiede,[5] sie fällen draufsen im Walde selbst ihr Holz[6] oder lassen durch den Minister mit dem Wintergaste um die Wette Holz fällen.[7] Ein sozialer Unterschied zwischen dem Könige und seinen Untertanen besteht kaum. Ein Untertan kann dem Könige durch seine häufigen Besuche im Königreiche lästig fallen,[8] oder aber er kann ihn mit Lügengeschichten unterhalten[9] etc. Die Königskinder aus dem Schlosse und die Bauernkinder, deren Eltern in einer Ecke des Königshofes eine Hütte besitzen, spielen Kinderspiele zusammen,[10] ja vielfach gehen Königskind und Bauernkind später miteinander eine Ehe ein,[11] eine Heirat, die in historischer Zeit für isländische Verhältnisse ganz undenkbar gewesen wäre, von der aber aus den altnorwegischen Zeiten häufiger erzählt wird.

Die Königstöchter haben oft ihr eigenes Frauenhaus, in dem sie sich, getrennt von den Männern, mit ihren Dienerinnen aufhalten,[12] und wenn von irgend einem gewalttätigen Herrscher ein Angriff auf ihre Ehre befürchtet wird, so kann solch eine königliche Jungfrau sogar in einem versteckten Erdhause auferzogen werden,[13] gerade wie Mutter und Schwester des Jarls Hugi in der „Flóamannasaga“ in einem Erdhause sich versteckt hielten.[14]

Wenn eine Königin stirbt, so wird sie nach alter Sitte im Hügel beigesetzt[15] — im Märchen von dem „zum Löwen ver-

1) z. B. LXIV Diggur und Ódiggur, CXXIII Der listige Bauernbursche als Hirtenjunge. 2) z. B. VIII Rauðiboli. 3) a. a. O. I 42. 4) XVIII Kísa. 5) CXXIV Die Seeschafe. 6) CXVIII Der gefüllte Wortsack. 7) VII Snati-Snati. 8) I Der verzauberte Riese. 9) CIX Das ist gelogen! 10) III Jóhanna, XVII Der Fluch der Patin etc. 11) III. Jóhanna, I Der verzauberte Riese. 12) XXVI Der verlorene Goldschuh, XXVII Die rechte Braut. 13) XLIX Die kluge Königstochter. 14) Zu den Frauenhäusern und Erdhäusern vgl. Valtýr Guðmundsson: Privatboligen på Island i Sagatiden S. 244. 15) IV Die zur Riesin verzauberte Königstochter, VIII Rauðiboli.

zauberten Königssohne"[1] erfahren wir sogar, dafs in den Leichenhügel sowohl die Hunde des Verstorbenen, sowie seine angebliche Mörderin miteingeschlossen wurden. Auch hier wird dann wie bei Saxo Grammaticus[2] der Tote zum Wiedergänger (Gespenst) und macht einen Angriff auf den mit ihm im Grabhügel Befindlichen.

Durch die allzugrofse Trauer des überlebenden Sohnes fühlt sich die tote Mutter im Grabe ebenso belästigt[3], wie einst Helgi durch die Tränen seiner Gattin Sigrún, die ihm blutig auf die Brust fielen[4], oder wie im deutschen Märchen das tote Kindchen, das mit seinem schweren Tränenkruge oder in seinem tränendurchnäfsten Hemdchen mit den andern Kindern im Zuge nicht mitwandern konnte. — — — —

Nach dem Tode der Königin ziehen in allen hierhin gehörigen Märchen für den König die Minister oder sein bester Freund auf die Brautwerbung aus — auch in den Fornaldarsögur[5] und bei Saxo Grammaticus[6] lassen die Könige in gleicher Weise für sich um eine Braut werben. Regelmäfsig überfällt die Brautwerber des Märchens dann auf hohem Meere so dichter Nebel (von diesem Zaubernebel wissen auch die Fornaldarsögur oft zu erzählen), dafs sie sich verirren und an irgend einer unbekannten Insel landen. Harfenschlag verrät ihnen die Anwesenheit von menschlichen Wesen (auch die Fornaldarsögur und Saxo Grammaticus erwähnen oft die Harfe, seit historischer Zeit ist die Harfe jedoch nicht mehr viel in Gebrauch gewesen).[7] Wie sie dem Klange nachgehen, finden sie eine Frau oder gar mehrere, die angeblich durch Wikinger ihren königlichen Gatten und ihr Land verloren haben, und die sich jetzt durch Harfenspiel oder durch das Kämmen ihrer langen Haare die Zeit vertreiben. Die Boten des Königs werben um die schöne Fremde, doch sowie sie dann Königin geworden ist, schwindet täglich einer der Hofleute auf spurlose Weise, und die königlichen Stiefkinder werden von ihr mit schwerem Zauber belegt. Diese Entwicklung ist stereotyp in all den neuisländischen Stiefmuttermärchen, sie ist aber auch schon ähnlich in den Fornaldarsögur[8]

1) XVI. 2) V 162. 3) IV Die zur Riesin verzauberte Königstochter. 4) H H II 45. 5) z. B. I S. 36. 6) z. B. V. S. 123. 7) Grundrifs[2] III S. 453. 8) z. B. Illuga Saga Gríðarfóstra III S. 511 ff. Hrolfs Saga Kraka I S. 36 ff.

zu belegen. — — — — Ebenso wie die unglücklichen von Wikingern verfolgten Königinnen, so vertreiben sich auch andere Märchenheldinnen durch das Kämmen ihrer Haare die Zeit, so z. B. die Königstochter Lydia[1] oder die schöne Sesselja;[2] nicht weniger Aufmerksamkeit ist in alten Zeiten der Haarpflege geschenkt worden. In der „Kormákssaga“ wird erzählt, dafs Kormákr zu Steingerðr ins Zimmer tritt, wie diese sich ihre langen Haare kämmt,[3] in der „Vígastyrs Saga ok Heiðarvíga[4]“ heifst es, dafs draufsen vor dem Hause eine Frau ihrem Manne den Kopf gewaschen habe, und der gleichen Arbeit will auch am Tage vor Weihnachten die kluge Finna[5] sich unterziehen, als sie die Entdeckung macht, dafs ihr Mann, der unter schwerer Verzauberung steht, das Haus verlassen hat. Brynhildr und Guðrun gehen nach der Erzählung der Snorra Edda[6] an den Flufs, um ihre Haare zu waschen, während nach der Darstellung der „Völsungasaga“[7] beide Königinnen draufsen am Bache sich waschen, als zwischen ihnen der folgenschwere Streit zum Ausbruche kommt. Auch im heutigen Märchen wird von einer Riesenfamilie erzählt, dafs sie sich draufsen am Bache zu waschen pflegte,[8] während die Königin Mjaðveig[9] sogar draufsen am Bache ein Bad nimmt.

Bei den meisten Völkern, die noch auf niedriger Kulturstufe stehen, wird das Kind in den engen, aber scharf ausgeprägten und festen Kulturverhältnissen viel früher erwachsen wie bei hochstehenden Kulturvölkern. Auch hiervon geben uns die neuisländischen Märchen, die eben einen viel ältern Kulturzustand festgehalten haben, einen deutlichen Beweis. Die Königstochter Jóhanna[10] ist mit erreichtem zwölften Jahre schon zur Jungfrau erwachsen, und auch die kluge Königstochter[11] läfst sich nur bis zum zwölften Jahre in ihrer versteckten Erdwohnung zurückhalten, dann verlangt sie vom Vater, wie alle übrigen königlichen Jungfrauen, ihr eigenes Frauenhaus. Bjarndreingur[12] soll nach dem Willen seines verzauberten Vaters bis zum zwölften Jahre bei seiner Mutter in der Höhle

1) XXXVI. 2) LI. 3) a. a. O. S. 6. 4) a. a. O. S. 55. 5) XXII. 6) I S. 362. 7) F. A. S. I S. 139. 8) III. Jóhanna. 9) XXVI. Der verlorene Goldschuh. 10) III. 11) XLIX. 12) XXV.

bleiben, Tístram[1] wird bis zum zwölften Jahre bei Isól im Frauenhause gelassen, dann geht er als Bräutigam Isóls mit dem Könige auf Schatzreisen, und auch Friedrich Jóhann Danibert[2] darf nach vollendetem zwölften Jahre mit seinem Pflegevater auf Handelsreisen ausziehen. Diese genaue Altersbestimmung reicht bis in die Zeiten vor dem Jahre 1000 zurück. Bis zum Jahre 1000 galt nämlich auf Island und in Norwegen das erreichte zwölfte Jahr als Mündigkeitstermin, dann wurde dieser Termin, wohl infolge der erweiterten Lebensverhältnisse, auf Island auf das sechzehnte Jahr ausgedehnt.[3] — —

Der Königssohn Þorir[4] zieht mit seinem Blutsbruder auf Wikingfahrten aus und kehrt nach einigen Jahren mit vielen reichbeladenen Schiffen wieder zur Heimat zurück, Wikinger überfallen einen König in seinem eigenen Lande[5], oder es kommen sogar zwei Berserker, um im Zweikampfe mit dem Kaiser dessen schöne Tochter sich zu erobern[6] — kurz, das Wikingerleben und die Berserker spielen in den heutigen Märchen noch dieselbe Rolle, wie in der gesamten altnordischen Literatur.

Wie der Königssohn einen Goldschuh findet[7], legt er das Gelübde ab, die Eigentümerin dieses Schuhes heiraten zu wollen — nach einer Variante dieses Märchens soll die Königstochter das Gelübde getan haben, nur den Finder ihres verlorenen Schuhes zum Gatten zu nehmen. Auch das ist eine alte Sitte. Heðinn, der Bruder des Helgi Hjörvarðsson, legt z. B. das unbedachte Gelübde ab, Svava, die Braut seines Bruders, heiraten zu wollen[8], und Brynhildr spricht das Gelübde aus, entweder Sigurðr zu besitzen oder zu sterben.[9]

Der Fremde, der im Herbste in den nordischen Landen Gastfreundschaft annahm, mufste dort auch den Winter hindurch bleiben. Der Wintergast, den man doch im heutigen Island auch nicht mehr kennt, spielt darum heute nochin den isländischen Märchen eine grofse Rolle, während die norwegischen Märchen ihn meines Wissens nirgends mehr erwähnen, ebensowenig wie diese von Wikingern, Gelübden etc. zu erzählen wissen.

1) XXVII Die rechte Braut. 2) LXII. 3) vgl. Maurer „Islands und Norwegens Verkehr mit dem Süden" vom 9.—13. Jahrh. Z. f. d. Philologie Bd. II S. 443. 4) LIX Der treue Jugendfreund. 5) IX Märchen von der Königstochter, die in ein Pferd verwandelt war. 6) LVIII Die Kaiserstochter Elesa und Bogi. 7) XXVI Der verlorene Goldschuh. 8) H Hj. 30 Prosa 17 ff. 9) Sigurðarkviða Fáfnisbana III 6.

Schon in den Gräbern der älteren Eisenzeit[1] findet man Brettspiele. Diese Vorliebe für Brettspiele, die sich auch in der alten Literatur vielfach belegen läſst, haben die isländischen Märchen bis in die heutige Zeit beibehalten, während kein Märchen des internationalen Märchenschatzes vom Brettspiele seiner Helden etwas berichtet. Die Götter spielen in der goldenen Friedenszeit drauſsen im Grasgarten Brett[2], und nach dem Wiederauftauchen der Erde werden die goldenen Brettspiele im Grase gefunden.[3] Die Söhne Ragnar-Loðbrókar sitzen beim Brettspiele, wie sie die Nachricht vom Tode ihres Vaters erfahren[4], Friðþjófr spielt Brett, wie die Brüder seiner Geliebten durch Boten Hilfe von ihm erbitten[5], und auch Kormákr vertreibt sich im Hause, in dem die schöne Steingerðr sich befindet, die Zeit mit Brettspiel, statt mit den Knechten das Vieh zusammenzutreiben[6] etc. etc. — Nicht minder häufig findet sich im heutigen Märchen das Brettspiel erwähnt. Im Märchen „Die Maus und die Spinne“[7] sucht ein Mann durch Aufforderung zum Brettspiel den Helden von der Lösung seiner Aufgabe wegzulocken, in einer Variante zum „verlorenen Goldschuh“[8] spielen die bösen Bauerntöchter mit dem Königssohne regelmäſsig Brett, der „von Riesinnen geraubte Königssohn“[9] vertreibt sich mit seiner Retterin sogar in der Höhle der Riesinnen die Zeit mit Brettspiel etc. etc. Und wenn einem Könige irgend welche Kostbarkeiten geraubt werden, so befindet sich unter diesen fast regelmäſsig ein goldenes Brettspiel, durch dessen Wiederbeschaffung der Held die Hand der Königstochter oder das halbe Königreich zu gewinnen vermag.[10]

In einigen wenigen Märchen wird Geld erwähnt[11] und zwar immer Reichstaler. In den übrigen Märchen ist von prächtigen Gewändern, Gold und Kostbarkeiten im allgemeinen die Rede, oder aber es heiſst ausdrücklich, daſs der Held durch einen Goldring sich die Hilfe irgend eines Menschen, Zwergen oder Riesen erkaufte.[12] — — —

1) Grundriſs² III S. 411. 2) Völuspá Str. 8. 3) Völuspá Str. 61. 4) F. A. S. I S. 212. 5) F. A S. II S. 117. 6) Kormáks Saga cap. 3. 7) XIII. 8) XXVI. 9) XLI. 10) z. B. IV Die zur Riesin verzauberte Königstochter, VII Snati-Snati. 11) z. B. I Der verzauberte Riese, XLVII Der Zauberlehrling. 12) z. B. III Jóhanna, XXXV Das Pferd Gullfaxi.

Ebenso wie alte Sitten, so zeigt sich auch alter Zauberglaube in den Märchenmotiven der heutigen Märchen. In der „Vatnsdæla Saga“ [1] wird Ingimundr, der Stammvater des Geschlechtes, durch die Wahrsagung einer Finnin nach Island gewiesen, und eine zauberkundige Finnin ist es auch, die dem stolzen Königssohne seine Heirat mit der eben geborenen Bauerntochter voraussagt.[2] An Stelle der Finnin treten bei Mærþöll[3], im Märchen „Die Meerjungfrau“ [4] und im Märchen „Vom Königssohne, der seine Schwester erlöste“[5], drei blaugekleidete Frauen, von denen die letzte, die sich über irgend etwas erbost, eine Verwünschung ausspricht — ebenso wie ja auch bei Saxo Grammaticus[6] die letzte der drei weisen Frauen den jungen Prinzen mit dem Laster des Geizes belegt, und in der „Nornagests Saga“ [7] die jüngste Norne die Verwünschung auf den Knaben legt, dafs er nicht länger wie die gerade brennende Kerze leben solle, während es in der „Helgakviða“ [8] heifst, dafs bei der Geburt des jungen Helden die Nornen gekommen seien, um seine Schicksalsfäden zu knüpfen. — — —

Auch der Glaube, dafs Leute verzaubert sein könnten, jede neunte Nacht ihre Gestalt zu wechseln, mufs — wie die Zeitbestimmung der neunten Nacht verrät — schon sehr alten Datums sein. In der „Völsunga Saga“ [9] können Sigmundr und Sinfjötli jede neunte Nacht ihr Wärwolfsgewand ablegen, in der „Njáls Saga“ [10] wirft Skarpheðinn dem Flosi vor, er sei die Geliebte des Snæfellsáss und würde von ihm jede neunte Nacht in ein Weib verwandelt, und ebenso wird im heutigen Märchen[11] die Königstochter infolge des Fluches einer Norne jede neunte Nacht zur Seehexe, während „die zur Hündin verzauberte Königstochter“ [12] nur jede neunte Nacht ihre menschliche Gestalt zurückbekommen kann.

Bei jeder Verzauberung bleiben immer die Augen unverändert, berichtet uns das heutige Märchen[13], und auch das ist ein alter Glaube, der sich vielfach in der altisländischen Literatur belegen läfst. Ich erinnere hier nur an Loki in Friggs

1) a. a. O. cap. 10. 2) LX Was vom Schicksal bestimmt wird, ist nicht zu ändern. 3) XVII Der Fluch der Patin. 4) XIX. 5) XXXVIII. 6) VI 187. 7) F. A. S. I S. 265. 8) H H I Str. 2 ff. 9) F. A. S. I S. 98. 10) a. a. O. cap. 123. 11) XIX Die Meerjungfrau. 12) X. 13) z. B. I Der Riese im Bládalur, X Die zur Hündin verzauberte Königstochter.

Falkengewand, der vom Riesen Geirröðr trotz der Verzauberung an seinen Augen erkannt wird[1], und ferner an cap. 18 der „Laxdæla Saga“, wo die mit dem Sturm im Breiðifjörður kämpfenden Schiffer bei einem aufsergewöhnlich grofsen Seehunde Menschenaugen zu erkennen glauben. — — —

Wenn einer dauernd aus einer Verzauberung befreit werden soll, so mufs gleich nach der Entzauberung die am Boden liegende Haut verbrannt werden. Auf diese Weise befreien sich z. B. in der „Völsungasaga“ Sigmundr und Sinfjötli aus ihrer Wärwolfsverzauberung, und das gleiche wird ohne Ausnahme in all den neuisländischen Märchen beobachtet, in denen ein Verzauberter seine Menschengestalt wieder erhält.

Die Tarnkappe, die auch heute noch in den Märchen eine wichtige Rolle spielt[2], kann als Märchenrequisit schon auf ein respektables Alter zurückblicken, denn schon Perseus erhält nach der altgriechischen Erzählung ein solches Kleidungsstück, das unsichtbar macht, von drei Ungeheuern, die miteinander nur ein Auge und einen Zahn besitzen, zum Geschenk. Von den gleichen echt märchenhaften Persönlichkeiten empfängt er übrigens auch noch ein paar Flügelschuhe, die ihn durch die Luft tragen. — Das Fliegen durch die Luft, das Benfey als speziell indisch bezeichnet, ist ebenso wie die Tarnkappe also ein viel älteres Märchenmotiv wie die älteste indische Märchenliteratur, und selbstverständlich lassen sich Tücher, Betten etc., die ihren Besitzer durch die Luft tragen, wie im internationalen Märchenschatze, so auch in manch einem neuisländischen Märchen belegen.[3]

Einen Vergessenheitstrank gibt nach der Darstellung der „Völsungasaga“[4] Grimhildr dem jungen Sigurðr zu trinken, so dafs er die ferne Braut vergifst und um Guðrún freit. Den gleichen Trank kennt im Märchen „Der rollende Rindsmagen“[5] die böse Riesin, welche im Herzen des Königs die Stelle der verstorbenen Gattin einnehmen will, und auch Tístram[6] bekommt einen Vergessenheitstrank zu trinken, um die lichte Isól zu vergessen und die Tochter der bösen Königin zu heiraten.

---

1) Snorra Edda I S. 284. 2) z. B. IV Die zur Riesin verzauberte Königstochter, XL Die Bauerntochter Helga. 3) z. B. XXXII Die vergessene Braut, XLI Der von Riesinnen geraubte Königssohn etc. 4) F. A. S. I S. 135. 5) XI. 6) XXVII Die rechte Braut.

Einen Schlafdorn benutzt Gott Óðinn, um die ungehorsame Walküre in den Zauberschlaf zu versenken.[1] Auch er ist in den heutigen isländischen Märchen noch wohl bekannt, so z. B. versetzt Lupus[2] die Riesinnen durch einen Schlafdorn in tiefen Schlaf, oder Mærþölls treue Dienerin sticht ihn absichtlich dem jungen Könige so lose, dafs er bald wieder erwacht.[3]

Der Grofsvater des nordischen Nibelungenhelden, des Sigurðr Fáfnisbani, verdankt seine Geburt einem wundersamen Apfel, der von Óðinn seiner bis dahin kinderlosen Mutter gesandt worden war[4], Björn Hitdælakappi verfafst über seinen Feind Þórðr ein Spottgedicht, in dem er behauptet, dafs seine Mutter mit ihm schwanger geworden sei, nachdem sie einen Seefisch verspeist habe[5], und in zwei neuisländischen Märchen gewinnt eine kinderlose Königin durch das Verschlucken einer Forelle ein Kind.[6]

Unter den Besitztümern Þórs wird ein Kraftgürtel aufgezählt, der seine Körperkraft noch um die Hälfte vermehrte.[7] Wie der Gott nun auf Veranlassung Lokis zum Riesen Geirröðr ging, hatte er weder diesen Gürtel, noch seine Eisenhandschuhe, noch seinen Donnerkeil mitgenommen. Doch unterwegs hatte die Riesin Gríðr, bei der er übernachtete, Mitleid mit ihm und gab ihm ihren Kraftgürtel und ihre Krafthandschuhe, so dafs nun der Gott gegen alle Tücken seines Gegners sich wehren konnte.[8] In dem Märchen von der „zur Riesin verzauberten Königstochter“[9] ist es wiederum eine Riesin, die ihrem Schützling solche Krafthandschuhe leiht, während im Märchen vom „dankbaren Zwerge“[10] ein Zwerg diese Handschuhe verschenkt. Im Märchen „Rauðiboli“[11] mufs dann der Held sogar verschiedene Rüstungen anlegen, um mit jeder neuen Rüstung zu gröfserer Stärke zu gelangen.

Auch das wunderbare Schiff Skíðblaðnir, das Gott Freyr besafs[12], treffen wir in unseren heutigen Märchen wieder. Die

1) Sigrdrífumál Str. 4 Prosa 12/13. 2) XXIII Die drei Kostbarkeiten des Königs. 3) XVII Der Fluch der Patin. 4) F. A. S. I S. 89. 5) a. a. O. S. 51. 6) XVII Der Fluch der Patin, XVIII Kísa. 7) Snorra Edda I S. 90. 8) Snorra Edda I S. 286. 9) IV. 10) LIV. 11) VIII. 12) Snorra Edda I S. 140.

„kunstreichen Brüder“[1] bekommen z. B. beim Auszuge in die Welt von ihrer Mutter solch ein Wunderschiff mitgegeben, das beim Nichtgebrauche nur so grofs wie eine Nufsschale ist. Und das Schiff, das „Hans der Dummling“[2] von dem Zwerge als Lohn für die Rettung seines Kindes zum Geschenke erhält, ist wie ein Tuch zusammenzufalten und bequem in die Tasche zu stecken. Auf dem Wasser aber nimmt es jede gewünschte Gröfse an und fährt ebenso gut gegen den Wind wie mit dem Wind.

Nicht umsonst heifst die Heldin des Märchens „Der Fluch der Patin“[3] Mærþöll, denn ebenso wie ihre Namensschwester, die Göttin Freya, die ja auch Mardöll heifst, vermag sie goldene Tränen zu weinen. In der alten Skaldensprache wird das Gold ausdrücklich Mardallatár (die Tränen der Mardöll) genannt.[4] Auch der Vers, mit dem im neuisländischen Märchen die treue Dienerin ihre verzauberte Herrin herbeiruft, erinnert etwas an den Anfang des Liedes, in dem in der Sæmundar Edda die Göttin Freya die Hauptrolle spielt, nämlich an das „Hyndluljóð“:

Komi, komi Mærþöll,	Vaki mær meyja,
komi mín vina,	vaki mín vina,
komi ljósa mær	Hyndla systir,
á lynggötu.	er í helli býr.

Das weit verbreitete Märchen von „Gríshildur der guten“[5] hat das Schlufsmotiv mit der Erzählung von der „keuschen Königstochter Syritha“ gemeinsam, die Saxo Grammaticus uns augenscheinlich nach alten Liedern erzählt.[6] Gríshildur wie Syritha sollen bei der Scheinhochzeit des Geliebten dem Brautpaare die Kerze halten. Schon brennt ihnen diese auf den Fingern, doch in ihrem inneren Schmerze achten sie nicht der äufseren Pein. Endlich ruft der Geliebte ihnen zu, die Hand vor dem Verbrennen zu schützen — da trifft ihn zum ersten Male aus den Augen der keuschen Syritha ein Blick, während die geduldige Gríshildur antwortet „heifs brennt es mir auf den Fingern, doch noch heifser brennt mir im Herzen die Wunde“. In beiden Erzählungen hat dann die Scheinhochzeit ein Ende, und die Kerzenträgerin darf ins Brautbett steigen.

1) XLII. 2) LXXI. 3) XVII. 4) Snorra Edda I S. 402. 5) LVI. 6) VII 225.

Wenn Amlethus, der nach der Erzählung des Saxo Grammaticus[1] mit zwei Leuten seines Stiefvaters auf dem Wege zum Könige von England sich befindet, unterwegs die Runen, die ihm den Tod bringen sollen, heimlich abschabt und andere Runen, die ihm zur Heirat mit der Königstochter verhelfen, an ihre Stelle ritzt, so haben wir hier das Motiv von der Briefvertauschung[2] in seiner ursprünglichen Gestalt. Solch eine Änderung eines Briefes, der auf Wachs oder auf einen Holzstab geschnitten war, mag oft auch in Wirklichkeit vorgekommen sein[3] — wie aber später die Schrift auf Pergament oder Papier an die Stelle trat, war die Benutzung dieses Motivs eigentlich nicht mehr an seinem Platze.

Der „rollende Rindsmagen“[4] verzaubert den Speer, mit dem der junge König in der Wut nach ihm sticht, in der Weise, dafs der Speer am Rindsmagen und der König am Speer hängen bleibt und nun unbarmherzig durchs Gestrüpp, über steinige Felder, Sümpfe usw. geschleppt wird. Das gleiche Zauberkunststück finden wir schon in der Snorra Edda vom Riesen Þjazi erzählt[5], der den boshaften Loki an seine Stange festbannte und ihn so lange herumschleppte, bis er die Göttin Iðunn mit ihren Äpfeln auszuliefern versprach. Auch ein Festbannen an eine bestimmte Stelle, ein Motiv, das in allen Varianten des Märchens von der „vergessenen Braut“[6] zu finden ist, mufste sich Gott Loki schon gefallen lassen, als er auf einer seiner Abenteuerfahrten in Friggs Falkengewand dem Riesen Geirröðr einen Besuch abstattete.[7]

Im Märchen von der „ungetreuen Dienerin“[8] kommt der junge Held zuerst an einen Quell, der ihn krank macht und dann zu einem andern, durch dessen Genufs er wieder gesund wird. Mit dem Wasser aus dem ersten Quell bestraft er dann nachher die ungetreue Dienerin. Den gleichen Wundertrank kennen schon die Fornaldarsögur. In der „Þorsteins Saga Víkingssonar“[9] gibt die Unholdin Dís Kolsdóttir in der Gestalt einer schönen Jungfrau dem Helden Vikingr, der ihren Bruder im Zweikampfe

1) III 92/93. 2) LX Was vom Schicksal bestimmt wird, ist nicht zu ändern. 3) Vgl. auch Atlamál Str. 4 ff. 4) XI. 5) Snorra Edda I S. 210. 6) XXXII. 7) Snorra Edda I S. 284. 8) LIII. 9) F. A. S. II S. 63 ff.

tötete, einen Trank zu trinken, der ihn schwer krank macht. Er findet erst wieder Genesung, wie ein Zwerg ihm von der Zauberin das gleiche Trinkhorn stiehlt, in dessen anderem Ende der Heiltrank sich befindet.

„Nenn' du meinen Namen, wenn du dich in Not befindest", sagen im neuisländischen Märchen die Riesen oder Zwerge, die in einem solchen Falle ihren Schützlingen dann persönlich beistehen wollen,[1] und auch Gott Þórr kommt sofort herbei, wie die Götter dem Riesen Hrungnir gegenüber, der in seiner Trunkenheit anmafsend wird, sich nicht mehr zu helfen wissen und verzweiflungsvoll Þórs Namen aussprechen.[2] Bei Saxo Grammaticus[3] erscheint Craca bei der Nennung ihres Namens nicht persönlich, sondern sie hilft nur ihrem Stiefsohne dadurch, dafs bei einem nächtlichen Überfall ein Schild zu seiner Deckung herabfällt und ihn schützt. Auch das „mifsgestaltete Weiblein"[4] tritt bei der Nennung ihres Namens im neuisländischen Märchen nicht selbst in die Erscheinung, sondern es steht nur durch seine Zauberkünste seinem Schützlinge bei.

Das Märchen von der „vergessenen Braut"[5] weist in allen Varianten das Motiv auf, dafs das fliehende Brautpaar durch das Auswerfen von Gegenständen, die sogleich zu fast unüberwindlichen Hindernissen werden, sich vor den Verfolgern zu retten sucht. Dieses Motiv kennt auch schon Saxo Grammaticus, wenn er von den fliehenden Finnen erzählt,[6] sie hätten zuerst drei Steinchen, dann Schnee auf den Boden geworfen. Die drei Steinchen seien in den Augen der verfolgenden Schweden zu drei riesigen Bergen geworden, und der Schnee sei zu einem gewaltigen Wasserstrom angeschwollen, so dafs die Schweden durch diese Hindernisse zurückgeschreckt von der Verfolgung abgelassen hätten.

Das Motiv von dem Riesen, der durch kein Schwert zu verwunden ist,[7] war schon im angelsächsischen Epos „Beówulf", aus dem übrigens eine ganze Anzahl heute noch lebender

---

1) z. B. III Jóhanna, IV Die zur Riesin verzauberte Königstochter. 2) Snorra Edda I S. 272. 3) V 149. 4) XLVIII Vom Bauernsohn, der die Königin heiratete. 5) XXXII. 6) V 165. 7) z. B. III Jóhanna, VII Snati-Snati.

Märchenmotive sich belegen lassen, in die Literatur aufgenommen worden. Der Unhold Grendel, der in jeder Nacht in Heorot, der Halle König Hrôðgârs einbricht, um sich von dort einen der Gefolgsleute des Königs zum Fraſse zu holen, ist gerade durch seine Unverwundbarkeit ein so furchtbarer Gegner geworden. Auch an seiner Mutter gleitet nachher Beówulfs Waffe ab, bis er endlich der Riesin eigene Waffe entdeckt und sie nun mit dieser zu töten vermag. Weitere Belege, besonders für das letztgenannte Motiv, d. h. daſs ein Unhold nur durch ein bestimmtes Schwert zu töten ist, sind zahlreich aus der alten Literatur wie aus den neuisländischen Märchen anzuführen. Ich erinnere — um von den vielen Stellen nur einige herauszugreifen — aus der „Flóamannasaga“ [1] an Svartr járnhauss, den gewaltigen Wikinger, aus den Fornaldarsögur [2] an Hárekr járnhauss, aus Saxo Grammaticus [3] an Balderus, den Nebenbuhler des Hotherus, und aus den neuisländischen Märchen an das Märchen von dem „durch Riesinnen geraubten Königssohne“ [4] oder vom „Zauberlehrling“ [5] usw. usw. — — —

Ebenso wie uralte Sitten, Zaubergebräuche und Märchenmotive sind auch einzelne Gestalten der neuisländischen Volksmärchen schon in der alten Literatur zu belegen. Der Dummling des Märchens, der in seiner Jugend von allen verlacht und verachtet wird, finden wir in der altgermanischen Literatur schon im „Beówulf“, dem Helden des gleichnamigen angelsächsischen Epos, verherrlicht, denn von ihm heiſst es ausdrücklich,[6] daſs man ihn lange Zeit für träge und untüchtig hielt, bis er sich als echter Märchenheld erwies, der in seiner Hand allein die Kraft von dreiſsig Männern besaſs. Uffo, der Sohn des Dänenkönigs Wermundus, gilt in seiner Jugend gleichfalls für blödsinnig und träge, doch sowie durch den Übermut des Feindes schweres Unglück über sein Vaterland hereinzubrechen scheint, da wird er zum starken, kampfestüchtigen Helden.[7] Und auch Þetleifr ist in seiner Jugend ein echter Dummling, von dem ausdrücklich bemerkt wird, er habe sich hauptsächlich in der Küche in der Asche aufgehalten.[8]

1) a. a. O. cap. 15. 2) F. A. S. II S. 60 ff. 3) III 70. 4) XLI. 5) XLVI. 6) Beówulf V. 2184 ff. 7) Saxo Grammaticus IV 106 ff. 8) Þiðreks Saga cap. 111 ff.

Der zauberkundige Wikinger oder Riese Járnhauss[1], der in der alten Literatur oft als wilder Raufbold, Zauberer usw. eine Rolle spielt, lebt im heutigen Märchen als dreiköpfiger Riese Járnhauss weiter. Die furchtbaren Riesinnen, die nach Belieben die Gestalt lieblicher Jungfrauen annehmen können, die nach einer Heirat mit einem Menschen streben, und deren Nahrung nur aus Menschenfleisch besteht, sind ebenso gut den Fornaldarsögur[2] und Saxo Grammaticus[3] wie den heutigen Volksmärchen bekannt, und schon zur Zeit des Mönches Oddr — also am Ende des 12. Jahrhunderts — war es nach seiner Aussage eine Lieblingsbeschäftigung der Hirtenjungen, sich gegenseitig mit der Erzählung von Stiefmuttermärchen die Zeit zu vertreiben. — — — — Der gewaltsame Fürst, vor dessen Nachstellungen keine vornehme Jungfrau geschützt werden konnte[4], mag in den vorhistorischen Zeiten in Skandinavien gewifs ebenso gut schon gelebt haben, wie wir ihn aus historischer Zeit belegen können. Ich erinnere hier z. B. an Hákon Jarl, von dem Snorri Sturluson uns in der „Heimskringla“ ausführlich erzählt.[5]

Zu einer jungfräulichen Königin, die der Ehe sich so sehr abgeneigt zeigt, dafs sie alle ihre Freier tötet, wird nach dem Berichte des Saxo Grammaticus[6] Amlethus gesandt, um für den König von England bei ihr den Brautwerber zu spielen. Die Königin Sigríðr[7] von Schweden verlockt zuerst ihren Pflegebruder Haraldr zur Brautwerbung, dann läfst sie ihn und einen ihrer anderen königlichen Freier, die beide schwerberauscht im gleichen Zimmer schlafen, in der Nacht verbrennen. So pflege sie fremden Kleinkönigen gegenüber zu handeln, die es wagten, die Augen zu ihr zu erheben. Und auch die neuisländischen Märchen wissen von manch einer königlichen Jungfrau zu erzählen, die gleichfalls in sprödem Stolze ihrer Freier sich zu erwehren sucht.[8]

Der Kern der Siegfriedssage[9] besteht aus der Erzählung von einem ungeberdigen Knaben, der in der Wildnis zu einem ge-

1) z. B. F. A. S. II S. 60, Flóamannasaga cap. 15. 2) z. B. III S. 511. 3) z. B. I 21. 4) XLIX Die kluge Königstochter. 5) a. a. O. cap. 50 ff. 6) a. a. O. IV 101/2. 7) Heimskringla cap. 47. 8) z. B. XXI. 9) Symons „Heldensage“ Grundrifs² III S. 654/5.

waltigen Jüngling heranwächst, der dann durch sein treffliches Schwert eine Jungfrau aus der Gewalt eines Drachen oder Riesen erlöst, und der schliefslich durch Trug der Jungfrau wie des Schatzes beraubt wird. Dieses alte Märchen endet tragisch, während das moderne Märchen, zu dem hier im Isländischen das Märchen „Bjarndreingur“[1] gehört, mannigfache Versionen aufweist, um den für ein modernes Märchen obligatorischen glücklichen Schlufs zu finden.

In dem Märchen „Die kunstreichen Brüder“[2] wachsen sechs Brüder in völliger Weltabgeschiedenheit ohne allen Unterricht auf und gelten dann durch ihre Weltunkenntnis beim ersten Zusammentreffen mit Menschen für Narren. Ihre Ermordung des Ministers Rauður und ihr Auftreten am Hofe ihres königlichen Onkels, wo sie zum Gespött der Höflinge dienen, erinnert sehr an Parzival und sein erstes Erscheinen am Hofe des Königs Artus, dem ja auch ein Ritter des Hofes, Ritter Ither, zum Opfer fällt; doch eine Parallele zu dieser Episode kann ich bis jetzt im Altisländischen nicht nachweisen. Das neuisländische Märchen nimmt dann freilich eine ganz andere Erzählung, die wir dann schon aus sehr alter Zeit, nämlich aus dem „Beówulf“, belegen können, zur Fortsetzung auf. In jeder Neujahrsnacht wird nämlich dem Könige, zu dem die weltunerfahrenen Brüder, von denen jeder eine wunderbare Eigenschaft besitzt, gekommen sind, eine Tochter geraubt. Endlich halten in der kommenden Neujahrsnacht die kunstreichen Brüder Wache, und wie nun ein riesiger graubehaarter Arm sich ins Zimmer streckt, um die schlafende Königstochter zu ergreifen, wird dieser mit einem Zauberschwerte abgehauen. Unter furchtbarem Geheul verschwindet der unheimliche Gast, doch am anderen Tage wird durch das Verfolgen seiner blutigen Spur seine Wohnung von den kunstreichen Brüdern ausgekundschaftet und zuerst seine Frau oder Mutter oder sonst irgend welche Verwandte und dann er selbst getötet.

Gleichfalls im „Beówulf“ machen wir die Bekanntschaft der Königin Þrýðo, die so stolz war, dafs ein Mann sie nicht einmal ansehen durfte, ohne diesen Frevel mit dem Leben zu

---

1) XXV. 2) XLII.

büfsen. (Das gleiche Motiv findet sich übrigens nach Benfey[1] noch in einem böhmischen und mongolischen Märchen.) In den altenglischen „Vitæ Offæ“ hören wir jedoch von Þrýðo, der Gattin König Offa's, eine ganz andere Geschichte, eine Parallele zu dem Märchen vom „Vater, der seine eigene Tochter verfolgt“.[2] König Offa findet nämlich draufsen im Walde ein wunderschönes Mädchen dem Hungertode preisgegeben, da es sich gegen eine Heirat mit dem eigenen Vater gesträubt hatte. Der König heiratet nun die fremde Jungfrau, und wie er einmal auf Heerfahrt sich befindet, sendet er durch einen vertrauten Boten Briefe in die Heimat. Der Bote übernachtet jedoch, ohne es zu wissen, unterwegs im Hause des bösen Vaters. Dieser vertauscht nachts die Briefe, so dafs nun die Räte des Königs zu ihrer Bestürzung den Auftrag erhalten, die junge Königin samt ihren Kindern zu töten. Draufsen im Walde müssen nun die Kinder ihr Leben lassen, doch keiner der Knechte vermag den Mord der Königin auszuführen. Wie der König nun heimkehrt und das Geschehene vernimmt, ist er untröstlich und irrt im Walde umher. Hier findet er schliefslich durch die Hilfe eines Einsiedlers seine Gattin wieder, und auch die Kinder werden durch den frommen Alten wieder zum Leben erweckt.

Auch Refr, der Sohn Rennirs, von dem uns die „Gautreks-Saga“[3] erzählt, gehört zu den Dummlingen des Märchens. Er macht es umgekehrt wie „Hans im Glück,“[4] denn er bekommt für seinen Wetzstein einen Goldring, für diesen ein wohlausgerüstetes Schiff etc., während der moderne Märchenheld sein kostbares Eigentum gegen immer Minderwertigeres vertauscht, bis er endlich den Wetzstein oder wie hier im Isländischen ein paar Schuhnadeln auch noch verliert. Der Schlufs des Märchens in der „Gautreks-Saga“ stimmt mit dem Schlusse vom „gestiefelten Kater“ überein, denn wie dort der Kater, so erwirbt hier der Jarl Neri durch listige Vorwände für seinen Schützling ein Königreich. Das Thema vom „gestiefelten Kater“ konnte ich im Neuisländischen bisher übrigens nicht nachweisen. — — —

1) Pantschatantra I S. XXIV/V. 2) II, XXXI. 3) F. A. S. III S. 21 ff. 4) CII Der gute Tausch.

Illugi Gríðarfóstri[1] wird von der Riesin Gríðr, in deren Gewalt er sich befindet, mehrmals mit dem Tode bedroht, doch kaltblütig meint er, mehr wie einmal könne ja doch kein Mensch sterben. Diese Furchtlosigkeit rettet ihm das Leben und erlöst zugleich die Riesin Gríðr aus ihrer schweren Verzauberung, in die sie durch ihre böse Stiefmutter geraten war. Auch im neuisländischen Märchen müssen „Kolur im Nipufjall“ und der „Riese im Bládalur“[2] sowie die Riesin „Blákápa“[3] jeden Menschen töten, der irgendwelche Furcht vor dem Tode zeigt. Auch hier meint der Held, einmal müsse ja doch jeder Mensch sterben und rettet durch diese Furchtlosigkeit sein Leben — ihre Erlösung finden im neuisländischen Märchen die Verzauberten freilich erst dann, wie sie in der Brautnacht zu den Füßen des Brautpaares schlafen. — — —

Ein furchtloser Bursche spielt auch in einem anderen neuisländischen Märchen[4] die Hauptrolle. Nachdem er bei verschiedenen Gelegenheiten durch seine Furchtlosigkeit über ein Gespenst Meister geworden ist, kommt er zu einer Anzahl von Höhlenbewohnern, die ihn zu ihrer Bedienung bei sich aufnehmen. Er entdeckt nun in der Nacht, daß die Feinde seiner Herren von einer Elbenfrau durch eine Salbe in jeder Nacht, nachdem sie am Tage erschlagen worden sind, wieder aufs neue belebt werden, so daß ohne seine Dazwischenkunft zwischen beiden Parteien ein ewiger Kampf stattfinden würde, wie in der Schlacht auf dem Wülpensande, von dem die deutsche „Hildensage“ berichtet oder wie im „Hjaðningavíg“ der Snorra Edda[5] oder wie im Kampfe auf Hithinsö, von dem Saxo Grammaticus erzählt.[6]

In dem Märchen „Die Burg östlich vom Mond und südlich von der Sonne“[7] werden von einem Königssohne drei Jungfrauen, die in Schwanengewändern durch die Luft geflogen kommen, heimlich beobachtet, und durch die Wegnahme ihres Schwanengewandes wird die jüngste derselben zum Bleiben und schließlich zur Heirat gezwungen. Sowie sie jedoch ihres Schwanengewandes wieder habhaft werden kann, entflieht sie

1) F. A. S. III S. 509 ff. 2) I Der verzauberte Riese. 3) II. 4) CVI Von dem Burschen, der sich vor nichts fürchtete. 5) a. a. O. I S. 434. 6) a. a. O. V 160. 7) L.

dem Gatten, geradeso wie ja auch die junge Alvitr, die unter den gleichen Verhältnissen wohl einst die Ehe mit Völundr geschlossen hatte, nach kurzer Ehe ihren Gatten im Stiche läfst.[1] — — Im heutigen Märchen sucht der Held die Entflohene durch die ganze Welt, fragt bei den Vögeln des Himmels und den Winden nach ihr, bis er dann endlich sie wiederfindet und mit ihr vereinigt wird. In der alten „Völundarkviða" ist jedoch dieser Teil des Märchens ausgelassen, dafür ist dann ein anderes Märchen, das ich im Neuisländischen nicht belegen kann, mit dem ersten Thema verschmolzen worden.[2] In den Wanderungen des Helden, um die entflohene Gattin zu suchen, haben wir übrigens ein männliches Seitenstück zu den Wanderungen der verlassenen Gattin, jenem alten Volksmärchen, das schon Apulejus in seinen Roman „Der goldene Esel" hineinverwob, und das wohl auch in die altisländische Mythologie überging. Denn die Göttin Freya, die goldene Tränen weinend in den mannigfaltigsten Verkleidungen ihren entflohenen Gatten durch die ganze Welt sucht[3], ist wohl keine andere als die Heldin des alten Volksmärchens. Auch im Neuisländischen haben wir dieses Märchen in der Erzählung „Der zum Hund verzauberte Königssohn"[4], während eine Variante dieses Märchens augenscheinlich das Thema behandelt, das Saxo Grammaticus mit der keuschen Jungfrau Syritha verbunden hat[5], wenigstens hilft auch im modernen Märchen wie nach Saxos Darstellung der Königstochter bei den Aufgaben, die eine Hexe ihr stellt, ein Mann, der freilich im modernen Märchen nicht nur einen Blick, sondern auch einen Kufs zum Lohn für seine Hilfe verlangt.[6]

Die Figur des Brjám[7], der sich blödsinnig stellt, um von den Mördern seines Vaters verschont zu werden und nachher Rache an ihnen nehmen zu können, finden wir in der „Svarfdæla Saga"[8] in der Figur des Karl Karlsson und ferner vor allem in der Figur des bekannten Dänenprinzen Amlethus, von dem uns Saxo Grammaticus erzählt.[9] Auch der moderne is-

1) Völundarkviða. 2) vgl. Niedner, Z. f. d. Altertum Bd. 33. 3) Snorra Edda I S. 114. 4) VI. 5) a. a. O. VII 225. 6) vgl. auch XX Dordingull. 7) CXXI Brjám, der Narr. 8) a. a. O. S. 72 ff. 9) a. a. O. III 88 ff.

ländische Märchenheld gibt scheinbar törichte Antworten, auch er schnitzt kleine Holzpflöckchen, an denen er Eisenspitzen befestigt, und auch er wird ausgelacht, wie er auf Befragen erklärt, er wolle mit diesen Holzpflöckchen für den Mord des Vaters Rache nehmen. Während aber Prinz Amlethus diese Pflöckchen benutzt, um mit ihnen ein grofses Netz an den Wänden zu befestigen, in dem alle seine Feinde gefangen und verbrannt werden, nagelt Brjám — da das heutige Märchen mit diesen Holzpflöckchen nichts Rechtes mehr anzufangen wufste — während eines Gastmahles die Gewänder seiner Feinde an den Sitzen fest und läfst sie nachher im Rausche sich gegenseitig umbringen.

Im „Gróttasöngr“[1] wird von einer wundersamen Mühle berichtet, auf der zwei Riesenmädchen, Menja und Fenja, dem Könige Fróði Glück und Frieden und ungezählte Reichtümer mahlen müssen. Doch habgierig gönnt ihnen der König bei der Arbeit nur so lange Ruhe, wie der Kuckuck schweigt oder ein Lied dauert, und nun mahlen die erzürnten Riesinnen ihm ein gewaltiges Feindesheer, das ihn völlig vernichtet. Doch auch der glückliche Sieger, der Seekönig Mysingr, weifs die Riesenmädchen mit ihrer Wundermühle nicht richtig zu behandeln. Sie müssen ihm auf hohem Meere Salz mahlen, und da sie mit dem Mahlen nicht aufhören dürfen, so versinken die Schiffe unter der Salzlast und alle ertrinken. Das Meer aber ist seit der Zeit salzig. — Das neuisländische Märchen[2] hat dieses Thema in ein bäuerliches Milieu gebracht. Statt der Abstrakta — Glück und Frieden — mahlt die Mühle, die nun vom Teufel geschenkt wurde, ganz konkrete Dinge wie gute Mahlzeiten, Gold etc. Der erste Besitzer gelangt durch sie nach Verdienst zu Glück und Wohlstand, während ihr zweiter Besitzer, der habgierige Bruder, zur Strafe die Teufelsmühle auf hohem Meere beim Salzmahlen nicht zum Stillstand zu bringen vermag und darum jämmerlich ertrinken mufs.

In dem Märchen „Rósald und Geirald“[3] haben wir gleichfalls ein Thema, das schon in der altgermanischen Literatur verschiedentlich behandelt wurde. Ebenso wie die Helden des

1) Snorra Edda I S. 374. 2) XCI Die Teufelsmühle. 3) LII.

neuisländischen Märchens tauschen in der „Göngu-Hrólfs Saga“[1] Hrólfr und Vilhjálmr ihre Rollen miteinander, und alle Heldentaten Hrólfs nimmt der feige Vilhjálmr für sich in Anspruch. Auch zwischen Gunnar und Sigurðr in der isländischen Behandlung der Nibelungensage, sowie im deutschen Nibelungenliede findet solch ein Rollentausch statt, in allen Fällen zu dem Zwecke, durch die Kraft und die Geschicklichkeit des einen für den Schwächeren oder Ungeschickteren eine Jungfrau zu gewinnen.

Dies sind in kurzem die Zusammenstellungen, die sich mir bei den Märchenvergleichungen aus meiner bisherigen Kenntnis der altgermanischen und vor allem der altisländischen Literatur ergaben. Daſs sich diese Belege um ein Bedeutendes vermehren lassen, wenn ich in bezug auf Märchen, Märchengestalten und Märchenmotive die gesamte altgermanische Literatur einer besonderen ausführlichen Untersuchung unterziehe (ich behalte mir diese Untersuchung als nächste Arbeit vor), wird mir wohl jeder, der die betreffende Literatur kennt, zugestehen. Aber selbst schon die bisherigen Zusammenstellungen dürften bei der nachgewiesenen konservativen Natur des Märchens genügen, um Benfeys Ausspruch „durch ihre innere Vortrefflichkeit scheinen die indischen Märchen alles, was etwa Ähnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existiert hatte, absorbiert zu haben“ für ungültig zu erklären. Denn die altgermanische Literatur, in die sich alle diese heute noch lebenden Märchen und Märchenmotive finden, reicht in die Zeit vor der indischen Märcheneinwanderung zurück, da sie eine Literatur ist, die im allgemeinen namenlos aufzeichnete, was in der Volksüberlieferung lebte. Und wenn hier ein Schriftsteller, wie z. B. Snorri Sturluson in der Edda oder Saxo Grammaticus als selbständige Persönlichkeit uns entgegentritt, so folgt auch er[2] dem Beispiele der übrigen und erzählt in Prosa oder in Versbruchstücken oder in lateinischen Versen die ihm wörtlich oder inhaltlich bekannten alten Lieder. Daſs diese Lieder aber wenigstens ihrem Inhalte nach viele Jahrhunderte vor diesen Aufzeichnungen zurück-

1) F. A. S. III S. 168 ff. 2) vgl. Saxo Grammaticus.

liegen, das beweist uns deutlich der „Béowulf“, der ja auch schon auf alten Liedern beruht und dessen Abfassung in seiner jetzigen Gestalt wir nach der Mitte des 7. Jahrhunderts ansetzen müssen.[1] Hier im „Béowulf“ fanden wir schon aufser den beiden, den Inhalt des Gedichtes bildenden Märchenthemata (d. h. Béowulfs Kampf mit Grendel und dessen Mutter, sowie Béowulfs Kampf gegen den Drachen), die immer wieder in der alten Literatur erscheinen und die bis heute als Volksmärchen leben, noch eine ganze Reihe von Märchen, auf die im Epos mit kurzen Worten angespielt wird. Der Inhalt des „Béowulf“ unterscheidet sich aber in keiner Weise von dem Inhalte der Erzählungen in den Fornaldarsögur, bei Saxo Grammaticus etc., denn hier wie dort haben wir Kämpfe mit Riesen, Drachen und Ungeheuern, Verzauberungen etc., so dafs wir, wenn wir für die Märchen des „Béowulf“ eine indische Heimat ablehnen müssen, auch in betreff der übrigen Märchen und Märchenmotive, die in der altgermanischen Literatur sich weiter belegen lassen, uns auf den gleichen Standpunkt stellen müssen. Wann und wo diese Märchen entstanden, ist dann eine Frage, die wir wohl nie werden beantworten können, da ihre Entstehungszeit — ich erinnere hier an die Hildebrandssage[2] und das Siegfriedmärchen[3] — oft in eine Zeit zurückreichen mag, in die der Menschengeist nicht vordringen kann. Speziell die Märchen mit all ihren wunderbaren Geschehnissen reichen vielleicht noch in die Zeit, da die junge Menschheit sich noch im ersten Kindheitszustande befand und von ihr alle Naturobjekte als beseelte und belebte Wesen aufgefafst wurden, und wo die Märchen, wie heute noch für unsere Kinder, die erste Form der Erzählungen waren, mit denen der müfsige Geist der jungen Menschheit sich beschäftigte, um in dieser Beschäftigung ein neues Lustgefühl zu empfinden.

Wenn wir aber schon für eine ganze Anzahl von Märchen solch hohes Alter nachweisen können, so haben wir auch den übrigen gegenüber kein Recht, mit Sicherheit in historischer Zeit ihre Entstehung in Indien zu proklamieren. Wir müssen in betreff

1) vgl. Wülker, Grundrifs zur Geschichte der angelsächsischen Literatur S. 306. 2) vgl. Grundrifs[2] II S. 80. 3) Leo, Die altarische Grundlage des Nibelungenliedes, Z. f. d. Mythologie Bd. I.

des Ursprungs aller Märchen dann zu dem Schlusse kommen, den schon vor mehr als fünfzehn Jahren Lang in seinem Buche „Myth, Ritual and Religion“ auf Grund des altägyptischen Märchens von „den beiden Brüdern“[1], das ums Jahr 1300 v. Chr. niedergeschrieben ist, und das heute noch sowohl als vollständiges Märchen wie in einzelnen Märchenmotiven in der lebendigen Volksüberlieferung lebt, gezogen hat[2]: „The antiquity of märchen by the Nile-side touches geological time, if we agree with M. Maspero that Bitiou is a form of Osiris, that is, that the Osiris myth may have been developed ont of the Bitiou märchen.[3] The Osiris myth is as old as the Egypt we know, and the story of Bitiou may be either the detritus or the germ of the myth. This gives it a dateless antiquity; and with this märchen the kindred and allied märchen establish a claim to enormous age. But it is quite impossible to say when these tales were first invented. We cannot argue that the cradle of a story is the place where it first received literary form. We know not whence the Egyptians came to Nile-side; we know not whether they brought the story with them, or found it among some nameless earlier people, fugitives from Kôr, perhaps, or anywhere else. We know not whether the remote ancestors of modern peoples, African, or European, or Asiatic, who now possess forms of the tale borrowed it from a people more ancient than Egypt, or from Egypt herself. These questions are at present insoluble. We only know for certain that, when we find anywhere any one of the numerous incidents of the story of The Two Brothers, we can be certain that their original home was not historic India. There is also the presumption that, if we knew more of the tales of ancient Egypt, we could as definitely refuse to regard historic India as the cradle of many other märchen.“ — — Auch auf die ausführlichen Untersuchungen Bédiers[4], der sich vor allem mit der gleichfalls proklamierten indischen Heimat der altfranzösischen Fabliaux beschäftigt, und der durch diese Untersuchungen

---

1) Mannhardt, Das älteste Märchen, Z. f. d. Mythologie Bd. IV. 2) a. a. O. II S. 310 ff. 3) Maspero, Contes populaires de l'Égypte ancienne, Paris 1882, S. 17. 4) Les Fabliaux, Paris 1893.

zum Gegner der indischen Theorie wird, sei an dieser Stelle noch hingewiesen. Am Schlusse dieser Untersuchungen, deren Resultalt ist, dafs von 150 altfranzösischen Fabliaux nur 11 auch in älteren orientalischen Sammlungen zu belegen sind, ohne dafs selbst diese 11 Erzählungen in ihrer orientalischen Fassung Anspruch auf gröfsere Logik und feinere Motivierung machen dürften, kommt auch Bédier zu folgender Überzeugung[1]: „Je crois que l'immense majorité des contes merveilleux, des fabliaux, des fables (tous ceux pour qui les théories générales sont bâties) — sont nés en des lieux divers, en des temps divers, á jamais indéterminables." — — —

Wenn ich also in betreff der Frage nach der Heimat der Volksmärchen gleich Lang und Bédier infolge der vorhergehenden Untersuchung nur zu der negativen Überzeugung komme, dafs wir diese Heimat nicht kennen und nie kennen werden — — gegen Benfeys Überschätzung des Einflusses, den die Literatur auf die Volksüberlieferung ausübt, wendet sich Steinthal u. a. mit folgenden scharfen Worten[2]: „Wenn Benfey Quellen sucht, so sucht er eigentlich breite und weite Ströme, aus denen geschöpft, abgeleitet wird. Wir verstehen unter Quelle etwas anderes, sogar etwas unterirdisches, sehr verstecktes. Wenn dagegen Benfey eine Entdeckung von Quellen hofft, so meint er, jemand werde in das Land kommen, das von den gesuchten Strömen durchschnitten wird; aber er spottet der Zumutung, dafs man in die Tiefe bohren müsse — eine Tiefe, in der nicht geschrieben wird" — — so scheinen die Arbeiten der vergleichenden Märchenforschung, die sich ja zugestandenermafsen die Eruierung der Heimat der Volksmärchen zum Ziel setzten, eigentlich überflüssig zu sein.

Doch nur das Ziel braucht verändert zu werden, um gleichwohl diesen Arbeiten Wert zu verleihen, und da brauchen wir zurückschauend nur daran zu denken, dafs schon einmal die vergleichende Märchenforschung ein anderes Ziel als die Ermittelung der Heimat der Märchen vor Augen hatte. Im Beginne der Märchenforschung sah sie in fast jedem Märchen

---

1) a. a. O. S. 248. 2) Steinthal, Mythos, Sage, Märchen, Legende, Erzählung, Fabel, Z. f. Völkerpsychologie Bd. XVII S. 123.

einen verblafsten arischen Mythos und sucht nun von dieser Anschauung aus die Märchen auf ihn zurückzuführen, ein Bemühen, das oft zu äufserst phantastischen Deutungen und gewagten Hypothesen — die griechischen Märchen von Hahn bieten hierfür manch ein Beispiel — Veranlassung gab. — — Was den Arbeiten der vergleichenden Märchenforschung auch fernerhin Wert verleihen würde, das wäre der Versuch zu zeigen, wie aus dem Märchenschatze eines Volkes auch ein Bild seines inneren Wesens sich abstrahieren läfst, da nicht das meist primitive Thema, das vielen Völkern gemeinsam sein kann, die Bedeutung eines Märchens ausmacht, sondern die eigentümliche Form, die seiner Individualität entsprechend jedes Volk zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise dem primitiven Thema zu gebensucht.

Schauen wir uns z.B. ein weitverbreitetes internationales Märchen an, welche Gestalt es im Isländischen bekommt. Das Thema, das ich hier wähle, handelt von dem Übereinkommen zwischen einem Herrn und einem Diener, dafs derjenige, der mit dem andern unzufrieden ist und dies zugesteht, irgend eine schwere körperliche Strafe (Verlust an Nase, Ohr oder Augen, Lähmung oder sogar den Tod) sich gefallen lassen mufs."[1] In dieser Form ist das Märchen im Oriente wie im Occidente aufserordentlich verbreitet, und bei fast allen Völkern wird auch erzählt, dafs ein oder zwei Brüder des Helden vorher von dem Herrn die verabredete Strafe erlitten, bis ihm endlich durch den Helden selbst seine Bosheit gründlich heimgezahlt wurde. — — — Und wie wird dieses Thema nun auf Island behandelt? — — An die Stelle der Riesen und riesigen Zauberer, an deren Vorhandensein in den Zeiten der Fornaldarsögur das Volk zum grofsen Teile wohl noch glaubte, sind im heutigen Island die Útilegumenn, die Geächteten, getreten, deren tatsächliche Existenz nach den Zeugnissen der Volkssagen vor ca. 50 Jahren wohl nur wenige bezweifelten. Diese Útilegimenn haben Zug um Zug die Erbschaft der Riesen übernommen, auch sie sind von übernatürlicher Kraft und Gröfse, fressen Menschen, sind in Zauberei bewandert usw. Wenn ein fremdes Thema also ein echt isländisches Gepräge bekommen soll, so

1) vgl. Cosquin II S. 50 ff.

mufs es heute auf Island an Útilegumenn geknüpft werden, während es früher mit Riesen in Verbindung gebracht werden mufste. Das Märchen[1] beginnt wie fast jede Útilegumannasaga damit, dafs einem Bauern eine Anzahl Schafe im Herbste von den Gebirgsweiden fehlen, und dafs sich einer der Söhne aufmacht, um sie zu suchen. Der Bursche kommt nicht wieder, und da im folgenden Herbste wieder Schafe fehlen, geht der zweite Sohn auf die Suche. Doch auch von ihm wird nichts weiter gesehen noch gehört. Im dritten Herbste macht sich nun der Jüngste, der Dummling, trotz des Widerspruchs des Vaters auf den Weg. Er kommt nun in einem einsamen Gebirgstale an eine Hütte und bittet hier den Hausherrn um Aufnahme für den Winter. Diese Bitte wird ihm unter den aus den internationalen Märchen bekannten Bedingungen gewährt, und nun beginnt das eigentliche Thema, dafs sich nach dieser Einleitung in einem echt isländischen Milieu abspielt. Doch auch jetzt wieder nimmt das Thema im Isländischen dadurch seine eigene Entwicklung, dafs der Held mit der Tochter des Bauern ein Verhältnis anfängt — von Liebe ist bei diesen in den Útilegumannasögur fast stereotypen Verhältnissen äufserst selten die Rede, ebenso wie auch in den isländischen Märchen die Liebe kaum eine Rolle spielt — und dafs nach der Ermordung des Bauern und seiner bösartigen Verwandtschaft die Bauerntochter ohne alle Skrupeln den Mörder ihres Vaters heiratet.

Ebenso wie dieses Thema durch die Verknüpfung mit den Útilegumenn und durch die Einfügung eines meist rein körperlichen Liebesverhältnisses dem isländischen Geschmacke sich anpafste und aktuell wurde, so gibt es auch andere Themata, die erst durch die Verlegung in ein alltäglich bäuerliches Milieu zu grofser Beliebtheit gelangen. Ich will hier z. B. nur auf das Märchen „Die verwünschte Elbenkönigin“[2] hinweisen. In einem Manuskripte der Landesbibliothek fand ich ein Märchen von einem alten König, der durch den Angriff eines fremden Wikingerkönigs Land und Leben verlor. Der Sieger herrschte nun an seiner Stelle. Er liefs in jedem Jahre den bei ihm

1) CXXIII Hvekkur. 2) LXXXV.

sich aufhaltenden Wintergast am ersten Sommertage töten, da dieser ihm nicht über seine Person etwas zu sagen vermochte, was niemand sonst wufste. Endlich entdeckt ein Wintergast, dafs der König eigentlich eine verwünschte Elbenkönigin ist und die Weihnachtszeit im Elbenreiche zubringt. Da er als Beweis für diese Entdeckung einen Goldring vorzeigen kann, den das jüngste Kind der Elbenkönigin verloren hatte, so behält er am ersten Sommertage nicht nur das Leben, sondern er wird sogar zum König ernannt, während der bisherige vermeintliche König nun erlöst ist und als Elbenkönigin in ihr Reich zurückkehren kann. Zu diesem hier kurz skizzierten Thema finden sich nun bei Jón Árnason allein vier Varianten, die Zug um Zug die Erzählung ihrer märchenhaften Bestandteile entkleiden, bis endlich eine Bauerngeschichte herauskommt, die bei dem heute vielfach auf Island noch herrschenden Elbenglauben[1] als eine wahre Geschichte gelten könnte: Eine Bauernmagd stiehlt sich immer am Tage vor Weihnachten heimlich fort, ohne dafs man weifs, wohin sie gegangen ist. Ein Knecht folgt ihr einst unbemerkt, nimmt mit ihr an einem reichen Gastmahle bei den Elben teil und steckt hier vor dem Weggange eine grofse Hammelrippe heimlich zu sich. Am andern Tage ist der Bauer mit seinem Gesinde beim Weihnachtsmahle. Voller Stolz hebt er eine Hammelrippe in die Höhe und fragt seine Leute, ob sie schon je solch eine grofse Rippe gesehen hätten. Triumphierend bringt der Knecht seine von den Elben gestohlene Rippe zum Vorschein, die Magd wirft ihm einen wütenden Blick zu und verschwindet von da an spurlos.

Einige Märchenkategorieen wird man unter den neuisländischen Märchen vergeblich suchen, nämlich sowohl die Märchen, die in kindlichem Tone von Kindern erzählen, sowie die Tiermärchen. Und auch das ist in den isländischen Verhältnissen durchaus begründet. Auf der Polarinsel, wo die Wohnungsverhältnisse meist sehr eng und beschränkt sind, leben die Kinder vielfach in einem einzigen Raume Tag und Nacht mit den Erwachsenen zusammen. Sie nehmen schon in zartem Alter an ihren Arbeiten und Sorgen, aber ebenso auch

1) vgl. die Einleitung von Jón Þorkelssons Þjóðsögur.

an ihren Unterhaltungen teil, und wie sie dadurch schon in äufserst jungen Jahren ein Verständnis für die Sagen, Schwänke und Märchen bekommen, mit denen die Erwachsenen sich die Zeit vertreiben, so geht ihnen andererseits der Geschmack an kindlich erzählten Kindermärchen gänzlich verloren. Märchen wie unser deutsches „Brüderchen und Schwesterchen", „Rotkäppchen", „Hänsel und Gretel" etc. würden für Island meiner Ansicht nach ganz undenkbar sein.

Aus den gleichen Lebensbedingungen heraus ist auch der Mangel an Tiermärchen auf Island zu erklären. Die Leute sind meist zu arm, um irgend ein Tier zum Vergnügen sich halten zu können, aber auch für die zur Lebenshaltung notwendigen Haustiere findet sich in den enggebauten Gehöften kein Platz. Die Schafe und Pferde, sowie die nicht sehr zahlreichen Kühe werden den langen Winter hindurch meist in abseits gelegenen Erdställen untergebracht, in den kurzen Sommermonaten schweifen die grofsen Schafherden ungehindert in den weiten Einöden der Gebirge umher, während Kühe und Pferde sich auf den mit Erdwällen abgeschlossenen Weideplätzen umhertummeln. Zu keiner Zeit aber gibt es auf Island ein enges Zusammenwohnen von Mensch und Tier, das im Herzen des Menschen Liebe zu den Tieren und Interesse für sie, und das in den Tieren dankbare Anhänglichkeit zu erwecken vermöchte. Das mangelnde Interesse für Tiere geht in den isländischen Märchen sogar so weit, dafs in den seltenen Fällen, in denen dankbare Tiere eine Rolle spielen, es von ihnen mit Ausnahme eines einzigen Märchens[1] immer heifst, es seien verzauberte Menschen gewesen. Bezeichnend ist für diesen Mangel an Interesse für die Tiere auch das Märchen von „der Frau, die das Butterfafs leer naschte".[2] Auf den Fær-oern und in Norwegen sind die handelnden Personen Fuchs und Bär, in Deutschland Katze und Maus oder Fuchs und Hahn, in Schleswig-Holstein, Lothringen und Griechenland Fuchs und Wolf, kurzum, in allen übrigen Ländern Tiere. Nur in Island mufsten diese Tiere zu Menschen umgeschaffen werden, damit das Märchen überhaupt sich einzubürgern vermochte. — —

1) XXXVII. 2) XCVI.

Neben den Riesen- und Unholden-Märchen, die unter den Märchen einen grofsen Raum einnehmen, scheint sich besonders der Märchenschwank auf der Polarinsel einer freundlichen Pflege zu erfreuen. Auf dem Boden, auf dem wilde, ungeheuerliche Phantasieen von Riesen, Zauberern und den Helden einer grofsen Vorzeit sich kräftig entwickelten, wo aber für die zarte Poesie der Liebe, des Kinder- und Tierlebens kein Fleckchen zum Gedeihen sich findet, dort vermag ein derber, echt volkstümlicher Humor ein fruchtbares Erdreich sich zu verschaffen. Die Phantasie erhält in den langen Winternächten und den wildbrausenden Stürmen stets neue Nahrung, und auch der Humor, der für Augenblicke wenigstens das Leben zu verklären versteht, wird einer freundlichen Pflege sicher sein — das Gemüt aber gedeiht nur schlecht bei kargem Boden, wenig Sonnenschein und einem freudenarmen Dasein. — — — Aus diesen Bedingungen hat der neuisländische Märchenschatz sein Gepräge bekommen, das — nach meiner Erfahrung wenigstens — durchaus charakteristisch ist für die Bewohner der Polarinsel. Die isländischen Märchen werden dem Märchenforscher wie dem Altertumsfreunde eine reiche Quelle bieten und mancherlei Anregung gewähren können — ein lieber Freund zu allen Zeiten, wie unsere gemütvollen deutschen Volksmärchen es sind, werden sie dem Märchenfreunde wohl nie werden. Aber ob nicht in diesem Mangel an Gemütsleben und Herzenswärme und dem Reichtume an wilder Phantasie und derbem Humor das isländische Märchen — wie ja in so vielem Andern sich alte Sitte und Anschauungen auf der lange Jahrhunderte von fast allem Verkehr abgeschnittenen Polarinsel sich erhalten haben — das Gepräge der rauhen Vorzeit trägt, in der die Leidenschaften wild und üppig wucherten, das zarte Pflänzlein Gemüt aber noch nicht gedeihen konnte, das ist eine Frage, die einer Sammlung aller altisländischen Märchen vielleicht auch noch zu lösen übrig bleibt.

I. Der verzauberte Riese.

1. Kolur im Nipufjall.

Lbs. 536, 4to. Von Páll Pálsson in Árkvörn nach der Erzählung der alten Frau Guðríður Eyolfsdóttir 1863/4 niedergeschrieben.

Tritill Laeralitill, ein Bauernjunge, kommt immer in ein Königreich zur schönen Prinzessin Ingibjörg. Der König wird darüber böse und sagt dem Knaben, dafs er ihn in drei Jahren töten würde, wenn er ihm nicht bis dahin mitteilen könne, was er nun gerade denke. — Tritill geht zu seinen Eltern, die nicht weit vom Königreich in einer Hütte wohnen und erzählt ihnen das Geschehene. Er bittet um Proviant und neue Schuhe, denn er wolle den weisen Riesen Kolur im Nipufjall aufsuchen und um Rat fragen. Schweren Herzens lassen die Eltern ihn ziehen. Spät am Abend kommt er in ein Bauerngehöft zu zwei alten Brüdern. Er erhält hier Nachtquartier und erzählt sein Vorhaben. Sie raten ihm sehr davon ab, denn Kolur sei der schlimmste Riese, den man sich denken könne, und noch keiner sei lebend ihm entkommen. Da Tritill trotzdem auf seinem Plane beharrt, bitten sie ihn beim Abschied, Kolur von ihnen zu grüfsen und ihn zu fragen, wer ihnen eigentlich immer die Schafe wegstähle. In der folgenden Nacht wohnt Tritill bei einer armen Frau. Auch sie rät ihm vergeblich von seinem Vorhaben ab. Sie läfst dann den Riesen fragen, wohin die zehn Schlüssel an einem Ringe gekommen seien, die sie vor drei Jahren verloren habe. Am dritten Abend kommt er zu einer Witwe. Diese möchte gern wissen, woher es komme, dafs nun schon drei Männer in der Brautnacht von ihr gestohlen seien. Zum Abschied schenkt die Frau dem Knaben eine grofse Axt und sagt, die müsse er haben, um sich Stufen in den steilen Felsen zu hauen. Sonst käme er gar nicht zur Höhle des Riesen hinauf. Tritill kommt

nun endlich an den Nipufjall, klettert hinauf, geht in die Höhle und verbirgt sich unter einem grofsen Bett. Spät abends kommt der Riese von der Jagd heim. Er riecht gleich, dafs ein Mensch da ist und fordert diesen auf, nur sogleich hervorzukommen. Wie Tritill daraufhin unter dem Bett hervorkriecht, sagt Kolur, er wolle ihn sogleich töten. Der Knabe erklärt, er habe nichts dagegen, denn deswegen sei er ja gekommen. Er habe nur noch im Auftrage anderer vorher drei Fragen an ihn zu richten. Kolur will ihm die Antworten lieber am folgenden Morgen geben — bis dahin dürfe er am Leben bleiben. Ob er in der Nacht auf dem Boden oder mit ihm in seinem Bette schlafen wolle? Tritill wählt das letztere und schläft in Gemütsruhe die ganze Nacht hindurch. Am anderen Morgen führt der Riese ihn hinaus und sagt, jetzt wolle er ihn töten. Tritill läfst sich geduldig auf den Boden legen und bittet, ihm nun auch den Kopf gleich abzuschlagen. Da lacht der Riese und erklärt, solch ein tapferer Kerl sei ihm noch nicht vorgekommen. Die anderen hätte alle solche Angst vor dem Tode gehabt — zum Lohne wolle er ihn jetzt leben lassen. Nun legt ihm Tritill die Fragen vor, die der König ihm gestellt hatte. Kolur sagt, der König habe sich gedacht, der Bauernsohn würde vielleicht einmal sein Schwiegersohn werden. Wenn nun der König die Wahrheit dieser Aussage leugnen wolle, so solle Tritill drohen, ihn zu ermorden. Dann würde er sie wohl zugestehen. — Mit den drei Männern der Witwe habe es folgende Bewandnis: Eine riesenhafte Unholdin sei im Gehöfte versteckt, und diese hole sich allemal in der Hochzeitsnacht den jungen Ehemann, um ihn zu verspeisen. Die Schlüssel an dem Ringe würde die Frau in der nördlichen Ecke des Heugartens wiederfinden, wo sie einmal mit einem herumziehenden Manne geschlafen habe. Und was den Schafdiebstahl anbeträfe, so wäre ein Bruder der Dieb des anderen. — Hierauf gibt Kolur dem Knaben ein Horn und sagt, er solle daraus trinken, wenn er sich in höchster Not befinde. Ferner gibt er ihm einen Speer und rät ihm, mit ihm den König zu durchbohren, falls dieser nicht die Wahrheit eingestehen wolle. Nun bringt Kolur seinen Gast noch ein Stück Weges. Beim Abschied bittet er ihn dringend, ihn zur Hochzeit zu laden,

wenn er die Königstochter Ingibjörg heiraten würde. — — Wie Tritill zur Witwe kommt, ist diese gerade im Begriff, ihren vierten Mann zu ehelichen. Auf ihre Bitte nimmt er am Hochzeitsfeste teil und legt sich in der Nacht in eine dicke Tierhaut gehüllt vor das Bett des jungen Ehepaares. Wie um Mitternacht alle schlafen, hört er die furchtbare Riesin kommen. Ehe er sie ergreift, trinkt er schnell aus dem Horne. Dann wirft er seine Tierhaut über sie und schleppt sie aus dem Gehöft heraus. Draufsen steht schon ein Kessel mit einem Messer, den die Unholdin für ihr Opfer bereit gestellt hatte. Tritill schneidet ihr den Hals durch, läfst Holz und Feuer herbeiholen und verbrennt die Riesin. Am anderen Morgen belohnt ihm die Frau seine Heldentat mit vielem Gelde. Der zweiten Frau weist er nun an, wo sie die Schlüssel wiederfinden wird, und den Brüdern sagt er, dafs sie sich immer gegenseitig bestohlen hätten. Darüber werden sie auf einander so wütend, dafs einer den andern tot schlägt. Tritill nimmt all ihre Kostbarkeiten an sich und geht nun ins Königreich. Der König leugnet zuerst die Richtigkeit der Antwort. Als ihm aber Tritill den Speer auf die Brust setzt und ihn zu erstechen droht, gibt er die Wahrheit zu. Der Knabe wird nun in allen ritterlichen Künsten unterrichtet. Nachdem er durch seine Tüchtigkeit sich Ruhm und Ansehen erworben hat, soll die Hochzeit mit der Königstochter Ingibjörg gefeiert werden. Seines Versprechens eingedenk ladet Tritill zum Feste auch Kolur ein. Wie der Riese kommt, sind alle ganz erschrocken über ihn. Aber Tritill läfst ihn an seiner Seite sitzen und ihm eine Unmenge Speisen und Getränke vorsetzen. Zur Belohnung für seine guten Ratschläge bittet sich der Riese aus, in der ersten Nacht mit Ingibjörg im gleichen Bette schlafen zu dürfen. Tritill geht darauf ein, und auch die Prinzessin gestattet es schliefslich, da der Riese schwört, sie nicht zu berühren. Aufserdem soll Tritill die ganze Nacht mit einem Licht und einem Schwerte Wache stehen. In der Nacht sieht nun Tritill, dafs eine Riesenhaut am Boden liegt und ein schöner Königssohn im Bette sich befindet. Er verbrennt die Haut und beträufelt den Schlafenden mit Wein, bis er erwacht. Nun dankt dieser dem jungen Paare für seine Erlösung — die

von Tritill getötete Riesin habe ihn einst in diese Verzauberung hineingewünscht. Er habe jeden ermorden müssen, der seinen Tod gefürchtet hätte.

2. Das Märchen vom Riesen im Bládalur.

Lbs. 537, 4to.

Hier ist der Held, namens Sigurður, der Sohn eines abgedankten Ministers des Königs. Am ersten Sommertage soll er dem Könige sagen, was dieser sich gedacht habe. Der Vater rät ihm, den Riesen im Bládalur aufzusuchen, um von ihm die Gedanken des Königs zu erfahren. Auch hier werden unterwegs noch drei weitere Fragen an den Riesen gestellt. Zwei Bauern wollen wissen, wer ihnen in der Neujahrsnacht immer alles Silber stiehlt und eine Witwe, wo ihre Schlüssel sich befinden. Alle drei Personen versprechen dem Sigurður 100 Reichstaler für die Antwort. Wie der Knabe in die Wohnung des Riesen kommt, macht er alles hübsch sauber und bereitet das Abendbrot. Während er noch am Feuer steht, kommt eine weiſse Hündin herein, die freundlich an ihm emporspringt und ihm die Hände leckt. Auch der Riese begrüſst ihn herzlich, läſst ihn am Abendessen teilnehmen und nachts in seinem Bett schlafen. Am andern Morgen steht er aber mit geschwungener Axt vor ihm und will ihn töten. Sigurður meint, einmal müsse man ja doch sterben — ihm sei gleichgültig, wann das sei. Weil der Knabe nun so gar keine Angst zeigt, wird ihm das Leben geschenkt. Den Winter hindurch bleibt er beim Riesen und wird von ihm in allen ritterlichen Künsten unterrichtet. Zum Abschied schenkt er ihm ein Pferd, das in Kampfesnot ebensogut wie ein Mensch kämpfen kann. Die Antworten, die er den Bauern, der Witwe und dem Könige zu überbringen hat, sind die gleichen, wie in dem vorhergehenden Märchen. Wenn der König die Wahrheit nicht gestehen will, so verspricht der Riese zur Hilfe zu kommen. Wie Sigurður sich verabschiedet, küſst er sogar die Hündin, die er sehr lieb gewonnen hat. Sie habe Menschenaugen im Kopfe, meint er. — Als der König die Wahrheit der Antwort leugnet, bricht durch die Wände eine solche

Wasserflut, dafs der König beinahe ertrinkt. Ehe Sigurður jedoch Ingibjörg heiratet, soll er zum Beweise seiner Tapferkeit noch gegen die 18 Mohren des Königs kämpfen. Diese sind aber so furchtbar stark und wild, dafs sie immer in festem Gewahrsam gehalten werden müssen. Sigurður tötet neun von ihnen, das Pferd die anderen neun. In der Hochzeitsnacht legt sich der Riese mit der Hündin zu den Füfsen des jungen Paares. Am andern Morgen liegen dort der Königssohn Hringur und seine Schwester Hildur. — Sigurður hilft Hringur sein Königreich wieder zu erobern, dessen sich ein Feind mittlerweile bemächtigt hat. Auf Vorschlag Sigurðurs, der von Anfang an ein Schwert zwischen sich und seine Gemahlin gelegt hatte, heiratet Hringur die schöne Ingibjörg und Sigurður die Königstochter Hildur.

In den zur Vergleichung herangezogenen Märchensammlungen findet sich kein Märchen, das der isländischen Fassung völlig entspricht. Bei Asbj. (5) (Rige Per Kraemmer S. 18 ff.) ist durch Briefvertauschung der arme Junge mit der Tochter des reichen Mannes schon verheiratet. Er wird nun vom Schwiegervater fortgeschickt, um vom Drachen af Dybenfart drei Schwanzfedern zu holen. Bei Grundtv. (12) (Drømmene I S. 131 ff.) soll der arme Hans, der um die Tochter des reichen Per Larsen freit, diese bekommen, wenn er vorher ans Ende der Welt reist. Grimm (165) (Der Vogel Greif II S. 232 ff.), sowie Suterm. (19) (Vogel Gryf S. 52 ff.) erzählen im Beginne des Märchens, wie der Held durch Äpfel die kranke Königstochter gesund macht etc. Dann wird in beiden Märchen der Jüngling zum Vogel Greif geschickt, um dem Könige eine Feder aus dessen Schwanz zu holen. Gelingt es ihm, so darf er die Prinzessin heiraten. In allen diesen Märchen bekommt der Jüngling unterwegs noch eine Reihe von Fragen mitgegeben. Nur bei Asbj. ist auch die Rede von den Schlüsseln, die eine Frau (hier sogar eine Königin) verloren hat, als sie der Liebe sich hingab. In den übrigen drei Märchen werden andere Fragen gestellt wie im Isländischen.

Dafs demjenigen, der eine besonders hervorragende Persönlichkeit aufsucht, Fragen an diese mitgegeben werden, ist ein Zug, der sich auch noch in anderen Märchen wiederfindet.

Benf. I S. 395 ist die Rede von einem Brahmanen, der auf dem Wege zu einem weisen Könige ist, um von diesem gerichtet zu werden. Bei Bas. (4. Tag, 8. Märchen, II S. 96 ff.) geht die Schwester zur Mutter der Zeit, die ihr sagen soll, wie sie ihre Brüder zu erlösen vermag. In dem Märchen „von dem Teufel mit den drei goldenen Haaren“ bei Grimm (I 29, S. 112 ff.) wandert der Jüngling zum Teufel, und das gleiche Ziel hat der arme Bauer auch bei Schneller (34) (Die drei Steinwürfe S. 92 ff.). Gonz. (I 47, S. 310 ff.) ist hingegen der einfältig fromme Bursche auf der Fahrt nach Rom, um von einem Christusbilde die versprochene Belohnung zu holen. Köhler verweist in den Anmerkungen zu den sizilianischen Märchen auch noch auf ein armenisches Märchen, das in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1866, S. 732 sich findet.

Dem Isländischen eigentümlich scheint der Zug zu sein, dafs der aufgesuchte Riese jeden tötet, der seinen Tod fürchtet. Das gleiche Motiv findet sich auch in dem folgenden Märchen Blákápa, und in Illugi Gridarfóstri wird auf die unglückliche Königstochter Signý der gleiche Fluch gelegt (FASN III S. 510 ff.).

Während in vielen isländischen und internationalen Märchen das Motiv sich findet, dafs dreimaliges Trinken aus einer Flasche die Kraft erhöht, ist unserm Märchen in seiner ersten Fassung eigentümlich, dafs dem Helden eine Flasche mitgegeben wird, aus der er trinken soll, wenn er sich in Not sieht. Den gleichen Zug bietet im Isländischen noch eine Erzählung aus den Utilegumannasögur (Árn. II S. 279). Der Bote des Bischofs von Skálholt, der in die Gewalt der Waldmänner geraten ist, trinkt aus der Flasche, die er für diesen Fall vom Bischof mitbekommen hat. Danach ist er im stande, seine Feinde zu überwinden.

Bemerkenswert ist in der zweiten Fassung des Märchens der Ausspruch Sigurðurs, dafs die Hündin Menschenaugen habe. Wie Maurer (S. 316) in einer Anmerkung hervorhebt, war es schon altheidnischer Glaube, dafs alle Verzauberungen das menschliche Auge unverändert liefsen (z. B. Skáldskaparmál c. 18, S. 284; Laxdaela c. 18). In den neuisländischen Märchen findet sich dieser Zug noch in dem Märchen von der „zur Hündin verzauberten Königstochter“ und in dem Märchen von den „zwölf Rindern“.

In einer grofsen Anzahl isländischer Märchen (z. B. Snati-Snati, Rauðiboli, Die Maus und die Spinne etc.) bekommt der verzauberte Mensch seine Gestalt wieder, wenn er in der Hochzeitsnacht zu den Füfsen des jungen Paares schläft, und zu diesen gehört auch die zweite Fassung unseres Märchens. Wenn sich in der ersten Fassung der Riese jedoch zur Belohnung ausbedingt, dafs er eine Nacht hindurch im gleichen Bette mit der Königstochter schlafen dürfe, so findet diese Art der Entzauberung auch noch in vielen anderen isländischen Märchen ihre Parallelen z. B. in Blákápa, im „rollenden Rindsmagen", Lúsahöttur, Kísa etc.

II. Blákápa.

Lbs. 533, 4to.

Ein König hat drei Töchter, von denen die jüngste Blákápa heifst. Wie diese 16 Jahre alt ist, freit ein Königssohn um sie. Doch der Vater verweigert sie ihm und gibt ihm die älteste Tochter zur Ehe. Nun spricht der Königssohn den Fluch aus, Blákápa solle zur furchtbaren Riesin werden und so lange an jedem ersten Sommertage ihre Dienerinnen töten, bis sich eine finde, die den Tod nicht fürchte.

Die älteste Schwester der verzauberten Prinzessin lebt sehr unglücklich mit ihrem Manne, denn dieser ist kein Königssohn, sondern ein Unhold. Sie hat eine Tochter, namens Hildur. Als diese 15 Jahre alt geworden ist, fühlt die Mutter ihr Ende nahen. Sie warnt ihre Tochter vor dem eigenen Vater, da dieser sie nach ihrem Tode heiraten wolle. Nach dem Rate der sterbenden Mutter flieht Hildur zur Riesin Blákápa. Sie dient ihr bis zum ersten Sommertage, und wie dann die Riesin sie zu ermorden droht, zeigt sie keine Furcht vor dem bevorstehenden Tode. — — Hildur heiratet nun den Bruder ihrer Mutter, nachdem dieser ihr vorher versprochen hatte, ohne ihre Zustimmung keinen Wintergast anzunehmen. Dieses Versprechen wird dann später vom Könige gebrochen. Als die Königin ein Kind gebären soll, kann nur der Wintergast (der in Wahrheit

ihr eigener Vater ist) ihr Hilfe leisten. Sie bringt einen Knaben zur Welt. Durch Gesang schläfert der Wintergast die übrigen Frauen ein und legt unter Hildurs Zunge Schweigegold. Dann schneidet er dem Knaben einen Finger ab, steckt ihn der Mutter in den Mund und legt das blutige Messer daneben. Das Kind wirft er darauf zum Fenster hinaus, wo es von Blákápa, die den Vorgang beobachtet hat, unbemerkt aufgefangen wird. — Hildur soll nun als Menschenfresserin verbrannt werden. Wie sie schon auf dem Scheiterhaufen sitzt, kommt die Riesin Blákápa, die sie befreit und mit sich fortnimmt. — Der Wintergast wird nun des Königs Minister. Nach Jahren verirren sich die beiden einmal auf der Jagd. Sie kommen in die Höhle der Blákápa. Hier mufs der Minister seine Lebensgeschichte erzählen, und zur Strafe wird er dann in einen Kessel mit kochendem Wasser geworfen. Der König kehrt mit Hildur zum Hofe zurück, während der Knabe bei der Riesin bleibt. Wie dieser in der Nacht bei ihr schläft, wird aus der Riesin wieder eine Königstochter.

Hier haben wir die Verschmelzung von zwei verschiedenen Märchen. Zuerst handelt es sich um die Königstochter, die nur dann erlöst werden kann, wenn ihre Dienerin trotz aller Drohungen den Tod nicht fürchtet. Sowie der Fluch, ihre Dienerinnen töten zu müssen, von Blákápa genommen ist, greift die Erzählung ein neues Thema auf, d. h. die Verfolgung der unglücklichen Königin durch ihren eigenen Vater. Dieses Thema werde ich später in dem Märchen vom bösen Vater (No. XXXI) ausführlich behandeln. Es findet sich im Isländischen übrigens verschiedentlich verwandt, um ein Märchen noch länger auszuspinnen, z. B. Árn. II S. 399 ff., in dem Märchen von Lauphöfða (Lbs. 438, 4 to.) etc. In dem letztgenannten Märchen heifst die Riesin, die sich der unglücklichen Königin zuerst annimmt, gleichfalls Blákápa. Aber von deren späteren Erlösung ist dann nicht die Rede. Blákápa bietet der Königin, die einen Winter hindurch bei ihr wohnt, beim Scheiden an, sich aus ihrem Besitztum irgend etwas auszuwählen. Sie wählt nun für sich eine andere Riesin, die einen Korb auf dem Kopfe trägt und deshalb Lauphöfða genannt wird. Diese ist dann die verzauberte Prinzessin. — —

In einem Märchen, dessen Anfang mir in Island Steingrímur Thorsteinsson erzählte, dessen Ende er sich aber leider nicht mehr entsinnen konnte, war das hilfreiche Wesen, das sich eines armen Mädchens annahm, gleichfalls Blákápa genannt. Es spielte in dem Märchen-Bruchstücke ziemlich die Rolle unserer Frau Holle. Der Name Blákápa findet sich auch in dem nächstfolgenden Märchen „von der zur Riesin verzauberten Königstochter“ für die Schwester der guten Stiefmutter, die dem Prinzen bei der Lösung seiner Aufgaben hilft. Bei Árn. (II S. 92) heifst in den Volkssagen eine Riesin, über die aber nichts Sonderliches berichtet wird, auch Blákápa. Nach Maurer (S. 284) nennen sich die drei hochgewachsenen Frauen, die der kinderlosen Königin zu einem Kinde verhelfen, und die nachher die Patenschaft übernehmen, gleichfalls Blákápur, d. h. Blauröcke. Zu bemerken ist hier noch, dafs von den Elbenfrauen im Isländischen immer erzählt wird, dafs sie blau gekleidet seien. —

III. Jóhanna.

Lbs. 434, 4to. Guðmundur Jónsson von Minna-Haf hörte dieses Märchen im Jahre 1882 von einem Manne aus der Þingeyar-sýsla.

Ein Königspaar hatte eine einzige Tochter, namens Jóhanna. Die war so schön und gut, dafs nirgends ihresgleichen zu finden war. Nicht weit vom Schlosse wohnte in seiner Hütte mit seiner Frau und zwei Söhnen ein armer Mann, der Hörður hiefs. Die Königstochter spielte, so lange sie klein war, oft mit den Knaben, denn der älteste, Léttfeti, war ebenso alt wie sie, und der zweite, Snarfari, war nur ein Jahr jünger. Der ältere der Brüder glich ganz seinem Vater, der grofs und häfslich und aufserdem von solcher Gemütsbeschaffenheit war, dafs die meisten Leute nicht gern etwas mit ihm zu tun hatten. Der jüngere war jedoch schön und freundlich, gerade so wie die Mutter, die einst wegen ihrer Schönheit weit und breit bekannt war.

Als Jóhanna ihr zwölftes Jahr erreicht hatte und zur blühenden Jungfrau herangereift war, erkrankte der König sehr schwer. Frau und Tochter safsen Tag und Nacht an

seinem Bette, aber immer hoffnungsloser wurde sein Zustand. In ihrer Verzweiflung schickt die Königin ihre Tochter zu Hörður, ob er nicht noch Hilfe wisse. Wie Jóhanna zur Hütte kommt, wird sie vom Alten recht unfreundlich empfangen. Auf ihre flehentliche Bitte hin bestellt er sie anf den anderen Morgen wieder zu sich und verspricht, bis dahin nach Hilfe sich umzuschauen. Am anderen Tage wird das Mädchen von ihm an den See gesandt, der an der einen Seite der Königshalle sich befindet. Hier solle sie sich in einen Nachen setzen, der am Ufer liege, und diesen loslösen. Er würde dann von selbst mit ihr zu einem Holme fahren, wo ein heilkundiger Zwerg wohne. Wenn dieser verspräche, ihren Vater zu retten, so sei alles gewonnen. Jóhanna führt getreulich die Weisungen des Alten aus. Wie sie zum Zwerge kommt, erfährt sie jedoch von diesem gleichfalls einen höchst unfreundlichen Empfang. Der König habe ihn einst aus seinem Heim unter den waldbewachsenen Felsen verjagt, so dafs er nun auf dem einsamen Holme wohnen müsse. Jetzt habe er sicher keine Lust, ihm auch noch das Leben zu retten. — Ratlos bleibt Jóhanna stehen, und schliefslich setzt sie sich an einen Bach und weint bitterlich. Nicht lange dauert's, so kommt ein kleines Mädchen, um Wasser zu holen, und auch dieses ist in Tränen. Jóhanna fragt mitleidig, was ihr fehle. Die Kleine erzählt, ein Messer und einen Gürtel verloren zu haben, die sie von der Mutter geliehen bekommen hätte. Jóhanna schenkt ihr sogleich ihr eigenes Messer und ihren eigenen Gürtel, beides kostbare Schmucksachen. Strahlend läuft die Kleine davon. Nach kurzer Zeit kommt eine Frau zu Jóhanna und dankt ihr für die Gaben, die sie ihrem Kinde geschenkt habe. Sie selbst könne ihr nichts zum Entgelt geben, aber wenn der Zwerg, ihr Mann, nach Hause käme, so solle sie schon ihren Lohn empfangen. Das Mädchen geht nun mit der Frau ins Haus, wird von ihr nach besten Kräften bewirtet und schläft in der Nacht mit der Tochter im gleichen Zimmer. Erst gegen Morgen kann sie jedoch einschlafen. Da scheint ihr im Traume, als versuche ein furchtbarer Unhold, sich neben sie zu legen. Sie kämpft mit allen Kräften gegen ihn. Wie er sie nicht besiegen kann, wird er wütend und verflucht sie. Sie solle am Tage

zum scheufslichsten Ungeheuer werden, in jeder Nacht solle ein riesiger, zottiger Hund bei ihr schlafen und ihr keine Ruhe lassen. — — Endlich erwacht Jóhanna. Der Zwerg ist mittlerweile heimgekommen und gibt ihr nun ein Mittel, das ihren Vater zu retten vermag. Zugleich sagt er aber auch, dafs er den Zauber nicht aufzuheben vermöge, den im Traume der Unhold über sie ausgesprochen habe. Der einzige, der ihr vielleicht helfen könne, sei Hörður. Sie solle ihm vom Zwerge Gold bringen, und dann würde er wohl willig werden, denn er sei ja sein Pflegesohn. Wenn sie aber einst in grofser Not sei, so solle sie seinen Namen rufen — dann würde er zur Rettung herbeieilen. — — Jóhanna dankt dem Zwerge für seine Wohltaten und eilt nach Hause. Sowie der Vater das Mittel bekommt, ist er wieder gesund und frisch. Das Königspaar ist totunglücklich über den Fluch, der ihre Tochter betroffen hat, und Jóhanna sucht selbst noch Hörður auf, um ihn um Rettung anzuflehen. Der Alte verspricht zu tun, was in seinen Kräften stehe. Aber er habe nur wenig Hoffnung, denn der Riese, der sie verzaubert habe, sei der schlimmste Unhold weit und breit. — — Nun vergeht einige Zeit. Die Königstochter ist verschwunden, und an ihrer Stelle lebt ein furchtbares Ungeheuer im Schlosse. Der König läfst nun im ganzen Lanze bekannt machen, dafs derjenige, der seine Tochter vom Zauber erlösen könne, sie zur Gemahlin bekommen solle. Als Hörður dies hört, sagt er zu seinen Söhnen: „Nun ist es an der Zeit, seine Manneskraft zu zeigen“. Snarfari, der jüngere Sohn, erklärt darauf sogleich, dafs er sich aufmachen wolle, um das Mädchen zu befreien. Der Alte will lieber den ältesten Sohn fahren lassen, gibt aber schliefslich nach unter der Bedingung, dafs er nach drei Tagen Léttfeti senden würde, wenn bis dahin Snarfari nicht zurückgekehrt sei. Hörður schickt nun seinen Sohn zuerst zu seinem Bruder Hálfdan, der draufsen tief im Walde wohnt. Als Wahrzeichen sendet er ihm einen Ring und läfst ihn bitten, Snarfari nach besten Kräften beizustehen. Hálfdan nimmt den Neffen freundlich auf, aber auch er rät dringend von dem Vorhaben ab. Da jedoch der Jüngling sich nicht zurückhalten läfst, so schickt er ihn zum dritten Bruder Úlfur, der wieder eine Tagereise weiter draufsen im Walde wohnt

Dieser Oheim, der gleichfalls sich erst alle Mühe gibt, den Neffen vom Wagestück zurückzuhalten, entläfst ihn am anderen Morgen mit genauen Anweisungen, wie er sich zu verhalten habe. Es seien im ganzen sieben Riesen, ein altes Weib mit vier Töchtern und zwei Söhnen, mit denen er zu kämpfen haben werde. Der älteste Sohn habe sich der Königstochter bemächtigen wollen, um sie zu heiraten. Aber er habe sich nicht ins Haus des Zwerges hineinwagen können und habe darum aus Rache den schweren Zauber auf Jóhanna gelegt. — — Snarfari geht nun den Weisungen Úlfurs gemäfs zur Höhle und kommt gerade dorthin, als die Unholde fort sind, um sich am Bache zu waschen. Er versteckt sich in ein Erdhaus, das unter dem Bette der Alten sich befindet. Hier wird er auch nicht von ihr gefunden, trotzdem sie bei der Rückkehr sogleich riecht, dafs ein Mensch da sein mufs. Als gegen Sonnenaufgang die ganze Riesengesellschaft endlich eingeschlafen ist, zündet Snarfari vor der Höhle einen grofsen Scheiterhaufen an, um sie drinnen zu ersticken. Aber durch Ungeschicklichkeit macht er Lärm, alle erwachen, und die Alte stürzt sich gleich auf ihn, während die übrigen das Feuer löschen. Snarfari wird nun in eine schwere Eisenkiste gesteckt und soll beim nächsten Festmahle verspeist werden. — — Als nach drei Tagen der Sohn nicht heimgekehrt ist, sendet Hörður Léttfeti aus. Auch dieser findet bei den Oheimen freundliche Aufnahme, erhält von ihnen genaue Anweisungen und zugleich das Versprechen, dafs sie ihm zu Hilfe kommen würden, sowie er ihre Namen rufe. Léttfeti gelangt gleichfalls in Abwesenheit der Riesen zur Höhle, befreit seinen Bruder und legt fünf Haarkämme, die Ulfur ihm gegeben hatte, in die fünf äufsersten Betten, in denen die vier Töchter und der jüngste Sohn schlafen. Dann versteckt er sich mit Snarfari im Erdhause. Die Alte riecht bei ihrer Rückkehr gleich, dafs ein Mensch da ist. Sie eilt mit ihrem ältesten Sohne ins Erdhaus, und während die Brüder mit ihnen kämpfen, rufen sie gegen die anderen Unholde die Oheime zur Hilfe. Durch Ulfurs Zauberschwert, das noch von Harðhaus hinn eldgamli stammt, kann der älteste Sohn getötet werden. An der Alten gleiten aber alle Schwerter ab, so dafs Léttfeti nichts anderes übrig bleibt, als ihren Kopf an dem Felsen zu



zerschmettern. Die ganze Riesengesellschaft wird nun verbrannt, und alle Kostbarkeiten nehmen die Sieger aus der Höhle mit sich. — — — Eine der Töchter ist jedoch im Kampfgetümmel entflohen und eilt zur Königshalle, um sich an Jóhanna zu rächen. Mit dem Tode der Alten war gerade von dieser zur Freude aller der entsetzliche Zauber gewichen. Da kommt ein furchtbarer Unhold in die Halle und geht geradewegs auf Jóhanna los. In ihrer Todesangst ruft sie den Zwerg, und gleich steht er vor ihr. Er wirft der Riesin ein Sandpulver in die Augen, so dafs sie heulend aus der Halle entflieht und sich in den See stürzt. — — — Nun kommen die Brüder herbei, ein Freudenfest wird gefeiert, und Léttfeti erhält zum Lohne die Königstochter.

Zu diesem Märchen weifs ich in den zur Vergleichung herangezogenen Sammlungen keinerlei Parallelen anzugeben. Nur einige der in ihm verwandten Motive lassen sich auch in anderen Märchen noch nachweisen.

Der Zwerg, der für das Geschenk, das seinem Kinde gemacht wird, sich dankbar zeigt, kommt noch einmal im Märchen vom „dankbaren Zwerge“ und im „Märchen von der Bauerntochter Helga“ vor. In dem letztgenannten Märchen verspricht dann gleichfalls der Zwerg, der Heldin zu Hilfe zu kommen, sowie sie in der Not seinen Namen nennt, ebenso wie ja auch die Oheime bei der Nennung ihres Namens zur Verteidigung ihrer Neffen erscheinen. Was die fünf Haarkämme, die in die Betten der Riesinnen gelegt werden, bedeuten sollen, geht aus dem Märchen nicht hervor. Hier ist entweder in unserer Erzählung eine Lücke, oder aber es hat sich aus einem anderen Märchen irgend ein Motiv eingeschlichen, das man nun nicht recht zu benutzen wufste. Dafs einzelne Riesen nur durch ein bestimmtes Zauberschwert getötet werden können, oder dafs an ihnen jedes Schwert abgleitet, ist ein in den Märchen oft wiederkehrender Zug. Er findet sich auch schon in den Sagen aus altgermanischer Zeit. Der Unhold Grendel, den Béowulf bekämpft, kann mit dem Schwerte nicht getötet werden, und auch an seiner furchtbaren Mutter gleitet die Waffe des Helden ab. Erst ihr eigenes Schwert, das an der Wand hängt, gibt ihr den Todesstofs.

IV. Die zur Riesin verzauberte Königstochter.

Maurer 312—14 nach einem Manuskripte aus der Arnamagnaeana.
(A. M. 602 4to.)

Ein König trauert mit seinem Sohne Sigurður lange dem Tode seiner Gattin nach. Wie er einst auf der Jagd ist, zieht eine schwere Wolke herauf. Diese kommt rasch auf ihn zu, und aus ihr tritt eine schöne Frau, die sich Himinbjörg nennt. Dem Könige gefällt die Fremde so gut, daſs er sie heiratet. Sigurður kann sich jedoch noch immer nicht über den Tod seiner Mutter trösten und liegt Tag und Nacht auf ihrem Grabe. Einmal ist er dort eingeschlafen. Da sieht er mit zornigem Antlitz im Traum seine verstorbene Mutter auf sich zukommen. Sie schilt ihn, daſs er Tag und Nacht auf ihrem Grabe liege und ihr lästig falle. Darum lege sie den Fluch auf ihn, daſs er keine Ruhe mehr finden solle, bis er eine Königstochter erlöst habe, die in die Gestalt einer Riesin verzaubert sei. Da Sigurður sich nicht zu raten weiſs, sucht er Hilfe bei seiner Stiefmutter Himinbjörg. Diese weist ihn an ihre Schwester Bláκápa, gibt ihm ein Knäuel, das ihm den Weg zeigt und rät ihm dringend, allen denen Gutes zu tun, denen er unterwegs begegnen sollte. Zuerst sieht Sigurður auf der Reise, wie 49 Raben einen einzigen Raben angreifen, um ihn aus seinem Loch zu vertreiben. Schnell haut er so viele Löcher, wie Raben sind, in den Felsen und setzt den schon halbtoten Raben gleich in das erste Loch. Darauf bieten ihm die Raben dankbar ihre Hilfe an, wenn er ihrer bedürfe. Das gleiche Erlebnis hat er dann mit 50 Möven und weiter mit 50 Tauben. Endlich kommt er zur Schwester der Stiefmutter Bláкápa. Diese erzählt ihm, daſs ein Riesenkönig in der Nähe eine Tochter namens Ingigérdr gehabt habe. Nach dem Tode seiner ersten Frau habe er sich mit einer Unholdin verheiratet, und diese habe auf die Königstochter mit ihren achtzehn dienenden Jungfrauen den Fluch gelegt, daſs sie alle zu Unholdinnen werden, den Vater ermorden und das Reich zerstören sollten. Um die Prinzessin zu entzaubern, muſs Sigurður drei Aufgaben lösen. Zuerst muſs er ein Brettspiel von zwei Zwergen holen. Um dies zu können, gibt ihm Bláкápa eine Tarnkappe. Als

zweite Aufgabe soll er die fünfte Säule unter dem Glasdache in einer bestimmten Königshalle umwerfen. Durch einen Schlag mit ihrem Stabe öffnet ihm Blákápa die Halle. Dann leiht sie ihm Handschuhe, die ihn so stark machen, dafs er die Säulen herauszureifsen vermag, obgleich er vorher nicht einmal im stande war, sie zu bewegen. — Die dritte Arbeit besteht darin, dafs er einen Ochsen schlachtet, dessen Blut über das Tischtuch der Riesin laufen läfst, darauf das Tuch wäscht, die Hörner glättet und die Haut gerbt. Alles dieses bringt Sigurður mit Hilfe seiner dankbaren Vögel zustande. Sowie die Riesin auch diese Arbeit vollendet sieht, fällt sie mit all den Ihrigen in Ohnmacht und erhält ihre frühere Gestalt wieder. Zugleich werden auch alle die Vögel, die Verwandte der Königstochter waren, zu Menschen umgewandelt. Nun machen sich alle zusammen auf zum Königreiche von Sigurðurs Vater. Sie kommen gerade noch zur rechten Zeit, um Himinbjörg vom Scheiterhaufen zu befreien, da man ihr die Schuld am Verschwinden des Königssohnes beigemessen hatte.

Bemerkenswert in diesem Märchen ist die Art, wie der verwitwete König zu seiner zweiten Gattin gelangt. In allen übrigen isländischen Märchen wird sonst immer erzählt, dafs die Boten des Königs oder dieser selbst bei der Brautschau durch Nebel an irgend eine einsame Insel verschlagen werden, wo sie dann meist eine Frau oder mehrere Frauen antreffen, die sich für verfolgte Königinnen ausgeben. Oder aber es tritt zum Könige, der am Grabhügel seiner Gattin sitzt, ein schönes Weib und erklärt, vor kurzem einen ähnlichen Verlust erlitten zu haben. Hier in diesem Märchen wird nun die zweite Frau in einer Wolke zum Könige getragen, gleichsam als wenn sie dadurch von Anfang an als ein höheres Wesen gekennzeichnet werden sollte. Dem entspricht dann auch die Hilfe, die sie mit ihrer Schwester dem Königssohne zu gewähren vermag.

Dafs Tote in ihrem Grabe durch die Trauer ihrer Angehörigen sich belästigt fühlen, ist, wie Maurer (S. 313) hervorhebt, ein in germanischen Sagen oft wiederkehrender Zug. Auch Grimm (109/II S. 91) erzählt von dem Kinde, das in seinem Sarge nicht schlafen kann, da sein Totenhemdchen von den Tränen der Mutter immer ganz durchnäfst sei. In den An-

merkungen (III S. 198) macht er noch auf das dänische Volkslied vom Ritter Aage und der Jungfrau Else, sowie auf Helgakviða Hundingsbana II Str. 45 (Bugge, S. 199) aufmerksam.

Die Verfluchung, dafs der Betreffende keine Ruhe mehr finden solle, bis er eine ihm auferlegte Aufgabe gelöst habe, findet sich noch in verschiedenen anderen isländischen Märchen, so z. B. im Märchen vom „Pferde Gullfaxi", den „hilfreichen Tieren" etc. Dafs die eigene Mutter einen Fluch auf ihr Kind legt, wird ebenfalls in noch anderen isländischen Märchen erzählt. Im Märchen von „der guten Stiefmutter" hat die Tochter drei Aufgaben zu lösen, die ihr von der sterbenden Mutter auferlegt wurden. In Kísa wird die Tochter von der Mutter in eine Katze verwandelt, weil sie der Wahrheit gemäfs die Krankheit der Mutter für tödlich erklärte.

Für das wunderbare Knäuel, das den Weg zeigt, gibt Köhler (Kl. Schr. S. 407) ein reiches Literaturverzeichnis. Ich füge nur noch Maurer (S. 99) und Hahn (II S. 67) hinzu. Aufserdem werden wir diesem Knäuel vielfach noch gerade in den isländischen Märchen begegnen, so z. B. im Märchen „vom verlorenen Goldschuh, dem Pferde Gullfaxi, den hilfreichen Tieren" etc.

Dafs der Held Tieren aus der Verlegenheit oder aus der Not hilft, und diese sich dafür später dankbar erweisen, ist ein Zug, der wohl in den Märchen fast aller Völker sich findet. Benfey (I S. 194 ff.) bringt hierzu eine reiche Literatur, ebenso auch Köhler bei der Besprechung der verschiedenen Märchensammlungen (Kl. Schr. S. 57. 110. 176. 348. 397. 398. 559). Es handelt sich meist entweder darum, dafs die Tiere von einem Menschen aus einem Brunnen, einer Höhle etc. gezogen werden, oder aber, dafs er ihnen hilft, eine Beute gerecht zu verteilen, oder dafs er bei der Jagd ihr Leben schont, oder ihre Jungen beschützt hat, oder den Tieren zu fressen gibt. Dafs der Held den Raben, Möven und Tauben so viele Nester macht, dafs sie alle eins besitzen und sich nicht mehr zu zanken brauchen, ist mir nur in diesem isländischen Märchen begegnet. Bemerkenswert ist auch, dafs nachher diese Tiere wieder zu Menschen werden, denn in den isländischen Märchen, wie auch den Volkssagen treten die Tiere viel mehr in den Hintergrund wie in den Märchen und Sagen der übrigen Völker.

Das Schachbrett, das geholt werden soll, kommt noch viele Male in einem isländischen Märchen vor, z. B. in einer Variante des Märchens „von den drei Kostbarkeiten des Königs." Hier muſs es der Held einer Anzahl Mohren durch Schlauheit abzugewinnen suchen.

Die Tarnkappe und die Handschuhe, die ihm Blákápa gibt, sind beide schon seit alten Zeiten in der germanischen Sage heimisch. Einer Kappe, einem Mantel oder Steine, die unsichtbar machen, werden wir noch verschiedentlich in unseren Märchen begegnen, der Handschuh, der dem Träger besondere Kraft verleiht, ist im Märchen Rauðiboli zu einer ganzen Rüstung geworden. Maurer (S. 314) erinnert auch an die eisernen Handschuhe Þór's (Gylfag. c. 21, S. 90) oder an die anderen, die er der Riesin Griðr entlehnte (Skáldskaparm. c. 18, S. 284—6).

Die dritte Arbeit, den Ochsen zu schlachten, die Hörner zu glätten, die Haut zu gerben etc. wird in dem Märchen „Litill, Tritill und die Vögel" dem Dummling gleichfalls als letzte Probe von einer Riesin aufgetragen. Auch hier bringt der Held alles nur durch die Hilfe von zwei dankbaren Zwergen und Vögeln zu stande.

Daſs der Stiefmutter die Schuld an dem Verschwinden des Königssohnes beigemessen wird, und daſs dieser nur gerade noch rechtzeitig kommt, um sie vor dem Scheiterhaufen zu retten, wird in allen isländischen Märchen, in denen eine gute Stiefmutter eine Rolle spielt, immer wieder erzählt, z. B. im „Pferd Gullfaxi, den hilfreichen Tieren" etc. —

V. Der zum Riesen verzauberte Königssohn.

Lbs. 536 4to. Nach der Erzählung von Frau Guðriður Eyolfsdóttir von Páll Pálsson in Árkvörn 1863/4 niedergeschrieben.

Ein Königspaar hatte drei Töchter. Wie einmal alle drauſsen vor dem Schlosse spielen, überfällt sie dichter Nebel. Der König findet nicht den Weg nach Hause, sondern verirrt sich tief in den Wald. Unter einer Eiche trifft er einen Riesen,

der verspricht, ihn nach Hause zu bringen, wenn er ihm seine jüngste Tochter geben wolle. Der König will darauf nicht eingehen und schleppt sich weiter fort. Er kommt nach einer Weile wieder mit dem Riesen zusammen, der ihm die gleiche Bedingung stellt. Aber auch jetzt will der König nichts davon wissen. Endlich ist er, halbtot von Müdigkeit und Hunger, am Ende seiner Kräfte angelangt. Nun kommt der Riese zum dritten Male zu ihm. Da der König nicht im Walde sterben will, so geht er endlich auf die Bedingung ein. Nun trägt ihn der Riese zum Königsschlosse zurück. Hier pflegen ihn Frau und Töchter aufs treueste, doch der König wird von Tag zu Tag trauriger. Endlich erzählt er, unter welcher Bedingung er sein Leben nur habe retten können. Die jüngste Tochter tröstet ihn und fordert ihn auf, sein Versprechen in jedem Falle zu halten. Nach einem halben Monate bringt das Königspaar, wie versprochen, das Mädchen zur Eiche in den Wald, und der Riese nimmt es hier in Empfang. Die Königstochter, der er die Wahl stellt, läfst sich von ihm nicht ziehen, sondern tragen und kommt nun mit ihm zur Höhle. Nach einiger Zeit wird sie schwanger. Als ihre Niederkunft herankommt, sagt der Riese, er müsse sie jetzt verlassen. Es würde zur Zeit der Geburt eine Riesin mit einer rotbraunen Hündin zu ihr kommen. Die Alte würde das neugeborene Kind der Hündin in den Rachen werfen. Doch sie müsse das ruhig dulden, dürfe kein Wort sprechen und auch nicht weinen. Alles geschieht nun so, wie der Riese es vorhergesagt hat. Wie die Hündin das Kind, einen Knaben, verschluckt, meint die Alte: „Ja, das geschieht nicht oft, dafs du solche Leckerbissen bekommst!“ Die Hündin läuft zur Höhle hinaus, während die Alte bei der Königstochter bleibt, um sie zu pflegen. Nach einer Woche geht sie fort, und der Riese kommt wieder und lobt seine Frau sehr, da sie sich so tapfer gehalten habe. Nach einem Jahre erwartet die Königstochter wieder ein Kindchen, und auch jetzt geht alles wie das erste Mal. Als die dritte Niederkunft herannaht, sagt ihr der Riese, dafs sie diesmal eine besonders schwere Geburt überstehen müsse. Aber sie dürfe nur ja keinen Laut ausstofsen oder weinen. Diesmal gebiert sie ein Mädchen. Wie auch jetzt

wieder das Kind der Hündin in den Rachen geworfen wird, kann sie es trotz aller Kämpfe nicht hindern, dafs ihr eine Träne aus den Augen rollt. — — Auch jetzt lobt sie der Riese bei seiner Rückkehr und sagt nur, es sei schade, dafs sie eine Träne geweint habe. — — Kurze Zeit nachher erklärt er, sie nun verlassen zu müssen. Sie solle jetzt ein ganzes Jahr allein in der Höhle bleiben, dürfe aber in ihr nicht neugierig Umschau halten und dürfe auch nie die Höhle öffnen. Sowie ein Jahr vergangen sei, solle sie unter ihr Ehebett schauen. Dort würde sie einen Brunnen finden. In diesem solle sie sich so lange waschen, bis sie in einem Spiegel, der daneben läge, sähe, dafs sie ebenso schön wieder sei, wie einst als Jungfrau am Königshofe. Danach solle sie eine Kiste aufschliefsen, dieser Kleider entnehmen und sich mit ihnen schmücken, und nun erst solle sie zur Höhle hinaustreten. Ein braunes, schön gesatteltes Pferd würde hier ihrer warten. Dies solle sie besteigen und dem Tiere die Wahl des Weges ruhig überlassen. — — Die Königstochter folgt treulich diesem Gebote. Wie das Jahr schon fast verstrichen ist, kann sie es vor Langeweile jedoch gar nicht mehr aushalten. Sie schaut sich nun in der Höhle um und findet hier eine kleine Nebenhöhle. Wie sie die Tür öffnet, sieht sie an der Wand zwanzig grofse Haken. An jedem Haken hängt eine tote Frau, nur ein Haken ist noch leer. Sie erschrickt furchtbar und weifs sich vor Verzweiflung kaum zu lassen. Doch da kommen zwei Vögelchen in die Höhle und singen so schön, dafs sie ihre Furcht und ihre Langeweile vergifst. Nach einem Jahre wäscht und schmückt sie sich, verläfst die Höhle und besteigt das ihrer wartende Pferd. Dieses rennt gleich mit ihr fort. Es macht nicht eher Halt, bis es an eine prächtige Burg gelangt ist. Da kommt ihr ein schöner Mann entgegen und begrüfst sie innig als seine Gemahlin. Er dankt ihr für seine Rettung, denn durch ihre Standhaftigkeit habe sie ihn und die Seinigen von einem schweren Zauber erlöst. Er heifse Sigurður und sei König in diesem mächtigen Königreiche. Seine Mutter sei die Riesin gewesen und seine Schwester die rotbraune Hündin. Wie sie die Nebenhöhle geöffnet habe, sei er in grofser Angst gewesen. Darum habe er ihr die Vöglein geschickt, damit sie

an deren Gesang sich wieder erfreue. Es kommen nun zwei prächtig gekleidete Frauen herbei, die drei Kinder an der Hand führen, zwei Knaben und ein Mädchen. Das Mädchen ist aber auf dem einen Auge blind, weil die Mutter bei seiner Geburt eine Träne geweint hatte. Ein grofses Freudenfest wird gefeiert, und auch die Eltern der Königstochter werden dazu geladen.

Dieses Märchen zeigt mit dem folgenden Märchen nahe Verwandtschaft, denn in beiden handelt es sich um einen verzauberten Königssohn, der einer Prinzessin sich bemächtigt, damit diese ihn erlöse. Der jungen Mutter wird durch die dreimalige Wegnahme ihrer Kinder in beiden Märchen in gleicher Weise eine schwere Prüfung auferlegt. Es findet sich auch übereinstimmend der Zug, dafs die Mutter bei der Geburt des letzten Kindes eine Träne weint, wodurch dann dasselbe auf einem Auge blind wird oder ein krankes Auge bekommt. Wenn soweit nun auch diese beiden Märchen übereinstimmen, so weichen sie im weiteren Verlaufe völlig voneinander ab. Denn in dem eben erzählten Märchen ist die Königstochter standhaft genug, ihren Mann zu erlösen, während in dem Märchen von dem „zum Hunde verzauberten Königssohn“ die junge Frau der Versuchung erliegt und nur nach langen Prüfungen mit dem Gatten erst vereinigt wird.

Die Art und Weise, wie der Riese den König dazu zwingt, ihm die jüngste Tochter zu versprechen, kommt in allen derartigen Märchen ziemlich gleichmäfsig vor. Der König ist entweder auf der Jagd oder auf dem Meere, er mufs entweder das versprechen, was ihm zuerst entgegenkommt (Jephthas Tochter) oder aber von vornherein schon die jüngste Tochter. Dieser Eingang ist so stereotyp, dafs z. B. in unserem Märchen auch von den drei Töchtern des Königs zuerst gesprochen wird, trotzdem es sich von Anfang bis zum Ende nur um eine Königstochter handelt und die Erwähnung der Schwestern gar keinen Zweck hat.

Die Frage, ob er die Braut ziehen oder tragen solle, stellt der Riese auch im Märchen von „Kolrassa“ an die Schwestern. Die beiden älteren Schwestern lassen sich tragen, während die jüngste sich ziehen läfst. Auch das faeröische Märchen

„Risans klóta“ (Faer. 2, S. 245 ff.) kennt die gleiche Frage des Riesen. Wie in unserem Märchen hier wählt auch die Jüngste, sich tragen zu lassen.

Der einsame Aufenthalt der Königstochter in der Höhle erinnert an den Eingang von „Bjarndreingnr“. Auch dort ist dieses Opfer von seiten der Frau augenscheinlich eine Bedingung zur Erlösung des Gatten. Für das Öffnen der verbotenen Türe finden sich in den isländischen Märchen von „Kolrassa“, „Snati-Snati“ und „Þorsteinn mit dem Goldhaare“ weitere Belege. Köhler (Kl. Schr. S. 129. 138. 256. 312. 331) gibt ferner hierzu noch eine stattliche Reihe von Märchen an, in denen das gleiche Motiv Verwendung findet. — In den isländischen Kolrassa-Märchen, sowie in der Mehrzahl der von Köhler zitierten Beispiele sind in dem verbotenen Zimmer blutige Leichen. Ob nun auch in unserem Märchen tatsächlich an den Haken neunzehn tote Frauen hingen, die der Riese vorher schon getötet hatte, oder ob es nur eine Sinnestäuschung war, um die Erlösung noch schwerer zu machen, läſst sich nicht mit Sicherheit feststellen. Die beiden Vöglein, die durch ihren lieblichen Gesang den furchtbaren Eindruck wieder vergessen machen, lassen fast das Letztere annehmen. Der Riese hat augenscheinlich Angst, daſs durch diese zu weitgehende Probe die Standhaftigkeit seiner Retterin erschüttert sei, und so zaubert er die Vöglein in die verschlossene Höhle. —

VI. Der zum Hund verzauberte Königssohn.

1. Der braune Hund.

Árn. II S. 334—42. Nach dem Manuskripte vom Pastor Jón Kristjánsson von Yztafell.

Ein Königspaar hat vier Töchter, von denen die jüngste des Vaters Liebling ist. Einst verirrt sich der König auf der Jagd. Er kommt an ein kleines Haus, in dem nur ein rotbrauner Hund anwesend ist. Für sein Pferd ist Heu im Stalle, er selbst findet für sich auf einem Tische Abendbrot bereit und ein Bett sauber gedeckt. Da bis Mitternacht kein Haus-

herr sich sehen läſst, macht es sich der König dort bequem. Nachdem er am anderen Morgen das einsame Haus verlassen hat, stellt sich ihm an einem Hügel der Hund in den Weg. Er sagt, der König sei sehr undankbar, ihm für alle die erwiesene Gastfreundschaft nicht einmal zu danken. Er würde ihn jetzt sofort zerreiſsen, wenn er ihm nicht nach drei Tagen das verspräche, was ihm zuerst zu Hause begegne. — — Wie der König vom Schlosse aus gesehen wird, eilt ihm die jüngste Tochter freudig entgegen. Nach drei Tagen klopft der Hund ans Schloſstor. Die Königstochter will sogleich gehen, das Versprechen des Vaters zu halten, doch dieser sendet an ihrer Stelle eine Dienerin. Der Hund, der mit ihr in den Wald läuft, merkt den Betrug bald. Denn wie er sie fragt, welche Zeit es wohl sei, meint sie, es sei die Zeit, in der sie die Königshalle zu reinigen pflege. Nun zerreiſst sie der Hund und kommt am folgenden Abend wieder ins Schloſs. Noch einmal wird er betrogen, das dritte Mal läſst sich die Königstochter aber nicht mehr zurückhalten. Sie kommt nun mit dem Hunde zum Hause im Walde und hat dort zu leben. Den Tag hindurch ist sie allein, morgens und abends ist der rote Hund bei ihr, und nachts schläft ein Mann in ihrem Bette. Wie sie ein Kind gebären soll, sagt ihr der Hund vorher, daſs es ihr gleich nach der Geburt weggenommen werden würde. Aber sie dürfe nicht weinen. Könne sie die Tränen nicht zurückhalten, so solle sie dieselben in ein Tuch fallen lassen. Sie gebiert nun ein Mädchen, wickelt es und legt es neben sich. Da sieht sie einen Schatten am Fenster. Es kommt ein Geier ins Zimmer, nimmt das Kind in seine Klauen und fliegt fort. Nach einer Weile kommt der Hund zu ihr und schenkt ihr zum Lohne ihrer Standhaftigkeit einen Goldkamm. — — Eines Tages erzählt ihr der Hund, daſs ihre älteste Schwester jetzt Hochzeit halte. Sie dürfe zum Fest gehen und drei Tage dort bleiben, aber sie dürfe mit keiner Silbe von ihrem jetzigen Leben etwas verraten. Getreulich erfüllt die Königstochter sein Gebot und kehrt zur bestimmten Zeit ins einsame Haus zurück. — Nach einer Weile kommt sie wieder nieder, und alles spielt sich auf die gleiche Weise ab. Der Hund bringt ihr nun zum Lohne eine goldene Hals-

kette. Sie darf auch wieder unter der gleichen Bedingung zur Hochzeit ihrer zweiten Schwester ins Elternhaus zurückkehren. Beim dritten Kinde weint sie eine Träne, aber fängt sie noch in einer Ecke des Tuches auf. Sie erhält nun einen Goldspiegel. Wie sie zur Hochzeit der dritten Schwester ins Elternhaus zurückkehrt, läſst ihr die Mutter so lange keine Ruhe, bis sie ihr endlich verrät, daſs jede Nacht ein Mann bei ihr schlafe. Nun gibt ihr die Königin einen Leuchtstein und rät ihr, den über das Antlitz des Schlafenden zu halten, damit sie ihn doch auch einmal sehen könne. Die Königstochter folgt dem Rate. Sie sieht einen jungen und schönen Mann schlafend in ihrem Bette. Doch im gleichen Augenblicke erwacht er und ist furchtbar traurig über ihre Tat. Nach einem Monat wäre er von der Verzauberung in Hundsgestalt erlöst gewesen, aber nun sei er für immer den Künsten seiner unholden Stiefmutter, die diesen Fluch auf ihn gelegt hätte, verfallen und würde ihre Tochter heiraten müssen. Wenn es noch eine Erlösung geben sollte, so könnten allein seine drei Vaterbrüder ihr dabei helfen. Diese hätten in den fast zehn Jahren seiner Verzauberung in seiner Nähe in armseligen Hütten gelebt, um stets zur richtigen Zeit zu seiner Hilfe bereit sein zu können. Hierauf verschwindet der Königssohn. Die Prinzessin macht sich nun gleich auf und folgt nach dem Rate ihres Mannes dem Laufe eines Baches, bis sie endlich vor einer Hütte einen armselig gekleideten Mann findet. Nachdem sie sich zu erkennen gegeben hat, verspricht er ihr seine Hilfe und sendet sie am anderen Morgen weiter zu seinem Bruder. Dort findet sie in der Hütte auch eine Frau mit drei Kindern, ohne daſs sie es weiſs ihre eigenen Kinder. Der jüngste Knabe, der noch getragen wird, hat ein krankes Auge. Wie die Königstochter ihm die Ecke des Tuches, in das sie bei der letzten Geburt eine Träne weinte, ans Auge hält, ist dieses geheilt. — Auch dieser Oheim ihres Mannes sucht ihr zu helfen. Sie müsse sich sehr beeilen, zum Königsschlosse zu gelangen, denn am folgenden Tage würde ihr Mann mit der Riesentochter schon Hochzeit halten. Der nächste Weg führt über einen hohen Felsen, der dazu glatt wie Glas ist. Um ihn zu übersteigen, bekommt sie vom Alten einen Stab

mit Eisenspitze. Dazu wickelt er ein Tuch um ihren Kopf, damit sie nichts hört und schärft ihr ein, sich auf dem Wege nicht umzusehen, denn die Stiefmutter würde durch allerlei Blendwerk sie vom Wege abzuschrecken suchen. Wenn sie bis zur Königshalle gelange, wolle er dann schon dafür sorgen, dafs nicht einmal die böse Königin sie erkennen könne. — — Alle Gefahren des Weges überwindet die Königstochter. Wie sie zum Schlosse gelangt, wird gerade die Hochzeit gefeiert. Am Abend setzt sich bei Mondschein die Prinzessin vor die Schlafkammer des Brautpaares und kämmt ihr Haar mit dem goldenen Kamme. Die Braut, die ihn gern besitzen will, bekommt ihn nur unter der Bedingung, dafs die Fremde die Nacht beim Bräutigam verbringen darf. Die ganze Nacht hindurch fleht nun die Königstochter ihren Mann an, doch zu erwachen und sie wiederzuerkennen. Aber vergeblich. Die Braut hat ihm einen so starken Schlaftrunk gegeben, dafs er nichts hört und sieht. Am folgenden Abend erhält sie von der Braut für ihren Halsschmuck die gleiche Erlaubnis. Am Morgen des dritten Tages macht der Vaterbruder des Bräutigams, der in der Kammer nebenan schläft, diesen darauf aufmerksam, dafs etwas nicht in Ordnung sein müsse. Denn die ganze Nacht hindurch klage eine Frau an seinem Bette, er aber scheine wohl infolge eines Schlaftrunkes nichts davon zu wissen. Am Abend trinkt der Bräutigam nur scheinbar den ihm von der Braut kredenzten Trunk. Als die Königstochter für ihren Spiegel noch einmal bei ihm die Nacht verbringen darf und mit ihren Klagen und der Erzählung all' ihrer Leiden beginnt, kommt ihm nach und nach die Erinnerung an seine Gattin zurück, die er durch die Zauberkünste seiner Stiefmutter ganz vergessen hatte. — — — Wie nun am vierten Tage die Hochzeitsfreude am höchsten ist, kommen die drei Brüder des alten Königs in die Halle. Der älteste führt die Königstochter mit ihren Kindern vor den Bräutigam und fragt ihn, ob er diese kenne. Wie der Prinz es bejaht, werden die Stiefmutter und ihre Tochter auf einmal zu furchtbaren Riesinnen. Aber sechszehn Männer, die vorher versteckt waren, überwältigen sie schliefslich und töten sie. Nun hält der Königssohn mit seiner rechtmäfsigen Gattin eine fröhliche Hochzeit.

2. Der schwarze Hund.

In einem Manuskripte der Landesbibliothek (Lbs 537 4to) findet sich eine nach vielen Richtungen abweichende Variante dieses Märchens. Hier wird von einem König erzählt, der drei Töchter hat. Wie er einst auf Heerfang auszieht, fragt er sie, was er ihnen mitbringen solle. Die älteste wünscht sich einen goldenen Stuhl, die zweite einen goldenen Spinnrocken und die jüngste, Ingibjörg, einen goldenen Apfel. Den beiden älteren Prinzessinnen kann er das Verlangte mitbringen, den goldenen Apfel hat er jedoch nirgends bekommen können. — — Eines Tages verirrt er sich beim Nebel im Walde. Er kommt schliefslich an einen schönen Garten, geht hinein und gelangt durch ein prächtiges Portal in einen grofsen Saal. Hier wird er durch unsichtbare Diener trefflich bewirtet und wird dann durch ein Licht, das vor ihm herschwebt, in eine Schlafkammer geführt. Er bleibt nun einige Tage hier in dem Schlosse. Wie er sich einmal langweilt, geht er hinaus in den Garten und findet hier an einem Baume wundervolle goldene Äpfel. Er denkt nun an den Wunsch seiner jüngsten Tochter und pflückt für sie den schönsten. Nun will er das Schlofs verlassen, doch ein grofser schwarzer Hund stellt sich ihm in den Weg. Der droht, ihn zu töten, wenn er ihm nicht nach neun Tagen seine jüngste Tochter verspreche. Wie diese Zeit verstrichen ist, kommt ein Wagen von prächtigen Pferden gezogen, und drinnen sitzt der schwarze Hund. Ingibjörg wird nun zum Zauberschlosse gefahren und hier von unsichtbaren Dienern bedient. Wie sie zu Bette gehen will, kommt der schwarze Hund zu ihr, und wie er bei ihr im Bette liegt, ist er zum Manne geworden. Auch ihr werden von einer alten Frau, die sie bei ihrer Niederkunft pflegt, dreimal die Kinder fortgenommen. Nachdem Ingibjörg sechs Jahre in diesem Schlosse zugebracht hat, fragt sie der Hund, ob sie nicht einmal ihre Kinder wiedersehen wolle. Sie fahren nun zu einem grofsen Schlosse. Hier ist der älteste Sohn, und die Mutter darf kurze Zeit bei ihm verweilen. Nun geht es zum zweiten Knaben und endlich nach langer Fahrt zum jüngsten. Wie Ingibjörg bei diesem ist, vergifst sie ganz, dafs sie dem Hunde

gelobte, nach einer Stunde wieder zu ihm zu kommen. Erst gegen Abend denkt sie an ihr Versprechen, doch nun ist der Hund mit dem Wagen verschwunden. Sie läuft nun verzweiflungsvoll in den Wald, um ihn zu suchen. Endlich kommt sie totmüde zu einer Riesin, die sie denn auch aufnimmt. Am anderen Morgen gibt ihr diese ein schwarzes und ein weifses Schaf. Sie soll die Tiere so waschen, dafs das schwarze weifs und das weifse schwarz wird. Wenn sie das nicht kann, ist ihr der Tod sicher. Verzweifelt fängt sie an zu weinen. Wie es dunkelt, tritt ein Mann zu ihr, der die Aufgabe für sie lösen will, wenn sie ihn zu küssen verspricht. Das bringt sie zwar nicht übers Herz, aber trotzdem hilft er ihr. Am folgenden Morgen soll Ingibjörg zur Schwester der Riesin gehen, um von dieser einen Sack mit lebenden Vögeln zu holen. Auch jetzt hilft ihr der fremde Mann. Er gibt ihr ein Knäuel, das ihr den Weg weist und warnt sie davor, bei der Riesin etwas anderes als Brot zu essen. Denn die Blutwurst, die sie ihr geben würde, sei vergiftet. Das erste Mal wirft sie nun die ihr gebotene Wurst auf eine Kiste. Wie die Riesin wieder ins Zimmer kommt, fragt sie sogleich „Wurst, wo bist du?“, und diese antwortet „auf der Kiste“. Das zweite Mal antwortet die Wurst, „ich bin im Schrank“ und das dritte Mal, nachdem Ingibjörg sie auf ihren Magen gebunden hatte, „ich bin auf Ingibjörgs Magen.“ Nun ist die Riesin zufrieden, da sie glaubt, dafs das Mädchen die Wurst gegessen habe. Als Ingibjörg mit dem Sack voll Vögel fortgegangen ist, werden diese unterwegs so unruhig, dafs sie schliefslich den Sack öffnet. Im gleichen Augenblicke sind alle Vögel fortgeflogen. Nun kommt wieder der Mann zu ihr, der ihr verspricht, die Vögel einzufangen, wenn sie ihn küssen will. Sie weigert sich auch jetzt, aber trotzdem bringt er die Vögel zurück. Am dritten Tage erhält sie nun von der Riesin den Auftrag, einen schwarzen Hund zu holen. Sie erkennt aus der Beschreibung, dafs dies ihr eigener Mann ist, und schweren Herzens macht sie sich auf den Weg. Doch gleich vor der Höhle begegnet ihr schon der Hund und kommt mit ihr hinein. Er stürzt sich auf die Riesin los und zerreifst sie. In der folgenden Nacht wird er dann für immer aus der Ver-

zauberung erlöst, welchen die Riesin auf ihn gelegt hatte, weil er sie nicht hatte heiraten wollen.

Das Märchen von der Frau, die durch irgend ein Verschulden ihren verzauberten Mann verliert und ihn nach langer Mühsal erst wiedergewinnt, ist aufserordentlich verbreitet. Köhler (Kl. Schr. S. 315 ff. und Aufs. S. 19 u. 35) und Cosquin (II S. 218 ff.) geben für dieses Märchen eine reiche Literatur an, ebenso auch Grimm (III S. 152 ff.). Mit unserer ersten Fassung des Märchens, dem „braunen Hunde“, stimmen am meisten zwei Märchen bei Asbj. (41) „Østenfor Sol sg vestenfor Maane“ (S. 206 ff.) und (90) „Hvidebjørn Kong Valemon“ (S. 154 ff.) und ein faeröisches Märchen (Faer. 47) „Vetil kongasonur“ (S. 428 ff.) überein. Im Faeröischen ist es ein Wolf, dem ein Bauer in der Not seine Tochter versprechen mufs. Drei Kinder bringt sie zur Welt, die ihr dann alle drei sogleich nach der Geburt weggenommen werden. Auf den Rat ihrer Mutter steckt sie eines Nachts Licht an, um ihrem Manne eine Warze am Halse wegzuschneiden. Im gleichen Augenblick ist er verschwunden. Sie sucht ihn allenthalben, unterwegs findet sie denn auch ihre drei Kinder. Um einen Glasberg hinaufzukommen, läfst sie sich auf Rat eines alten Mannes ein Eisenkleid, Eisenschuhe und Eisenhandschuhe machen. Wie sie zu ihrem Manne kommt, ist dieser im Begriff, eine Zauberin zu heiraten. Für drei kostbare Kleider darf die Frau drei Nächte in der Kammer ihres Gatten schlafen. Nach der zweiten Nacht macht der Alte Vetil auf die fremde Frau aufmerksam. Nun bleibt er wach, da er den Kopf nicht auf das verzauberte Kopfkissen legt. Er erkennt jetzt seine Frau und tötet auf den Rat des Alten die Zauberin samt ihrer Mutter. — — In den beiden norwegischen Märchen ist der verzauberte Prinz ein Eisbär, den in (No. 41) „Østenfor Sol“ etc. ein armes Mädchen heiratet, um ihrer Familie zum Wohlstand zu verhelfen, während in (No. 90) „Hvidebjørn“ etc. die Königstochter ihn zu heiraten verspricht, wenn sie von ihm einen heifsersehnten Goldkranz erhält. Auf den Rat der Mutter stecken sie in beiden Märchen Licht an und träufeln in der Freude Talg auf ihn, so dafs er erwacht und sie verlassen mufs. Nach langer Irrfahrt kommt die Frau in beiden Märchen zur Hochzeit zurecht. In der

dritten Nacht, die sie für drei Kostbarkeiten im Schlafzimmer des Bräutigams verbringen darf, wird sie dann endlich vom Gatten wiedererkannt.

Von Benfey wird im Auszuge aus Somadevas Märchensammlung ein Märchen mitgeteilt, das gleichfalls hierhin zu rechnen ist (I S. 255—6): Die Tochter eines Holzhauers wird vom Schlangenkönig geheiratet und lebt mit ihm, der allerdings nur die Nächte bei ihr zubringt, in einem Palaste. In dieser Zeit rettet sie einem Eichhörnchen das Leben. Da die Mutter des Schlangenkönigs ihr Glück stören will, sendet sie ein altes Weib zu ihr, das sie mifstrauisch machen mufs. Sie übertritt nun das Gebot und fragt ihren Mann nach seinem Namen. Er sagt ihn ihr schliefslich, aber zugleich verschwindet er, sowie der Palast. Auf den Rat des dankbaren Eichhörnchens geht sie zur Schlangenkönigin. Sie mufs hier schwere Aufgaben lösen, was ihr durch die Hilfe von Bienen und des Eichhörnchens gelingt. Endlich ist das Ei vom Vogel Huma, das sie auf den Rat des Eichhörnchens im Busen trägt, ausgebrütet, ein Huma fliegt heraus, der der braunen Schlange auf den Schultern der Königin die Augen auspickt. Damit ist der Zauber gebrochen und die Gatten werden vereinigt. — — — Bas. (2. Tag, 9. Märchen S. 246 ff.) erzählt im „Hängeschlofs“, dafs ein armes Mädchen in einem Palaste lebt, wo in jeder Nacht ein Mann bei ihr schläft. Durch die neidischen Schwestern wird sie veranlafst, einmal in der Nacht ein Licht anzuzünden und ein Hängeschlofs zu öffnen, das die Schwestern ihr mitgegeben haben. Ihr Mann erwacht und verstöfst sie, da er nun aus der Verzauberung nicht erlöst werden kann. Nach langem Umherirren in der Welt wird sie dann endlich mit dem Gatten vereinigt. Bei Gonz. (I 42 S. 285 ff.) verschwindet Re porco, weil seine Frau unbedachtsamerweise sein Geheimnis verraten hat. Sieben Jahre, 7 Monate und 7 Tage mufs sie nun wandern und mufs sieben Paar eiserne Schuhe durchlaufen, ehe sie ihren Gatten erlösen kann. Vier alte Einsiedler geben ihr unterwegs guten Rat und schenken ihr auch verschiedene Kostbarkeiten. Für diese darf sie dreimal beim Gatten schlafen, der jedoch in den beiden ersten Nächten von der falschen Braut durch ein Schlafmittel betäubt wurde. Die

Gefangenen, die unter der Kammer des Bräutigams sich aufhalten, machen diesen endlich auf die klagende Frau aufmerksam, so daſs er in der dritten Nacht des Schlaftrunkes sich enthält. — — Auch bei Hahn (II 100) „das Schlangenkind“ (S. 116 ff.), und bei Schott (23) „Trandafiru“ (S. 239 ff.), verliert die Frau ihren Gatten, weil sie das Geheimnis seiner wahren Gestalt verraten hat. Das Gleiche ist bei Cosquin (LXIII „Le loup blanc“ II S. 215) der Fall. Im „singenden, springenden Löweneckerchen“ (Grimm II 88 S. 5 ff.) wird der Löwe sieben Jahre hindurch in eine Taube verwandelt, weil bei der Hochzeit seiner zweiten Schwägerin ein Lichtstrahl auf ihn fiel. Umgekehrt verhält es sich hingegen bei Suterm. (37) „der Löwenprinz“ (S. 112 ff.), hier nimmt die Gattin beim dritten Besuche in der Heimat ein Licht mit. Wie sie dies in der Nacht entzündet hat, ist ihr Gatte von seiner Verzauberung erlöst. Bei Müllenhoff (M. II „Vom goldenen Klingelklangel“ S. 384 ff.) wird durch die Gattin beim Besuche in der Heimat der Gatte dadurch entzaubert, daſs sie den Löwen von ihrem Teller fressen läſst und beim Tanze ihm hart auf die Pfote tritt. Die Braut des verzauberten Prinzen „im Eisenofen“ (Grimm II 127 S. 147 ff.) verliert den Bräutigam, weil sie daheim mehr als drei Worte spricht. Und bei K. und Sch. (11) „die Seidenspinnerin“ (S. 347 ff.), verspätet sich das Mädchen beim dritten Besuche in der Heimat, so daſs es bei der Rückkehr den verzauberten Bräutigam nicht mehr vorfindet. In dieser Verschuldung der Gattin ist dieses Märchen das einzige, das mit der zweiten isländischen Fassung dieses Themas übereinstimmt. — —

Beide Behandlungen dieses Themas, wie sie sich im Isländischen finden, enthalten Motive des alten Märchens von „Amor und Psyche“, wie es uns Apulejus überliefert. Auch Psyche verscheucht ihren Gatten, wie sie auf Rat der Schwestern in der Nacht ein Licht entzündete. Sie macht sich dann auf, um den Verlorenen wiederzusuchen. Der Venus preisgegeben muſs sie verschiedene Arbeiten verrichten, unter anderem muſs sie auch aus der Unterwelt die Büchse der Proserpina holen. Amor nimmt sich schlieſslich noch der Geliebten an. Mit dem zweiten Teile dieses Märchens stimmt die zweite isländische

Fassung dieses Themas überein, denn auch hier kommt die junge Frau in die Gewalt einer ihr feindlich Gesinnten, die durch allerhand schwere Aufgaben sie zu verderben sucht.

Dafs ein König dasjenige verspricht, was ihm zuerst bei der Heimkehr entgegenkommt, findet sich ja schon in der Erzählung von Jephthas Tochter, und in den meisten Märchen, die hierhin gehören, wird dieses Motiv immer wieder zur Einleitung verwendet.

Der Vater, der, um den Wunsch seiner jüngsten Tochter zu erfüllen, in einem fremden Garten oder Weinberge irgend etwas pflückt, und der dadurch gerade diese Tochter ins Unglück stürzt, kommt im „singenden, springenden Löweneckerchen“ und den bei Grimm dazu verzeichneten Varianten gleichfalls vor. Derselbe Eingang findet sich auch bei Cosquin in „le loup blanc“ und ferner auch bei Schmidt in dem Märchen „die Schönste“ (10 S. 88 ff.), das auch in verschiedenen anderen Zügen zu dieser Märchengruppe zu rechnen ist.

Zu dem Versuche statt der Tochter Dienerinnen dem Hunde, Löwen, Wolf etc. auszuliefern vergl. Köhler (Kl. Schr. S. 172). Der dort angegebenen Literatur ist noch (Asbj. 90) „Hvidebjørn Kong Valemon“ (S. 154) hinzuzufügen.

Schwarze Wolle weifs zu waschen ist in den hier verglichenen Märchen noch zweimal eine Aufgabe, die von einer Hexe gestellt wird. Bei Asbj. in „Manddatteren og Kjaerringdatteren“ (15 S. 63) geben dem Mädchen die Vögel einen Rat, wie sie die Wolle weifs bekommt. Bei Schott (6) „die Altweibertage“ (S. 113 ff.), hilft Christus der ratlosen jungen Frau.

Dafs die von einem Unholde seinem Gaste vorgesetzte Nahrung (meistens Menschenknochen) jedesmal auf die Frage antwortet, wo sie sich befindet, und dafs sich der Gast schliefslich dadurch hilft, dafs er die Speise auf den Leib bindet, findet sich in verschiedenen Märchen noch belegt (siehe Köhlers Anmerkungen zu Gonz. II S. 219). Asbj. erzählt in seinen Anmerkungen (I S. 481) gleichfalls von einem jungen Burschen, der zur Schwester einer Unholdin geschickt wird. Auf den Rat seiner Jugendkameradin ifst er dort nicht die ihm angebotene Wurst, sondern versteckt sie das dritte Mal auf dem Leibe.

Die Heilung des kranken Auges durch die im Tuche aufgefangene Träne finde ich noch dreimal belegt. Bei Grundtv. (91) „Den stumme Dronning" (II S. 111 ff.), sind drei Prinzen durch die drei Tränen, die ihre Mutter über sie weinte, auf je einem Auge blind geworden. Sie bekommen die Sehkraft wieder, nachdem die Mutter mit den im Tuche aufgefangenen Tränen ihre Augen berührte. Bei Asbj. wird von ihm in einer Variante zu (33) „De tolv Vildaender" (S. 439) erzählt, die Schwester der zwölf verzauberten Brüder habe auf dem Scheiterhaufen eine Träne geweint. Diese habe sie im Taschentuche aufgefangen und mit ihr den jüngsten Bruder geheilt, der auf einem Auge blind geworden war. — Die Träne als Heilmittel findet sich auch noch bei Grimm (12) „Rapunzel" (I S. 47 ff.); hier geben die Tränen der Frau dem erblindeten Gatten die Sehkraft zurück.

VII. Snati-Snati.

Árn. II 360—7. Von Branþrúður Benónisdóttir aus dem Múlasýsla erzählt.

Ein Königssohn, namens Hringur, ist nichts weniger als tapfer oder gewandt. Einst verfolgt er auf der Jagd eine Hirschkuh, die einen Goldring um den Hörnern hat. Er kommt mit seinen Genossen in so dichten Nebel, dafs sie alle voneinander getrennt werden. Hringur gelangt schliefslich in eine Waldlichtung nicht weit vom Meere. Hier sieht er eine Frau sitzen und eine Tonne neben ihr stehen. Wie er auf dem Boden einen wundervollen Goldring erblickt, erwacht in ihm der Wunsch, diesen zu besitzen. Die Frau errät seine Gedanken und fordert ihn auf, sich den Ring aus der Tonne zu holen. Je tiefer jedoch Hringur sich in die Tonne neigt, desto mehr entschwindet ihm der Ring. Wie er endlich mit dem halben Leib schon in der Tonne ist, stöfst die Frau ihn kopfüber hinein, legt den Deckel fest auf und rollt die Tonne ins Meer. Nach langer Zeit wird die Tonne wieder ans Land geworfen, und es gelingt dem Königssohne, aus ihr zu entkommen. Wie er gerade die fremde Gegend zaghaft durch-

forscht und entdeckt, dafs er auf einer Insel sich befindet, sieht er einen Riesen sich nähern. Der steht erst verwundert vor ihm still, nimmt ihn dann auf und trägt ihn vorsichtig zur Höhle, um ihn dort seiner Frau zur Gesellschaft zu geben. Die beiden Alten sind sogleich sehr gut gegen ihn und tun ihm zu Liebe, was sie nur können. Der Riese zeigt ihm im Laufe der Zeit auch alle seine Schätze, nur der Eintritt in die Küche wird ihm verboten. Hringur wird neugierig und will erfahren, was dort verborgen ist. Zweimal läfst er sich durch seine Feigheit zurückschrecken, das dritte Mal wagt er sich so weit, ins Zimmer ganz hineinzuschauen. Er sieht nur einen Hund, der in einem fort zu ihm sagt „wähle du mich, Königssohn Hringur!“ — — — Nach einiger Zeit will der Riese ihn zum Festlande wieder hinüberrudern, denn er und sein Weib hätten jetzt nur noch kurze Zeit zu leben. Hringur solle sich aus der Behausung irgend etwas als Eigentum auswählen. Die Worte des Hundes fallen ihm da ein, und so wünscht er das zu bekommen, was in der Küche sich befindet. Der Riese hält zwar nur ungern sein Wort, geht aber doch, um den Hund zu holen, der nun freudig um den vor ihm ganz erschrockenen Königssohn herumspringt. — Nachdem Hringur mit seinem Hunde eine Weile landeinwärts gezogen ist, beginnt dieser mit ihm zu sprechen. Er nennt sich Snati-Snati und bittet seinen Herrn, in dem Königreiche, in das sie jetzt kämen, beim Herrscher um Gastfreundschaft für den Winter nachzusuchen. Er solle dann auch sehen, dafs sie beide zusammen ein Zimmerchen bekämen. Hringur folgt dem Rate seines Hundes. Bald steht der Königssohn beim König in gutem Ansehen, so dafs dessen Minister Rauður auf ihn neidisch wird. Er schlägt dem Könige vor, dafs er mit dem neuen Gaste um die Wette einen Tag hindurch Bäume fällen wolle. Dann könne man daraus doch beurteilen, ob der Jüngling auch tüchtig sei. Auf den Rat des Hundes läfst sich Hringur zwei Äxte geben, und nun hackt Snati-Snati mit ihm um die Wette. Wie der König am Abend kommt, ist das vom Gaste geleistete Tagewerk um mehr als die Hälfte gröfser wie das des Ministers. Auf den Vorschlag von Rauður soll Hringur die beiden wilden Stiere draufsen im Walde töten,

ihnen die Haut abziehen und diese dem König mitsamt den Hörnern am Abend bringen. Snati-Snati tötet den gröfseren Stier zuerst und überwindet dann den kleineren Stier, der den Königssohn schon zu Boden geworfen hatte. Dann ist es hauptsächlich auch das Werk des Hundes, den Tieren die Haut abzuziehen und alles noch abends bis vor das Schlofs zu bringen. Nach dieser Heldentat, die Hringur zugeschrieben wird, wird nun Hringur so geehrt, dafs er stets neben dem Könige sitzen mufs. — Nun soll der Königssohn dem Könige die drei Kostbarkeiten wiederschaffen, die vor einem Jahre ihm abhanden kamen, das Goldgewand, das Goldbrettspiel und das Leuchtgold. Wenn er das fertig bringt, so darf er zum Lohne die Königstochter heiraten. Auch jetzt weifs Snati-Snati Rat. Hringur mufs sich eine möglichst grofse Menge Salz verschaffen. Dann wandern die beiden fort, bis sie an einen steilen Berg gelangen. Hringur hält sich am Schwanze des Hundes fest und kommt schliefslich mit vieler Mühe auf den Gipfel. Nach einer Weile gelangen sie an eine Höhle. Sie schauen durch ein Fenster hinein und sehen drinnen vier schlafende Riesen und über dem Feuer einen grofsen Topf voll Grütze hängen. In diesen hinein mufs Hringur all das mitgenommene Salz schütten. Nachdem die Riesen erwacht sind, beginnen sie zu essen, doch nach der stark gesalzenen Grütze kann die Alte, die gröfste Unholdin von allen, es vor Durst bald nicht mehr aushalten. Sie bittet ihre Tochter, ihr Wasser zu holen. Doch diese will nur unter der Bedingung gehen, dafs sie das Leuchtgold geliehen bekomme. Nach langem Sträuben erhält sie endlich ihren Willen. Draufsen ertränken sie die beiden im Wasser und nehmen das Leuchtgold fort. Wie das Mädchen zu lange bleibt, schickt die Alte ihren Sohn, der aber auch nur dann geht, wenn man ihm während der Zeit das Goldgewand leiht. Der Bursche wird auf die gleiche Weise getötet. Nun soll der Mann gehen, aber auch er verlangt für den Weg das goldene Brettspiel. Nachdem auch er im Teiche ertränkt wurde, kommt er sogleich noch einmal als Wiedergänger (eine Art Gespenst) und mufs aufs neue nach hartem Kampf überwunden werden. Nun gilt es die Alte, die schlimmste Hexe, die es gibt, zu besiegen. Da keine Waffe an ihr haftet, so soll sie drinnen in der Höhle

auf den Vorschlag von Snati-Snati durch kochende Grütze und glühendes Eisen getötet werden. Wie sie den Hund sieht, sagt sie: „Bist du gekommen, Königssohn Hringur? Du wirst gewifs schon meinen Mann und meine Kinder aus dem Wege geräumt haben.“ Beide greifen sie nun gemäfs der Verabredung an, und endlich kommt sie dann auch zu Tode. Nun werden alle Leichen verbrannt und die besten Schätze aus der Höhle mitgenommen. — Wie der König sein Goldgewand, das Brettspiel und das Leuchtgold wiederbekommt, wird sogleich seine Tochter mit Hringur verlobt. Abends bittet der Hund seinen Herrn, ihn eine Weile in seinem Bett schlafen zu lassen und so lange mit seinem Lager sich zu begnügen. Hringur ist damit einverstanden. In dieser Zeit versucht Rauður, den Königssohn zu töten, doch Snati-Snati beifst ihm die rechte Hand ab, die nun mit dem blofsen Schwerte in Hringurs Bette liegen bleibt. Rauður kommt klagend zum Könige und erklärt, dafs ihm ohne alle Veranlassung sein künftiger Schwiegersohn die rechte Hand abgeschlagen habe. Statt aller Verteidigung führt Hringur den König an sein Bett, wo die Hand mit dem blofsen Schwerte ein deutlicher Beweis der Schuld Rauðurs ist. Der Minister wird gehängt, und der Königssohn hält Hochzeit mit der Prinzessin. In der Brautnacht darf Snati-Snati zu den Füfsen des Paares liegen. Am anderen Morgen ist aus dem Hunde ein schöner Königssohn, namens Hringur, geworden. Die Stiefmutter hatte ihn verzaubert und ihm gesagt, dafs er nicht eher erlöst werden könne, bis ein Königssohn des gleichen Namens in der Brautnacht ihn zu seinen Füfsen schlafen lasse. Die Hindin mit dem goldenen Ringe um den Hörnern, die Frau am Seestrand, sowie die bösartige Riesin in der Höhle seien immer seine Stiefmutter gewesen, die um jeden Preis seine Erlösung habe verhindern wollen.

Auf den Faer-oern wird ein Märchen erzählt, das mit dem isländischen Märchen in allen Hauptzügen übereinstimmt (Faer. 42) „Snati“ (S. 408 ff.). Ein Bursche wird von einem Riesen verschont, um ihm das Haus in Ordnung zu halten. Nur eine Stube darf er nicht betreten. Doch drinnen regt sich immer ein lebendes Wesen, kratzt an der Tür und ruft:

„wähl' mich!“ Der Bursche ist zu bange, die verbotene Tür aufzuschliefsen, vom sterbenden Riesen, der ihm einen Wunsch gewährt, wünscht er sich jedoch das, was in dem verbotenen Zimmer ist. Ein schwarzer Hund springt heraus. Dieser nennt sich Snati und veranlafst seinen Herrn, mit ihm in ein Königreich zu gehen, aus dem der Königssohn verschwunden ist, in dem ein Rosenstrauch und alle Schlüssel vermifst werden, und wo die Kühe jeden Morgen keine Milch haben. Der Jüngling arbeitet nun bei den Kohlenbrennern. Mit Hilfe seines Hundes haut er mehr Bäume nieder wie alle übrigen. Der Kohlenmeister wird neidisch auf ihn und sagt dem Könige, dafs der Fremde sich gerühmt habe, alles Vermifste wiederschaffen zu können. — — Auf den Rat Snatis läfst er sich einen grofsen Sack voll Salz geben. Durch den Rauchfang wirft er einer Riesenfamilie unbemerkt Salz in die Milch, die die Alte wie gewöhnlich von den Kühen des Königs gestohlen hat. Bei ihnen befindet sich auch der vermifste Rosenstrauch, und sie unterhalten sich auch darüber, wo die Schlüssel vom Königshofe versteckt sind. Nach der Mahlzeit machen sich erst die Tochter, dann die Frau und dann der Mann auf, um Wasser zu holen. Bei dieser Gelegenheit werden alle drei getötet. — — — Wie der Jüngling die Königstochter heiratet, liegt Snati in der Brautnacht zu den Füfsen des Paares. Als der Kohlenmeister kommt, um den Bräutigam zu töten, beifst Snati ihm den Kopf ab und erscheint nun als der verlorene Königssohn.

Die Aufgabe des Helden, das Goldgewand, das Goldbrettspiel und das Leuchtgold wiederzuholen, erinnert an das Märchen „die drei Kostbarkeiten des Königs“. Auch dort wird durch den Rauchfang Salz in die Speise geschüttet, so dafs die Riesen sich nacheinander aufmachen, um Wasser zu holen. Das gleiche Motiv findet sich auf den Faer-oern noch einmal in dem Märchen „Øskudólgur“ (Faer. 14e S. 288 ff.) und in Griechenland bei Hahn in einer Variante (II S. 181).

Die List, jemanden etwas in einer tiefen Kiste oder Tonne suchen zu lassen und auf diesem Wege sich seiner zu bemächtigen, ist ein schon sehr altes Motiv in dem Märchen. Der sagenhafte Schmied Völundr läfst die beiden Söhne des

Königs, die er töten will, in einer Kiste Gold und Edelsteine schauen (Völundarkviða Str. 23). Die böse Stiefmutter in dem Märchen „von den Königskindern in der Höhle der Riesin“ läſst nach der einen Fassung die Kinder gleichfalls in einer Kiste nachschauen, was drinnen ist. Wie sie sich tief hineinbücken, schlieſst sie die Beiden in der Kiste ein. Durch die gleiche List bemächtigt sich das sterbende Mädchen, das den Geliebten keiner anderen gönnen will, ihres Bräutigams (Gering S. 171).

VIII. Rauðiboli.

Lbs. 425 8vo. Nach einer Erzählung aus dem Tungusveit im Skagafjörður.

Ein König, dessen Frau gestorben ist, verheiratet sich wieder. Seine zweite Gattin ist von seinen Ministern einst auf einer Insel in einem Zelte Harfe schlagend gefunden worden. Der Sohn des Königs heiſst Ásmundur. Einst wird die Stiefmutter krank und erklärt, nur das Blut von einem roten Stiere, Rauðiboli genannt, der drauſsen im Walde sei, könne sie heilen, und Ásmundur allein könne dies Werk vollbringen. Wie er in den Wald kommt, schlägt der Stier ihm Blutsbrüderschaft vor. Um die Königin zu täuschen, läſst er sich von Ásmundur etwas Blut abzapfen. Die Stiefmutter ist jedoch damit nicht zufrieden. Ásmundur soll jetzt den Stier fangen, damit sie selbst zusehen kann, wie er geschlachtet wird. Der Stier ist damit einverstanden und läſst sich vom Prinzen zum Königshofe führen. Wie man ihn schlachten will, reiſst er sich los und bearbeitet die Königin so lange mit seinen Hörnern, bis sie tot am Boden liegt. Nun zeigt sie sich auch in ihrer wahren Gestalt als furchtbare Unholdin. — — —

Rauðiboli läuft nun mit Ásmundur in den Wald hinein. Er bringt ihn drei Abende hintereinander jedesmal zu einem kleinen Hause. In einem jeden dieser Häuser findet er eine Rüstung, die er auf den Rat des Stieres anlegt. In der ersten Rüstung wächst ihm seine Kraft um Mannesstärke, in der zweiten um die Stärke zweier Männer, in der dritten um die Stärke

dreier Männer. Rauðiboli warnt seinen Blutsbruder, irgendwelche Blumen abzupflücken, die in den Gärtchen vor den Häusern wachsen. Zweimal widersteht auch Ásmundur dem Verlangen, das dritte Mal wird aber der Wunsch zu heftig, so dafs er heimlich eine Blume zu sich steckt. — — Wie Rauðiboli dem Prinzen erzählt, wollen drei Riesen sich dreier Königstöchter bemächtigen. Der Vater derselben, der sich im Walde durch Nebel verirrte, hat den Unholden versprechen müssen, ihnen seine Töchter zu überliefern. Zwei der Riesen kann Ásmundur überwinden, beim dritten mangelt ihm jedoch die Kraft, da er wider das Verbot die Blume gepflückt hat. Er ruft in der Verzweiflung Rauðiboli zur Hilfe. Sowie der Riese den Namen hört, läfst er den Prinzen los und entflieht mit der Jungfrau in den Wald. — Rauðiboli schwimmt nun mit Ásmundur zu einer Insel. Hier trifft er die Königstochter Helga wieder und verabredet mit ihr, dafs sie sich am Abend den Werbungen des Riesen gegenüber geneigter stellen und ihm in Aussicht auf die Hochzeit das Geheimnis ablocken soll, wie er zu töten sei. Sowie sie auf diese Weise erfahren, dafs das Leben des Riesen in einem schwarzen Stiere der Unterwelt verborgen ist, ruft am anderen Morgen Rauðiboli durch sein Brüllen den Stier ans Tageslicht und tötet ihn. Ásmundur schneidet ihm das Herz aus und nimmt aus diesem das Ei, das er gegen das Haus des Riesen wirft und dadurch den Tod desselben herbeiführt. Nun kehren alle zum Vater Helgas zurück, und Ásmundur heiratet die Königstochter. In der Hochzeitsnacht schläft Rauðiboli mit zwei Hündinnen zu den Füfsen des jungen Paares, und am folgenden Morgen liegt an Stelle der Tiere ein Königssohn mit seinen beiden Schwestern.

Dieser Fassung des Märchens am nächsten steht die Erzählung, die sich in Lbs. 537 4to ohne Angabe der Herkunft findet. Hier ist der Held Sigurður ein Bauernsohn. Wie er gegen das Verbot in jedem der drei Gärten eine Blume abgepflückt hat, kommt jedesmal ein Riese heraus, mit dem er kämpfen mufs, und den er nur mit Hilfe des Stieres besiegt. Drinnen sind in den drei Häusern drei Rüstungen. Die erste gibt ihm dreier Männer Stärke, die zweite die Stärke von sechs, und die dritte die Stärke von neun Männern. Aus der letzten

Hütte nimmt Sigurður dann noch einen Hund und eine Hündin, ein Schwert und einen Speer mit. Der Letztere hat die Zauberkraft, daſs man mit ihm viermal sich etwas wünschen kann. Dieses kommt Sigurður beim Aufsuchen der Königstochter und beim Kampfe gegen den Riesen, dessen Lebensei aus dem Herzen eines Stieres erst mühsam herbeigeschafft werden muſs, zu statten.

Die Erzählung von Rauðiboli, wie sie sich in Lbs. 539 4to (ohne Angabe der Herkunft) findet, bringt nun noch ein neues Motiv hinein. Der König, der seine drei Töchter an Ungeheuer verheiraten soll, ist von diesen nicht im Walde dazu gezwungen worden, sondern als er in einem Boote auf der See war. Er beruft eine Volksversammlung und verspricht den Männern seine Töchter, die den Kampf mit dem Seeriesen wagen wollen. Der Minister des Königs, Herrauður, will die Verteidigung unternehmen. Beim Anblick des Riesen zieht er sich jedoch feige zurück, so daſs die Königstöchter verloren gewesen wären, wenn nicht Ásmundur mit Rauðiboli sie beschützt hätte. Nachdem die Retter sie verlassen haben, wagt sich Herrauður wieder hervor und zwingt durch Drohungen die Königstöchter, ihn als den Befreier auszugeben. So handelt Herrauður dreimal. Schon ist er im Begriff, seine Hochzeit mit der jüngsten Königstochter zu feiern, da kommt Ásmundur mit seinem Stiere und entlarvt den Betrüger durch Vorzeigung der Riesenzungen, die er aus den Köpfen ausgeschnitten hatte.

Die vierte Erzählung (Lbs. 438 4to ohne Angabe der Herkunft) erzählt auch von dem Betruge des Ministers der hier Rauðrekur genannt ist. Die Einleitung des Märchens ist hier etwas anders. Nachdem Rauðiboli die Stiefmutter getötet hat, läuft er mit Sigurður in den Wald und wohnt mit ihm längere Zeit in einer Hütte. Eines Nachts träumt dem Königssohne, daſs ein Mann ihn auffordere, drei Riesen zu töten, die sich dreier Königstöchter bemächtigen wollten. Die beiden älteren Riesen seien leicht zu besiegen, der jüngste sei jedoch nur zu töten, wenn er ein Rind aufsuche, das oben auf einem steilen Felsen wohne. Dieses müsse er schlachten, dann würde er in ihm eine Ente, in dieser ein Ei und darin das Herz des Riesen finden. Wenn er ihm das Ei an den Kopf würfe, so würde der Riese getötet.

Die fünfte Variante (Lbs. 538 4to) wird von „Jón Bjarnarson á Þúfum“ erzählt. Hier ist nur von einer Königstochter, die aus den Händen eines Riesen befreit werden mufs, die Rede. Sogleich nachdem Rauðiboli die Stiefmutter getötet hat, läuft er mit Sigurður fort, bis er zur Wohnung eines Riesen kommt, der eine Königstochter gefangen hält. Wie in dem ersten Märchen bekommt auch hier die Königstochter durch die gleiche List heraus, auf welche Weise der Riese zu töten ist. Hier ist die Sache nur etwas umständlicher dargestellt. Sigurður mufs aus einer Kiste, zu der die Königstochter den Schlüssel dem Riesen abgebettelt hat, ein schwarzes, ein weifses und ein rotes Tuch nehmen, die einen schwarzen, einen weifsen und einen roten Stein umwickeln. Ferner befindet sich dort ein Schwert, dessen sich der Prinz gleichfalls bemächtigen mufs. Nachdem Rauðiboli durch sein Brüllen den Stier aus der Unterwelt heraufgelockt hat, mufs Sigurður erst das schwarze, dann das weifse und hierauf das rote Tuch um den Kopf wickeln, um durch das Brüllen nicht taub zu werden. In dieser Zeit hat er aufserdem durch eifriges Schlagen auf den schwarzen, weifsen und roten Stein zuerst Regen, dann ein Hagelwetter und schliefslich einen Feuersturm hervorgebracht, so dafs alle Hochzeitsgäste des Riesen, die auf dem Wege zur Höhle waren, in dem Unwetter umkommen. Wie der Stier mit halbem Leibe sich aus der Erde erhebt, schlägt Sigurður ihm mit dem Schwerte auf die Nase. In dem gleichen Augenblicke stürzt auch der Riese tot zu Boden. — Die befreite Königstochter, die Sigurður dann heiratet, ist die Schwester von Rauðiboli.

Die letzte Variante des Märchens (Lbs. 539 4to) ist aus der Märchensammlung von Jón Nordmann. Dieser hat, wie er angibt, das Märchen einmal in seiner Kindheit gehört. Später kommt er zu „David á Hamri í Stiflu“, der das Märchen auch einmal früher erzählt bekommen hatte, und beide setzen es nun nach der Erinnerung wieder zusammen. — — — — Der Anfang ist hier wie in den übrigen Erzählungen derselbe. Rauðiboli läuft mit Sigurður eine Woche lang durch den Wald, bis sie endlich an eine Hütte kommen. Hier zeigt er ihm ein Schwert. Mit ihm mufs der Prinz dreimal an die Hüttentüre schlagen, bis ein furchtbarer Riese erscheint. Die beiden

kämpfen gegen ihn und töten ihn. Am folgenden Abend haben sie einen ähnlichen Kampf zu bestehen. Der dritte Riese, der nun noch übrig ist, kann nur getötet werden, wenn man sich seines Lebenseis bemächtigt, das im Herzen eines Stieres sich befindet. Sigurður umhüllt den Kopf mit einem schwarzen Tuche, und dann brüllt Rauðiboli dreimal, bis der Stier endlich erscheint. — — Nach diesen Kämpfen läuft Rauðiboli mit Sigurður drei Tage lang, bis sie in ein Königreich gelangen. Dies ist das Reich Rauðibolis, und am folgenden Morgen ist er denn auch erlöst und hat seine Menschengestalt wiederbekommen.

Zu diesem Märchen, das im Isländischen, wie die zahlreichen Varianten bezeugen, grofse Verbreitung hat, boten mir die verglichenen Märchensammlungen keinerlei Parallelen. Nur einzelne Motive oder auch die ganze Episode von der Befreiung der Königstöchter und dem Betruge Rauðurs lassen sich in der übrigen Märchenliteratur nachweisen.

Bei Asbj. (19) „Kari Traestak“ (I S. 81 ff.) will die Stiefmutter einen schwarzen Ochsen schlachten lassen, angeblich, um sie von einer Krankheit zu heilen, in Wirklichkeit aber, um den einzigen Freund ihrer Stieftochter zu vernichten. Auf Vorschlag des Ochsen entflieht dann das Mädchen mit ihm. Bei Cosquin (23) „Le poirier d'or“ (I S. 246 ff.) will aus dem gleichen Grunde die kranke Stiefmutter ein Schaf schlachten lassen, und in „La biche blanche“ (Cosquin No. 21, I S. 232 ff.) soll für die kranke Königin eine weifse Hirschkuh getötet werden etc.

Die List der Königstochter, sich dem Riesen geneigt zu stellen, um auf diese Weise zu erfahren, wie er zu töten ist, findet sich noch in dem isländischen Märchen „von dem Königssohne, der durch Riesinnen geraubt war.“ Auch bei Köhler (Kl. Schr. S. 158) und bei Asbj. (S. 177) gebraucht die Frau gleichfalls diese List, um zu erfahren, wo das Herz des Riesen zu finden ist. Zu der versteckten Seele des Riesen bringt Köhler (Kl. Schr. S. 159 ff.) zahlreiche Nachweise, ebenso auch Cosquin (I S. 173 ff.). Von den hier zur Vergleichung hinzugezogenen Märchensammlungen ist bei Gonz. (16 I S. 103 ff.) das Ei, das den Geist des Vaters verscheucht (siehe Köhlers

Anm. II S. 216), in einer Taube und diese in einem Kaninchen. Grundtv. erzählt in dem Märchen „Troldens Datter“ (I S. 36ff.), dafs das Herz des Riesen in einem Fische sich befindet, in dem Märchen „Skomagerdrengen“ (II S. 148 ff.) ist es in einem Ei, dieses in einer Ente, die Ente in einem Hasen, der Hase in einem Drachen und der Drache in einem See. Bei Asbj. (36) „Om Risen, som ikke havde noget Hjerte paa sig“ (S. 177 ff.) mufs der Held, der den Riesen töten will, zu einer Insel fahren. Dort steht eine Kirche, in dieser ist ein Brunnen, in ihm schwimmt eine Ente, und in ihr ist das Ei, das das Herz des Riesen enthält. Ähnlich bei Müllenhoff (VII) „Vom Mann ohne Herz“ (S. 404 ff.), nur nicht so kompliziert. Es fliegt in einer Kirche, die in einsamer Gegend sich befindet, ein Vogel herum, und in ihm ist das Herz des Alten. In dem Märchen „The sea-maiden“ (Jac. II S. 144 ff.) liegt eine Insel in einem See. Auf ihr lebt eine weifsfüfsige Hindin, in dieser ist eine Forelle, und in ihr ist das Lebensei der Meerfrau verborgen. Bei Cosquin (Les dons des trois animaux I S. 166 ff.) wird das Leben des Riesen zerstört, wenn ein siebenköpfiges Ungeheuer getötet ist und aus dessen letztem Kopfe zwei Eier genommen und dem Riesen ins Gesicht geworfen werden. Dafs die Riesen ihre Seele in einem Ei verborgen haben und nicht eher sterben können, bis das Ei zerbrochen ist, ist ein Zug, der uns noch verschiedentlich in den isländischen Märchen begegnen wird z. B. in dem Märchen von dem „Königssohn, der durch Riesinnen geraubt wird“ etc.

Zu dem dreimaligen Brüllen des Stieres, um den anderen Stier aus der Unterwelt heraufzulocken, ist Asbj. (37) „Grimsborken“ (S. 183 ff.) zu vergleichen. Hier wiehert das Zauberpferd dreimal, bis das andere Pferd zum Kampfe aus der Unterwelt herbeikommt.

Dem Schlagen auf den schwarzen, weifsen und roten Stein, wodurch Regen, Hagelwetter und ein Feuersturm hervorgebracht werden, entspricht in einer Variante des Märchens vom „Königssohne, der durch Riesinnen geraubt wird“ der Hut mit dem weifsen, gelben und roten Rande.

Die Episode von den drei Königstöchtern, die infolge eines Versprechens ihres Vaters drei Riesen ausgeliefert werden sollen,

und die dann von einem ihnen Unbekannten befreit werden, durch Drohungen eines Feiglings jedoch gezwungen sind, ihren wahren Retter zu verschweigen, ist ein Märchen, das in der internationalen Märchenlitteratur entweder in Verbindung mit dem Motiv von den dankbaren Tieren oder in Verbindung mit den Zwillingsbrüdern oder in der Geschichte eines männlichen Aschenbrödels zu finden ist. Diese Erzählung gehörte wohl nicht ursprünglich in das Märchen von Rauðiboli, sondern kam nur infolge des dreimaligen Kampfes mit Riesen hinein. Die Legitimation des wahren Riesentöters durch die Zungen findet sich in all diesen Märchen (Strap. II 10. Nacht, 3. Fabel (S. 242 ff.), Bas. I 1. Tag, 7. Märchen (S. 90 ff.), Gonz. (I 40 S. 272 ff. und 44, S. 299 ff.), Hahn (II 70 S. 49 ff.), Jac. II (S. 121 ff., S. 144 ff.), Schott (10 S. 135 ff.), Cosquin (I 5 S. 74 ff.), K. und Schw. (10 S. 337 ff.), Grundtv. (I 8 S. 80 ff.), Faer. (15 S. 291 ff.). Köhler (Kl. Schr. S. 399) macht auch auf Peleus in der griechischen Sage (Apollodor 3, 313) und Tristan aufmerksam. Weitere Literatur findet sich auch noch in Köhlers Anmerkungen zu dem sizilianischen Märchen (II S. 230) und bei Cosquin (I S. 74 ff.).

IX. Das Märchen von der Königstochter, die in ein Pferd verwandelt war.

Lbs. 438 4to. Von Snorri Jónsson auf Norður-Reykir im Mosfellsveit erzählt.

Einem Königspaar kommt spurlos die einzige Tochter abhanden, und der König läſst bekannt machen, daſs er demjenigen sein Reich geben wolle, der ihm sein Kind wiederbringt. — Nicht weit vom Königreiche wohnt ein Bauer mit seinem Sohne Hörður. Wie der Knabe eines Tages das Vieh seines Vaters hütet, kommt er zufällig in einen Wald, vor dessen Betreten sein Vater ihn immer gewarnt hatte. Er hört hier groſsen Lärm und sieht eine Schar von Füllen auf sich zukommen. Sie greifen ihn an, aber er wehrt sich mit seiner Keule. Endlich kommt eine braune Stute (Brunka) zu ihm und fordert

ihn auf, sie zu besteigen. Dann eilt sie mit ihm fort, von den Füllen in einem fort noch verfolgt. Am Abend kommen sie zu einer Hütte. Hier mufs Hörður auf dringende Bitte des Pferdes dieses töten und alles in ganz kleine Stückchen zerschneiden. Am anderen Morgen steht Brunka wieder frisch und lebendig vor der Hütte und nagt das Gras ab. Aber sie hat nun statt des Schwanzes einen Haarschweif, da Hörður vergessen hatte, den Schwanz auch zu zerbrechen. Von nun an sollen nach dem Wunsche des Braunen alle Pferde Haarschweife haben. —

Am folgenden Abend, als sie an eine andere Hütte gelangt sind, hat Hörður die gleiche Aufgabe. Nun vergifst er, einen Teil des Nackens zu zerbrechen, und da hat am anderen Morgen das Pferd eine Haarmähne, die nun gleichfalls künftig alle Pferde besitzen sollen. Am dritten Abend vernachlässigt Hörður das Zerbrechen der Klauen. Infolgedessen hat Brunka Hufe bekommen, und seit dieser Zeit müssen alle Pferde beschlagen werden. Sie kommen nun in das Königreich, und hier bittet Hörður auf Vorschlag der Brunka den König um Aufnahme für den Winter. Dies wird ihm unter der Bedingung gewährt, dafs er die Diebe ausfindig macht, die den Goldschatz des Königs bestohlen haben. Er fragt nun Brunka deswegen um Rat, und diese bittet ihn, mit ihr auszureiten. Wie sie nicht weit vom Schlosse sind, beginnt das Pferd zu lahmen. Hörður macht an einer Schmiede Halt, um es neu beschlagen zu lassen. Aber alle Hufeisen sind untauglich, bis endlich der Schmied mit einem goldenen Hufeisen Brunka beschlägt. Nun reitet Hörður heim. Wie der König das goldene Hufeisen sieht, entdeckt er, dafs es aus seinem gestohlenen Schatze ist. Das Haus des Schmiedes wird durchsucht, und alles findet sich bei ihm wieder. Seine Mitschuldigen will der Schmied aber um keinen Preis verraten. — — Nach einiger Zeit wird der König von Wikingern zum Zweikampfe aufgefordert. Hörður besteht den Kampf für ihn und bleibt mit Hilfe seiner Brunka Sieger. Da er sieht, wie sehr der König unter dem Verluste seiner Tochter leidet, verspricht er ihm, alles zu versuchen, um das Mädchen wiederzufinden. Brunka will ihm hierbei jedoch nur helfen, wenn

er eine Nacht bei ihr schläft. Wie er davon nichts wissen will, läuft das Pferd ihm fort. Er sucht es allenthalben, und endlich findet er es, wie es versucht, seinen Kopf zwischen zwei Steinen zu zerschmettern. Von dem Anblick gerührt verspricht Hörður seiner Brunka, sie zu heiraten. Der König veranstaltet zur Hochzeit ein grofses Festmahl. Wie Hörður mit seinem Pferde im Bette liegt, ruft dieses auf einmal: „Hilf dem Könige, denn Rauður, der Minister, will ihn gerade morden". Er springt auf und kommt noch zur rechten Zeit, um den schlafenden König zu schützen und den Minister so zu Boden zu werfen, dafs er beide Schenkel bricht. Von dem Kampflärm erwacht der König. Nun behauptet der Minister, Hörður habe dem König nach dem Leben getrachtet. Seinen Angaben wird geglaubt, und Hörður wird ins Gefängnis gesteckt, um am anderen Tage gehängt zu werden. Im Bette der Neuvermählten findet man nun morgens die verschwundene Königstochter. Sowie sie hört, welches Schicksal ihrem Gemahl droht, eilt sie zum König. Sie erzählt diesem, dafs der Minister Rauður sie habe heiraten wollen. Weil sie sich geweigert hätte, sei sie von ihm in ein braunes Pferd verwandelt worden. Nicht eher habe sie erlöst werden können, bis ein Mann sie dreimal ganz in kleine Stückchen zerschneide und schliefslich auch heirate. — Die Bosheit des Rauður kommt nun an den Tag. Er wird von wilden Pferden zerrissen, während Hörður mit der Königstochter ein fröhliches Hochzeitsfest feiert.

Eine zweite Behandlung dieses Märchens findet sich in der Lbs. 537 4to in der „Flókatrippasaga", d. h. in dem Märchen vom Füllen. In dieser Variante sind aber zwei Märchen miteinander vermischt, die Erzählung von der Königstochter, die in ein Pferd verwandelt ist, sowie die Geschichte von den in der Neujahrsnacht geraubten Prinzessinnen, die durch Brüder, die mit wunderbaren Eigenschaften ausgestattet sind, ihrem Vater zurückgebracht werden. Der Inhalt des Märchens, dessen Herkunft nicht angegeben wird, ist in kurzem folgender:

Ein Bauer hat drei Söhne. Die beiden älteren, seine Lieblingskinder, ziehen in die Welt hinaus. Sie sollen einem Könige in der Neujahrsnacht seine zweite Tochter bewachen,

da ihm das Jahr vorher die älteste Tochter in dieser Nacht gestohlen worden war. Die Brüder fallen jedoch in Schlaf, und das Mädchen ist am anderen Morgen verschwunden. Zur Strafe werden nun die Bauernsöhne getötet. Jetzt kommt der jüngste Bauernsohn, Þorsteinn, zum gleichen König. Unterwegs hat ihm ein Füllen seine Dienste angeboten. Drei Abende hintereinander hat er es schlachten müssen, aber am anderen Morgen war es immer wieder frisch und munter. Nur ist es jedesmal ein wenig verändert, weil Þorsteinn nicht alles in kleine Stückchen zerschnitten hatte. Beim Könige findet er Aufnahme unter der Bedingung, dafs er die jüngste Tochter in der Neujahrsnacht bewacht. Das Füllen will ihm dabei helfen, wenn er es zum Lohne zu heiraten verspricht. Da er sich weigert, so läuft es fort. Nun kommen drei Riesen zum Könige, die sich Velvakandi (der gut Wachende), Velhöggvandi (der gut Hauende), und Velklifrandi (der gut Kletternde), nennen. Auch sie sollen in der Neujahrsnacht Wache halten. Þorsteinn verspricht nun dem Füllen, als es heimgekehrt ist, die Heirat. Sie wachen nun alle zusammen. In der Neujahrsnacht streckt sich ein grau behaarter Arm ins Zimmer, um die Prinzessin zu ergreifen, doch Velhöggvandi haut den Arm ab. Am anderen Morgen verfolgen sie die Blutspur bis zu einer Höhle. Hier töten sie einen Riesenvater mit drei Söhnen und befreien die Königstöchter. Dann halten alle Hochzeit, die drei Riesen mit den Prinzessinnen und Þorsteinn mit seinem Füllen. Nach der Hochzeitsnacht sind die Riesen zu Königssöhnen, das Füllen zu einer Königstochter entzaubert.

Eine dritte Fassung dieses Märchens gibt Jón Þorkelsson in der „Kjángarsaga" (LXXIX S. 91 ff.): Der Königssohn Sigurður, der in die Welt auf Abenteuer ausziehen will, darf sich aus den Pferden seines Vaters ein Pferd aussuchen. Ein unansehnliches Füllen läuft immer um ihn herum und bietet sich dem Prinzen so lange an, bis dieser es wählt. Zu der Zeit hatten die Pferde noch Klauen, Hörner und einen Magen wie ein Rind. Sigurður, der an drei Abenden sein Pferd Kjaung töten mufste, vergifst am ersten Abend die Klauen, am zweiten die Hörner und am dritten Abend einen Magen mit in den Pferdestall zu nehmen. Infolgedessen sind seit dieser Zeit durch den

Wunsch Kjaungs die Pferde ohne Hörner, Klauen und ohne einen zweiten Magen. Am Königshofe, zu dem sie nun gelangen, mufs Sigurður dreimal den König suchen und dreimal sich so vor ihm verstecken, dafs der König ihn nicht zu finden vermag. Gelingt ihm dies, so darf er die Königstochter heiraten. Der König ist zuerst einer von zwei Hammern, dann eine von zwei Forellen und schliefslich eine Nadel in der Nadelbüchse der Königstochter. Er mufs jedesmal in seiner wahren Gestalt erscheinen, da Sigurður sich den Anschein gibt, als wolle er den Hammer zerschlagen, den Fisch zerschneiden und die Nadel durchstechen. — Sigurður verbirgt sich nun dreimal bei seinem Pferde, das dem König durch heftiges Ausschlagen gar nicht gestattet, in seine Nähe zu kommen, um den Jüngling hervorzusuchen. — Jetzt soll er, wie versprochen, die Königstochter heiraten. Doch der Minister Rauður, der auch schon lange um die Prinzessin freite, fordert ihn zum Zweikampfe heraus. Sigurður wirft ihn aus dem Sattel, und Kjaung beifst ihn derartig, dafs er lange Zeit schwer krank darniederliegt. In der Hochzeitsnacht darf das Pferd zu den Füfsen des Brautpaares schlafen, am anderen Morgen liegt dann an seiner Stelle eine schöne Prinzessin im Bette. Diese pflegt dann den übel zugerichteten Minister und heiratet ihn später.

Viele übereinstimmende Züge mit dem isländischen Märchen hat die Erzählung „Grimsborken“ (Asbj. 37 S. 183 ff.). Es ist im grofsen und ganzen eine Vereinigung der ersten und dritten isländischen Fassung dieses Themas, nur bleibt das hilfreiche Pferd im norwegischen am Schlusse unverändert — von einer Entzauberung zu einem Menschen ist nicht die Rede. Der Inhalt ist kurz folgender: Grimsborken ist ein äufserst unansehnliches Fohlen. Es weifs aber seinen jungen Herrn zu überreden, ihm drei Jahre lang die Milch von zwölf Stuten geben zu lassen. Dadurch wird ein gewaltiges Pferd aus dem armseligen Füllen. Mit Hilfe von Grimsbork löst der Jüngling nun drei Aufgaben, die von einem König ihm gestellt werden. Aber trotzdem bekommt er die Prinzessin nicht eher, als bis sie sich zweimal vor ihm und er sich zweimal vor ihr versteckte. Die Prinzessin ist eine Ente und dann ein Brot. Die Ente

will der Jüngling angeblich schiefsen, das Brot zerschneiden. Der Jüngling versteckt sich bei Grimsbork, der die Prinzessin zum Suchen nicht in seine Nähe kommen läfst.

Bei Grundtv. (1) „Mons Tro" (II S. 1 ff.) ist das Pferd, das dem Jünglinge hilft, alle Aufgaben des Königs zu lösen, wie in den isländischen Fassungen ein verzauberter Königssohn. Eine Prinzessin, die Mons Tro für den König holen soll, will nur mit ihm gehen, wenn er sie zweimal finden kann. Zuerst ist sie eins von vielen Seidentüchern, dann ein Halm in einem Strohbündel. Das Pferd wird wieder zum Königssohn, nachdem sein Herr ihm den Kopf abgeschlagen hat.

Auch in der Geschichte von der „Fata Morgana" (Gonz. 64 II S. 49 ff.) ist das Pferd, das dem Prinzen in allen Gefahren beisteht, ein verzauberter Königssohn. Um erlöst zu werden, mufs sein Herr es zu Tode prügeln und ihm nachher den Leib aufschneiden. Im übrigen hat dieses Märchen mit dem hier behandelten Thema keine weiteren Züge gemeinsam. — — Auf den Faer-oern wird von einem Burschen erzählt, der eine Königstochter von einem Riesen zurückholt (Faer. S. 391 ff.). Hier ist das helfende Tier ein Esel. Um die Königstochter aus den Händen des Riesen zu befreien, mufs der Held sie dreimal suchen. Sie ist ein Korn, ein Draht und ein Strohhalm. Der Jüngling verbirgt sich dann dreimal als Haar im Schwanze seines Esels. —

Auch in dem walachischen Märchen von Schott (Juliana Kosseschana S. 184 ff.) handelt es sich um ein Pferd, das dem jüngsten Königssohne hilft, alle Gefahren zu überstehen. Der Jüngling kommt zu einem Könige, der seine Tochter nur dem geben will, der sich dreimal so vor ihm zu verstecken vermag, dafs er ihn nicht findet. Auch hier hilft das zauberkundige Pferd. — — — Das Verstecken des Freiers finde ich in den verglichenen Märchensammlungen noch dreimal belegt, Schott (13 S. 153), Hahn (61 I S. 317) und Grimm (191 II S. 304). In allen drei Fällen ist es eine heiratsscheue Königstochter, die diese Aufgabe stellt. Dem Freier, dem die Lösung endlich glückt, wird hierbei von verschiedenen Tieren geholfen.

X. Die zur Hündin verzauberte Königstochter.

Maur. 314—7. Nach Rímur, die um 1700 von der Dichterin Steinunn Finnsdóttir gedichtet wurden.

Der König Logi in Rogaland hat eine Tochter namens Signý. Nachdem seine Gattin Álfheiður, eine Tochter des Königs Dagr und der Königin Dýrlaugur, gestorben war, sendet er Boten aus, die um Hlaðvör, die Tochter des Königs Gunnar von Gautaland, für ihn werben sollen. Die Boten verirren sich aber und kommen in ein völlig unbekanntes Land. Hier finden sie ein kleines Gehöft, auf dem eine wunderschöne Frau wohnt, die sie alle zu sich einladet. Sie bezaubert sie so, dafs sie für ihren König um ihre Hand anhalten. Auch der König ist mit der Wahl sehr zufrieden, während seine Tochter Signý ihn warnt, da die Braut eine Unholdin sei. Als bald nachher der König auszieht, um im Namen seiner Tochter auf die Erbschaft des Königs Dagr Anspruch zu machen, geht die Stiefmutter zur Kammer der Königstochter und verwünscht sie in die Gestalt eines grimmigen Hundes. Jede neunte Nacht solle sie wieder zum Menschen werden, aber dann nackt auf freiem Felde liegen. Aus der Verzauberung könne sie nur kommen, wenn ein Königssohn sie in ihrer Hundegestalt heirate. Signý legt ihrerseits auf die Stiefmutter den Fluch, dafs sie nach der Rückkehr dem König alle ihre Schandtaten gestehen und dann für ewig eine Katze werden soll. — — Die Königstochter verschwindet, so dafs niemand weifs, was aus ihr geworden ist. Nur ein alter Mann behauptet, er habe einen Hund mit Menschenaugen gesehen, das sei die Königstochter gewesen. — — — Nun läuft Signý als Hyndla (die kleine Hündin) durch viele Länder, bis sie nach Gautaland kommt. Hier findet sie Unterschlupf bei zwei alten Leuten, die sie als Schäferhund verwenden. — — Ásmundur, der Sohn des Königs Gunnar von Gautaland, ist einst auf der Jagd und findet am Wege eine nackte Frau, die sich mit Laub zugedeckt hat, und neben der sich ein Hundegewand befindet. Er will sie wecken, um ihr Bekleidung anzubieten, doch da ist sie schon aufgesprungen, hat ihr Gewand übergeworfen und bellt ihn an. Auf dem Heimwege findet er nun einen Runenstab, den Hyndla

dort niederlegte, da sie auf ihm ihr Schicksal eingeschnitten hatte. Nun wird der Königssohn trübsinnig, bis er auf die Aufforderung der Mutter, sich eine Braut zu suchen, erklärt, er wolle den Schäferhund der alten Bauern heiraten oder sonst sterben. Trotz aller Vorstellungen läfst er das Hochzeitsmahl richten. Doch sowie alle die geladenen Gäste hören, dafs die Braut eine Hündin ist, machen sie sich alle davon. Auf dem Brautsitze bellt Hyndla so gewaltig, dafs die Mutter des Königssohnes ihr einen Goldring um die Schnauze legt. Darauf wird sie dann stille. In der Nacht fällt das Hundegewand von ihr, es wird sogleich verbrannt, und nun ist sie vom bösen Zauber erlöst.

Der erste Teil dieses Märchens, d. h. die zweite Heirat des Königs mit einer unbekannten Frau, die seine Brautwerber unterwegs gefunden haben, seine Abwesenheit und die Verfluchung der Prinzessin durch die böse Königin, ist eine Einleitung, wie sie uns im Isländischen in der Mehrzahl von allen Stiefmuttermärchen begegnet. Das Märchen wird erst zur selbständigen Erzählung im zweiten Teile, wo von den Erlebnissen der verzauberten Prinzessin die Rede ist. Hier zeigt es auffallende Übereinstimmung mit zwei griechischen Märchen. Im „Ziegenkind“ (Hahn 14 I S. 127 ff.) wird erzählt, dafs ein Königssohn einmal beobachtete, wie eine Ziege, die eine Frau statt einer Tochter geboren hat, ihre Haut heimlich abwirft und zum wunderschönen Mädchen wird. Er freit um sie und setzt auch die Hochzeit durch, trotzdem die Ziege beim Feste sich völlig wie ein Tier benimmt. Wie sie einmal aus ihrem Fell geschlüpft ist, nimmt er es und verbrennt es. — Einen ähnlichen Inhalt hat das Märchen vom „Dohlenkind“ (Hahn 57 I S. 305 ff.). Der einzige Unterschied ist nur, dafs das vom Königssohn gewählte Mädchen statt einer Ziege scheinbar eine Dohle ist. — — Auch in einem modernen indischen Märchen (Benf. I S. 261) heiratet ein Prinz ein Affenweibchen, freilich hier ohne zu wissen, dafs die Erwählte ein wunderschönes Mädchen ist. Wie er dann die Tierhülle verbrennt, verliert er seine Gattin und wird erst nach langem Suchen mit ihr wieder vereinigt.

XI. Der rollende Rindsmagen.

Konrad Maurer teilt in seinen Nachträgen zu den isländischen Volkssagen der Gegenwart (S. 317—19) den Inhalt eines alten, alliterierenden Gedichtes, des Vambarljóð, mit. Da diese kleine Erzählung nichts anderes als ein Märchen ist, so mufs auch sie Aufnahme in dieser Sammlung finden:

Ein Königspaar in Gautland hatte eine einzige Tochter, namens Signý. Als die Königin gestorben war und ihr Gatte schier untröstlich schien, tritt einst ein schönes Weib mit einem Becher voll Wein in die Königshalle. Sie läfst aus ihm unbemerkt einen Tropfen auf des Königs Lippen fallen. Da erwacht er aus seinem Dahinbrüten, trinkt den Becher leer und hat seine verstorbene Gattin vergessen. Er heiratet nun die schöne Fremde. Wie der König einst auf Heerfahrt ist, geht die Königin zur Kammer ihrer Stieftochter und verwünscht sie dahin, dafs sie zu dem Magen eines neugeschlachteten Rindes werden sollte (verða að vömb sem úr nýdrepnu nauti). Die Königstochter belegt die Unholdin ihrerseits mit dem Fluche, dafs sie zur Katze werden und bei der Rückkehr des Königs sofort tot niederfallen soll. Würmer, Stangen, Gras etc. sollen sie stechen, wenn die Hexe ihren Fluch nicht mildere. Erschrocken fügt diese darum hinzu, dafs ihre Stieftochter erlöst werden könne, wenn ein Königssohn sie in dieser Gestalt heiraten und zu sich ins Bett nehmen würde. — —

Nun wälzt sich der Rindsmagen durch viele Länder, bis er endlich nach Hólmgarðr (Nowgorod) zu einem alten Bauernpaar kommt, das in der Nähe des Königshofes wohnt. Er hütet für die alten Leute die Kühe. Tagtäglich treibt er diese nun auf die Äcker und Wiesen des Königs und läfst sie von ihnen abweiden. Einst kommt der junge König dazu und schilt den Rindsmagen dafür tüchtig aus. Doch der wird grob und sagt, dafs andere Könige noch gröfsere Wiesen gehabt hätten und nicht so geizig gewesen wären. Der König wird über diese Antwort wütend und will den Magen totschlagen. Aber seine Füfse sind wie festgewurzelt, so dafs er nicht mehr von der Stelle kann. Nur unter der Bedingung kann er wieder

loskommen, dafs er dem Rindsmagen verspricht, ihn zu heiraten und in sein Bett zu nehmen. Wie er heimgeht, wälzt sich ihm der Magen nach, und sogleich mufs die Hochzeit gefeiert werden. Die Mutter des Königs, die mit ihm zusammen lebt, hebt den Magen selber ins Bett ihres Sohnes und wacht in der Nacht über den beiden. Wie sie nach einer Weile wieder nach ihnen sieht, ist dort im Bette eine wunderschöne Prinzessin, der wüste Magen aber liegt daneben. Nun wird er schnell verbrannt, und Signý ist erlöst.

Eine Variante dieses Märchens findet sich noch in einem Manuskripte der Landesbibliothek in Reykjavík (Lbs. 536 4to). Sie ist von dem elfjährigen Páll Pálsson 1863/64 nach der Erzählung der alten Frau Guðríður Eyolfsdóttir aufgeschrieben worden. Es sind hier eigentlich zwei Märchen zu einer Erzählung verarbeitet worden. Denn die erste Hälfte stimmt im Inhalte völlig mit dem von Árn. überlieferten Märchen von „der guten Stiefmutter Hildur“ überein (Árn. II 391—7), während die zweite Hälfte des Märchens nur mit kleineren Abweichungen den oben mitgeteilten Inhalt des Vambarljóð wiedergibt. — In dem Beginn der Erzählung wünscht sich die kinderlose Königin, wie ihr beim Spaziergange im schneebedeckten Walde die Nase blutet, eine Tochter weifs wie Schnee, rot wie Blut und schwarz wie Ebenholz. Dieser letzte Zusatz ist bemerkenswert, da er bei Árn., wo zwei Märchen diese gleiche Einleitung haben („Hildur, die gute Stiefmutter“ und „die Königstochter Ingibjörg“), vollständig fehlt, und zwar auch mit Recht fehlt, da nach altnordischer Ansicht, die in den Märchen meist treulich bewahrt ist, schwarzes Haar häfslich war (vgl. Hamðismál Str. 12). — — — — In unserem Märchen stirbt nun aber auch die gute Stiefmutter Hildur. Der König verheiratet sich zum dritten Male, und zwar nun mit einer Unholdin, die ihre Stieftochter in einen Rindsmagen verzaubert. — — Wie der junge König mit einem Spiefse den Magen, der die Kühe des Bauern auf seine Felder treibt, durchstechen will, bleibt er am Spiefse hängen, und der Spiefs am Magen. Dieser rollt nun mit ihm über Berg und Tal, bis ganz zerschunden der König gelobt, mit dem Magen im gleichen Bette schlafen zu wollen. Heimgekehrt, läfst

der König alle Tore fest schliefsen. Wie er sich schlafen legen will, ist jedoch der Magen schon in seinem Schlafzimmer. Der König legt sich ins Bett und läfst den Magen auf dem Boden liegen. Die Mutter des Königs, die von dem Versprechen des Königs gehört hat, hebt ihn jedoch ins Bett hinein. — Wie der König am anderen Morgen die schöne Prinzessin sieht, will er sie durchaus heiraten. Hildur sträubt sich, da sie schon einem Manne verlobt sei und von ihm ein Kind habe. Doch trotzdem wird die Hochzeit gefeiert. Beim Feste kommt Hildurs Verlobter, der Bruder der guten Stiefmutter, mit dem jungen Sohne, da mittlerweile die Zeit seiner Verzauberung verstrichen ist. Nach einem Jahr stirbt der König, und Hildur heiratet nun ihren ersten Geliebten.

Dieses Märchen schliefst sich in der Erlösung aus der Verzauberung durch eine Heirat eng an das vorhergehende Märchen von der Hündin an. Hier ist nur der Unterschied, dafs der König gezwungen sein Versprechen hält, den Rindsmagen in sein Bett zu nehmen, ebenso wie im Froschkönig (Grimm I 1 S. 1 ff.) die Prinzessin nur durch den Vater gezwungen den Frosch zu sich nimmt (vergl. auch Köhler S. 229).

Der Vergessenheitstrank, den die Unholdin dem trauernden König reicht, ist ja schon aus der „Völsungasaga“ bekannt. Er kommt in den isländischen Märchen noch einmal in der Geschichte von der „rechten Braut“ vor, wo die Stiefmutter dem heimkehrenden Jüngling einen Zaubertrank gibt. Auch in dem Märchen von der „vergessenen Braut“, das sich bei vielen Völkern vorfindet und in dem meist durch einen Kufs das Vergessen bewirkt wird, wird in einer der isländischen Fassungen erzählt, dafs der heimkehrende Königssohn aus einem Goldbecher Wasser getrunken und infolgedessen die Braut vergessen habe.

Die Verfluchung der bösen Stiefmutter in eine Katze entspricht der gleichen Verfluchung im vorhergehenden Märchen.

Das Festbannen an den Boden, wie in der ersten Version, oder an den Speer und dieser an den Rindsmagen, wie die zweite Fassung erzählt (vgl. Snorra Edda I S. 208), ist ein in den Märchen der meisten Völker oft wiederkehrendes Motiv.

Vielfach findet es sich in der Geschichte von der „vergessenen Braut“, wo die Freier jedesmal, an irgend einen Gegenstand festgebannt, die Nacht zubringen müssen (vgl. auch Grimm 64 „die goldene Gans“ S. 258 ff.).

In den beiden Fassungen des isländischen Märchens „von der guten Stiefmutter“ wünscht sich die Königin ein Kind weiſs wie Schnee und rot wie Blut, wie ihr beim Schlittenfahren die Nase blutet. Bei der gleichen Gelegenheit spricht eine Königin den gleichen Wunsch aus in einem norwegischen Märchen bei Asbj. (33) „De tolv Vildaender“ (I S. 150 ff.). In einer Variante zu „Sneewittchen“ (Grimm III S. 88) und ebenso im Märchen vom „Machandelboom“ (Grimm I S. 171) wünscht sich eine Frau ein Kind weiſs wie Schnee und rot wie Blut, als sie beim Apfelschälen sich in den Finger schneidet. Auch bei Bas. (5. Tag 9. Märchen S. 231 ff.) schneidet der Prinz sich beim Käseessen in den Finger, so daſs beim Anblick des Blutes auf dem Käse in ihm der Wunsch nach einer Frau mit solchen Gesichtsfarben erwacht. Die gleiche Vorstellung bewirkt ein im Winter im Schnee oder auf einem Marmorsteine liegender Rabe in seinem Blute. Dieses Motiv finden wir bei Bas. (4. Tag 9. Märchen II S. 116 ff.), bei Schott (19) (der verstoſsene Sohn S. 199 ff.) und in einer Variante zu „Sneewittchen“ (Grimm III. S. 88). Vergl. auch noch Köhler Aufs. S. 29.

XII. Die zwölf Rinder.

Arn. II 442—46. Nach einer Erzählung aus dem Westen von Dalir.

Zwölf Königssöhne verirren sich während eines furchtbaren Unwetters und kommen in die Gewalt einer Riesin. Bei dieser wohnen elf Töchter, auſserdem noch ein junges Mädchen. Wie die Unholdinnen einmal alle drauſsen vor der Höhle sind, warnt das Mädchen die Prinzen, die Alte würde sie in der Nacht bei ihren Töchtern schlafen lassen. Sie sollten dann den Riesinnen, sowie sie eingeschlafen seien, das Haar kurz scheren und ihnen die Hauben wegnehmen, um diese selbst aufzusetzen.

Dann sollten sie im Bette den Platz mit den Mädchen wechseln. In der Nacht würde die Unholdin sie alle ermorden wollen, an ihrer Stelle jedoch ihre eigenen Töchter erschlagen. Die Königssöhne folgen dem Rat. Nachdem die Riesin ihre elf Töchter getötet hat und nun zu dem Bette des Mädchens gekommen ist, springen die Königssöhne schnell auf und greifen die Alte tapfer an. Wie diese einsieht, was sie getan hat, und dafs auch für sie keine Rettung mehr möglich ist, verwünscht sie die Prinzen in zwölf Stiere. Täglich sollen sie in dieser Gestalt am Königshofe sich aufhalten und nur einmal an jedem Tage ihre frühere Gestalt bekommen. Aber das dürfen sie nur fern von allen Menschen auf einem einsamen Holme in einem grofsen See, während sie dort ihre Mahlzeit einnehmen. Nicht eher sollen sie erlöst werden, bis ein Mann ihnen im Königreiche die gleiche Nahrung anbietet wie die, welche sie draufsen auf dem Holme genossen haben. Während all dieser Zeit soll das Mädchen unaufhörlich von einem Brunnen zum anderen in der Nähe des Sees Wasser tragen. Wenn ein Mann sich unversehens an sie heranschleichen und sie zu Boden werfen wird, dann erst soll auch sie erlöst sein. — — Nun werden die zwölf Königssöhne von ihren Eltern allenthalben gesucht, aber keine Spur von ihnen entdeckt. Seltsam scheint aber, dafs auf einmal täglich zwölf Stiere ins Königreich kommen, dort, ohne etwas zu fressen, eine Zeitlang verweilen und dann wieder verschwinden. — In der Nähe des Königshofes wohnt ein Bauernpaar mit seinem einzigen Sohne Þorsteinn. Dieser hört viel von dem plötzlichen Verschwinden der Königssöhne und dem täglichen Kommen der Stiere reden. Er beschliefst, dieser Sache auf den Grund zu gehen, und bittet den König um Gastfreundschaft für den Winter. Diese wird ihm auch gern gewährt. — Eines Tages folgt er den Stieren, wie sie wieder das Königreich verlassen. Sie eilen davon, doch er jagt ihnen aus Leibeskräften nach. Endlich kommen sie an einen See. Die Stiere springen ins Wasser und schwimmen hinüber zu einer Insel, nur der letzte von ihnen wartet auf Þorsteinn und gibt ihm ein Zeichen, sich auf seinen Rücken zu setzen. — Auf der Insel sieht der Bauernsohn ein kleines Haus. Vor der Tür liegen zwölf Stierhäute, während drinnen

zwölf Jünglinge schweigend ihr Mahl verzehren. þorsteinn sagt auch kein Wort und nimmt von einem jeden ein Stück Brot und einen Schluck Wein entgegen. Sorgfältig hebt er die ihm gereichte Mahlzeit auf. Nun verwandeln sich die Jünglinge wieder in Stiere und schwimmen zum Lande zurück. Der letzte trägt dann den Bauernsohn hinüber. þorsteinn geht einen kurzen Weg, bis sich ihm wieder ein seltsamer Anblick darbietet. Ein Mädchen trägt schweigend von einem Brunnen zum andern Wasser. Er tritt so schnell und unbemerkt von hinten an sie heran, dafs sie zu Boden fällt. Nach einer Weile erholt sie sich und dankt ihrem Retter für ihre Erlösung. Nun erzählt sie ihm, wie es sich mit den Königssöhnen verhält, und was noch geschehen mufs, um auch sie vom Zauber zu befreien. Am andern Morgen reicht þorsteinn den Stieren das von ihnen erhaltene Brot und den Wein. Sofort fällt die Stierhaut von ihnen ab, und zwölf Jünglinge liegen am Boden. Der König begrüfst freudig in ihnen seine Söhne, die zur Belohnung zu Gunsten des Bauernsohnes sogar auf ihr Königreich verzichten. þorsteinn heiratet dann das von ihm erlöste Mädchen, auch eine von der Riesin gestohlene Königstochter.

Eine Variante dieses Märchens, die die vorhergehende Erzählung in einigen Punkten ergänzt, findet sich in der Landesbibliothek (Lbs. 438 4to). Das Königspaar hat aufser seinen zwölf Söhnen, von denen der jüngste Sigurður heifst, noch eine Tochter Ingibjörg. Als Sigurður elf Jahre alt ist, will er durchaus mit seinen Brüdern auf Abenteuer ausziehen. Doch der König läfst es wegen seiner Jugend nicht zu. Im nächsten und nächstfolgenden Jahre kommt der Knabe mit der gleichen Bitte. Der Vater erlaubt es ihm und seinen Brüdern jedoch erst, nachdem er vierzehn Jahr alt geworden ist. Schiffe gibt er ihnen nicht, sondern nur dreifsig Ritter und tüchtige Pferde. Drei Tage hindurch kommen sie auf ihrer Reise gut vorwärts, am vierten Tage jedoch beginnt ein furchtbares Unwetter. Auf Sigurðurs Rat reitet der älteste Ritter an der Spitze und dann alle weiter nach dem Alter, bis Sigurður als jüngster den Beschlufs macht. Die Lanzenstangen halten sie wagerecht, so dafs jeder Folgende mit der einen Hand das Lanzenende des Vorausreitenden fafst. Schliefslich stürzen die Ritter mit ihren

Pferden tot zu Boden, und auch die Pferde der elf ältesten Prinzen können nicht mehr vorwärts. Nun schleppt Sigurður alle seine Brüder, die er abwechselnd auf seinem Pferde reiten läfst, immer weiter, bis sie zu einer Hütte gelangen. Hier klopft er an die Tür. Ein junges Mädchen mit traurigem, verweintem Gesicht kommt zu ihnen heraus. Wie sie die Königssöhne erblickt, erschrickt sie furchtbar und bittet sie flehend, sogleich weiterzuziehen, denn in der Hütte sei ihnen der Tod gewifs. Da die Brüder aber vor Kälte und Hunger nicht mehr vorwärts können, so bittet Sigurður trotzdem um Nachtquartier.

Der alte König wartet vergeblich auf die Rückkehr seiner Söhne. Eines Tages kommt sein Hirte zu ihm und fragt ihn, woher es komme, dafs er jetzt so viele Rinder besäfse. Zwölf Stiere, die nachts immer beim Rindergehege wären, seien ihm ganz unbekannt. Sowie die Königstochter Ingibjörg das hört, eilt sie hinunter, um die fremden Stiere zu sehen. Diese sind sehr freundlich gegen sie, und besonders der kleinste schmeichelt sich ordentlich an sie heran. Sie eilt nun zum Vater zurück und sagt ihm, dafs es mit diesen Rindern eine eigene Bewandtnis haben müsse, denn sie glaube sicher, in den Augen des kleinsten Stieres die Augen ihres Bruders Sigurður erkannt zu haben. — In seiner Ratlosigkeit beruft der König eine Volksversammlung. Er fragt hier, ob irgend einer ihm sagen könne, woher auf einmal so viele Rinder in sein Königreich gekommen seien. Als niemand darauf eine Antwort weifs, verspricht er demjenigen seine Tochter Ingibjörg und das halbe Königreich zur Belohnung, der ihm mitteilen könne, welche Nahrung diese zwölf Stiere zu sich nehmen. — Nun wohnt nicht weit vom Königsschlosse ein alter Mann mit drei Söhnen. Die beiden ältesten haben bei ihm gute Tage, während der jüngste, Sigmundur, alle Arbeit tun mufs und nur in der Küche in der Asche liegen darf. Eines Tages macht sich nun der älteste Bauernsohn auf, um die vom Könige verheifsene Belohnung zu erwerben. Er geht zum Rindergehege und treibt von hier alle zwölf Tiere mit der Peitsche fort. Dann nimmt er Wasser und Lehm, geht zum Könige und sagt, dafs dies die Nahrung der Stiere sei. In der nächsten Nacht wird den Stieren Wasser

und Lehm angeboten. Als sie dieses nicht fressen, ist der Betrug entdeckt, und der Bauernsohn wird gehängt. Nicht besser ergeht es seinem zweiten Bruder. Auf die Nachricht vom Tode seiner Lieblingssöhne wird der Alte so wütend, dafs er mit Scheltworten und Schlägen Sigmundur aus dem Hause treibt. Nun kommt auch dieser zum Königshofe, und ihm gelingt es dann, den Zauber zu lösen und die versprochene Belohnung zu erringen.

Das hier folgende Märchen „Die Maus und die Spinne" bringt in seinem ersten Teile noch eine Variante zu den zwölf Stieren. Auch bei Asbj. wird das gleiche Thema behandelt in „De syv Folerne" (31 I S. 138 ff). Hier wird von drei Bauernsöhnen erzählt, die ihr Glück im Dienste eines Königs versuchen. Sie sollen ihm sieben Fohlen hüten und ihm am Abend sagen, was sie essen und trinken. Die beiden älteren Brüder lassen sich von einer Frau, die spinnend am Wege sitzt, von ihrer Aufgabe weglocken. Sie bringen dem Könige fälschlich Wasser und Erde als Nahrung der Tiere. Der Dummling kümmert sich nicht um die Frau. Ihn nimmt dann das kleinste Fohlen auf den Rücken und bringt ihn zuerst zu einer Hütte. Hier bekommt er ein Schwert, mit dem er an seinem Hochzeitstage den Fohlen den Kopf abhauen mufs, damit diese wieder zu Menschen werden. Weiter bringt ihn das Fohlen zu einer Kirche, wo die sieben Königssöhne in ihrer menschlichen Gestalt am Altare Brod und Wein gereicht bekommen. Von dieser Nahrung bringt der Dummling am Abend dem Könige. Zum Lohne heiratet er dann die Königstochter und erbt das Reich, da die nun erlösten sieben Brüder der Prinzessin zu seinen Gunsten auf die Herrschaft verzichten.

Von dem Vertauschen der Kopfbedeckungen, um durch diese Täuschung dem Tode zu entgehen, erzählt auch Gonz. in der Geschichte von „Caruseddu" (83 II S. 143.). Weitere Nachweise finden sich noch bei Köhler (Kl. Schr. S. 196, 467, 547).

XIII. Die Maus und die Spinne.

Lbs. 537 4to.

Ein Bauernsohn, namens Sigurður, soll die einzige Kuh seines Vaters verkaufen. Er begegnet draufsen im Walde einem Manne, der ihm, wie er glaubt, einen Beutel mit Geld für das Tier gibt. Wie jedoch zu Hause der Beutel aufgemacht wird, schlüpfen eine Maus und eine Spinne heraus und verschwinden. Der Vater wird über diesen dummen Kauf so böse, dafs er den Sohn aus dem Hause wirft. Ratlos irrt dieser nun im Walde umher, bis die Maus ihm begegnet, ihn tröstet und sagt, dafs alles zu seinem Heile ausschlagen solle. Er kommt nun, von der Maus begleitet, zu einem Könige, der ihm Aufnahme gewährt. Er hat hier die Aufgabe, täglich die zwölf Stiere desselben zu hüten und ihm bis zum ersten Sommertage jeden Abend etwas von der Speise mitzubringen, die die Stiere zu sich genommen haben. Auf den Rat der Maus folgt er den Tieren gleich am andern Morgen. Wie er mit ihnen an einen Flufs gelangt, sitzt dort am Ufer ein Mann und spielt Schach. Dieser will ihn durchaus zur Teilnahme am Spiele verlocken. Doch die Maus hat Sigurður schon vorher gewarnt, diesem Manne keine Antwort zu geben, sondern ihn unbarmherzig in den Flufs zu werfen. Darauf bedeutet ihm der letzte Stier, der auf ihn gewartet hat, sich auf seinen Rücken zu setzen, und dann schwimmt er mit ihm hinüber. Nun gelangt Sigurður mit dem Tiere an ein Haus. Hier fällt die Stierhaut von ihm ab, und nun sind es zwölf Männer, die sich schweigend an den Tisch setzen und essen. Jeder gibt dem Burschen einen Bissen von seinem Teller, den Sigurður am Abend dann dem Könige bringt. So geht es Tag für Tag, bis endlich am ersten Sommertage alle Stiere erlöst und dauernd wieder zu Menschen geworden sind. Sie waren die Brüder des Königs und waren in der Kindheit, als der König auf einer Heerfahrt war, von der bösen Stiefmutter in Stiere verwandelt worden.

Auf den Rat der Maus bittet sich nun Sigurður die Königstochter Helga zum Lohne aus. Doch der Minister des Königs, Rauður, freit gleichfalls um die Königstochter. Nun soll der-

jenige sie bekommen, der sich dreimal so gut vor dem andern verstecken kann, dafs dieser ihn nicht findet. Auf den Rat der Maus versteckt sich Sigurður nun dreimal hinter den Giebel der Halle. Wie Rauður ihn dort suchen will, setzt sich die Maus so in seinen Haaren fest, dafs er schliefslich von dem Vorhaben abläfst. Nun soll Rauður sich verstecken. Das erste Mal ist er ein Pfahl an der Rückseite des Hauses, dann ein grofser Löffel in der Küche und schliefslich eine zweiäugige Nadel in der Nadelbüchse der Prinzessin. Den Pfahl schlägt Sigurður auf den Rat der Maus mit aller Kraft auf den Boden nieder, den Löffel taucht er in siedendes Wasser, und der Nadel sticht er ein Auge aus. Jedesmal zeigt sich dann Rauður vor Schmerz schreiend in seiner wahren Gestalt, und nun liegt er zerschlagen, verbrannt und halb blind im Bette. Er bekennt, dafs er der Bruder der bösen Stiefmutter sei. Durch Verlockung der Wächter zum Spiele habe er immer bisher die Erlösung der Stiere zu verhüten gewufst. Sigurður und Helga halten nun Hochzeit. In der ersten Nacht schlüpfen die Maus und die Spinne zu ihnen unters Deckbett, und am andern Morgen liegen dort an Stelle der häfslichen Tiere zwei wunderschöne Königskinder.

Dieses Märchen ist eine Zusammensetzung des Märchens von den zwölf Stieren mit dem Märchen von dem König oder der Prinzessin, die nur den heiraten will, der im Verstecken sie besiegt. Dem Pfahle, der hart auf den Boden geschlagen wird, entspricht in dem Märchen von „der Königstochter, die in ein Pferd verwandelt war“, der Hammer, und auch die Verwandlung in eine Nadel, deren Auge der Suchende durchstechen will, ist in beiden Märchen dieselbe. Ebenso wie dort das Pferd, so verhindert es hier die Maus, dafs ihr Schützling gefunden werden kann.

Die Verlockung zum Schachspiel, dem in dem norwegischen Märchen die Aufforderung der Alten, sich lausen zu lassen, entspricht, scheint mir echt isländisch zu sein. Unter den drei Kostbarkeiten des Königs, die in einigen Märchen wiedergeholt werden müssen, befindet sich verschiedentlich ein Schachbrett (vgl. auch den „Roman de Gauvain“ aus dem 13. Jahrh.). In dem Märchen „von dem von Riesinnen geraubten Königssohn“

vertreiben sich die Jugendgefährten in der Höhle die Zeit durch Schachspiel, und in einer Variante des Märchens vom „goldenen Schuh“ kommen die bösen Schwestern täglich zu einem Königssohne, um mit diesem Schach zu spielen. — Auch heute noch soll auf Grimsey, wie man mir in Island erzählte, das Schachspiel von der ganzen Fischerbevölkerung so eifrig betrieben werden, dafs sie alle ihre Freistunden damit ausfüllen. — Das Schach mufs nach seinem Bekanntwerden ein anderes Brettspiel, das früher auch mit grofsem Eifer augenscheinlich gespielt wurde, völlig verdrängt haben. Die „Völuspá“ läfst die Götter schon Brett spielen (Str. 8: Tefldu í túni), und nach dem Wiederauftauchen der Erde werden die goldenen Brettspiele im Grase gefunden, die sie in der Vorzeit gehabt hatten (Str. 61: þar munu eptir undrsamligar gullnar töflur í grasi finnask, þærs í árdaga áttar höfðu). Zwei Söhne Ragnarr Loðbrók's sitzen beim Königbrett, wie ihnen der Fall ihres Vaters mitgeteilt wird (Ragnars Saga Loðbrókar S. 212), Friðþjófr spielt mit seinem Blutsbruder Björn Brett und läfst sich von den Gesandten der jungen Könige, die Hilfe von ihm heischen, im Spiel nicht stören (Friðþjófs Saga ens frækna S. 117) etc. In der „Heimskringla“ ist zum ersten Male nachweislich vom Schachspiel die Rede, und zwar soll nach der Angabe Snorris König Knút seinen Schwager Ulf aus Anlafs eines Streites beim Schachspiele haben töten lassen. Danach müfste also das Schachspiel schon im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts an den Höfen gespielt worden sein (Heimskringla S. 424). Hier ist jedoch der Ausdruck leika at skáktafli, während das alte Brettspiel durch tefla bezeichnet wird. Es ist also wohl zu vermuten, dafs der Streit beim alten Brettspiel entstanden war, dafs jedoch Snorri dieses Spiel durch das ihm zu seiner Zeit schon besser bekannte Schachspiel ersetzte. Wie dann in Island das Schachspiel zum Brettspiel *κατ' ἐξοχήν* wird, verdrängt der alte Ausdruck tefla das umständliche leika at skáktafli.

XIV. Die zwölf Brüder.

Lbs. 438 4to.

Ein Königspaar hatte 12 Söhne. Als die Königin wieder ein Kindchen erwartete, wollte der König sie alle töten lassen, falls das neugeborene Kind ein Mädchen sein würde. Zu dem Zweck wurden schon zwölf Särge angefertigt und in einem Saale aufgestellt. Die Königin war sehr betrübt und ging täglich dorthin, um zu weinen und zu beten. Der älteste Sohn belauscht sie einmal und läfst ihr keine Ruhe, bis sie ihm sagt, was die Särge zu bedeuten haben. Wie er die Wahrheit erfährt, macht er sich mit seinen elf Brüdern auf und entflieht in den Wald. — Die Königin gebiert nun auch ein wunderschönes Töchterchen, das Ingibjörg genannt wird. Das Mädchen sieht die Mutter immer in Tränen, entdeckt eines Tages auch den Saal mit den zwölf Särgen und erfährt schliefslich die Geschichte ihrer Brüder. Sie macht sich sogleich auf, um die Verlorenen wiederzusuchen. Nach langer Wanderung durch den Wald gelangt sie an ein Haus. Hier findet sie ihren jüngsten Bruder und wird von diesem so lange versteckt gehalten, bis die übrigen von der Jagd heimkehrenden Königssöhne ihm versprochen haben, dem ersten Mädchen, das zu ihnen kommen würde, das Leben zu schenken. Sie lebt nun lange Zeit mit den übrigen im Walde. Wie eines Tages der Geburtstag des jüngsten Königssohnes ist, will sie den Tisch besonders hübsch schmücken und bricht deshalb die zwölf Rosen ab, die im Gärtchen vor dem Hause stehen. Im gleichen Augenblicke sind die Brüder in Raben verwandelt. Sie geht verzweifelt in den Wald hinein, bis sie einer alten Frau begegnet, die ihr den Weg zur Erlösung der Brüder angibt. Sie soll zwölf Hemden aus Eichenblättern für sie anfertigen und darf, solange sie bei dieser Arbeit ist, kein Wort sprechen. Der König des Landes findet sie auf der Jagd und heiratet sie. Durch die Ränke seiner Mutter glaubt er nach dreijähriger Ehe schliefslich, dafs sie eine Zauberin sei. Sie soll nun verbrannt werden. Noch auf dem Scheiterhaufen arbeitet sie, denn im letzten Hemd fehlt noch der Ärmel. Nun fliegen die Raben herbei, sie wirft die Hemden über sie und erlöst sie. Nur

der jüngste Bruder hat statt des einen Armes einen Rabenflügel.

Dieses Märchen folgt sonst in allen Zügen unserem bekannten Volksmärchen von den „zwölf Brüdern“ (Grimm 9 I S. 35 ff.), nur in der Anfertigung der Hemden und in dem Zuge, dafs dem Hemde des jüngsten Bruders ein Ärmel fehlt, so dafs er einen Rabenflügel behält, zeigt das isländische Märchen Übereinstimmung mit den „sechs Schwänen“ (Grimm 49 I S. 181 ff.). In der gleichen Weise vereinigt auch das norwegische Märchen „De tolv Vildænder“ (Asbj. 33 I S. 150 ff.) die Erzählung von den „zwölf Brüdern“ mit der Erlösung, wie sie der Schwester in dem Märchen von den „sechs Schwänen“ auferlegt ist. Hier wünscht sich eine Königin, der beim Schlittenfahren die Nase blutet, eine Tochter weifs wie Schnee und rot wie Blut. Eine Hexe, die den Wunsch hört, gesteht ihr die Erfüllung zu, dafür sollen aber die zwölf Söhne der Königin ihr gehören. Um diese, die zu Wildenten geworden sind, zu erlösen, mufs die Schwester nach der Angabe der Brüder aus Wollgras zwölf Mützen, Hemden und Lappen für sie anfertigen. Wie sie schon auf dem Scheiterhaufen steht, kommen die erlösten Brüder — nur der jüngste behält einen Wildentenflügel. — Bas., der dieses Märchen auch schon kennt, erzählt, dafs sieben Brüder ihr Elternhaus verlassen wollen, wenn ihre Mutter keine Tochter gebiert. Sie warten nicht weit vom Hause auf Benachrichtigung. Wie ein Mädchen zur Welt kommt, wird irrtümlich das verabredete Zeichen verwechselt, so dafs die Brüder nun tatsächlich in die weite Welt ziehen. Die Schwester sucht sie dann später auf. Die Brüder werden in Tauben verwandelt, weil die Schwester trotz des Verbotes vom Grabe eines wilden Mannes Gras abgepflückt hat. Um zu erfahren, wie die Tauben ihre Menschengestalt wieder bekommen können, sucht die Schwester die Mutter der Zeit auf. Sowie die Tauben sich auf die Hörner eines Ochsen (die Säulen des Reichtums) niedergelassen haben, sind sie erlöst. (Bas. 4. Tag 8. Märchen II S. 96 ff.). — Auch bei Suterm. (49) „s' Einzig Töchterli“ (S. 149 ff.) müssen um der neugeborenen Schwester willen sieben Brüder fliehen. Sie leben dann zusammen in einem Berge in einem verwünschten Schlosse, wo sie für einen

Geist ein ewiges Feuer bewachen müssen. Endlich wird dieser erlöst, und die Geschwister kehren alle zusammen heim. — Auf den Faer-oern gibt es ein Märchen „Teir sjey svanirnir“ (Faer. 44 S. 417 ff.), das aber in fast allen Einzelheiten mehr zu dem Grimmschen Märchen von den „sechs Schwänen“ wie zu dem von den „zwölf Brüdern“ gerechnet werden kann. Eine Variante, die Motive aus diesen beiden Grimmschen Märchen und dem Märchen von den „sieben Raben“ vereinigt, teilt Grimm in seinen Anmerkungen zu den „sechs Schwänen“ mit (III S. 81 ff.).

XV. Lúsahöttur.

Árn. II S. 342—8. Nach dem Manuskripte vom Pastor Sveinbjörn Guðmundsson in Móar.

Ein Königssohn, namens Sigurður, bekommt eine böse Stiefmutter. Um sich für die Nichtachtung, die er ihr immer beweist, an ihm zu rächen, sucht die Königin ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Wie der König einmal auf Schatzreisen ist, breitet sie die kostbarsten Kleidungsstücke vor dem Turm des Prinzen zum sonnen aus. Während alle draufsen sind, um die Herrlichkeiten zu bestaunen, geht sie zum Königssohn in seinen Turm und bietet ihm zum Zeichen ihrer Freundschaft das schönste Gewand zum Geschenk an. Aber er müsse es gleich einmal anlegen, damit sie sähe, ob es ihm passe. Wie der Prinz ihren Wunsch erfüllt hat, spricht sie über ihn den Fluch aus, dafs er ganz grau von Läusen sein soll, mit denen er wie übersät schiene — er solle darum Lúsahöttur (Lausekappe) immer heifsen. Nicht eher könne er erlöst werden, bis er drei Nächte im Schlafzimmer mit einer Königstochter geschlafen habe. — — — Sigurður, der gleich verwandelt ist, steckt in einen Sack seine besten Kleider sowie seine drei Kostbarkeiten: einen Goldstuhl, den man so klein machen kann, dafs er in die Tasche geht, einen Goldkamm und einen Fingerring aus Leuchtgold. — — Er kommt nun nach langer Wanderung zur Hütte einer alten Frau, bei der er Aufnahme findet. Eine schöne Prinzessin wohnt in der Nähe im Königsschlosse. Sie soll alle möglichen

guten Eigenschaften haben, nur kann sie nichts Schönes sehen, ohne dafs sogleich in ihr der Wunsch erwacht, es um jeden Preis zu besitzen. — Wie Lúsahöttur eines Tages von der Alten hört, dafs die Königstochter mit ihren Dienerinnen in den Wald gegangen sei, setzt er sich in einer Lichtung auf seinen Goldstuhl. Kaum hat die Prinzessin den Stuhl erblickt, als sie ihn auch gleich zu besitzen wünscht. Ihre Dienerinnen, die sie zu dem schmutzigen Kerl schliefslich sendet, kommen zurück mit der Nachricht, dafs sie die Kostbarkeit nur bekommen könne, wenn Lúsahöttur eine Nacht in ihrem Schlafzimmer schlafen dürfe. Nach langem Widerstreben wird dies ihm bewilligt. Am anderen Tage bekommt sie den Kamm unter der Bedingung, dafs er neben ihrem Bette schlafen darf. Für den Ring aus Leuchtgold will Lúsahöttur jedoch mit ihr im gleichen Bette schlafen, und dazu kann sie sich doch nicht entschliefsen. — — — Nun läfst der König alle jungen Leute des Landes zusammenkommen, damit sich die Prinzessin aus ihrer Mitte einen Mann wähle. Lúsahöttur ist auch da mit seinem Lichtring. Er kriecht unter den Hochsitz der Prinzessin und spielt mit dem Ringe, so dafs sie auf ihn aufmerksam wird. Nun sagt er ihr, dafs er ihre Schande der ganzen Welt offenbaren würde, wenn sie nicht nachher ihn zum Manne wähle. Wie dann am Abend der Augenblick kommt, in dem die Königstochter wählen soll, nennt sie aus Angst vor Entdeckung Lúsahöttur. Der König wird hierüber so wütend, dafs er droht, sie am andern Morgen töten zu lassen. Lúsahöttur hat sich mittlerweile zur Kammer der Prinzessin geschlichen, und hier bekommt er für seinen Ring die Erlaubnis, zu ihren Füfsen die Nacht schlafen zu dürfen. Wie am anderen Morgen die Königstochter früh erwacht, liegt dort ein schöner Jüngling, das Lausegewand aber ist auf dem Boden. Schnell wird es verbrannt und der Prinz geweckt. Er erzählt nun von seiner Verzauberung. Von der Alten wird sein Sack mit seinen Königskleidern geholt, und festlich tritt er nun als ebenbürtiger Freier vor den König, der nun mit der Wahl seiner Tochter völlig einverstanden ist.

Von der Käuflichkeit einer Prinzessin, durch die in diesem Märchen die Erlösung Lúsahötturs herbeigeführt wird, handeln viele Märchen. Schon bei Bas. (4. Tag 10. Märchen II S. 135 ff.) bekommt ein angeblicher Gärtner für einen Mantel, ein Untergewand und ein Mieder nach und nach Eingang in das Schlafzimmer einer Königstochter. Ähnlich bei Asbj. in „Haaken Borkenskjæg“ (45, S. 222 ff.) und in „Det har ingen Nød med den, som alle Kvindfolk er forlibt i“ (38, S. 194 ff.) und bei Hahn in dem Märchen „vom klugen Sohne und den drei Karfunkeln“ (113, II S. 159 ff.). Im Isländischen findet sich dieses Motiv dann noch in zwei Märchen, in dem Märchen „von dem Bauernsohne, der die Königin heiratet“, und in dem Märchen „von dem gefüllten Wortsacke“. In all' diesen angeführten Fällen erkauft sich jedoch der Jüngling die Gunst der Prinzessin, um dadurch sie zur Heirat zu zwingen, während hier in unserem Märchen Lúsahöttur die Königstochter verführt, weil auf diesem Wege allein seine Erlösung möglich ist.

XVI. Der zum Löwen verzauberte Königssohn.

Arn. II S. 386—91. Nach dem Manuskripte vom Pastor Sveinbjörn Guðmundsson.

Ein Königspaar hatte eine Tochter, namens Háðvör. Mit ihr wurde ein Pflegebruder, Hermóður genannt, zusammen erzogen, und schon früh verlobten sich die beiden miteinander. Nach dem Tode der Königin verheiratete der König sich wieder. Die zweite Gattin hatte er mit ihrer Tochter und einer Dienerin in einem unbekannten Lande gefunden, als er nach dem Rate seiner sterbenden Gattin auf dem Wege war, um die Königin von Hetland zu freien. Die fremde Frau gab sich für die Gesuchte aus, und so wurde die Hochzeit gefeiert. — Háðvör und Hermóður kümmern sich wenig um die Stiefmutter und ihre Tochter. Zwischen der Königstochter und der fremden Dienerin, die Olöf heifst, entsteht jedoch bald gute Freundschaft. Einst mufs der König fort auf Heerfahrt. Nach seiner Abreise kommt die Stiefmutter zu Hermóður und for-

dert ihn auf, ihre Tochter zu heiraten. Doch er will nichts davon wissen. Nun wird die Königin wütend und wünscht, dafs er auf einer einsamen Insel leben und am Tage ein Löwe, in der Nacht aber ein Mensch sein soll. Nicht eher könne er erlöst werden, bis Háðvör sein Löwenfell verbrenne. Hermóður verflucht nun seinerseits die Königin, dafs sie und ihre Tochter nach seiner Erlösung zu Ratte und Maus werden und stetig im Schlosse miteinander kämpfen sollen, bis er nach seiner Rückkehr sie beide mit dem Schwerte tötet. — Nun verschwindet Hermóður, und niemand weifs, was aus ihm geworden ist. — Olöf sagt nun der Königstochter Háðvör, wozu die Stiefmutter ihren Pflegebruder verwünscht hat, und wie sie ihn erlösen kann. Sie erzählt ihr, dafs die Stiefmutter und ihre Tochter zwei schlimme Riesinnen seien, die auch sie einst aus ihrem Elternhause geraubt hätten. Doch sie könnten ihr nichts Böses anhaben, denn der grüne Mantel, den sie immer trüge, schütze sie vor jeder Verfolgung. Schlimm stünde es jetzt um Háðvör. Der dreiköpfige Bruder der Stiefmutter wolle sie heiraten. Um sich vor ihm zu retten, solle nun die Königstochter siedendes Pech bereit halten. Sowie sie unterirdischen Lärm höre, und der Fufsboden sich öffnen würde, solle sie das Pech in die Öffnung giefsen, dann würde der Riese getötet. Die Königstochter folgt diesen Weisungen. Früh am nächsten Morgen geht die Stiefmutter, der Böses ahnt, vor das Burgtor und sieht dort ihren Bruder, den dreiköpfigen Riesen, tot am Boden liegen. Sie verwandelt ihn in einen wunderschönen Königssohn und eilt dann klagend zu ihrem Gemahl, der mittlerweile von seiner Heerfahrt zurückgekehrt ist. Sie sagt, Háðvör habe ihren unschuldigen Bruder erschlagen. Für dieses Verbrechen müsse sie Genugtuung haben, denn der Bruder sei für die Königstochter ein Freier gewesen, wie sie ihn sich nur habe wünschen können. Da der König ihr die Bestrafung seiner Tochter überläfst, so bestimmt sie, dafs ein grofser Leichenhügel für den Toten aufgeworfen werde, und dafs Háðvör lebend das Grab mit ihm teilen soll. — Der verzweifelnden Königstochter gibt auch jetzt wieder Olöf guten Rat. Sie soll sich einen weiten Mantel machen lassen und ihn in den Hügel mitnehmen. Der Riese würde dort gleich seine

frühere Gestalt bekommen und als Gespenst umgehen. Wenn er von ihr ein Stück Fleisch aus ihren Waden für seine beiden Hunde verlange, solle sie es ihm nicht eher geben, bis er ihr gesagt habe, wo Hermóður sei, und wie sie zu ihm gelangen könne. Beim Verlassen des Hügels solle Háðvör ihren Mantel lose um die Schultern hängen und ihn fahren lassen, denn der Riese würde betrügerisch noch versuchen, sie am Mantel zurückzuhalten. — Die Königstochter entkommt nun glücklich aus dem Leichenhügel. Da sie sich nach den Angaben des Riesen aus der Haut ihrer Fufssohlen Schuhe gemacht hat, mit denen sie über Wasser und Land gehen kann, so gelangt sie schliefslich zu dem ihr bezeichneten Eilande. Aber hier stehen am Strande nach allen Seiten so hohe Felsen, dafs sie nicht weifs, wie sie ins Innere zu kommen vermag. Ermüdet schläft sie ein. Im Traume kommt eine riesige Frau zu ihr und verspricht, ihr zu helfen. An einem der Felsen würde ein Seil herabhängen, an dem solle sie sich aufziehen. Ein Knäuel und einen Gürtel würde sie beim Erwachen neben sich liegend finden. Der Gürtel würde sie vor Hunger schützen, und das Knäuel würde ihr zur Höhle des Hermóður den Weg zeigen. Háðvör gelingt es nun, das Löwenfell zu verbrennen und so den Geliebten zu erlösen. Die Frau, die der Königstochter im Traum erschienen war, ist eine gutmütige Riesin, die mit fünfzehn jungen Söhnen gleichfalls auf der Insel wohnt. Sie ist gerne bereit, den beiden weiter zu helfen. Sie leiht ihnen ein Schiff, um zum Festlande zu gelangen und bittet, sie herbeizurufen, wenn sie in Not seien. Auf der Fahrt sieht sich denn auch das junge Paar von einem gewaltigen Walfische verfolgt, da der Riese aus dem Leichenhügel jetzt diese Gestalt angenommen hat, um sie zu verderben. Auf ihren Hilferuf erscheint die befreundete Riesin gleichfalls als Walfisch, von fünfzehn jungen Walfischen begleitet. Es entsteht ein Kampf im Wasser, in dem der Riese unterliegt. — — — Wie Hermóður und Háðvör ins Königsschlofs zurückkehren, herrscht dort grofse Trauer. Die neue Königin samt ihrer Tochter sind verschwunden, aber eine Ratte und eine Maus kämpfen in der Halle den ganzen Tag miteinander, und niemand ist im stande, die ekligen Tiere zu vertreiben. Wie Hermóður sie mit seinem

Schwerte tötet, liegen auf dem Boden zwei scheufsliche Unholdinnen, die sogleich verbrannt werden. Nun wird der König über alle Ereignisse aufgeklärt, und das junge Paar feiert seine Hochzeit.

Ebenso wie in unserm Märchen die von den Riesinnen geraubte Königstochter Olöf durch ihren grünen Mantel vor allen Nachstellungen der Unholde geschützt ist, so bekommt Mjaðveig im „goldenen Schuh" ein Brusttuch von der toten Mutter, und in der „Gänsemagd" (Grimm 89 II S. 10 ff.) gibt die alte Königin ihrer scheidenden Tochter ein Läppchen mit drei Blutstropfen mit. So lange sie dieses bei sich trägt, kann niemand Gewalt über sie bekommen.

Auch Sæmundur fróði wirft nach der isländischen Volkssage (Árn. I S. 491) einen Mantel über sich, wie er die „schwarze Schule" verläfst. Der Teufel greift den Mantel, während Sæmundur entschlüpft.

Die Schuhe aus Menschenhaut spielen auch sonst in der isländischen Zaubersage eine Rolle. Es heifst von ihnen, dafs sie nie aufgebraucht würden, so lange man mit ihnen nicht auf einen Kirchhof oder sonst geweihten Boden geht. Bei Árn. (I S. 443 ff.) wird von einem Dienstknecht erzählt, dafs dieser seinem Versprechen zufolge so lange bei einem Bauern bleiben wollte, bis ein Paar Schuhe, die der Bauer ihm gegeben hatte, verbraucht seien. Im dritten Jahre sind die Schuhe noch wie neu. Auf den Rat eines unbekannten Mannes geht der Knecht nun mit den Schuhen auf einen Kirchhof, und da fallen sie ihm sofort wie Zunder von den Füfsen.

Einen gleichen Gürtel, wie die Riesin der Háðvör schenkt, hat in dem Märchen „die rechte Braut" Isodda von ihrer Pflegemutter bekommen.

XVII. Der Fluch der Patin.

Árn. II 424—27. Aus der Sammlung von Árni Magnússon Nr. 602 a 4to., Papierhandschrift (ums Jahr 1700.)

Eine junge, kinderlose Herzogin, die sich sehr nach einem Kinde sehnte, ging einst mit ihrer Dienerin in einem schönen

Haine spazieren. Hier wurde sie so vom Schlaf übermannt, dafs sie nicht mehr widerstehen konnte und sich zur Ruhe niederlegte. Im Traum erschienen ihr drei blau gekleidete Frauen, die zu ihr sprachen: „Wir kennen deinen Wunsch, und wir wollen dir zur Erfüllung desselben verhelfen. Gehe zu einem Bache hier in der Nähe, in dem du eine Forelle sehen wirst. Bücke dich und sieh zu beim Trinken, dafs die Forelle dir in den Mund schwimmt. Dann wirst du bald nachher schwanger werden. Wir wollen dann später das neugeborene Kind aufsuchen und ihm den Namen geben.“ Die Königin richtet sich nach diesen Weisungen und kommt dann auch mit einem schönen Mägdlein nieder. Eine alte Frau aus einer benachbarten Hütte leistet ihr bei der Geburt die nötige Hilfe. Ihr hatte die Herzogin vorher gesagt, dafs zum neugeborenen Kinde drei Frauen kommen würden. Diese solle sie festlich empfangen und sie mit alle dem bewirten, was schon vorher die Herzogin für die Gäste bereitgestellt hatte. Die alte Frau tischte jedoch nur für zwei Gäste auf und behielt das, was für die jüngste bestimmt war, für sich. — Die drei Erwarteten kommen und nennen sich alle Blákápa. Wie die jüngste von ihnen sieht, dafs ihr kein Empfang bereitet ist, wird sie furchtbar zornig. Die beiden älteren Frauen geben nun dem Kinde nach ihrer Mutter den Namen Mærþöll und schenken ihr Schönheit, Güte und Klugheit, und dazu noch die Gabe, dafs alle ihre Tränen in Gold verwandelt werden. Ein prächtiger Königssohn solle sie heiraten, und mit ihm solle sie in Liebe ein glückliches Leben führen. — Die jüngste will die Segenswünsche der Schwestern nicht aufheben. Aber sie fügt zur Strafe für den schlechten Empfang hinzu, dafs die Prinzessin in ihrer Hochzeitsnacht zum Sperlinge werden und nur in den drei ersten Nächten für kurze Zeit ihre Menschengestalt wieder bekommen solle. Wenn nicht einer dann schnell die Sperlingshaut verbrenne, müsse sie auf immer ein Vogel bleiben. Über diese Verwünschung werden die beiden anderen Frauen so wütend, dafs sie alle in Eile das Schlofs verlassen und nie wiedergesehen werden. — — Mærþöll wächst nun bei ihren Eltern zur herrlichen Jungfrau heran, und alle Segenswünsche erfüllen sich ihr aufs schönste. Von dem Golde ihrer Tränen

ist der Herzog, ihr Vater, so reich geworden, dafs aufserhalb und innerhalb der Burg alles von Gold ist. Ein schöner, mächtiger Königssohn kommt nun aus fernen Landen und freit beim Herzog um Mærþöll. Das Mädchen wird ihm auch zugesagt, aber da der Vater nur ungern sein Kind verliert, soll Mærþöll mit der Bauerntochter Helga, ihrer Freundin und Gespielin, die Kleider wechseln, und diese soll als Herzogstochter gelten. Der Königssohn, dem die Dienerin viel schöner erscheint, als die vermeintliche Herrin, gibt zur Probe beiden Jungfrauen einen Backenstreich. Da weint die Herzogstochter gewöhnliche Tränen, während den Augen der Dienerin Gold entquillt. Nun ist der Betrug entdeckt, und der Herzog mufs seine Tochter mit dem Königssohn ziehen lassen. Die Bauerntochter Helga begleitet das junge Paar. In der Hochzeitsnacht bittet Mærþöll ihre Gespielin, für sie in den ersten drei Nächten in den Armen des Königssohnes zu schlafen, denn jetzt würde die Verwünschung an ihr sich erfüllen. Helga ist dazu auch bereit, nur weifs sie nicht, wie sie Gold weinen soll, da der Königssohn ihr stets am Abend ein Tuch gibt, das bis zum andern Morgen mit Gold gefüllt sein mufs. Die Prinzessin rät ihr nun, dem Königssohne einen Schlafdorn zu stecken und dann zu ihr hinaus auf den Hügel zu kommen. Für kurze Weile erhielte sie ja ihre Menschengestalt wieder, so dafs sie in dieser Zeit das Tuch mit Tränen füllen könne. — — — In der Nacht, als der Königssohn durch den Schlafdorn fest eingeschlafen ist, erhebt sich Helga, kommt zum Hügel und ruft die Freundin herbei:

Komi, komi, Mærþöll,	Komme, komme, Mærþöll,
Komi min vina,	Komme, meine Freundin,
Komi ljósa mær	Komm, du lichte Maid,
á lyng götu;	Auf den Heideweg.
jeg á gull að gjalda,	Gold soll ich geben,
en gráta ekki má.	Aber kann es nicht weinen.

Da fliegt ein Sperling zu ihr und verwandelt sich dann in die Königstochter. Am dritten Abend sticht die treue Helga dem Prinzen den Schlafdorn absichtlich so lose, dafs er bald herausfällt, und dadurch der Bräutigam erwacht. Da er die Braut vermifst, macht er sich auf, sie zu suchen. Draufsen auf dem

Hügel sieht er zwei Frauen stehen. Er schleicht sich hinzu und hört nun, wie Mærþöll der Freundin noch einmal ihre Leidensgeschichte erzählt und für immer dann von ihr Abschied nimmt. Während die beiden in langer, schmerzlicher Umarmung sich umschlungen halten, eilt er hinzu, nimmt das Sperlingsgewand und verbrennt es. Nun ist Mærþöll erlöst und führt mit dem Gatten in Liebe ein glückliches Leben.

Eine Parallele zu diesem Märchen findet sich bei Grundtv. in „Hindeprinsessen“ (6, II S. 72 ff.). Hier wird die Königstochter, die schon von Kindheit an einem Prinzen verlobt ist, von ihrer bösen Stiefmutter verflucht, dafs sie zur Hindin werden solle, sowie sie ins Brautbett steige. Ein armes Bauernmädchen, das mit ihr auferzogen ist, und das der Prinzessin sehr ähnlich sieht, legt sich am Hochzeitsabend zum Bräutigam ins Bett, während die wahre Braut als Hindin in den Wald läuft. Drei Jahre hindurch lebt nun die treue Dienerin in Stellvertretung der Gattin mit dem jungen König in einem geschwisterlichen Verhältnisse. Während dieser Zeit geht sie an jedem Weihnachtsabend hinaus in eine Waldhütte, da dann die Prinzessin für eine Stunde ihre Menschengestalt wieder erhält. Am dritten Weihnachtsabend schleicht der junge König sich nach, belauscht das Gespräch der beiden und erlöst seine Gattin.

Gleichwie hier die kinderlose Königin durch das Verschlucken einer Forelle schwanger wird, ebenso auch in dem Märchen „Kísa“ (vergl. auch Bjarnar Saga Hitdaelakappa S. 42—3. Anm. Maurers). In dem Verschlucken des ganzen Fisches weicht dieses Motiv von den übrigen Märchen, die es auch benutzen, im Isländischen ab. Denn dort, z. B. bei Hahn (Nr. 22), Gonz (Nr. 39), Grimm (Nr. 85) etc., wird der Fisch, den ein kinderloser Mann fängt, zu Hause zerschnitten und meist zwischen der Frau, dem Pferde und den Hunden verteilt, (vergl. Köhler, Kl. Schr. S. 179 ff.).

Maurer (S. 287) macht in betreff der drei Frauen, die nachher als Paten erscheinen, auf die Nornir der älteren, die Völvur und Spákonur der späteren Sagen aufmerksam und erwähnt „Nornagests saga“ c. 11 und „Saxo Grammaticus“ VI S. 272 (ed. Müller), wo in gleicher Weise wie hier von dem Segen

der beiden älteren und dem Fluche der jüngsten Schicksalsschwester erzählt wird. Auch bei Grimm kommen im Dornröschen zwölf weise Frauen, um das Kind zu segnen — die dreizehnte, die aus Versehen nicht eingeladen war, legt einen Fluch auf die Kleine. Gute Feeen sprechen bei Bas. (2. Tag 8. Märchen I S. 238 ff.) über das Mädchen, das aus einem Rosenblatt geboren war, einen Zaubersegen. Nur die letzte, die schnell noch herbeieilen will, verrenkt sich in der Eile den Fufs und stöfst im Schmerze eine Verwünschung gegen das Kind aus.

Was den Namen Mærþöll anbetrifft, so hält Maurer ihn nur für eine Korruption von Marðöll oder Marþöll, den Beinamen der Freyja, (S. 287), eine Ansicht, die viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, da von dieser Göttin ja auch gesagt wird, dafs sie goldene Tränen weine.

Dafs von den weisen Frauen dem Kinde die Gabe geschenkt wird, goldene Tränen zu weinen, ist im Vergleiche zu den Wundergaben, die andere Mädchen zuerteilt bekommen, noch sehr bescheiden. Köhler (Kl. Schr. S. 126 ff.) gibt eine ganze Auslese von wunderbaren Eigenschaften, die in den verschiedenen Märchen die Heldin schon besitzt, oder mit denen sie auf irgend eine Weise erst später beglückt wird. Bei Grimm weint die „Gänsehirtin am Brunnen“ Perlen und Edelsteine (179, II S. 266 ff.), in einem griechischen Märchen bei Hahn (28, I S. 193 ff.) wird von einem Mädchen erzählt, dafs es Rosen lacht und Perlen weint, dem Aschenbrödel wird bei Asbj. (55 „Buskebruden“ S. 288 ff.) verliehen, dafs beim Strählen Gold aus den Haaren, beim Sprechen Gold aus dem Munde fällt. Ebenso fallen im Sizilianischen einer Märchenheldin aus den Haaren Perlen und Edelsteine, aus dem Munde aber Rosen (Gonz. 34, I S. 227 ff.). Noch reicher gesegnet ist ein Mädchen bei Bas. (4. Tag 7. Märchen II S. 84 ff.). Durch den Wunsch einer alten Frau, der sie Gutes erwies, kommen beim Atmen Rosen und Jasmin aus ihrem Munde, Perlen und Granaten fallen ihr vom Kopf, und Lilien und Veilchen spriefsen unter ihren Füfsen hervor.

Über das Stecken des Schlafdorns verweist Köhler (Kl. Schr. S. 261) bei der Besprechung von einem Campbellschen Märchen, in dem eine Alte der Heldin eine Schlafnadel in den Rock

gesteckt hat, auf Grimms Mythologie S. 1155 und L. Uhlands Schriften S. 464 = Germania 8, 79. Von dem Schlafdorn ist in isländischen Märchen noch verschiedentlich die Rede, z. B. in dem Märchen von „Vilfríður Völufegri“ (d. h. hier in meiner Sammlung „Schneewittchen“ genannt), dann in dem Märchen von „Björn bragðastökkur“ (= der Vater, der seine eigene Tochter verfolgt) etc.

XVIII. Kísa.

Þork. S. 282—7. Nach einem Manuskripte der Landesbibliothek in Reykjavík, 1866 geschrieben (Lbs. 423 8 vo).

Einer kinderlosen Königin droht ihr Gatte, der gerade auf Schatzreisen auszieht, dafs er sie töten lassen würde, wenn sie bis zu seiner Heimkehr kein Kind habe. Traurig sitzt die Königin in ihrem Garten. Da kommt eine alte Frau zu ihr und rät ihr, im Walde aus einer Quelle zu trinken, drinnen seien zwei Forellen, eine schwarze und eine weifse. Die weifse Forelle solle sie hinunterschlucken, aber nur ja nicht auch die schwarze. — Die Königin folgt dem Rat, trotz aller Sorgfalt schlüpfen jedoch beide Forellen ihr in den Mund. Nach neun Monaten gebiert die Königin ein wunderschönes Mädchen und eine schwarze Katze (Kísa). Voller Entsetzen läfst die Mutter das Tier in den Wald jagen. Als die Königstochter, die Ingibjörg genannt wurde, herangewachsen war, kommt einst die Katze zu ihr und begrüfst sie als Schwester. Mit Scheltworten wird sie von der Jungfrau fortgewiesen. Am folgenden Abend und am dritten Abend wiederholt sich derselbe Vorgang. Beim letzten Male ist auch noch die Königin zugegen, die jedoch ebensowenig von einer Katze als Tochter etwas wissen will. — Kurz nachher verirrt sich Ingibjörg beim Spiele mit ihren Dienerinnen im dichten Walde. Ein Riese kommt zu ihr und bietet ihr an, sie mit sich heimzunehmen. Da sich die Prinzessin weigert, ihm zu folgen, schlägt er ihr mit einer Axt beide Füfse ab und geht dann fort. Nach einer Weile sieht Ingibjörg ihre Schwester Kísa mit einem Wagen, den sie mit ihrem Schwanze vorwärtszieht, vorbeikommen. Auf ihr flehentliches

Bitten nimmt Kísa die hilflose Schwester schliefslich auf den Wagen und fährt mit ihr zu einer Hütte. Hier legt sie auf die blutenden Stümpfe Lebensgras, das sofort den Schmerz wegnimmt. Dann ladet die Katze auf ihren Wagen eine Salztonne und macht sich mit ihr auf zur Höhle des Riesen. Dort hört sie gerade, wie der Unhold seiner Frau von seiner Begegnung mit der Prinzessin erzählt und die Absicht ausspricht, am andern Tage Ingibjörg vollends zu töten, wenn sie nicht freiwillig mit ihm zur Höhle kommen wolle. Unbemerkt streut Kísa ihre ganze Salztonne in die Grütze. Nach der Mahlzeit ist die Riesengesellschaft so durstig, dafs einer nach dem andern sich aufmacht, um Wasser zu holen. Kísa ertränkt sie der Reihe nach im Brunnen. Dann geht die Katze in die Höhle, sucht die abgehauenen Füfse Ingibjörgs, die der Riese mit Lebensgras bedeckt hatte, und fährt sie dann im Wagen zu ihrer Schwester. Durch das Lebensgras wachsen die Füfse dann wieder an die Stümpfe an. Nach acht Tagen fährt Kísa die Prinzessin wieder zum Schlosse zurück. Wie Ingibjörg heiratet, bedingt Kísa zum Lohne sich aus, zu den Füfsen des Brautpaares schlafen zu dürfen. Am anderen Morgen liegt das Katzenfell, das dann schnell verbrannt wird, am Boden, und aus der Katze ist eine schöne Prinzessin geworden. Diese erzählt dann, dafs sie und Ingibjörg Schwestern gewesen seien. Eine böse Stiefmutter habe sie zu Forellen verflucht. Nicht eher könnten sie erlöst werden, bis eine Königin sie verschlucke und wiedergebäre. Dann solle jedoch Kísa, da sie der Stiefmutter noch feindlicher gesinnt gewesen sei, zuerst zu einer Katze werden. Ihre Menschengestalt solle sie erst dann wiederbekommen, wenn sie in der Hochzeitsnacht ihrer Schwester zu den Füfsen des Brautpaares geschlafen habe. —

In der Landesbibliothek (Lbs. 538 4to) finden sich noch zwei Varianten dieses Märchens. Nach der ersten, die ohne Angabe des Erzählers ist, wird Dagbjört (so ist wegen ihrer lichten Schönheit die Prinzessin genannt worden) von einem dreiköpfigen Riesen in seine Höhle geschleppt. Hier soll sie das furchtbare Ungeheuer küssen, doch sie weigert sich entsetzt und wird nun zur Strafe mit den Haaren festgebunden. Wie es dunkel wird, kommt zu ihr eine Katze und fragt

„willst du meine Schwester sein, Dagbjört?“ — Entsetzt schlägt sie ihr diese Bitte ab, und traurig läuft die Katze fort. Am nächsten Abend wiederholt sie die gleiche Frage. Die Königstochter ist nun mittlerweile durch Hunger so geschwächt, dafs sie in alles einwilligt. Nun läuft Kísa ins Königreich, wo gerade Rinder geschlachtet und gekocht werden. Sie fragt den König, ob sie nicht so viel vom Fleische mitnehmen dürfe, wie sie auf der Schwanzspitze tragen könne. Der König ist es zufrieden. Nun schleppt die Katze zum Entsetzen aller alles Fleisch davon und eilt mit ihrer Last in den Wald. Mittlerweile hat hier der Pflegevater der Katze, der ein mächtiger Zauberer war, den Riesen getötet und Dagbjört befreit. Kísa kommt mit dem Fleisch gerade zur rechten Zeit, um die arg verhungerte Prinzessin ordentlich sättigen zu können. Dagbjört kehrt nun mit ihr zu den Eltern zurück und behandelt die Katze fortan als ihre Schwester. Wie zwei Königssöhne kommen, von denen der ältere um sie freit, will sie ihn nur heiraten, wenn der jüngere Bruder sich mit ihrer Katze vermählen will. Nach langem Sträuben ist dieser dann endlich dazu bereit. Am Morgen nach der Hochzeitsnacht liegt neben ihm im Bette eine wunderschöne Prinzessin, auf dem Boden aber ein schwarzes Katzenfell, das sogleich verbrannt wird.

Die zweite Variante (von Jón Bjarnarson auf Þúfur) erzählt, dafs eine Königin zwei Töchter gehabt habe, Helga und Ingibjörg. Einst ist sie schwer krank und fragt nun ihre Töchter, wie diese Krankheit wohl enden wird. Helga sagt, das wisse sie nicht, während Ingibjörg das Leiden der Mutter für tödlich erklärt. Über diese Antwort wird die sterbende Königin so böse, dafs sie ihre Tochter in eine Katze verwandelt. Sie könne nicht eher erlöst werden, bis ein Königssohn sie heirate. — — — Nach dem Tode der Mutter geht Helga mit ihrer Katze in den Wald. Sie kommt hier zu einer alten Frau, die ihr Nachtquartier gibt. Am folgenden Tage soll sie dafür der Alten den Pferdestall reinigen und die goldene Nadel wiederfinden, die dort vor vier Jahren verloren ging. Auf Kísas Rat läfst sich nun Helga Hacke, Rechen und Eimer geben. Im Pferdestall sagt dann die Katze: „Hacke, hacke du, Rechen, miste du, Eimer, trage du hinaus!“ Während

nun der Stall gereinigt wird, schaut Kísa auf einem Querbalken sitzend aufmerksam auf den Boden, bis sie dort endlich die Goldnadel entdeckt. Nun trägt Helga den Fund zur Alten, und diese sagt ihr zum Lohne, dafs für sie und ihre Schwester zwei Freier ins Königreich gekommen sind. In der Hochzeitsnacht wird dann Kísa erlöst.

Dieses Märchen wird, mit allerdings einigen Abweichungen, schon bei Strap. erzählt (3. Nacht 3. Fabel I S. 190 ff.). Hier gebiert eine Marquise zugleich mit einer Tochter auch eine Natter. Wie das junge Mädchen einmal allein im Garten ist, wird sie von der Natter als Schwester begrüfst, und am folgenden Tage wird sie dann von der Natter zuerst in Milch, dann in Rosenwasser gebadet. Nun erscheint sie von wunderbarer Schönheit und ist mit Zaubergaben gesegnet, d. h. Perlen und Edelsteine fallen aus ihren Haaren, und Veilchen und Rosen spriefsen beim Waschen ihrer Hände hervor. Doch sie soll diese Zaubereigenschaften vor ihren Eltern verbergen. Da sie diesem Gebot der Natter nicht folgt, ergeht es ihr nach der Heirat mit dem Könige von Neapel recht schlecht. Denn die Stiefmutter des Gatten schickt sie in Abwesenheit des Königs mit zwei Knechten hinaus in den Wald, um sie töten zu lassen. Aus Mitleid mit ihrer Schönheit schenken die Knechte ihr das Leben, schneiden ihr aber die Hände ab und stechen ihr die Augen aus, da dieses die von der Stiefmutter verlangten Wahrzeichen sind. Auf die verzweifelte Bitte der jungen Königin erscheint nun schliefslich die Natter zur Hilfe. Sie fügt die Hände wieder an die Arme, und auf die Wunden, wie auf die Augen legt sie ein heilsames Kraut. Die Hände wachsen nun wieder an, und die Sehkraft kehrt zurück. Dann streift die Natter ihre Haut ab und wird zu einem schönen jungen Mädchen. Durch die Hilfe der Schwester wird dann auch die junge Königin mit ihrem Gatten wieder vereinigt und die Stiefmutter bestraft.

Im Norwegischen ist dieses Märchen auch bekannt (Asbj. 54 „Lurvehætte“ I S. 281 ff.). Eine kinderlose Königin badet sich auf den Rat eines alten Bettelweibes eines Abends und setzt das Badewasser unters Bett. Am Morgen wachsen in demselben zwei Blumen, eine häfsliche und eine schöne. Da

die Blumen ihr so gut schmecken, so ifst die Königin entgegen dem Rate der Alten alle beide auf. Nun gebiert sie zwei Töchter, zuerst ein wahres Ungeheuer auf einem Bocke reitend und dann ein liebliches Mädchen. Die schöne Prinzessin bekommt durch den Zauber einer Riesin einen Kalbskopf. Die Schwester fährt mit ihr allein auf einem Schiffe fort bis zu der Wohnung der Riesin. Hier stiehlt sie den Kopf der Königstochter und setzt ihr denselben an Stelle des Kalbskopfes wieder auf. Nach längerer Fahrt kommen sie dann in ein Königreich, dessen Herrscher Witwer ist und einen Sohn besitzt. Der König will nun die schöne Prinzessin heiraten, doch Lurvehætte will es nur zugeben, wenn der Sohn des Königs sich mit ihr vermählen will. Auf dem Wege zur Kirche verwandelt sich dann das Ungeheuer in eine schöne Prinzessin.

Von der gleichzeitigen Geburt eines Knaben und eines Ichneumon wird auch im Pantschatantra erzählt (Benf. II S. 326 ff.). Im weiteren Verlauf weicht jedoch dieses Märchen völlig von dem hier behandelten Thema ab. — — —

Wie im isländischen Märchen und bei Strap. die abgehauenen Hände und Füfse durch ein Lebensgras oder Heilkraut wieder geheilt werden, ebenso wird bei Grimm durch drei grüne Blätter eine Tote wieder belebt (16, I S. 65 ff.). Bei Bas. (1. Tag 7. Märchen I S. 90 ff.) wird der Kopf des Bruders durch ein heilsames Kraut wieder an den Hals gefügt, und in der parallelen Erzählung bei Grimm (60 „die zwei Brüder“ S. 230 ff.) holt der Hase die Lebenswurzel, um den Kopf wieder anzuheilen.

Dafs Ingibjörg und Kísa eigentlich zwei wiedergeborene Prinzessinnen sind, ist in unserm isländischen Märchen ein Zug, der sich nur hier belegen läfst. Aus der altisländischen Literatur wird das Gleiche auch von Sigrún und Helgi erzählt (Helgakviða Hundingsbana II). —

Das Verbrennen der Tierhülle, wodurch der verzauberte Mensch gezwungen wird, seine menschliche Gestalt zu behalten, ist nach Benfey ein indischer Glaube (Benf. I S. 253). Der Vater des als Schlange geborenen Brahmanensohnes verbrennt z. B. in der Hochzeitsnacht des Sohnes dessen Schlangenhaut, so dafs der Sohn seine menschliche Gestalt behält (Benf. II S. 147).

Die Reinigung des Pferdestalles, die auf Kísas Aufforderung Hacke, Rechen und Eimer von selbst besorgen, findet sich auch noch einmal in dem Märchen „Litill, Trítill und die Vögel“. Die Werkzeuge, die alle Arbeiten verrichten, sind auch in den isländischen Zaubersagen vertreten (vergl. z. B. Árn. I S. 12, S. 494 etc.).

XIX. Die Meerjungfrau.

Þork. S. 227—8. Nach dem Manuskript von Jón Sigurðsson in Steinar 1862—4 (Lbs. 421 8vo.)

Einem Königspaar wird eine Tochter geboren. Die Nornen kommen, um dem Kinde Schönheit, Anmut, Güte etc. zu verleihen. Doch eine unter ihnen ärgert sich, weil zu viel des Guten der Kleinen gewünscht werde. Sie spricht daher den Fluch aus, dafs das Mädchen nach der Heirat jede neunte Nacht ein Seeungeheuer werden soll. Nur dann solle sie von dem Fluche erlöst werden, wenn sie es fertig brächte, diese Verwandlung drei Jahre lang vor ihrem Manne wie allen übrigen Menschen geheim zu halten. Sollte ihr Gatte aber die Wahrheit erfahren und dann so weise sein, niemandem etwas von seiner Entdeckung zu sagen, sich darüber nicht zu erzürnen und auch sie trotzdem weiter zu lieben, so sei sie erlöst. Im anderen Falle müsse sie für immer eine Meerhexe bleiben — als einziger Trost solle sie eine so schöne Stimme haben, dafs alle Menschen durch sie in süfsen Schlaf fielen. — — Wie nun die Königstochter verheiratet ist, erfüllt sich an ihr der Fluch. Zwei Jahre hindurch ist sie schon in jeder neunten Nacht verschwunden, ohne dafs ihr Gatte es gewahr wurde. Aber im dritten Jahre sieht er sie einmal in der Nacht aus dem Bette sich fortstehlen und folgt ihr. Er findet sie in einer Höhle im Wasser schwimmen, oben mit einem Frauenkörper, unten aber mit einem Fischschwanz. Über diesen Anblick ist er so entsetzt, dafs er sie nach ihrer Rückkehr mit harten Worten davonjagt. Sie geht nun ins Meer und bringt dort ihre Kinder zur Welt. Von ihr und den Kindern stammen dann alle Meerjungfrauen ab.

Ich habe diese kleine Erzählung, die eigentlich zur Sage gehört, hier unter die Märchen aufgenommen, da sie mit dem Märchen von der goldweinenden Königstochter viele Züge gemeinsam hat. Auch hier finden wir bei der Geburt des Kindes den Segen der übrigen Nornen und den Fluch der letzten. Wie bei Mærþöll tritt die Verwünschung durch die Heirat erst in Kraft. Aber während die eine Königstochter erlöst wurde, ist hier die Unglückliche für immer der Verzauberung verfallen. — — — Nach einer anderen Sage sollen von der bösen Stiefmutter des isländischen Schneewittchens (Árn. II S. 407) alle Meerjungfrauen abstammen.

Zu der Bestimmung, dafs die Königstochter jede neunte Nacht zur Meerjungfrau werden solle, ist das Märchen von „der zur Hündin verzauberten Königstochter“ zu vergleichen. Dort bekommt jede neunte Nacht die Prinzessin ihre Menschengestalt zurück. Maurer (S. 315) bemerkt hierzu, dafs es alter Glaube im Norden gewesen sei, dafs Leute dahin verzaubert sein könnten, jede neunte Nacht ihre Gestalt zu wechseln, z. B. Njáls saga c. 124, Króka-Refs saga c. 7 etc.

Bei Kreutzer (Die Meermaid S. 212 ff.) beobachtet der Gatte der Meermaid, dafs diese an einem bestimmten Tage mit einem Fischschwanze im Wasser herumplätschert. Auch dort wird durch diese Entdeckung die Ehe zerstört, freilich nicht durch den Mann, sondern durch die Meermaid, da der Gatte gegen ihr Verbot gehandelt hatte.

Köhler vergleicht die auch in Schweden zum Volksbuche gewordene Geschichte von der Melusine.

Ausführlich behandelt die Sage von der Melusine Ludwig Fränkel: Altes und Neues zur Melusinensage (Z. d. V. f. V. 1894 Bd. IV S. 387 ff.).

XX. Dordingull.

Árn. II S. 467—70. Nach dem Manuskripte von Þorvarður Ólafsson.

Ein Bauernpaar hat drei Töchter, von denen die jüngste, Helga, das Aschenbrödel ist. Die einzige Kuh Búkolla kommt

einst abhanden und die älteste Tochter geht fort, um die Kuh zu suchen. Unterwegs macht sie verschiedentlich Halt, um an einem Mahle sich zu stärken, und fordert dann jedesmal die Kuh auf, zu brüllen, wenn sie ihren Namen hören sollte. Endlich gibt die Kuh ihr aus der Ferne Antwort. Das Mädchen kommt nun in eine Höhle. Drinnen sind Fleisch und Kuchen auf dem Feuer, und die Kuh ist mit einer Eisenkette festgebunden. Sie nimmt nun zuerst nach Herzenslust von den Speisen, dann versucht sie die Kuh zu lösen. Doch das ist unmöglich. Nach einer Weile kommt mit Donnern und Dröhnen eine Riesin in die Höhle. Weil das Mädchen ihr Fleisch und Kuchen gestohlen hat, bricht ihr die Hausherrin das Genick und wirft sie in eine Ecke der Höhle. Der zweiten Schwester ergeht es nicht besser. Nun soll Helga die Kuh suchen. Auch sie kommt zur Höhle, aber sie bereitet sorgfältig das Mahl, ohne selber etwas zu essen. Zum Lohne wird sie von der Riesin verschont. Am andern Morgen bekommt sie die Aufgabe, eine Brustnadel wiederzusuchen, die die Riesin einst verloren hat. Ratlos sitzt sie im Eingang der Höhle und weint. Da kommt ein wahres Ungeheuer von einem Manne zu ihr, das sich Dordingull nennt, und bietet ihr seine Hilfe an. Zum Lohne müsse sie ihn dann am Abend küssen. — Helga geht auf den Vorschlag ein. Darauf geht er mit ihr zu einer Hütte, wo auf seine Aufforderung hin der Spaten hackt und der Rechen mistet, bis die Brustnadel gefunden ist. Dordingull gibt nun Helga die Nadel, doch dieser ist es unmöglich, ihr Versprechen, ihn zu küssen, einzuhalten. — Am andern Morgen soll Helga bei der Schwester der Riesin, der Daladrottning, ein Schachbrett wiederholen. Auch jetzt rät und hilft ihr Dordingull. Von den vorgesetzten Speisen ifst Helga nichts, sondern steckt nur drei Bissen in die Tasche. Da sie vorher das Tischgerät gesegnet hat, kann auf die Aufforderung der Daladrottning die Gabel sie nicht stechen, das Messer sie nicht schneiden, und das Tuch sie nicht verschlucken. Wie drei Wölfe sie auf dem Heimwege verfolgen, wirft sie ihnen die drei Bissen hin, worauf sie sogleich tot zu Boden fallen. — Am dritten Morgen soll Helga der Riesin die Höhle reinigen, doch alles, was sie anfafst,

rührt sich nicht von der Stelle. Nun kommt wiederum Dordingull, um ihr zu helfen, wenn sie ihn dafür am Abend küssen will. Nachdem nun die Höhle gereinigt ist, setzt er unter das Bett der Riesin einen Kessel mit siedendem Pech. Wie die Riesin hineinfällt, zerbricht Helga vor ihr das Lebensei, das unter dem Kopfkissen verborgen gewesen war und ruft dabei den Namen Dordingulls. Die Riesin fällt sogleich tot zu Boden und wird von den beiden verbrannt. Ein furchtbares Dröhnen und Donnern entsteht, da die Daladrottning, die mit ihrer Schwester das gleiche Lebensei hatte, ebenfalls stirbt. Entsetzt flüchtet sich Helga zu Dordingull und küfst ihn in der Angst dreimal. In der Nacht wird dann das Ungeheuer zu einem Königssohne verwandelt, der zum Dank seine Retterin heiratet.

Dieses Märchen ist eigentlich von Anfang bis zu Ende eine Zusammensetzung von verschiedenen Motiven, die in ganz andere Erzählungen hineingehören. Es beginnt wie eins der Märchen von „Aschenbrödel“. Das Verschwinden der Kuh Búkolla und die Art und Weise, wie sie gesucht wird, entspricht dem Märchen gleichen Namens. Darauf kommt die Episode mit den drei Aufgaben, wobei Dordingull hilft. Dieses Motiv findet sich im Märchen von „dem zum Hund verzauberten Königssohne“ und ist dort auch noch näher besprochen worden. Wie in der Variante von „Kísa“ verrichten Hacke und Rechen selbständig die Arbeit, bis die Nadel gefunden ist. In „Ganti á Hólnum“ werden von einem vergifteten Apfel, den Riesinnen ihren Gästen gaben, elf sie verfolgende Wölfe getötet, ebenso wie hier von den drei Bissen die drei Wölfe. Das Ende des Märchens mit der Erlösung Dordingulls entspricht dann wieder dem Ende des „Aschenbrödels“ — von der Kuh Búkolla, den Schwestern oder den Eltern ist dann aber in unserem Märchen nicht weiter die Rede. —

XXI. Ganti á Hólnum.

Lbs. 538 4to. Von Lárús Friðriksson auf Miklabae erzählt.

Ein Königspaar hatte einen Sohn und eine Tochter, Haraldur und Helga. Mit ihnen wuchs ein Pflegebruder auf, namens Sigurður. Im nächsten Königreiche war eine Prinzessin, die Ingibjörg hiefs. Als sie erwachsen war, und viele Freier kamen, forderte sie von jedem, ihr ein Rätsel aufzugeben. Wenn sie es nicht raten könne, wolle sie ihn heiraten. Aber wenn sie es riet, dann würde er getötet. Viele junge Prinzen waren ihr nun schon zum Opfer gefallen. Da macht sich nun auch Haraldur auf in Begleitung seines Pflegebruders, um sein Glück bei der Königstochter zu versuchen. Sie reiten lange, bis sie endlich ermüdet zum Mahle sich niedersetzen. Nicht weit von ihrem Ruheplatze steht ein übel aussehender Strolch. Haraldur bittet ihn, während des Essens ihnen die Pferde zu verwahren. Wie sie wieder aufbrechen wollen, bietet sich ihnen der Strolch als Pferdeknecht an — — er heifse „Ganti á Hólnum“. Da sie keinen andern Diener haben, sind sie mit dem Vorschlage einverstanden. Gegen Abend fragt Ganti die beiden, ob sie auch wüfsten, wo sie die Nacht zubringen würden. Diese verneinen es. Darauf erzählt ihnen der Bursche, drei Zauberinnen würden sie einladen, in ihre Hütte zu kommen. Zur Schlafenszeit würden die Schwestern bei ihnen schlafen wollen, und das sollten sie unter der Bedingung annehmen, dafs jede von ihnen einen Schluck aus dem Glase trinke, das Ganti bei sich habe. Dann würden die Zauberinnen in einen tiefen Schlaf fallen und erst am andern Morgen erwachen. Zum Abschied würden sie ihnen einen Apfel reichen und sie dringend bitten, ihn sogleich zu essen. Aber das dürften sie nicht tun, denn der Apfel sei vergiftet. Sie sollten ihn aber in elf Teile teilen und die Stücke sorgfältig aufheben. — — Alles trifft nun so ein, wie Ganti es vorausgesagt hat. Nachdem sie eine Weile schon von den Schwestern weggeritten sind, sehen sie sich von elf Wölfen verfolgt. Auf den Vorschlag Gantis wirft Haraldur die elf Äpfelstücke ihnen zu. Die Wölfe verschlingen sie und sind sogleich tot. Nun schneiden sie aus jedem Wolf ein Stück-

chen Fleisch und reiten weiter. Nach einer Weile kommen elf Drachen hinter ihnen her. Diesen werfen sie die elf Fleischstücke in den Rachen, und auch die Drachen stürzen gleich tot zu Boden. Aus einem der Drachen schneiden sie nun drei kleine Stückchen. Gegen Abend fragt Ganti wiederum die Freunde, wo sie Nachtquartier finden würden und gibt ihnen auch jetzt genau an, was sie zu tun haben. Drei Riesen bitten sie zu Gast. Im Laufe des Gespräches erzählt ihnen Haraldur, dafs er um die Königstochter des nächsten Reiches zu werben gedenke. Die Riesen sehen bedeutungsvoll einander an und fragen, ob er denn nicht wegen des Rätsels Angst habe. „O nein“, meint Haraldur vertrauensselig. „Ich habe bei mir drei Fleischstückchen, denen die Kraft innewohnt, dafs jeder, der sie ifst, die Prinzessin bekommen mufs“. Mit diesen Worten nimmt er die Fleischstückchen heraus und zeigt sie ihnen. Sowie die Riesen sie sehen, stürzt sich jeder von ihnen auf eins los, verschlingt es und fällt tot zu Boden. Nun bringen die drei behaglich die Nacht in der Hütte zu und gedenken am folgenden Morgen ins Königreich zu kommen. Ehe sie dorthin gelangen, rät Ganti dem Königssohn, er solle innerhalb der Burg um einen Stall für seine Pferde bitten. Dann fragt er ihn, welches Rätsel er der Prinzessin aufgeben wolle. Haraldur sagt es ihm, doch Ganti erklärt, das würde sie sofort raten. Er solle ihr lieber folgendes Rätsel aufgeben: „Eine Gartenfrucht tötete elf grofse Hunde, die toten grofsen Hunde erschlugen elf Drachen, und ein toter Drache vernichtete drei Riesen“. — — Haraldur folgt nun wie bisher dem Rat Gantis. Als die Königstochter das Rätsel hört, kann sie es nicht raten und bittet um Frist bis zum nächsten Tage. Spät am Abend schickt sie dann ihre nächstbeste Hofdame, schön gekleidet, mit allerlei Leckerbissen zu Ganti in den Pferdestall, um diesem die Lösung abzuschmeicheln. Ganti tut, als wenn er dazu eventuell bereit wäre, ifst aber vorläufig erst schweigend alle Leckerbissen. Dann bedingt er sich aus, dafs sich die Hofdame all ihrer Kleider entledige. Und als diese endlich notgedrungen darauf eingeht, verhaut er sie furchtbar und sendet sie so zur Königstochter zurück. Am anderen Morgen bittet Ingibjörg um noch eine Nacht Frist. Sie sendet nun ihre

erste Hofdame zu Ganti, doch auch dieser ergeht es nicht besser. Nun erhält die Prinzessin noch einmal eine Nacht Bedenkzeit. Auf den Vorschlag von Ganti verkleidet sich jetzt Haraldur als Pferdejunge und handelt der Prinzessin gegenüber, die jetzt selbst in den Stall kommt, genau so wie Ganti — nur dafs er sie noch gründlicher durchhaut, so dafs sie kaum in ihr Gemach zurückkehren kann. Am folgenden Tage wird die Hochzeit gefeiert. Sigurður freit zugleich um die erste Hofdame. Doch diese erklärt ihn nur heiraten zu wollen, wenn er ihr ein gleichfalls unlösbares Rätsel aufgäbe. Auch hier hilft Ganti. Auf seinen Vorschlag sagt Sigurður: „Drei Gänse flogen, schön gefiedert, von Hause, aber kamen gepflückt heim“. Die Hofdame weifs nun genau die Lösung, schämt sich aber sie zu sagen. Denn sie will natürlich nicht eingestehen, dafs auch sie im Pferdestalle war. So wird nun also eine Doppelhochzeit gefeiert. — Ganti darf zum Lohne für seine Dienste zu den Füfsen des jungen Königspaares schlafen. Am andern Morgen liegt dort an Stelle des Strolches ein wunderschöner Prinz. Nun reiten alle heim, und Ganti heiratet die Königstochter Helga.

In den zur Vergleichung hinzugezogenen Märchensammlungen findet sich das in der Hauptsache gleiche Märchen noch bei Grimm und Zingerle. Köhler (Kl. Schr. S. 218 u. 321) erwähnt dieses Märchen auch bei der Besprechung der gälischen Märchen von Campbell und der Volksmärchen aus Venetien von Widter und Wolf. Dort finden sich denn auch noch weitere Literaturnachweise. Bei Grimm (22) „das Rätsel“ (S. 94 ff.), reist ein Königssohn mit einem Diener in die Welt hinaus. Nach dem ersten Nachtquartier bekommt er von der Wirtin, einer Hexe, einen Gifttrank. Einige Tropfen von diesem töten das Pferd. Den Raben, der von dem gefallenen Tiere frifst, nimmt der Diener mit sich und läfst ihn in einem Wirtshause zum Abendessen zubereiten. Zwölf Räuber essen von der Speise und fallen sogleich tot zu Boden. Der übermütigen Königstochter wird nun das Rätsel aufgegeben: „Einer schlug Keinen und schlug doch Zwölfe“. Zwei Nächte hintereinander schickt die Prinzessin ihre Magd, um durch Behorchung der Träume die Lösung zu erfahren. In der dritten Nacht kommt sie selber. Den Mäg-

den hat in den vorhergehenden Nächten der Diener die Mäntel genommen und sie mit Ruten zur Tür hinausgejagt. Der Königstochter antwortet nun der Freier selbst, sagt ihr, scheinbar im Traum redend, die Lösung, behält dann aber ihren Mantel. Als die Königstochter am anderen Morgen die Lösung weifs, bringt er die drei Mäntel hervor, so dafs die List der Königstochter entdeckt wird. — — Das Märchen bei Zingerle (1) „die drei Raben“ (S. 436 ff.), hat in der Figur des klugen Ratgebers eine Gestalt ähnlich dem isländischen „Ganti á Hólnum“, nur dafs der treue Diener nicht in irgend einer Verzauberung sich befindet. Das Rätsel lautet: „Eins tötet Drei, Drei töten Zwölf“. Die Königin bittet sich zwar auch drei Tage Bedenkzeit aus, aber von ihrem Versuche, durch List die Lösung zu erfahren, wird in dem Tiroler Märchen nichts erzählt. — — — Das zweite Rätsel, das im Isländischen durch Ganti der Hofdame der Königin aufgegeben wird, wird bei Campbell und Widter und Wolf dem Vater der Braut oder der Braut selbst zum Beweise der durch List erfahrenen Lösung aufgegeben.

XXII. Finna, die Voraussichtige.

Árn. II. 383—6. Nach Nr. 602 c. 4 Papiermanuskript in der Arnamagnæana.

Þrándur lögmaður hatte eine Tochter, namens Finna, die ebenso schön wie klug war, und von der auch das Gerede ging, sie könne die Zukunft voraussehen. Wie ihr Vater einst zum Thing ritt, sagte sie ihm, er solle unterwegs sie niemandem zum Weibe geloben, es sei denn, dafs er dadurch allein sein Leben retten könne. Auf dem Heimwege wird Þrándur von einem Reiter, der sich Geir nennt, angehalten und mit dem Tode bedroht, wenn er ihm nicht seine Tochter Finna geben würde. Der Alte gibt ihm darauf das geforderte Versprechen. — Finna weifs, wie der Vater heimkehrt, dafs ihre Ahnung sich bestätigt hat. Nach der verabredeten Zeit kommt Geir, um die Braut zu holen. Diese ist auch bereit und bedingt sich zur Begleitung allein ihren Bruder Sigurður aus.

Wie die Drei eine Weile geritten sind, kommen sie an einem eingezäunten Gehege vorbei, in dem Rinder sich befinden. Auf die Frage der Braut nach dem Besitzer erwidert Geir, daſs ihnen beiden die Tiere gehörten. Am zweiten Tage kommen sie an einem Gehege voll Schafen, und am dritten Tage an einem Gehege voll Pferden vorbei. Finna erhält auf ihre Frage stets die gleiche Antwort. Am Abend des dritten Tages gelangen sie zu einem groſsen Gehöft, und nach Angabe Geirs sind sie nun zu Hause. Finna arbeitet sich schnell in ihren neuen Pflichtenkreis hinein, doch ihr Mann bekümmert sich nur wenig um sie. Am Tage vor Weihnachten, als Geir der Kopf gewaschen werden soll, ist er verschwunden, und auf Befragen erfährt seine Frau, daſs er schon seit langer Zeit nie Weihnachten zu Hause gewesen sei. Finna verbietet, ihn zu suchen und bereitet in Ruhe das Festmahl. Sowie nach demselben alle Bewohner eingeschlafen sind, erhebt sie sich, ruft ihren Bruder und rudert mit ihm zu einer benachbarten Insel. Sigurður muſs hier das Boot bewachen, während Finna landeinwärts geht, bis sie zu einem kleinen Hause kommt. Drinnen brennt Licht, und die Tür steht halb offen. Geir liegt in einem schön geschmückten Bette und hat eine fremde Frau im Arme. Finna geht hinein, setzt sich unten an den Bettpfosten, spricht eine Klageweise und wandert dann wieder zu ihrem Bruder zurück. Mit ihm fährt sie heimwärts, legt ihm aber über diesen nächtlichen Ausflug strengstens Stillschweigen auf. — Als nach einigen Tagen Finna in ihr eheliches Schlafgemach kommt, ist dort Geir, und in dem Bette liegt ein kleines Kind. Er fragt sie, wem das Kind gehöre, und sie antwortet, es gehöre ihnen beiden. Darauf nimmt sie es und läſst es von der Pflegemutter ihres Mannes aufziehen. Im zweiten Jahre vergeht Weihnachten auf die gleiche Weise. Als das dritte Mal Sigurður mit der Schwester in der Weihnachtsnacht zur Insel fährt, bittet er, sie begleiten zu dürfen. Sie erlaubt es ihm unter der Bedingung, daſs er kein Wort redet. Wie sie unten am Bettpfosten sitzt, spricht sie folgende Klageweise:

„Hér sit jeg ein á stokki,	„Hier sitze ich allein auf dem Pfosten,
af mér er gleðinnar þokki,	Von mir ging die Stimmung der Freude,

tapað hefir seggurinn svinni	Getötet hat der kluge Mann
sumarlangt gleðinni minni,	Den Sommer hindurch meine Freude,
önnur hlaut þann er jeg unna;	Eine andere gewann den, den ich liebe,
opt fellur sjór yfir hlunna."	Oft rollt die See über die Schiffsstützen."

Geir hört ihre Klagerede, springt auf und sagt „das soll nicht länger so sein". Die Frau, die bei ihm liegt, fällt in Ohnmacht, und wie sie erwacht, ist sie ein wunderschönes Mädchen. Geir erzählt nun seiner Frau, dafs sie durch ihre Klugheit ihn aus einem schweren Zauber erlöst habe. Sein Vater sei der König von Garðarík (Rufsland) gewesen und habe in zweiter Ehe eine Unholdin geheiratet. Diese habe auf ihn und seine Schwester den Fluch gelegt, sie müfsten miteinander drei Kinder bekommen. Wenn die Frau des Geir dies alles wüfste und es doch schweigend duldete, dann könnten sie erlöst werden. Andernfalls solle Geir für immer zur Schlange, seine Schwester jedoch zum ungezähmten Füllen werden. — — — Sigurður heiratet die Königstochter und zieht mit ihr nach Garðarík, während Geir nach seinem Schwiegervater das Amt des Gesetzessprechers übernimmt.

Dieses Märchen, das ich sonst in keiner anderen Märchensammlung nachweisen kann, hat in all seinen einzelnen Zügen ein entschieden isländisches Gepräge. Es ist auch nicht, wie sonst die Märchen, an unbestimmte Repräsentanten irgend eines Standes geknüpft, sondern es verbindet sich mit einer genauer bezeichneten Persönlichkeit, wäre in dieser Beziehung also eher als Sage wie als Märchen aufzufassen. — — — Der Name Finna, der uns sonst in keinem andern isländischen Märchen oder einer Sage begegnet, soll wohl die aufserordentliche Klugheit des Mädchens andeuten, das die Zukunft vorauszusehen vermag. Die männliche Form des Namens „Finnur", die heute in Island sonst sehr gebräuchlich ist, findet sich bei Árn. nur noch für einen Zauberer und einen Elben verwandt.

Die Frage nach dem Besitzer der verschiedenen Herden und die stets gleiche Antwort findet sich auch noch in dem Märchen „Hábogi", sowie in den von Árn. zu den Utilegumannasögur gerechneten Märchen von „Sigríður Eyafjarðarsól".

Ähnlich fragt im „König Drosselbart“ (Grimm 52, I. S. 191 ff.) die Prinzessin ihren Mann, als sie an einem Wald, einer Wiese etc. vorbeikommen.

XXIII. Die drei Kostbarkeiten des Königs.

1. Lupus.

Lbs. 536 4to. Nach der Erzählung der alten Frau Guðríður Eyolfsdóttir 1863/4 von Páll Pálsson in Árkvörn niedergeschrieben.

Ein Königspaar hat drei Söhne. Die beiden älteren gehen jeden Tag bei schönem Wetter in den Wald, aber den jüngsten Bruder, der Lupus hiefs, wollen sie nie mitnehmen. Eines Tages bittet er sie jedoch so lange, bis er sie endlich begleiten darf. Als sie eine Weile im Wald gewesen sind, überfällt sie ein dichter Nebel. Sie gehen weiter und weiter, wissen aber nicht, wohin sie schliefslich gelangen werden. Lupus, der vorangeht, lacht in einem fort. Die Brüder werden darüber böse und sagen, sie würden ihn von nun an nie wieder in den Wald mitnehmen. Lupus fragt sie darauf, ob sie denn wüfsten, wo sie die Nacht zubringen würden. Natürlich daheim im Schlosse, meinen die anderen. Lupus sagt ihnen aber voraus, dafs sie in der Nacht bei vier Riesinnen schlafen würden. — In weiter Ferne sehen sie Licht schimmern. Sie gehen darauf zu und kommen an eine Höhle, in deren Eingang eine Riesin steht. Sie ladet die älteren Königssöhne ein, die Nacht drinnen zuzubringen, von Lupus will sie aber nichts wissen. Nur auf die besondere Fürbitte seiner Brüder darf er schliefslich auch hereinkommen, wird aber die ganze Zeit hindurch schlecht behandelt. Wie es Schlafenszeit ist, sollen die beiden älteren Königssöhne bei den beiden älteren Riesentöchtern schlafen, die Mutter legt sich zur jüngsten Tochter ins Bett, und Lupus kann zusehen, wie er auf dem Boden ein Lager findet. Alle legen sich nun zur Ruhe. Nach einer Weile macht Lupus Lärm, so dafs die Alte wieder wach wird und ihn zu töten droht, wenn er nicht still sei. Eine kurze Zeit bleibt Lupus ruhig, dann beginnt er den

Lärm aufs neue. Auch jetzt erwacht wieder die Alte und schreckt ihn mit der gleichen Drohung. Wie Lupus nun zum dritten Male laut und unruhig wird, hört ihn niemand mehr, denn alle sind fest eingeschlafen. Nun steht er auf, weckt seine Brüder und sagt, ob sie sich denn nicht schämten, wie die Schweine bei den Riesinnen zu schlafen. Jetzt wäre es Zeit zu entfliehen. Mit diesen Worten tötet er die beiden Schlafgefährtinnen seiner Brüder und sticht die übrigen mit einem Schlafdorne. Dann macht er sich mit seinen Brüdern auf den Weg, bis er in ein Königreich gelangt. Hier haben die beiden älteren Prinzen die Felder zu bestellen, während Lupus gemeinsam mit einem mifsgestalteten Wesen den Garten besorgen mufs. Herrauður hiefs der Minister des Königs. Einst tritt dieser vor seinen Herrn und sagt, dafs der Garten, der vorher unter dem Ungeheuer schon so schlecht gediehen sei, jetzt unter Lupus noch viel mehr verkümmere. Der König solle sehen, dafs er den Burschen bald wieder los würde, und deshalb solle er ihm auftragen, ihm den Lichtstein wiederzubringen, den er vor drei Jahren verloren habe. Der König folgt dem Rate seines Ministers. Lupus geht zu seinem Ungeheuer und fragt dieses um Rat. Dann macht er sich auf und schleicht sich am Abend an die Höhle derselben Riesin, deren Töchter er einst ermordete. Wie er zum Küchenfenster hineinsieht, hört er, dafs der Alten das Wasser mangelt, und dafs ihre Tochter nun gehen soll, um Wasser zu holen. Doch die will es nur tun, wenn die Mutter ihr den Lichtstein mitgebe, den Herrauður einst dem Könige gestohlen und ihnen anvertraut habe. Nach langem Sträuben gibt die Alte den Stein heraus, und das Mädchen macht sich auf den Weg. Als sie zur Quelle niedersteigt, legt sie den Stein so lange beiseite. Nun nimmt ihn Lupus fort und bringt ihn sogleich dem Könige. — — Auf Anstiften Herrauðurs soll jetzt Lupus den gestohlenen Goldring wiederschaffen. Auch hierfür weifs das Ungeheuer guten Rat. Das Kleinod ist gleichfalls von Herrauður nach dem Diebstahl bei den Riesinnen versteckt worden. Lupus verwandelt sich in ein kleines Kind und beginnt vor den Fenstern der Höhle zu schreien. Die Riesentochter wird dadurch auf ihn aufmerksam, findet ihn und beschliefst,

den kleinen Knaben aufzuziehen, um ihn später zu heiraten. Die Mutter widersetzt sich zwar dem Plane und möchte das Kind lieber töten, doch die Tochter bekommt schliefslich ihren Willen. Lupus wird nun in die Höhle genommen und in eine Wiege gelegt. Doch er schreit unaufhörlich und will sich auf keine Weise zufrieden geben, bis man ihm endlich den Goldring zur Beruhigung gibt. Nun lächelt er, spielt mit dem Ringe und ist ganz still. Von dem langen Wachen sind die Riesinnen übermüdet, so dafs sie fest einschlafen — Lupus aber macht sich schnell davon und bringt dem Könige den Ring. — — Jetzt soll Lupus noch ein Goldgewand wiederfinden, das auf die gleich unerklärliche Weise dem Könige einst abhanden kam. Auch dies hat nach Aussage des Ungeheuers der ungetreue Herrauður einst gestohlen und den Riesinnen zum Aufbewahren gegeben. Lupus macht sich nun ganz mager und wankt auf zwei Krücken zur Höhle der Riesinnen. Wie er zu ihnen kommt, erkennen sie ihn sogleich und wissen auch, dafs er einst zwei von ihnen tötete und ihnen den Lichtstein und den Goldring stahl. Zur Strafe solle er aber jetzt auch geschlachtet und gegessen werden. Doch er ist noch allzu mager. Deshalb wird Lupus zwei Monate von ihnen gefangen gehalten und ordentlich genudelt. Um zu erproben, ob er fetter geworden ist, mufs er immer einen Finger herausstrecken, und in diesen beifst dann die Riesentochter hinein. Endlich scheint er zum Mahle geeignet. Die Mutter geht wie gewöhnlich in den Wald, während die Tochter zu Hause bleibt, um den Burschen zu schlachten und zuzubereiten. Sie läfst ihn zu dem Zwecke aus seinem Gefängnisse heraus. Lupus erklärt, mit seinem Tode einverstanden zu sein, nur möchte er vorher noch gar zu gern die Höhle und all ihre Kostbarkeiten betrachten. Gutmütig erfüllt das Mädchen seine Bitte. Sie gelangen bei dieser Gelegenheit auch in ein Zimmer, das durch eine Eisentüre abgeschlossen ist. In diesem Raume steht nur eine grofse Kiste. Wie die Riesin diese aufschliefst, sieht Lupus das Goldgewand und einen Papiersack. In diesem letzteren liegen die beiden Lebenseier der Riesinnen. Neugierig fragt er, wo denn das Lebensei des Mädchens sei. Sie zeigt es ihm, und er nimmt es in die

Hand, als wenn er es betrachten wolle. Im gleichen Augenblick zerschlägt er es dann auf ihrer Nase, so dafs sie tot zu Boden fällt. Dann zieht er ihre Kleider an, zerschneidet und kocht sie. Wie die Alte nach Hause kommt, wird auch sie durch ihr Lebensei getötet. Lupus verbrennt die Leichen, nimmt alle Schätze und auch das Goldgewand aus der Höhle mit sich und kehrt zum König zurück. Hier darf er sich zum Lohne für seine Dienste eine Gnade auswählen. Auf seine Bitte wird nun der Minister Herrauður gezwungen, seine Lebensgeschichte zu beichten. Zuerst versucht er zwar zu lügen, aber schliefslich mufs er gestehen, dafs er ein Riesensohn sei, der seine Eltern und drei Schwestern getötet habe. Der vierten Schwester, die in einer Höhle lebte, habe er die drei von ihm gestohlenen Kleinodien, den Lichtstein, den Goldring und das Goldgewand zum Aufbewahren gegeben. Die einzige Tochter des Königs, Ingibjörg, habe er während dessen Abwesenheit durchaus heiraten wollen. Da sie sich ihm widersetzt hätte, so sei sie von ihm in das scheufsliche Ungeheuer verwandelt worden, das den Gemüsegarten jetzt besorge. Seine Absicht sei nun gewesen, den König zu ermorden und das Mädchen auch wider ihren Willen zur Frau zu nehmen. — Herrauður wird nun gezwungen, die Königstochter wieder zu entzaubern. Dann wird er verbrannt, während Lupus und Ingibjörg miteinander Hochzeit halten.

2. Das mifsgestaltete Weiblein.

Das gleiche Motiv, d. h. die Verzauberung einer Königstochter durch den Minister Rauður, sowie das Wiederholen von drei Kostbarkeiten, das der Erlösung der Prinzessin vorausgeht, findet sich auch in dem Märchen vom „mifsgestalteten Weiblein“ (Lbs. 437 4to). Hier ist der Held, der jüngste Bauernsohn Þorsteinn, ein „Ellenbogenkind“. Auf der Fahrt in die Welt fragt ihn unterwegs ein mifsgestaltetes Weiblein, ob es mit ihm oder gegen ihn sein solle. Er will es mit sich haben, während seine Brüder früher das Weiblein bei der gleichen Frage mit Hohn fortschickten. Einem Könige soll er drei Dinge wiederschaffen, und durch die Hilfe des Weibleins gelingt es ihm auch. Zuerst holt er die Schafe zurück, die von

Riesen gestohlen und an ihrem Bette befestigt wurden. Während sie eine Stunde in der Nacht schlafen, entkommt er mit ihnen. — — Die zweite Aufgabe ist, dem Könige einen gestohlenen Ring wiederzusuchen. Auch dieser ist jetzt im Besitze von Riesen, die ihn nur hervorholen, wenn ihnen ein Kind geboren wird. Þorsteinn verwandelt sich nun in ein kleines Kind, kriecht zu der Alten unters Deckbett und schreit. Man gibt ihm sogleich den Ring. Sowie die Riesengesellschaft eingeschlafen ist, läuft er mit dem Ringe zum Könige zurück. — Nun soll er noch das Pferd Gullskó und das Schwert Dynfjöður wieder verschaffen. Die Riesen, die diese beiden Dinge gestohlen haben, wachen das ganze Jahr hindurch. Nur am Ostermorgen schlafen sie eine Stunde. Von ihren Atemzügen wird das Höhlenfenster so bewegt, daſs jeder Mann getötet wird, der nicht flink genug bei ihrem Ausatmen hindurcheilt. Auch diese Aufgabe gelingt dem Bauernburschen. Wie er mit dem Schwerte in der Hand auf dem Pferde davonreitet, wird er von den Riesen verfolgt. Ihn verteidigt eine schwarze Hündin, die alle zerreiſst. — Auf den Rat des Weibleins bittet er sich die verschwundene Königstochter vom König zur Belohnung aus. Für den Fall, daſs er sie wiederfindet, wird sie ihm auch zugesagt. Das Weiblein behauptet nun, die Königstochter zu sein, Þorsteinn heiratet sie, und nach der Hochzeitsnacht erlangt sie auch ihre frühere Gestalt wieder.

3. Vakri Vesalingur.

Das Märchen „Vakri Vesalingur“ (Lbs. 438 4to) weiſs nichts von der Verzauberung der Königstochter. Es erzählt nur von dem Wiederholen der drei Kostbarkeiten, die dem Könige abhanden kamen, dem Lichtstein, dem Goldhörnchen und dem goldenen Schachbrett. Der Held ist ein armer Bauernjunge, Vakri Vesalingur, der aus Liebe zur schönen Königstochter wider den Willen des Königs immer in dessen Königreich sich herumtreibt. Um ihn für immer los zu werden, stellt ihm der König auf Anstiften des Ministers Rauður diese Aufgaben. Bei der Lösung derselben hilft ihm mit Rat und Tat seine zauberkundige Mutter. Sie gibt ihm jedesmal ein Knäuel, das vor ihm herläuft, um ihm den Weg zu zeigen. — Der Licht-

stein ist im Besitze einer Riesin. Wie diese geht, Wäsche zu waschen, nimmt sie ihr kleines Kind mit und setzt es draufsen auf eine Erdscholle. Vakri, der durch einen Tarnstein in der Hand unsichtbar ist, kneift das Kind so lange, bis es schreit. Da es sich nicht trösten läfst, geht die Riesin fort, um ihm den Lichtstein zum Spielen zu holen. In der Zwischenzeit löst Vakri ein Rasenstück und kriecht unter dasselbe. Wie die Riesin mit dem Stein zurückkehrt, spricht sie die Beschwörung aus:

„Hvert það holt,	„Jeder Körper,
sem er upp á fold	der auf der Erde ist
eða niður í mold,	oder nieder in der Erde,
og alla anda jeg tel	sowie alle Geister nenn ich
með i dauðans hver.“	dem Tode verfallen.“

Aber dieser Zauberspruch kann Vakri nichts anhaben, da er ja unter der Erde sich befindet. Als die Riesin wieder anfängt zu waschen, nimmt er dem Kinde den Stein fort und läuft nach Hause. — — Das Goldhörnchen erhält er auf dieselbe Weise, wie Lupus das Goldgewand im ersten Märchen, d. h. er begibt sich freiwillig zu den Riesinnen, läfst sich von ihnen zum Mahle gut nähren und tötet schliefslich die Riesentochter, die ihn schlachten soll. Der Alten stiehlt er in der Nacht darauf das Goldhörnchen. — — — Das goldene Schachbrett ist im Besitze von zwölf Mohren (Blámenn). Bei ihnen verdingt er sich als Diener. Vor dem ersten Sommertage spricht er dann den Wunsch aus, dafs auch die Mohren, wie die übrigen Menschen, diesen Tag durch ein Gelage festlich begehen sollten. Der Vorschlag wird angenommen. Wie sie schon gründlich betrunken sind, holen sie zur Erhöhung der Stimmung noch das goldene Schachbrett und beginnen zu spielen. Vakri nimmt ihnen heimlich immer Steine fort, sie beschuldigen im Rausche einander des Diebstahls und fangen an, sich zu raufen. Nun nimmt Vakri das Schachbrett und alle übrigen Kostbarkeiten aus dem Hause. Er legt dann Feuer an, so dafs die Mohren jämmerlich verbrennen. Zur Belohnung für die Lösung dieser Aufgaben erhält Vakri nun die Königstochter.

4. Der Betteljunge.

Die Verwandlung in ein kleines Riesenkind, durch die der Bauernsohn Þorsteinn im Märchen vom „mifsgestalteten Weiblein“ den Ring wiederbekommt, findet sich (Lbs. 536 4to von Páll Pálsson nach den Erzählungen der alten Frau Guðríður Eyolfsdóttir niedergeschrieben) auch für sich stehend in einem kleinen Märchen wieder. Hier sind dem Könige ein Goldring, ein Schachbrett und eine Goldharfe gestohlen worden. Ein Betteljunge möchte gern die ausgesetzte Belohnung sich verdienen, d. h. die Königstochter heiraten und später König werden. Er entdeckt zufällig die Diebe in einem alten Bauernpaare, das keine Kinder hat und sich deswegen immer gegenseitig Vorwürfe macht. Heimlich kriecht er zur Alten unters Deckbett. Jetzt glauben sie ein Kind bekommen zu haben, wickeln den Knaben und legen ihn in die Goldwiege. Da er immer schreit, geben sie ihm zur Beruhigung auch noch das Schachbrett und die Goldharfe. Doch das Feuer ist erloschen, drum müssen die Alten noch in der Nacht zum nächsten Gehöfte, um Feuer zu holen. In der Zwischenzeit läuft der Betteljunge mit den drei Kostbarkeiten fort und erhält die Königstochter.

Zu dem ersten Märchen „Lupus“ finden sich im Griechischen und Sizilianischen Parallelen. Bei Hahn stimmen vor allem mit unserm Märchen die Varianten überein, die er zu dem Märchen „von dem Schönen und dem Drakos“ in seinen Anmerkungen gibt (II S. 178 ff.). Hier handelt es sich auch immer darum, dafs ein Schlaukopf mit seinen Brüdern zuerst in die Gewalt von Menschenfressern gerät. In der Nacht entfliehen sie, nachdem vorher irrtümlich von ihrem Wirte die eigenen Kinder getötet worden waren (die isländische Fassung mit dem Schlafdorne ist wohl Entstellung). Sie kommen nun zu einem Könige. Da der Schlaukopf von diesem besonders geehrt wird, so suchen die Brüder ihm zu schaden und bringen den König dazu, ihn verschiedentlich gefährliche Wege zu senden, um einzelne Kostbarkeiten zu stehlen. Nachdem er alle Aufträge glücklich ausgeführt hat (auch im griechischen Märchen tötet und kocht der Schlaukopf die Menschenfresserin

und bemächtigt sich dann des vom Könige Gewünschten), heiratet er die Königstochter. — — — In der Geschichte von „Caruseddu“ (Gonz. 83, II S. 143 ff.) verbringen die Brüder gleichfalls die Nacht beim Menschenfresser und werden vor dem Tode nur durch die Schlauheit des jüngsten gerettet. Caruseddu mufs dann gleichfalls für den König, dem er mit seinen beiden Brüdern dient, beim Menschenfresser verschiedene Kostbarkeiten stehlen. Im übrigen nimmt das Märchen dann einen anderen Verlauf. — — — Dieses Stehlen von Kostbarkeiten, wozu der Held durch den Neid seiner Brüder oder sonst irgend welcher Höflinge veranlafst wird, findet sich auch sonst in den Märchen. Im Isländischen ist uns dieses Motiv ja schon in „Snati-Snati“ begegnet, Asbj. benutzt es in dem Märchen „Om Askeladden, som stjal Troldets Sølvænder“ etc. (1, I S. 1 ff.), bei Gonz. findet es sich noch in dem Märchen von „Ciccu“ (30, I S. 191 ff.), bei Bas. im Märchen von „Corvetto“ (3. Tag 7. Märchen I S. 345 ff.) und bei Kreutzw. im Märchen vom „Schlaukopf“ (8, S. 115 ff.). Köhler gibt (Kl. Schr. S. 305 ff.) noch weitere Literaturangaben.

Die Frage des Lupus an seine Brüder, ob sie wüfsten, wo sie die Nacht zubringen würden, ist dieselbe, wie Ganti sie an die beiden Prinzen richtet.

Zu dem Lebensei, das in einem Papiersack verwahrt ist, sind die bei „Rauðiboli“ gegebenen Zusammenstellungen zu vergleichen.

Das Motiv, den Minister Herrauður seine Lebensgeschichte erzählen zu lassen, wird gern am Schlusse der isländischen Märchen benutzt, um den Schuldigen zu entlarven. Wir finden es z. B. im Märchen vom „Vater, der seine eigene Tochter verfolgt“, im „dankbaren Toten“ etc. Dafs die beiden älteren Brüder einen Zwerg, eine alte Frau, irgend ein Tier etc. unterwegs schlecht behandeln, während der jüngste mit der betreffenden Persönlichkeit freundlich ist, sie eventuell an seinem Mahle teilnehmen läfst, ist ein aufserordentlich verbreitetes Märchenmotiv. Es findet sich eigentlich in all den Erzählungen, wo von den guten Eigenschaften des verachteten Jüngsten die Rede ist.

Das Pferd Gullskó und das Schwert Dynfjöður ist wohl eine Erinnerung an das Märchen vom „Pferde Gullfai“.

Zu den Höhlenfenstern, die durch die Atemzüge der schlafenden Riesen so schnell auf- und zugeschlossen werden, dafs ein Mann nur mit Mühe hindurchschlüpfen kann, sind die aneinanderschlagenden Berge oder Felsen zu vergleichen, die in verschiedenen anderen Märchen dem Helden die gleichen Schwierigkeiten bereiten. (Köhler Kl. Schr. S. 572.)

Von dem unsichtbarmachenden Steine, den Vakri Vesalingur in der Hand hält, wird auch in den isländischen Volkssagen erzählt (Árn. I S. 650—1 und Maurer S. 180—2). Köhler (Kl. Schr. S. 114) macht in Bezug auf diesen Tarnstein auch noch auf Wuttke „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart“ (S. 298 ff.) und F. L. Grundtvig „Lösningsstenen“ (S. 130 ff.) aufmerksam.

Der erste Sommertag, d. h. der erste Tag des Monats Harpa, ist ein Tag, der auch heute noch in Island gerne festlich begangen wird (Árn. II S. 575—6). Es ist auch ein Termin, der in den isländischen Märchen oft wiederkehrt. Blákápa mufs am ersten Sommertage ihre Dienerin töten, bis zum ersten Sommertage will der König wissen, welche Speise die zwölf Rinder zu sich nehmen etc.

XXIV. Þorsteinn mit dem Goldhaar.

Lbs. 425 8vo. Von Ásthildur Johanna Guðmundsdóttir auf Breiðabólstaðir.

Ein Bauernjunge, namens Þorsteinn, ist so faul, dafs er weder arbeiten noch essen will. Seine Eltern stecken ihn schliefslich in eine Holzbütte und füttern ihn. Wie sie ihn nach einiger Zeit wieder herausnehmen, ist Þorsteinn schimmelig geworden. Nun geht der Junge in sich und beschliefst sich zu bessern. Er läuft von den Eltern fort und geht immer weiter, bis er endlich an eine Höhle gelangt. Hier findet er auf dem Feuer einen Topf und einige ungebackene Kuchen. Diese backt er, setzt den Topf beiseite, reinigt die ganze Höhle und versteckt sich hierauf. Am Abend kommt eine Riesin.

Wie sie daheim alles so wohl geordnet findet, verspricht sie dem, der die Arbeit getan habe, eine freundliche Aufnahme. Nun tritt Þorsteinn hervor. Er bleibt lange Zeit bei der Riesin und verrichtet ihr alle Hausarbeit. Diese vertraut ihm schliefslich so sehr, dafs sie ihm alle Schlüssel, mit Ausnahme eines einzigen, überläfst. Einmal findet Þorsteinn diesen Schlüssel unerwartet im Bette der Riesin. Er öffnet mit ihm ein kleines Haus und sieht hier ein braunes Pferd, ein goldgeschmücktes Schwert und einen Eisenkessel. In diesem Kessel ist Goldsand. Wie Þorsteinn einen Finger hineinsteckt, wird dieser ganz golden. Nun taucht Þorsteinn sein Haar hinein, so dafs es wie das schönste Gold schimmert. Wie er wieder aus dem Hause gehen will, sagt das Pferd zu ihm: „Komm du morgen wieder zu mir, nimm Kessel und Schwert mit dir und besteige mich dann. Darauf will ich dir weiter sagen, was du zu tun hast.“ — — — Am Abend bindet sich Þorsteinn ein Tuch um den Kopf und einen Verband um den Finger. Er sagt der Riesin, er habe sich gerade den Kopf gewaschen, und den Finger habe er am Feuer verbrannt. Am anderen Tage folgt er dem Rate des Pferdes. Wie er in den Wald reitet, sieht er sich von der Riesin verfolgt. Auf den Rat des Pferdes wirft er den Kessel hinunter, und dieser wird sogleich zum grofsen Scheiterhaufen. Doch die Riesin hat ihn bald überschritten. Nun soll Þorsteinn das Schwert hinwerfen, aber so, dafs es zerbricht. Das erste Mal glückt es ihm nicht. Er springt nun schnell vom Pferde und wirft es zum zweiten Male so heftig zu Boden, dafs es zersplittert. Nun wird daraus ein hoher steiler Fels. Wie die Riesin hinüberklettern will, verliert sie auf halber Höhe das Gleichgewicht, stürzt hinunter und bricht das Genick. Þorsteinn reitet nun weiter, bis er an ein Königreich gelangt. Hier mufs er auf den Rat des Pferdes diesem eine Grube graben und es dort hineinlassen, selbst aber an den Hof gehen, um zu sehen, was es dort gibt. Der König ist schwer krank. Nichts kann ihm helfen als eine Adlerlunge, ein Rabenherz und Fuchsmilch. Das Pferd verschafft ihm am ersten Tage die Adlerlunge. Wie er mit ihr zum Könige gehen will, begegnen ihm drei Höflinge, die vergeblich nach diesem Heilmittel gesucht haben. Auf ihre Bitte

hin überläſst ihnen Þorsteinn die Lunge unter der Bedingung, daſs sie ohne Handschuhe zum Könige gehen. Sie tun das auch, bekommen aber statt Dank Scheltworte wegen dieser Unziemlichkeit. Am zweiten Tage überläſst Þorsteinn diesen drei Höflingen das Rabenherz, das das Pferd ihm verschafft hatte. Sie müssen aber jetzt ohne Hosen den König aufsuchen. Wie die drei so ankommen, nimmt man ihnen das Herz ab, wirft sie selbst aber zur Türe hinaus. Am dritten Tage kommt Þorsteinn mit der Fuchsmilch, und sie gibt er den Höflingen nur unter der Bedingung, daſs sie sich gegenseitig das Diebeszeichen auf die Stirne brennen. Wie sie, um sich nicht zu verraten, vor dem Könige den Hut nicht abnehmen, wird er so böse, daſs sie endlich notgedrungen das Haupt entblöſsen müssen. Nun sieht er das Diebeszeichen auf ihrer Stirn und läſst sie sogleich hängen, da er sicher ist, daſs sie einem anderen Lunge, Herz und Milch gestohlen haben. Er läſst bekannt machen, daſs derjenige, der sein Leben gerettet habe, seine Tochter zur Frau und zu seinen Lebzeiten das halbe Reich bekommen, nachher aber König werden solle. Þorsteinn gibt sich jetzt zu erkennen. Wie er königlich geschmückt in die Halle tritt, bewundern alle seine leuchtenden Goldhaare. Auf die Bitte des Pferdes schlägt Þorsteinn ihm den Kopf ab. Da steht ein wunderschöner Königssohn vor ihm. Dieser erzählt, die Riesin habe ihn gestohlen, um ihn zu heiraten. Da er sich aber geweigert habe, sei er in ein Pferd verwandelt worden und habe nur erlöst werden können, wenn ein Mann ihm das Haupt abschlüge. —

Dieses Märchen, das in der vorliegenden Fassung im Isländischen nicht ganz vollständig überliefert ist, da es einige Motive ausläſst, die in den meisten übrigen Märchen, die dieses Thema behandeln, sich finden (die Entdeckung seiner Goldhaare, Heirat mit der jüngsten Prinzessin, Schlacht oder Turnier), ist auſserordentlich verbreitet. Bei Asbj. (14) „Enkesønnen" (S. 55 ff.) wird einem Burschen, der bei einem Riesen dient, verboten, vier Kammern zu betreten. Er übertritt das Verbot und findet in der dritten Kammer einen Kessel, in dem ohne Feuer etwas zu kochen scheint. Wie er den Finger hineintaucht, wird dieser golden. Er wickelt ein Tuch um den Finger

und behauptet, ihn verbrannt zu haben. In der vierten verbotenen Kammer findet er ein Pferd. Auf den Rat desselben wäscht er sich im Kessel, so daſs er schön und stark wird. Dann reitet er fort. Um den Riesen an der Verfolgung zu hindern, wirft er, durch das Pferd veranlaſst, zuerst die Peitsche, dann einen Stein und schlieſslich eine Wasserflasche hinter sich. Daraus wird ein Wald, ein Gebirge und ein groſser See. Der Riese will den See austrinken und zerspringt dabei. — Am Königshofe bedeckt er seinen Kopf, da er angeblich Ausschlag hat, mit einer Perrücke von Flechten. Die Prinzessin beobachtet einmal, wie sich der unscheinbare Gärtnersjunge, um sich zu waschen, die Perrücke abnimmt und verliebt sich in ihn. Wie der König das Verhältnis entdeckt, werden beide gefangen gehalten. Bei einem ausbrechenden Kriege will der Gärtnersjunge auch mitziehen. Man gibt ihm eine hinkende Schindmähre und lacht ihn aus, als er mit ihr im Sumpfe stecken bleibt. Sowie die andern fortgezogen sind, setzt sich der Bursche ritterlich gekleidet auf sein eigenes Pferd und zieht in die Schlacht, die durch seine Tapferkeit gewonnen wird. So reitet er drei Tage unentdeckt, endlich wird er am Taschentuche, das der König ihm für seine Wunde gegeben hat, erkannt und mit der Prinzessin vermählt. Sowie dem Pferde der Kopf abgeschlagen ist, wird es zum Königssohne verwandelt. — — — Grundtv. (15 „Vildmanden“ I S. 175 ff.) erzählt (ebenso auch Grimm in 136 „Eisenhans“ II S. 181 ff.), daſs ein Königssohn einem wilden Manne wider den Willen seines Vaters den Käfig geöffnet habe, so daſs dieser entflohen sei. Da nun auch der Prinz nicht länger am Hofe bleiben kann, so nimmt sich drauſsen im Walde der wilde Mann seiner an. Seinen Kopf taucht er dort in einen Brunnen, so daſs sein Haar leuchtend wie Gold wird. Darauf folgt der Aufenthalt am Königshofe und ein Turnier, in dem der Gärtnersjunge unerkannt die drei Goldäpfel der Prinzessinnen gewinnt. Zwei von diesen schenkt er fort an fremde Ritter, den Apfel der jüngsten behält er. Die drei Freier reiten nun zweimal zur Jagd. Der verachtete Gärtnersjunge überläſst seine Jagdbeute den beiden übrigen Freiern für die beiden Goldäpfel und für zwei Hautstücke, die er aus ihren Rücken schneidet. Darauf

folgt die Schlacht. Nach derselben geht der Gärtnersjunge ritterlich gekleidet zum Königshofe und entdeckt nun den Betrug der Schwäger. — — — Grimm erzählt nichts von diesem Betruge. Bei ihm, wie bei Grundtv., fehlt der Zug, dafs der Jüngling sich heimlich von dem wilden Mann entfernt und von diesem verfolgt wird. — — — Am vollständigsten findet sich dieses Märchen bei Cosquin (I 12 „Le prince et son cheval“ S. 133 ff.) und bei Schneller (20 „Der Prinz mit den goldenen Haaren“ S. 42 ff.), die einander fast in allen Zügen entsprechen. Bei Cosquin ist es der Vater eines Prinzen, der diesem ein bestimmtes Zimmer verbietet, bei Schneller sein Herr, dem er dient. Wie im Isländischen und bei Grimm und Asbj. taucht der Jüngling bei Cosquin zuerst einen Finger in den Goldbrunnen, dann erst das Haupt — Schneller hat diesen Zug ausgelassen. Auf der Flucht werden im lothringischen Märchen Schwamm, Striegel und Stein zu Wald, Flufs und Gebirge, bei Schneller Kamm, Schere und Spiegel zu Zaun, Dornwald und See. Das Heilmittel (bei Cosquin zweimal Töpfe mit Wasser von der Königin von Ungarn, bei Schneller Blut von einem Drachen) überläfst er seinen Schwägern gegen die Goldäpfel — bei Cosquin müssen sie sich dabei noch hundert Hiebe aufzählen lassen. Durch Abschlagen des Kopfes wird in beiden Märchen das Pferd wieder zum Menschen entzaubert.

Hahn erzählt in seinen Anmerkungen zu dem Märchen „vom Prinzen und seinem Fohlen“ eine Variante, die, von der abweichenden Einleitung abgesehen, fast in allen Zügen unser Märchen enthält (Hahn II S. 197 ff.). Wir finden hier den Jüngling, der bei einem Drakos zuerst den Finger, dann den ganzen Körper in eine Goldpfütze taucht, auf der Flucht mit dem Pferde aus der verbotenen Kammer Seife, Kamm und Spiegel hinter sich wirft, am Königshofe sich verkleidet, von der jüngsten Prinzessin aber in seiner wahren Gestalt gesehen und von ihr darauf zum Manne gewählt wird, dann Verschaffung der Milch von einer Hirschkuh für den erblindenden König, scheinbare Überlassung des Heilmittels an die Schwäger, die dafür von seinem Pferde sich in den Hintern treten lassen müssen, schliefslich Sieg in der Schlacht und Verbindung seiner Wunde mit dem Taschentuch des Königs, wodurch die

Entdeckung herbeigeführt wird. Nur der letzte Zug fehlt hier, dafs nämlich das hilfreiche Pferd ein verzauberter Mensch ist und durch Abschlagen des Kopfes seine natürliche Gestalt wieder erhält. — — — — Aufser diesen hier kurz skizzierten Märchen, die das gleiche Thema wie im Isländischen behandeln, bringen Köhler (Kl. Schr. S. 330 ff.) und Cosquin in ihren Anmerkungen noch zahlreiche weitere Literaturnachweise.

In „Le bénitier d'or“ (Cosquin 38, II S. 60 ff.) geht die Patentochter der Jungfrau Maria in das verbotene Zimmer und taucht den Finger in goldenes Weihwasser und bringt ihn dann an die Stirn. Um das Gold zu verbergen, legt sie sich um Stirn und Finger einen Verband an. Bei Grimm ist in dem gleichen Märchen dieser Zug schon etwas verwischt, denn das junge Mädchen rührt dort mit dem Finger ein wenig den Glanz des goldenen Zimmers an und kann dann nachher das Gold nicht mehr wegbekommen.

Vor den Verfolgungen der Riesen, Menschenfresser etc. retten sich die Verfolgten entweder durch Verwandlungen oder wie hier im Märchen durch Auswerfen einzelner Gegenstände, die dann zu Bergen, Flüssen, Seeen etc. werden. Dieses Motiv läfst sich im Isländischen ebenso wie in den Märchen anderer Völker noch vielfach belegen. Durch das Auswerfen von drei Schwanzhaaren der Kuh Búkolla werden daraus Teich, Scheiterhaufen und Felsen, und im „Pferd Gullfaxi“ wird ein hingeworfener Zweig zu einem dichten Walde. Bei Hahn (1 „Vom Asterinos und der Pulja“ I S. 65 ff.) verwandeln sich Messer, Kamm und Salz in eine ungeheuere Ebene, in einen Wald und in ein Meer. In dem Märchen „Die Wassernixe“ (Grimm 79, I S. 294) werden Bürste, Kamm und Spiegel zu einem Bürstenberg, Kammberg und Glasberg, in der „Geschichte von der Fata Morgana“ (Gonz. 64, II S. 49 ff.) wirft der Jüngling auf den Rat seines Pferdes drei Granatäpfel hinter sich, woraus dann ein Strom, ein Dornenberg und ein Feuerberg entstehen etc.

Der zweite Teil unseres Märchens von der Heirat der jüngsten Königstochter mit einem verachteten Pferdejungen wird auch auf den Fær-öern erzählt (Fær. 16 „Rossadrongurin“ S. 296 ff.). Die Prinzessin schickt hier ihren Mann zweimal

mit den beiden Schwägern zur Jagd. Diesen überläfst der Pferdejunge dann seine reiche Jagdbeute für die beiden Goldäpfel und dafür, dafs er ihre Ohren mit einem Sklavenzeichen versehen darf. Darauf folgt dann die durch den fremden Ritter siegreiche Schlacht und die Erkennung durch des Königs Taschentuch.

In einem Märchen bei Gonz., das sonst zu dem im Märchen „Bjarndreingur“ zu besprechenden Thema „die neidischen Gefährten oder Brüder“ gehört, nehmen die Königssöhne den mifsachteten Schwager, der aber in Wahrheit ihr verratener jüngster Bruder ist, mit auf die Jagd. Sie kaufen ihm seine reiche Jagdbeute dadurch ab, dafs sie sich von ihm zwei schwarze Flecken auf die Schultern machen lassen. Köhler vergleicht hierzu in den Anmerkungen zu den sizilianischen Märchen (Gonz. II S. 240) noch die spanische Vulgärromanze bei Duran Nr. 1263. Juan überläfst seinen Brüdern das Heilwasser, die Löwenmilch und die feindliche Fahne. Zum Entgelt müssen sie ihm dafür zwei Birnen geben, die der König ihnen geschenkt hatte, sich ein Ohr abschneiden und auf die linke Schulter ein Sklavenzeichen aufbrennen lassen. —

XXV. Bjarndreingur.

Lbs. 536 4to. Nach der Erzählung der alten Frau Guðriður Eyolfsdóttir von Páll Pálsson in Árkvörn 1863—4 niedergeschrieben.

Ein Königspaar hat drei Töchter. Eines Tages sind sie alle mit den Hofleuten draufsen auf der Wiese zum Spielen. Da überfällt sie solch dichter Nebel, dafs einer den andern nicht mehr sehen kann. Sie suchen nun alle so schnell wie möglich heimzukommen, und das glückt auch allen aufser der jüngsten Königstochter. Diese verirrt sich immer tiefer in den Wald. Endlich kommt sie an ein Haus und geht halbtot vor Hunger und Müdigkeit hinein. Wie es bald Abend wird, tritt ein riesiger Bär ins Haus. Sie ist furchtbar erschrocken, doch der Bär tröstet sie und sagt, sie brauche sich nicht zu fürchten.

Wie es vollends Abend geworden ist, fällt der Bärenpelz hinunter, und ein schöner Königssohn steht vor ihr. Sie bleibt nun bei dem verzauberten Manne und gebiert nach Jahresfrist einen Knaben, der Bjarndreingur (Bärenjunge) genannt wird. Wie das Kind vier Jahre alt geworden ist, erklärt der Bär, auf ein Jahr von den Seinigen fortgehen zu müssen. Aber die Frau mufs ihm geloben, in dieser Zeit das Kind nicht aus dem Hause zu lassen. Nach einem Jahre kehrt er wieder zurück und ist nun eine Weile daheim. Wie der Knabe acht Jahre alt ist, verläfst er wieder Frau und Kind für längere Zeit, und auch während dieser Zeit darf Bjarndreingur nicht aus dem Hause gehen.

Als der Bär zum dritten Male sich zum Fortgehen anschickt, legt er seiner Frau aufs dringendste aufs Herz, den Knaben in seiner Abwesenheit nicht aus dem Hause zu lassen. Er würde wiederkommen, wenn Bjarndreingur zwölf Jahre alt wäre. Ehe er die Seinen verläfst, führt er sie noch in ein Haus, in dem er seine Kostbarkeiten aufbewahrt. Hier gibt er dem Knaben eine Axt, die alles zu durchschneiden vermag und eine Büchse mit einer alles heilenden Salbe. Dann führt er ihn zu einem schweren Steine und sagt, wenn er zwölf Jahre geworden sei, müsse er so stark sein, dafs er den Stein aufzuheben vermöge. Nun geht der Bär fort, und Mutter und Sohn hausen allein im Walde. Wie Bjarndreingur ins zwölfte Jahr gekommen ist, ist er so stark und unbändig geworden, dafs die Mutter ihn nicht mehr im Hause zu halten vermag. Er will durchaus hinaus, um seine Kraft an dem Steine zu erproben. Schliefslich setzt er seinen Willen durch. Wie er aus dem Hause tritt, sieht er inmitten anderer Tiere einen grofsen Bären. Er hebt seine Axt auf und erschlägt ihn. Da liegt vor ihm sein eigener Vater im Blute. Der Mutter bricht bei diesem Anblick vor Kummer das Herz. Bjarndreingur bestattet die Eltern, steckt von den Kostbarkeiten, soviel er tragen kann, zu sich und geht von dannen. Wie er ans Meer kommt, sieht er hier einen Mann, der Steine ins Wasser wirft. Dieser nennt sich Steinn und sagt, ein Diener des Königs von Morland zu sein. Auf Bjarndreingurs Aufforderung geht er mit ihm. Nach einer Weile kommen sie in einen Wald und

finden dort einen Mann, der Bäume niederreifst. Er nennt sich Trérifur und gehört gleichfalls zum Gefolge des Königs von Morland. Auch er schliefst sich dem Knaben an. Alle drei gehen nun tiefer in den Wald und bauen sich dort ein Haus. Je zwei sollen täglich auf die Jagd gehen und einer abwechselnd zu Hause bleiben, um für das Essen zu sorgen. Am ersten Tage ist Steinn daheim. Wie er gerade Fleisch siedet, kommt ein Riese zu ihm und bittet um ein Stück. Steinn gibt es ihm. Der Riese läfst es aus seinen Klauen zu Boden fallen, und auf seinen Wunsch hin bückt sich Steinn, um es aufzuheben. In diesem Augenblicke springt der Riese ihm auf den Rücken und bearbeitet ihn so, dafs er wie tot liegen bleibt. Am Abend bestreicht ihn Bjarndreingur mit seiner Salbe, und am andern Morgen ist er wieder ganz gesund. Trérifur, der am zweiten Tage das Essen bereiten soll, ergeht es nicht besser. Auch zu Bjarndreingur kommt schliefslich der Riese. Dieser läfst das Stück Fleisch am Boden liegen, überwältigt den Riesen und bindet ihm die Hände auf den Rücken. Dann schleppt er ihn hinaus in den Wald und fesselt ihn mit seinem langen Bart an eine Eiche. Wie er am anderen Tage nach seinem Gefangenen schaut, hat dieser sich losgerissen, seinen Bart aber an der Eiche zurücklassen müssen. Die drei Gefährten verfolgen nun die Blutstropfen, die von der Eiche ausgehen. Sie kommen schlieslich an die Mündung einer Höhle, die unten in der Erde liegt, und zu der riesige Felsstufen hinabführen. Steinn klettert zuerst vier Stufen hinunter, wagt sich dann aber nicht weiter und wird wieder hinaufgezogen. Trérifur kommt acht Stufen hinunter, doch dann ist sein Mut auch zu Ende. Erst Bjarndreingur klettert zwölf Stufen hinab und ist nun auf dem Grunde der Höhle. Hier trifft er bald auf ein weinendes Mädchen. Sie erzählt ihm, dafs sie und ihre beiden Schwestern Töchter des Königs von Morland seien. Drei Riesen hätten sie geraubt. Gestern sei einer von diesen mit gebundenen Händen und abgerissenem Barte zurückgekehrt. Bjarndreingur läfst sich die Riesen zeigen und schlägt ihnen allen mit seiner Axt den Kopf ab. Hierauf schneidet er ihnen die Zungen heraus, die er zu sich steckt. Dann läfst er von seinen beiden Gefährten die Köpfe der Riesen,

alle Kostbarkeiten, die in der Höhle sind, und schliefslich die drei Mädchen hinaufziehen. Nun wartet er, dafs das Seil auch zu ihm hinuntergelassen werde, doch die beiden andern lassen ihn treulos im Stiche und eilen mit den Prinzessinnen und der Beute davon. Bjarndreingur haut sich nun Stufen und kommt schliefslich wieder hinauf. — Wie er zum Könige von Morland gelangt, sind die beiden treulosen Gefährten, die sich als die Befreier der Prinzessinnen ausgeben, gerade im Begriffe, Hochzeit mit den ältesten Königstöchtern zu halten. Bjarndreingur läfst nun die jüngste rufen, zeigt ihr die Zungen der Riesen und gibt sich als den wahren Befreier zu erkennen. Das Mädchen geht zum Könige, der Betrug wird entdeckt, die beiden Verräter werden in einem mit Nägeln gespickten Fafs den Berg hinuntergerollt, und Bjarndreingur heiratet die jüngste Königstochter.

Dieses Märchen ist in den übrigen Märchensammlungen aufserordentlich oft vertreten, jedoch von all diesen Behandlungen weicht das isländische durch seine Einleitung bedeutend ab. Es steht wohl zu vermuten, dafs der erste Teil, bis zum Tode des verzauberten Bären, einem anderen Märchen ursprünglich angehörte. — — — Dafs der Held unter besonderen Umständen seine Kindheit verlebte, wird bei Grimm, Suterm. und Cosquin erzählt. „Der starke Hans“ (Grimm 166, II S. 238 ff.) wächst mit seiner Mutter bei Räubern auf, ebenso auch bei Suterm. „Der Bueb mit dem isige Spazierstecke“ (S. 22 ff.), während „Jean de l'ours“ (Cosquin 1, I S. 1 ff.), dessen Mutter von ihrem Manne durch einen Bären weggeschleppt wurde, in der Höhle des Bären zur Welt kommt und dort so lange bleibt, bis er stark genug ist, um zur Flucht den Stein von der Höhle wegzunehmen. In einer Variante zu „dem Sohne der Eselin“ (Schneller S. 189 ff.) hat Gian dall' Orso die gleichen Kindheitsschicksale wie Jean de l'ours.

Die weiteren Erlebnisse des tapferen Helden, d. h. seine Vereinigung mit zwei oder drei besonders starken Leuten zu gemeinsamem Haushalte, der Zwerg, Riese oder das alte Weib, die zwei oder drei Tage hintereinander die Gefährten des Helden, zu denen sie zuerst bettelnd gekommen sind, furchtbar zurichten, zuletzt aber vom Helden überwältigt werden und

blutend — meist mit Zurücklassung des Bartes — zu ihrer Wohnung zurückkehren, hierauf dann die Verfolgung der Blutspuren und die Feigheit der Gefährten, die nach kurzem Versuche es aufgeben, sich in die Höhle, den Brunnen etc. hinabzulassen, so dafs es nur dem Helden gelingt, ans Ziel zu kommen, dann der siegreiche Kampf mit den Höhlenbewohnern, wodurch drei Prinzessinnen erlöst werden, das Herausziehen der Jungfrauen aus der Höhle und das Verraten des Helden durch die treulosen Gefährten, dann in den meisten Fällen die Hilfe durch irgend ein Wesen, das sich aufser ihm noch in der Höhle befindet, oder das er durch einen Ring, Pfeife etc. herbeiwünschen kann, darauf das Kommen des Helden zur Hochzeit der Betrüger, wo er gerade noch rechtzeitig erscheint, um entweder durch die Drachen- oder Riesenzunge oder durch die Geschenke, die er von den Königstöchtern erhalten hat, sich als den wahren Retter zu legitimieren — — — in dieser kurz skizzierten Form läfst sich dieses Märchen in aufserordentlich vielen Sammlungen nachweisen.

Es findet sich auf den Fær-öern (1 „Skeggjatussin“ b. „Trødliđ kjá Pápaleysa“ S. 238 ff.), in Schleswig-Holstein (Müllenh. XVI „Hans mit de ysern Stang’“ S. 437 ff.), Deutschland (Grimm 91 „Det Erdmänneken“ II S. 22 ff. und 166 „Der starke Hans“ II S. 238 ff.), Schweiz (Suterm. 21 „Der starke Hans“ S. 62 ff. und 8 „Der Bueb mit dem isige Spazierstecke“ S. 22 ff.), Wälschtyrol (Schneller 39 „Der Sohn der Eselin“ S. 113 ff.), Walachei (Schott 10 „Petru Firitschell“ S. 135 ff.), Sizilien (Gonz. 58 „Von den vier Königstöchtern“ II S. 4 ff., 59 „Von Armaiinu“ S. 7 ff., 61 „Von einem mutigen Königssohn, der viele Abenteuer erlebte“ S. 21 ff., 62 „Die Geschichte von Bensurdatu“ S. 33 ff., 64 „Die Geschichte von der Fata Morgana“ S. 49 ff.), Griechenland (Hahn 70 „Der Goldäpfelbaum und die Höllenfahrt“ II S. 49 ff.), und Lothringen (Cosquin 1 „Jean de l’ours“ I S. 1 ff. und 52 „La canne de cinq cents livres“ II S. 135 ff.). Weitere Literatur gibt Köhler in den Anmerkungen zu Gonz. (S. 238 ff.) und in den „Kleinen Schriften“ (S. 292 ff.), ebenso auch Cosquin bei der Besprechung der beiden lothringischen Märchen.

XXVI. Der verlorene Goldschuh.

Árn. II S. 306—12. Nach einer Erzählung aus Lundareykjadal.

Ein König, Namens Máni, hat eine wunderschöne Tochter, die Mjaðveig genannt ist. Nach dem Tode seiner Königin sind seine Minister auf die Brautschau gegangen und haben ihm eine schöne Frau nebst ihrer Tochter mitgebracht. Wie der König einst fortgefahren ist, fordert die Stiefmutter Mjaðveig auf, mit ihr und der Tochter einen Spaziergang in den Wald zu machen. Dort mufs die Königstochter mit ihrer Stiefschwester die Kleider wechseln, und die Königin spricht einen Zauberspruch, so dafs ihre Tochter Gestalt und Aussehen der Prinzessin erhält. Mjaðveig bindet sie aber an Händen und Füfsen und läfst sie im Walde den wilden Tieren zum Frafse. Erschöpft von Tränen und Hunger fällt die Königstochter schliefslich in Schlaf. Im Traume erscheint ihr die verstorbene Mutter, löst ihr die Fesseln und legt ein Tuch neben sie, das immer, wenn man sich es wünscht, mit Speisen bedeckt wird. Nach einiger Zeit geht die Tochter der Königin in den Wald, um zu sehen, ob Mjaðveig noch lebt. Sie schmeichelt sich heuchlerisch an sie heran, und wie sie das Zaubertuch entdeckt hat, entreifst sie es ihr und läuft hohnlachend fort. Auf den Rat der verstorbenen Mutter geht Mjaðveig nun zum Seestrande und findet behaglichen Aufenthalt in einem kleinen Häuschen, von dem die Mutter im Traume sagt:

„Þar gala gaukar,
Þar spretta laukar,
Og þar fara hrútar úr reifi sínu.“

„Dort singen Vögel,
Dort spriefst Grünes,
Und dort verlieren Widder ihre [Wolle.“
(sc. weil sie so fett sind.)

Wie sie eines Tages am Meere spazieren geht, sieht sie eine grofse Schiffsflotte nicht weit vom Lande. Erschrocken läuft sie in ihr Häuschen zurück, verliert jedoch bei der eiligen Flucht einen ihrer kleinen Goldschuhe. Ein Königssohn, der als Freier um Mjaðveig Mánadóttir gekommen ist, findet den Schuh und tut das Gelübde, nur die Eigentümerin des Schuhes heiraten zu wollen. Nun geht er zum Schlosse. Hier teilt er der Königin seinen Schwur mit. Diese behauptet, der Schuh gehöre ihrer Tochter und geht nun mit ihm zu derselben. Da

der Schuh um die Hälfte zu klein ist, schlägt sie der Tochter Zehen und Hacken ab und führt dann die Braut mit dem Schuh am Fuſse zum Königssohn. Nun segelt dieser mit der Braut in seine Heimat zurück. Wie er an dem Häuschen der Mjaðveig vorbeikommt, sind Vögel am Singen. Und da er die Vogelsprache versteht, so hört er folgendes Lied:

„I stafni situr	„Im Steven sitzt
Höggvinhæla,	die Absatzgehackte,
fullur skór með blóð;	voll ist ihr Schuh vom Blute.
Hér á landi er Mjaðveig	Hier am Lande ist Mjaðveig
Mánadóttir,	die Tochter des Máni,
miklu betra	eine viel bessere
brúðarefni.	Braut zur Ehe.
Snúðu aptur, kongsson.“	Kehr' du um, Königssohn.“

Miſstrauisch sieht er nach seiner Braut und bemerkt, daſs das Lied der Vögel wahr ist. Nun hält er ihr über die Schultern einen Zauberstab, sie wird sogleich zur furchtbaren Unholdin und muſs alles gestehen. Darauf läſst er sie töten und mit ihrem Fleisch in Salz gelegt zwölf Tonnen füllen. Wie er dann zu dem Häuschen ans Land fährt, trifft er dort die wahre Königstochter, der der Schuh wie angegossen paſst, und die er nun als Braut mit sich nimmt. Nach einer Weile kehrt er ins Königreich zurück und bittet König Máni und seine Gattin zum Hochzeitsfest, auf der Seefahrt aber läſst er die Königin ihre eigene Tochter als Salzfleisch verspeisen. Während der Mahlzeit, die sie auf einem Schiffe allein für sich einnimmt, wird sie jedesmal zur furchtbaren Riesin. In dieser wahren Gestalt zeigt der Königssohn sie ihrem Gatten, dann läſst er durch Pulver das Schiff mit der Unholdin in die Luft sprengen. Er heiratet hierauf Mjaðveig und wird nach dem Tode seines Vaters König. — — Einst, nachdem dem jungen Paare schon ein Sohn geboren war, ist Mjaðveig allein drauſsen, um ein Bad zu nehmen. Auf die Bitte einer herankommenden Frau tauscht sie mit ihr die Kleider. Sofort legt die Unbekannte ihr auf, daſs sie zu ihrem Bruder gehen müsse, während sie selbst Antlitz und Gestalt der Königin annimmt. — Nachdem die Königin aus dem Bade heimgekehrt ist, zeigt sich mit ihr eine seltsame Veränderung. Sie ist rauh und unfreundlich gegen ihre Umgebung, ihr kleiner Sohn hört in ihrer Nähe

nicht auf zu schreien, und in dem Zauberhäuschen, das für Mjaðveig einst aus der Heimat mitgenommen war, singen keine Vögel mehr und spriefsen nicht mehr die Blumen. — — Als eines Tages der Hirte des Königs am Seestrande ist, sieht er einen Glassaal auftauchen, der an einer Eisenkette befestigt ist und von einem Riesen gehalten wird. Drinnen in dem Saale glaubt er die Königin Mjaðveig zu erkennen. Dann verschwindet alles. — — Nach einer Weile kommt ein Kind, um von einem Bache Wasser zu holen. Er gibt diesem einen Goldring. Gleich darauf kommt der Vater des Kindes, ein Zwerg, um sich für die Gabe zu bedanken. Von ihm hört er das Unglück der Königin, und dafs sie für immer dem Riesen anheim gegeben sei, wenn nicht das nächstemal die Eisenkette durchhauen werde. Dem Hirten glückt dieses am nächsten Tage. Wie der Riese ihn darauf töten will, streut der Zwerg ihm etwas in die Augen, so dafs er blind wird, den Felsen hinunterstürzt und das Genick bricht. Mjaðveig kehrt heim, und die falsche Königin wird getötet.

Eine Variante dieses Märchens bildet das bei Árnason (II S. 312—15) folgende Märchen, nach der Aufzeichnung eines Pfarrers Sveinbjörn Guðmundsson wiedergegeben. Hier wird erzählt, dafs der König schon bald nach der Heirat merkt, welche Bosheit und Tücke in seiner zweiten Frau steckt, und auch Mjaðveig hat daheim von ihrer Stiefschwester Króka viel zu leiden. Die verstorbene Mutter gibt ihr zuerst ein Tuch, das sie vor jeder Verfolgung schützt. Wie ihr dies von Króka weggerissen wird, bekommt Mjaðveig ein Knäuel, das vor ihr herläuft und ihr den Weg zu einem kleinen Hause zeigt, in dem sie nun von Stiefmutter und Stiefschwester unbemerkt leben kann. Auf dem Wege dorthin hat sie ihren Goldschuh verloren, und nun legt sie das Gelübde ab, den Finder dieses Schuhs heiraten zu wollen. Die weitere Entwickelung ist auch hier, wie im vorhergehenden Märchen, nur wird Króka verbrannt und in Grütze ihrer Mutter zu essen gegeben. Das Märchen schliefst mit der Heirat Mjaðveigs und weifs nichts von weiteren trüben Schicksalen der Königstochter.

Ein zweite Variante des Märchens vom „verlorenen Goldschuh“ findet sich bei Maurer (S. 281/2). Sie ist dem

Verfasser von einer Frau Brynjúlfsson in Kopenhagen erzählt worden, die sich freilich des Schlusses nicht mehr entsann. Hiernach hat die Stiefmutter zwei häfsliche Töchter. Als der Königssohn mit dem gefundenen Goldschuh kommt, läfst die Mutter einer ihrer Töchter den Absatz abhacken, um den Schuh passend zu bekommen. Auch hier machen Vögel bei der Seefahrt den Freier mit einem ähnlichen Spruche auf den Betrug aufmerksam. — —

2. Helga.

In den Þjóðsögur von Ólafur Daviðsson gibt es eine dritte Variante des Märchens vom „verlorenen Goldschuh" (nach der Erzählung seines Bruders Guðmundur), die bedeutend von dem bisherigen Märchen abweicht. Hier handelt es sich um drei Bauerntöchter. Die jüngste, Helga, ist das „Ellenbogenkind" und wird von den Eltern und den Schwestern immer mifshandelt. Die beiden älteren Töchter töten Vater und Mutter, um ganz nach eigenem Geschmack ihr Leben führen zu können. Helga wird verschont und mufs zur Verrichtung aller Haus- und Küchenarbeiten bei ihnen bleiben. An jedem Tage gehen nun die Schwestern ins benachbarte Königreich, um mit dem jungen Königssohn, den jede von ihnen gern heiraten möchte, Schach zu spielen. In ihrer Abwesenheit wandert Helga an das Grab, das sie ihren getöteten Eltern gegraben hat und weint bitterlich. Dann schläft sie ein. Im Traume erscheint ihr die Mutter und schenkt ihr zum Lohne für ihre Güte alles das, was in einer Höhle in der Nähe des Gehöftes verborgen ist. Sie findet hier drei verschiedenfarbige geflügelte Pferde, dazu passende Kleider, Schuhe und Stühle. Nachdem die Schwestern früh am andern Morgen wieder zum Königssohne gegangen sind, schmückt sich Helga mit dem schwarzen Kleide und den schwarzen Schuhen, nimmt den schwarzen Stuhl mit und setzt sich auf den schön gesattelten Rappen. Sie kommt nun durch die Lüfte geritten zum Königssohn, der sogleich bei ihrem Anblick die beiden Bauerntöchter verläfst und nur noch mit ihr spielen und plaudern will, bis sie ihm am Abend plötzlich davonfliegt. Am zweiten Tage schmückt sie sich mit dem roten Kleide und am dritten Tage mit dem

weifsen Kleide und den Goldschuhen. Aber wie sie nun auf ihrem Pferde entfliegen will, verliert sie in der Eile einen Schuh. Am andern Tage läfst der Königssohn alle Jungfrauen des Landes zusammenkommen, keiner jedoch pafst der Schuh. Helga erscheint auch auf ihrem Rappen, fliegt dreimal um die Versammlung, entflieht dann aber wieder. trotz aller Bitten des Prinzen. So geht es am zweiten und gleichfalls am dritten Tage. Nun läfst der Königssohn durch das ganze Land alle Schlösser, Häuser und Hütten nach ihr absuchen. Schliefslich kommt er auch zu dem Bauernhofe. Die Schwestern wollen Helga durchaus nicht zeigen, doch endlich wird sie hervorgesucht. Sie kommt mit dem andern Goldschuh am Fufse herein und wird als die richtige Braut sogleich erkannt.

Die Geschichte von Mjaðveig Mánadóttir entspricht nur insofern den in den übrigen Sammlungen sich findenden Märchen „vom verlorenen Goldschuh“, als es sich in ihr auch darum handelt, dafs die Stiefschwester der rechten Braut durch Abhacken der Ferse und Zehen es versucht, den Freier zu täuschen, und dafs Vögel durch ihren Gesang auf den Betrug aufmerksam machen. Das Speisetuch, das in der ersten isländischen Fassung Mjaðveig von ihrer verstorbenen Mutter bekommt, erhält „Kari Træstak“ (Asbj. 19, S. 81 ff.) allemal von einem Ochsen, in dessen Ohr es sich befindet. „Zweiäuglein“ bei Grimm (130, II S. 158 ff.) findet allemal einen mit Speisen gedeckten Tisch, wenn es sich mit einem Spruche an seine Ziege wendet. Wie im Isländischen beobachtet dann in beiden Märchen eine von der Stiefmutter gesandte Persönlichkeit (Dienerin oder Stiefschwester), auf welche Weise das Mädchen sein Essen erhält. — — — — Die weiteren Schicksale, von denen in der ersten Fassung erzählt wird und die wohl aus dem Märchen „Die Riesin in dem Steinnachen“ in diese Erzählung hinübergenommen wurden, finden sich in ähnlicher Weise auch bei Jac. II („Fair, Brown and Trembling“ S. 169 ff.) und Hahn (2 „Aschenputtel“ I S. 70 ff.) mit dem Märchen „vom verlorenen Goldschuh“ verbunden.

Die Erzählung vom „verlorenen Goldschuh“, wie Ólafur Daviðsson sie bietet, entspricht viel mehr der Gestalt, in der das Märchen bei den übrigen Völkern sich vorfindet. Im grie-

chischen Märchen wird ebenso wie im isländischen erzählt, dafs die bösen Schwestern die Mutter getötet haben, und dafs das „Aschenputtel“ dann pietätvoll die Gebeine der Mutter begrub und über die Bluttat der Schwestern trauerte. Zum Lohne erhält sie dafür die schönen Kleider. — — —

In den übrigen Hauptzügen stimmen dann die weiteren Märchen vom „verlorenen Goldschuh“ mit der letzten isländischen Fassung überein. Das „Aschenbrödel“ kommt dreimal herrlich gekleidet mit einem Prinzen zusammen (meist in der Kirche oder beim Feste, nur im Isländischen beim Schachspiel und nachher noch dreimal bei der Zusammenberufung aller Jungfrauen). Nach dem letzten Erscheinen verliert das Mädchen dann ihren Goldschuh, den der Königssohn aufhebt und den nun alle Jungfrauen anprobieren müssen. Der Betrug der Stiefschwester wird durch den Vogelgesang aufgedeckt, und die rechte Braut, der der Goldschuh wie angegossen sitzt, wird gefunden. — — — Dieses hier kurz skizzierte Märchen findet sich noch auf den Fær-öern (Fær. 19 „Krákudóttir og kalsdóttir“ S. 309 ff.), in Norwegen (Asbj. 19 „Kari Trestak“ S. 81 ff.) und in Deutschland (Grimm 21 „Aschenputtel“ I S. 88 ff.). Köhler (Kl. Schr. S. 274 ff.) weist dieses Märchen dann auch noch in zahlreichen anderen Märchensammlungen nach. Wie in „Helga“, dem zweiten isländischen Märchen, so wird auch bei verschiedenen anderen Völkern das Motiv ausgelassen, dafs die Stiefschwester den Fufs sich verstümmelt, um den Schuh anziehen zu können. In dieser verkürzten Form wird das Märchen bei Bas. (1. Tag 6. Märchen S. 78 ff.), Hahn (2 „Aschenputtel“ I S. 70 ff.) und Jac. II („Fair, Brown and Trembling“ S. 169 ff.) erzählt.

Zu dem Motiv vom „verlorenen Schuh“ ist Sartori „Der Schuh im Volksglauben“ (Z. d. V. f. V. IV S. 160) zu vergleichen.

XXVII. Die rechte Braut.

Árn. II S. 320—6. Nach einer Erzählung in der Dalasýsla.

Ein Königspaar hat keine Kinder. Als einst der König zur Heerfahrt auszieht, sagt er seiner Gattin, daſs er sie töten würde, wenn sie bei seiner Rückkehr kein Kind hätte. Eine alte Frau hilft der Königin. Sie putzt sie schön heraus und fährt mit ihr übers Meer, bis sie zum Heerlager des Königs kommen. Wie der König hört, daſs in der Nähe seines Zeltes schöne Frauen lustwandeln, läſst er sich die schönste — ohne daſs er es weiſs, seine eigene Frau — ins Zelt holen. Gegen Morgen nimmt die Alte die Königin heimlich von dort fort und bringt sie zum Schlosse zurück. Wie der König heimkehrt, erwartet seine Frau ein Kind. Sie gebiert ein Mädchen, das wegen seiner Schönheit Isól, die Blonde, genannt wird, und stirbt dann kurz nachher. Das Mädchen wächst nun beim Vater auf. Wie sie einst am Meeresstrande spazieren geht, entdeckt sie einen groſsen Kasten und ihr scheints, als wenn ein Kind drinnen weine. Sie schleppt trotz des Protestes ihrer Dienerinnen ihren Fund nach Hause, öffnet ihn und findet drinnen einen wunderschönen kleinen Knaben. Auf dem Deckel des Kastens steht mit Goldbuchstaben geschrieben, daſs das Kind Tístram genannt wäre. Auf ihre Bitte erlaubt ihr der Vater, den Knaben aufzuziehen und ihn bis zum zwölften Jahre bei sich zu behalten. — Nach einiger Zeit verheiratet sich der König mit einer schönen Frau, die er am Seestrande findet. Auf Veranlassung der neuen Königin fährt er dann fort, um seine Länder zu besuchen. Tístram, der sich mittlerweile mit Isól verlobt hat, muſs ihn auf dieser Fahrt begleiten. Wenige Tage nachher kommt die Stiefmutter mit ihrer eigenen Tochter, die schwarze Isóta genannt, zur Prinzessin in ihr Frauenhaus und fordert sie samt ihren zwei Dienerinnen zu einem Spaziergange in den Wald auf. Hier werden von Mutter und Tochter Isól und ihre beiden Mägde in eine tiefe Grube gestoſsen und dem Hungertode preisgegeben. Mit einer Schere, die ihr noch die Mutter gegeben hatte, macht sich die Königstochter Stufen, bis sie endlich aus der Grube entkommt. Ihre beiden Mägde, Eya und Freya, sind jedoch mittlerweile Hungers gestorben. Sie

verändert nun ihre Kleidung und ihr Antlitz und begibt sich unerkannt an den Königshof zurück, wo sie bei der Köchin unter dem Namen Næfrakolla Aufnahme findet. In der Zwischenzeit ist der König mit Tístram zurückgekehrt, und der Jüngling fragt nach seiner Braut. Nachdem er jedoch von der Königin einen Trank bekommen hat, vergifst er vollständig die blonde Isól und ist damit einverstanden, Isóta, die Schwarze, zu heiraten. Nun werden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen. Da die Braut nicht nähen kann, so mufs Næfrakolla (ein armseliges Mädchen, das nach der Aussage der Königin kürzlich in die Küche zur Aushilfe gekommen sei) für sie und Tístram die Festkleider anfertigen. In der Nacht vor der Hochzeit gebiert die schwarze Isóta heimlich ein Kind. Da sie nun nicht am Hochzeitstage mit dem Bräutigam in den Wald reiten kann, läfst die Königin Næfrakolla, bräutlich geschmückt, die Stelle ihrer Tochter einnehmen, warnt sie aber strenge, mit Tístram zu sprechen. Wie sie an einer niedergebrannten Ruine vorbeikommen, sagt die Braut:

„Áður varstu björt á fold,	„Früher warst du strahlend auf der Erde,
Nú ertu orðin svört af mold,	Nun bist du schwarz von der Erde ge- [worden,
Skemma mín.“	O mein Haus.“

Beim Anblick eines Baches entschlüpfen Næfrakolla die Worte:

„Hér rennur lækur sá,	„Hier läuft der Bach,
Er Tístram og Isól bjarta	An dem Tístram und die blonde Ísol
Bundu sína ást og trú.	Ihre Liebe und Treue banden.
Hann gaf mér hringinn,	Er gab mir den Ring,
Eg gaf honum glófana,	Ich gab ihm Handschuhe —
Og vel máttu muna það nú.“	Gut kannst du dich des nun entsinnen.“

Sie reiten weiter und kommen schliefslich an der Grube vorbei, in welche die Königin ihre Stieftochter gestürzt hatte. Nun sagt die vermeintliche Braut:

„Hér liggur Eya og Freya,	„Hier liegt Eya und Freya,
Báðar mínar skemmumeyar.	Meine beiden Kammermädchen.
Skæri mín þeim skildi eg hjá	Meine Schere liefs ich bei ihnen
Og dauðum gekk svo báðum frá.“	Und ging so von den beiden Toten fort.“

Bei all diesen Reden fragt Tístram seine Braut, was sie gesagt habe, doch niemals wird ihm geantwortet. Wie er nun abends schon auf dem Lager liegt, und die schwarze Isóta zu ihm ins

Bett steigen will, wehrt er es ihr und will erst wissen, was sie bei der Ruine gesagt habe. Die Braut mufs also zu Næfrakolla gehen und diese fragen. Wie sie Tístram die Antwort gesagt hat, will er ihre Rede vom Bache wissen und schliefslich die von der Grube. Die Braut mufs trotz ihrer Erschöpfung immer wieder zu Næfrakolla laufen, um sich bei ihr zu erkundigen. Sie wird darüber so böse, dafs sie das Mädchen mit den härtesten Worten anfährt. Tístram, der ihr das dritte Mal nachgegangen ist, hört, wie sie in der Wut ihren Betrug selbst aufdeckt. Als sie in die Kammer zurückkehrt, tötet er sie mit dem Schwerte und durchbohrt dann gleichfalls ihre Mutter. Næfrakolla wird nun von ihm bedroht, die Wahrheit zu gestehen. Erst mit ihrer Erzählung kehrt ihm die Erinnerung an die blonde Isól zurück, und nun vermählt er sich mit ihr. —

Dieses Märchen zeigt verschiedene Lücken, denn erstens ist nicht erwähnt, warum die blonde Isól nicht gleichfalls in der Grube verhungert, und zweitens ist auch nichts gesagt von dem Niederbrennen von Isóls Frauenhaus, trotzdem der Vers deutlich darauf anspielt.

Eine Variante dieses Themas hat Árnason (II S. 315—19) in dem Märchen von „Fertram und der blonden Isól“, von Frau Ragnheiður Eggertsdóttir auf Fitjar im Snorradal erzählt. Ich nehme diese Erzählung hier an zweiter Stelle, da sie mir noch mehr Lücken aufzuweisen scheint.

Hier ist in der Einleitung einfach gesagt, dafs ein Königspaar eine Tochter, die blonde Isól genannt, besafs, und dafs diese mit dem Herzogssohne Fertram zusammen aufgezogen wurde und mit ihm sich verlobte. — Nachdem die Stiefmutter im Walde die drei Mädchen in die Grube gestofsen hatte, setzt sie ihre Tochter, die schwarze Isól, in das Frauenhaus und gibt sie für die Königstochter aus. Auf welche Weise die blonde Isól dem Tode entkommt, dafs Næfrakolla die Brautkleider für die des Nähens unkundige Braut macht, und wer überhaupt Næfrakolla ist, wird nicht erwähnt. Wie bei der Brautschmückung der Næfrakolla die Seidenärmel angelegt werden, sagt sie:

„Vel sóma ermar Eiganda armi.“	„Gut passen die Ärmel Dem Arm der Besitzerin.“

Beim Anziehen der Handschuhe bricht sie in die Worte aus:

„Þekta jeg fingur Þá forðum gjörðu.“	„Ich kannte die Finger, Die sie einst anfertigten.“

Der Spruch beim Anblick der Ruine ist ausgelassen, dagegen kommt noch ein anderer Spruch hinzu. Ihr Pferd läuft nämlich beim Rückwege den anderen voraus. Darauf sagt Næfrakolla:

„Skaktu þig, skaktu þig, Skurbeinn. Einn muntu sofa í nótt, Og svo mun úngi kongurinn verða.“	„Schüttl' dich, schüttl' dich, Skurbeinn. Allein wirst du heute nacht schlafen, Und auch der junge König wird allein bleiben.“

Wie sie heimkommen, erzählt die schwarze Isól ihrer Mutter, dafs sie ihr neugeborenes Kind gegessen habe. Sie wird dafür gelobt. Nun soll sie zum Königssohne ins Schlafgemach gehen, doch erst mufs sie ihm alle Reden wiederholen, die sie den Tag hindurch gesagt hat. Sie eilt, um sich zu erkundigen, nicht zu Næfrakolla, sondern zu ihrer Mutter. Wie sie dem Königssohn den letzten Spruch sagt, erklärt dieser, dafs er zur Wahrheit werden solle und tötet sie, sowie die Königin.

Eine zweite Variante dieses Märchens, die einige Lücken, die auch die vorhergehende Variante gelassen hat, ausfüllt, teilt Árn. (II S. 321—24) in einer Anmerkung mit. Hiernach ist Tístram der Sohn des Königs, und die blonde Isól wird in einem Kästchen am Seestrande gefunden und mit dem jungen Prinzen auferzogen. Vor ihrem Tode gibt die Mutter Tístrams Isól einen Zaubergürtel, durch den sie immer vor dem Hungertode geschützt ist, ferner eine Schere und einen Goldring. Nachdem die Stiefmutter die blonde Isól in die Grube gestürzt hat, brennt sie deren Frauenhaus nieder und sagt, die Königstochter sei mit ihren Dienerinnen in den Flammen umgekommen. Wie Tístram über diese Nachricht traurig ist, gibt sie ihm einen Vergessenheitstrank, so dafs er gleich nachher einwilligt, ihre Tochter zu heiraten. Von dem Kleidernähen der Næfrakolla oder der Niederkunft der schwarzen Isóta ist hier nicht die Rede. Es wird gesagt, dafs nach der damaligen Sitte der Bräutigam vor der Hochzeit drei Tage hindurch in den Wald geritten sei, und dafs die Königin ihm da die Næfrakolla zur

Begleitung gegeben habe, weil ihr diese am wenigsten gefährlich erschienen sei. Der Betrug kommt nun dadurch heraus, dafs der Königssohn beim Hochzeitsmahle Næfrakolla in den Saal rufen und sie hier alle ihre Reden öffentlich wiederholen läfst.

Wenn man bei einer grofsen Anzahl von Märchen, die in ihren Varianten bedeutende Verschiedenheit zeigen, wohl annehmen darf, dafs sie einst dem Märchenschatze verschiedener Völker entnommen wurden, so ist bei der vorliegenden Erzählung wohl unzweifelhaft, dafs von dieser Familie nur ein einziges Märchen in Island verbreitet war. Die mündliche Überlieferung ist aber leicht etwas lückenhaft und läfst gern einzelne weniger wichtig scheinende Züge aus, wodurch dann später einige Episoden in der Erzählung unmotiviert oder unklar werden. So ist es hier mit den Geschenken, die die Mutter ihrer Tochter auf dem Totenbette gab, und die dieser später das Leben retten. Ferner mit dem Niederbrennen des Frauenhauses, um den vorgeblichen Tod der Braut und ihrer Dienerinnen zu motivieren, dann mit dem Vergessenheitstrank, so dafs der Bräutigam die Tochter der Stiefmutter heiratet, und schliefslich dann die mit der Befreiung der Prinzessin und ihrem unerkannten Auftreten am Königshofe, wo sie die Hochzeitskleider zu nähen bekommt.

Die Parallele zu unserm isländischen Märchen findet sich bei Grimm, resp. Müllenhoff, in der Erzählung von der „Jungfrau Maleen" (V S. 391 ff.). Grimm nennt es zwar in seiner Anmerkung (III S. 262) ein durch Gehalt und Vollständigkeit ausgezeichnetes Märchen, ich möchte jedoch der isländischen Überlieferung, wenn man alle drei Varianten berücksichtigt, als der vollständigeren Erzählung den Vorzug geben. Im deutschen Märchen wird die Braut, die wider den Willen des Vaters an dem Jugendgeliebten festhält, sieben Jahre in einem Turme gefangen gehalten. Mittlerweile wird das Reich des Vaters zerstört, ohne dafs der Bräutigam der Jungfrau Maleen sich um das Schicksal seiner Braut bekümmert hätte. Er nimmt einfach an, sie sei noch im Turme oder sei schon tot, und willigt ein, sich zu verheiraten. Diese Gleichgültigkeit des Bräutigams wird im Isländischen viel besser motiviert. Dort ist die Jungfrau angeblich in ihrem Turme verbrannt, und

durch den Vergessenheitstrank denkt der Prinz nicht mehr an seinen Verlust. Auch die Stellvertretung der Braut, weil sie mit einem Kinde niederkommt, erscheint mir besser im Sinne eines Märchens motiviert, wie die Häfslichkeit der Braut, die ja doch vorher schon den Leuten bekannt gewesen sein mufs, und die sich doch nicht weiter hätte verbergen lassen. Die Verse, die Næfrakolla beim Anziehen der Kleider, die sie selbst nähte, beim Vorbeireiten an der Quelle, wo sie einst ihrem Bräutigam Treue geschworen hatte, beim Anblick der Ruine und der tiefen Grube zu sich selber spricht, sind eher zu verstehen, wie die Rede der Jungfrau Maleen an den Brennesselbusch, den Kirchensteg und die Kirchentüre. Die durch diese Verse langsam wiederkehrende Erinnerung und die Erkennung der rechten Braut läfst sich im Deutschen ebenso wie im Isländischen nur dadurch erklären, dafs dem Bräutigam durch einen Vergessenheitstrank (oder durch einen Kufs) die Erinnerung an seine Braut abhanden kam. Diesen Trank mufs er dann aber von einer Persönlichkeit bekommen haben, die seine Heirat mit der Jungfrau Maleen verhindern und mit der falschen Braut befördern wollte. Es fehlt aber die Einführung dieser Figur und die Erzählung, in welchem Verhältnis die falsche Braut zur Jungfrau Maleen steht, vollständig im deutschen Märchen. — — — — Grimm erwähnt noch Parallelen dieses Märchens im Schwedischen bei Cavallius und im Dänischen bei Molbeck. Leider waren mir beide Sammlungen zur Vergleichung nicht zugänglich.

XXVIII. Schneewittchen.

Árn. II S. 399—406. Nach dem Manuskripte des Pastors Sveinbjörn Guðmundsson.

Ein Bauernpaar hatte eine Tochter. Die Mutter, eine schöne Frau, hiefs Vala, die Tochter Vilfríður. Da die Tochter bald an Schönheit ihre Mutter noch übertraf, so bekam sie bei den

Leuten den Beinamen Völufegri, d. h. schöner als die Vala. Hierüber wurde die Bauernfrau so böse, dafs sie ihr eigenes Kind zu verderben beschlofs. Sie geht eines Tages mit dem Mädchen weit hinaus in den Wald und läfst es dann in der Wildnis zurück in der Überzeugung, dafs die wilden Tiere es zerreifsen würden. Wie Vilfríður, die lange Zeit in der Irre herumgeht, ermüdet Schutz unter einem Felsen sucht, kommen zwei Zwerge zu ihr und laden sie in ihr Haus ein, das drinnen im Felsen sich befindet. — In der Nacht werden die Zwerge von bösen Träumen gequält. Doch da sie vorher das Mädchen gewarnt haben, sie in solchem Falle nicht zu wecken, so läfst sie sie auch ruhig schlafen. Am Morgen, ehe sie zur Jagd fortgehen, warnen die Zwerge ihren Schützling vor einer Gefahr, die ihr drohe. Sie dürfe auf keinen Fall die Türe öffnen, so sehr auch irgend einer versuchen würde, den Einlafs sich zu erschmeicheln.

Die böse Vala hatte einen Zauberspiegel, der ihr auf alle Fragen Antwort gab. An ihn wendet sie sich nun am Morgen nachher mit der Frage:

„Segðu mér nú, Glerið mitt búna, Hvernig líður Vilfríði Völufegri núna?“	„Sag' Du mir nun, Mein geschmückter Spiegel, Wie ergeht es jetzt Vilfríður Völufegri?“

Darauf antwortet der Spiegel:

„Ekki er henni margt ad meini, Ala hana dvergar tveir í steini.“	„Nicht vieles ist ihr zum Verderben. Es beschützen sie im Felsen zwei Zwerge.“

Wie sie das hört, wird Vala so wütend, dafs sie sich sogleich aufmacht, um ihre Tochter zu verderben. Beim Felsen angelangt, wird ihr trotz aller Bitten nicht geöffnet. Sie behauptet für Vilfríður noch einen schönen Ring, ein Erbstück von der Grofsmutter, mitgebracht zu haben. Schliefslich läfst sich das Mädchen beschwätzen, zu einer Spalte einen Finger herauszustecken. Sowie der Ring am Finger sitzt, spricht Vala den Fluch aus, dafs er sie töten möge, wenn nicht das gleiche Gold an den Ring gehalten würde. — Nun kommen abends die Zwerge nach Hause und finden ihren Schützling sterbenskrank. Sie suchen in ihren Schätzen,

bis sie das Gold gefunden haben, das den Ring vom Finger zu lösen vermag. In der Nacht träumen sie wieder schlecht und verlassen am andern Morgen Vilfríður mit der gleichen Warnung. Vala befragt ihren Spiegel. Wie sie hört, dafs ihre Tochter wieder gerettet ist, geht sie zu ihr in den Wald mit einem Goldschuh, der noch von der Urgrofsmutter stamme. Vilfríður streckt schliefslich einen Fufs zur Spalte hinaus, und nun legt die Mutter die gleiche Verwünschung auf sie, wie am Tage vorher. Wiederum können am Abend die Zwerge das Mädchen aus ihrer Qual erlösen. Am dritten Tage kommt Vala mit einem alten Familienerbstück, einem Goldgürtel. Sowie Vilfríður ihn sich hat anlegen lassen, spricht die Mutter den Fluch aus, dafs sie durch ihn sterben müsse, wenn nicht der König von Deutschland den Gürtel zu lösen versuche. — Die treuen Zwerge tragen nun das fast schon sterbende Mädchen an das Seegestade. Dort nehmen sie zwei Pfeifen und blasen aus Leibeskräften in sie hinein, bis endlich ein gewaltiger Sturm entsteht. Der König von Deutschland, der mit seinem Schiffe gerade auf Reisen sich befand, wird gezwungen, vor dem Unwetter Schutz zu suchen. Er kommt ans Land und sieht hier das schöne, sterbende Mädchen. Er versucht ihm zu helfen und löst den Gürtel. Nun kommt Vilfríður zum Leben zurück, und ihre erste Frage ist nach den Zwergen. Der König sucht nach ihnen und findet sie mit ihren Pfeifen tot am Boden liegen; die furchtbare Anstrengung, um den Sturm zu erzeugen, war für die beiden zu grofs gewesen. Der König von Deutschland nimmt Vilfríður mit sich und heiratet sie, nachdem er ihr vorher versprochen hat, keinen Wintergast ohne ihr Wissen anzunehmen. — Wie Vala einst die gleiche Frage an ihren Spiegel richtet, antwortet er ihr:

„Eingum framar er hún stödd í vanda.	„In keinem Ungemach befindet sie sich weiter.
Kallast drottning konungs Saxalanda.“	Sie wird Herrin des Königs von Deutschland genannt.“

Nun mufs Rauður, der Gatte der Vala, nach Deutschland reisen, um die Tochter zu töten. Von hier an verläuft die Erzählung gerade so, wie in dem Märchen von dem „bösen Vater“. Rauður hilft der Königin dreimal bei ihrer Niederkunft

und behauptet jedesmal, sie habe ihr Kind gegessen. Nach dem dritten Male soll sie getötet werden, doch die Knechte haben Mitleid und lassen sie im Walde frei. Die Haarlocken schneiden sie aus ihren Haaren, die Zunge und das Blut nehmen sie von einer Hündin, die ihnen in den Wald gefolgt war. Vilfríður findet bei einem grofs gewachsenen Mann freundliche Aufnahme. Rauður, der sich mit dem Könige nach einiger Zeit auch dorthin verirrt hat, mufs seine Lebensgeschichte erzählen. Sowie er die Unwahrheit reden will, sagt der Mann:

„Hertu nú á, hringurinn rauði,	„Zieh dich zusammen, roter Ring.
Og stingi þig broddar,	Und die Spitzen sollen dich stechen,
Svo satt þú segir.“	Damit du die Wahrheit redest.“

Dann drückt ihn jedesmal ein Ring, und die Spitzen in seinem Stuhle bohren sich in sein Fleisch ein. — — Auch hier wird der Beschützer Vilfríðurs später zum Königssohne, der durch die Heirat mit ihrer Tochter erlöst wurde.

Árn. teilt in einer Anmerkung am Schlusse dieses Märchens mit, dafs es noch verschiedene Varianten gäbe. Er beschränkt sich aber hauptsächlich darauf zu sagen, dafs die Heldin auch Valfinna, Viðfinna und Virfinna genannt werde und in den übrigen Erzählungen eine Königstochter sei, und dafs ferner Vala das junge Paar auf dem Meere verfolgt habe und von ihrer Tochter verflucht worden sei, zum häfslichsten Fische zu werden. — Wichtiger wie diese kurzen Andeutungen sind zwei Varianten, die sich noch in Manuskripten der Landesbibliothek in Reykjavík finden (536 u. 537 4to).

In der ersten Erzählung (536 4to von Páll Pálsson 1863/4 niedergeschrieben) heifst die Heldin, eine Königstochter, Virfinna Völublóm. Ihre Stiefmutter will sie verderben, um allein den Reichtum des Gatten geniefsen zu können. Sie stürzt deshalb das Mädchen in einen Abgrund, doch es bleibt wunderbarerweise unversehrt. Virfinna kommt auf der Flucht vor der bösen Stiefmutter an ein kleines Haus. Hier macht sie alles sauber, ordnet die beiden Betten und richtet das Mahl an. Die Hausbesitzer, zwei Finnen, sind am Abend bei der Heimkehr über ihre Arbeit sehr entzückt und behalten sie bei sich. Die böse Stiefmutter befragt nun ihren wahrsagenden Spiegel mit folgenden Worten:

„Segðu mér, glerið mitt góða,	„Sag' du mir das, mein guter Spiegel,
Gullinu búið,	Mein goldgeschmückter,
Hvernig henni Virfinnu Völublóm líður,	Wie es Virf. V. geht,
Lifur eða deyr?	Ob sie lebt oder stirbt?"

Darauf antwortet der Spiegel:

„Lifir hún og lifir vel,	„Sie lebt und zwar gut,
Hún er út í einni ey,	Sie ist drausſen auf einer Insel,
Filgja henni finnar tveir,	Ihr folgen zwei Finnen
Og fátt er hennar munið."	Und wenig entbehrt sie."

Darauf nimmt die Königin einen Goldgürtel von der seligen Mutter und beschwätzt ihre Stieftochter, ihn anzulegen. Als die Finnen sie gerettet haben, bringt sie ihr am folgenden Tage einen Trank, den die verstorbene Mutter noch vor ihrem Tode getrunken habe. Auch jetzt erwecken sie die Finnen zum Leben, sagen aber, dafs sie selber nun am folgenden Tage dafür den Tod erleiden müfsten. Wie nun ihre Beschützer nicht heimkehren, macht sich Virfinna, auf sie zu suchen. Sie findet sie tot im Walde. Nun eilt sie in Angst vor der Stiefmutter immer weiter fort, bis sie ein Schiff sieht, auf dem sie Aufnahme findet. Es gehört ihrem eigenen Vater, der von einer Seefahrt heimkehrt. Die böse Stiefmutter wird zur Strafe von zwei wilden Pferden zerrissen. — — — —

Die dritte Behandlung des gleichen Themas (Lbs 537 4to) hat eine andere Einleitung:

Eine kinderlose Königin geht zu einer Völva, um durch sie vielleicht eine Tochter zu bekommen. Die Frau rät ihr sehr ab, denn sie würde dann schon früh sterben und ihre Tochter den Verfolgungen einer bösen Stiefmutter überlassen müssen. Trotzdem beharrt die Königin auf ihrem Wunsche. Sie gebiert nun ein wunderschönes Mädchen, das Viðfinna genannt wird. Wie dasselbe 14 Jahre alt ist, stirbt die Königin. Ihr Mann heiratet wieder und zwar eine Frau, namens Vala. Diese ist wunderschön, aber doch heifst es, dafs ihre Stieftochter noch viel schöner sei. Daher bekommt diese den Beinamen Völufegri. Vala lockt nun einmal, als ihr Mann auf einer Heerfahrt ist, Viðfinna in den Wald und gibt ihr dort einen schweren Schlaftrunk. Dann läfst sie sie, dem Tode nahe, liegen.

Zwei Zwerge finden sie, rufen sie ins Leben zurück und nehmen sie mit in ihre Felswohnung. — — Vala besitzt einen Zauberkrug, in dem einige wahrsagende Enten schwimmen. Den befragt sie nun immer mit den Worten:

„Segðu mér það, kerið mitt góða,	„Sag' du mir das, mein guter Krug,
Gulli-búna	Mein goldgeschmückter,
Hve má húnViðfinnaVölufegrinúna?“	Wie geht es jetzt Viðf. Völuf?“

Darauf antworten die Enten im Kruge:

„Vel má hún Viðfinna Völufegri:	„Gut ergeht es Viðf. Völuf.
Ala hana dvergar tveir í steini.	Es beschützen sie zwei Zwerge im Felsen.
Verður henni flest að gleði.	Das meiste gereicht ihr zur Freude,
En fátt að meini.“	Aber wenig zum Schaden.“

Nun stellt Vala dreimal ihrer Stieftochter nach. Zuerst läſst sie durch das Fenster des Felsens einen Fluſs in die Wohnung hineinströmen, so daſs das Mädchen fast ertrinkt. Das zweite Mal kommt sie als behäbige Bürgersfrau und schenkt ihr Handschuhe und einen Kamm. Schlieſslich verwandelt sie sich in einen wunderschönen Königssohn, der um Viðfinna freit. Als Verlobungsgeschenk gibt er ihr einen Goldgürtel, der sie gleich nach dem Anlegen zu ersticken droht, und der sich nur löst, wenn die gleiche Art von Gold an ihn gehalten wird. Auch jetzt versuchen die Zwerge sie zu retten, trotzdem sie wissen, daſs in diesem Falle die Königin den Fluch des Todes auf sie gelegt hat. Sie schleppen all ihr Gold herbei, jedoch vergebens. Da springt ihnen das Herz vor Kummer. — Ein Königssohn hört die sterbende Viðfinna jammern. Er eilt herbei, um sie zu retten, und wie er seinen Fingerring an den Gürtel hält, löst sich dieser. Nun nimmt er Viðfinna auf sein Schiff und fährt mit ihr in sein Königreich. Dann sucht er mit seiner zauberkundigen Pflegemutter den Vater seiner Braut auf. Sowie die böse Stiefmutter zu den Gästen in die Halle tritt, belegt sie die Pflegemutter des Prinzen mit dem Fluche, daſs sie sich selber ins Meer stürzen und für immer dort als häſslichster Fisch, als Vogmeri leben solle. — Viðfinna läſst die toten Zwerge aus dem Walde holen, ganz in Gold eingehüllt begraben und ihr Standbild in Marmor aushauen. Nach einer andern Version soll Vala über die Zwerge einen Fluch

ausgesprochen haben, dafs, wenn sie Viðfinna aus der Qual zu erlösen versuchten:

„Skildu þeir með blóði og beini	„Sollten sie mit Blut und Knochen
Báðir verða að marmar steini."	Beide zum Marmorstein werden."

Dieses Märchen ist, nach dem Zeugnisse Jón Árnason's, in Island aufserordentlich verbreitet. Es behandelt, abgesehen von der Einleitung, die gleichen Motive, wie unser deutsches Märchen vom „Schneewittchen", das ja nach Grimms Anmerkungen (III S. 53) auch in Deutschland in ungemein vielen Abweichungen erzählt wird. Auch in einer Anzahl der übrigen Märchensammlungen ist der gleiche Stoff behandelt.

In dem keltischen Märchen (Jac. II „Gold-Tree and Silver-Tree" S. 88 ff.) ist die eigene Mutter, geradeso wie im Isländischen die Vala, eifersüchtig auf ihre Tochter, denn eine Forelle in einer Quelle sagt ihr auf ihr Befragen, dafs diese viel schöner sei als sie. Jetzt stellt sich die Königin krank und behauptet, nur Herz und Leber ihrer Tochter könne sie heilen. Um sein Kind zu retten, verheiratet der König seine Tochter an einen ausländischen Herrscher und gibt seiner Frau Leber und Herz einer Ziege zu essen. Jedoch sie entdeckt später den Betrug, da die Forelle wiederum die Tochter für die Schönste erklärt. Die Königin reist jetzt zu ihrer Tochter, die bei ihrer Ankunft vor ihr in einem Zimmer verborgen wird. Auf die Bitte der Mutter reicht die junge Frau den kleinen Finger durchs Schlüsselloch. In diesen stöfst die Mutter einen vergifteten Dolch, worauf die Fürstin tot zu Boden sinkt. Ihr Gatte, der ihre stets wie lebend aussehende Leiche in einem verschlossenen Zimmer verwahrt, verheiratet sich wieder. Seine zweite Frau entdeckt einst die Leiche und nimmt den Dolch aus dem Finger. Hierauf wird die Fürstin wieder lebendig, und der Gatte führt mit seinen zwei Frauen ein friedliches Leben.

Auch bei Schott (5 „Der Zauberspiegel" S. 105 ff.) verfolgt die eigene Mutter aus Eifersucht ihre Tochter. Sie läfst sie im Walde hilflos zurück, nachdem sie ihr vorher die Augen ausgestochen hatte. Die Jungfrau Maria gibt dem Mädchen das Gesicht zurück, und zwölf Räuber nehmen sie freundlich in ihre Höhle auf. Die Mutter erfährt auf ihr Befragen von ihrem

Spiegel, wo ihre Tochter sich befindet. Durch eine alte Frau schickt sie ihr einen vergifteten Ring, der das Mädchen tötet. Wie ihn jedoch später ein Räuber der Leiche abzieht, kehrt das Leben ihr zurück. Darauf tötet die Mutter sie durch vergiftete Ohrgehänge und dann durch Blumen. Ein Prinz entdeckt die Bahre mit der Leiche, die zwischen Bäumen aufgehängt ist, und nimmt das schöne tote Mädchen mit sich. Wie ihr nun einst ein Dieb die frisch blühenden Blumen aus den Haaren stiehlt, erwacht sie aufs neue aus todesähnlichem Schlummer. Die böse Mutter hört nun, dafs ihre Tochter verheiratet ist. Sie geht als altes Weib an den Hof und erbietet sich, der jungen Kaiserin bei ihrer Entbindung beizustehen. Sie tötet das Kind und will dann den Dolch ihrer Tochter ins Herz stofsen, als der Kaiser sie entdeckt und sie der Bestrafung überliefert.

In dem Märchen aus Wälschtyrol (Schneller 23 „Die drei Schwestern" S. 55ff.) und ebenso in den sizilianischen Märchen, die hierhin gehören (Gonz. 2 „Maria die böse Stiefmutter und die sieben Räuber" I, S. 4ff. 3 „Von Maruzzedda" S. 7ff. u. 4 „Von der schönen Anna" S. 15ff.), fehlt der Zauberspiegel. Es handelt sich (mit Ausnahme von Gonz. Nr. 2) auch nicht um die Eifersucht einer Mutter oder Stiefmutter, sondern um die Eifersucht der beiden älteren Schwestern. Aber in all diesen Märchen wird die verfolgte Schönheit, die von Räubern, einem Menschenfresserpaare oder in einem verwünschten Schlosse freundlich aufgenommen ist, durch irgend einen vergifteten Gegenstand einmal oder mehrere Male scheinbar getötet und durch Zufall nachher dem Leben wiedergegeben. Von den traurigen Schicksalen nach der Heirat erzählen noch Nr. 3 und 4 der sizilianischen Märchensammlung.

Zwei Behandlungen dieses Märchens, die sich im Griechischen finden (Hahn 103 „Schneewittchen" II S. 134ff. und Schmidt 17 „Maroula und die Mutter des Erotas" S. 110ff.), sind insofern noch bemerkenswert, da hier an die Stelle des Spiegels oder der Forelle die Sonne getreten ist. Die Stiefmutter bei Hahn wendet sich mit ihrer Frage nach der Schönsten direkt an die Sonne, während die Mutter des Erotas einen Spiegel vor die Sonne hält, um die Antwort zu bekommen, dafs die

Königstochter Maroula schöner wie sie sei. Auch bei Maroula sind, nachdem sie wieder zum Leben erwachte, ebenso wie bei Vilfriður, die Leiden noch nicht zu Ende. Durch die Mutter des Erotas veranlafst, schneidet später die königliche Mutter des Gatten den Kindern der Maroula die Köpfe ab und lenkt den Verdacht auf ihre Schwiegertochter. Der Verstofsenen belebt ein Mönch die Kinder wieder und errichtet ihr einen Palast, in dem sie später von ihrem Gatten wieder gefunden wird.

Schmidt (S. 233) macht in seinen Anmerkungen zu „Maroula“ darauf aufmerksam, dafs der Hafs der Mutter des Erotas und die Verfolgungen, denen die Schönheit durch sie ausgesetzt ist, an das Märchen von „Amor und Psyche“ erinnern. — Beachtenswert ist übrigens auch, dafs einzelne Märchen dieser Märchenfamilien, wie in der ersten isländischen Fassung, mit den Leiden der verfolgten Schönheit, denen sie vor ihrer Heirat ausgesetzt ist, nicht zufrieden sind, sondern noch eine zweite Erzählung hinzufügen, die dann meist als selbständiges Märchen auch für sich existirt.

XXIX. Die Königskinder in der Höhle der Riesin.

Árn. II. 348—55. Nach dem Manuskripte des Pastors Sveinbjörn Guðmundsson in Móar auf Kjalarnes.

Ein verwitweter König hatte zwei Kinder, Sigurður und Ingibjörg. Seine Minister fuhren für ihn auf die Brautreise und fanden auf einer Insel in einem Gehöft eine ältere Frau mit einer wunderschönen Tochter. Sie warben um diese für ihren König und bekamen sie auch zugesagt. Wie die Alte ihre Tochter zum Schiffe brachte, sagte sie ihr zum Abschied, „sie solle nicht vergessen, ihr den Stein zu schicken“. — Bald nachdem der König wieder geheiratet hat, mufs er fortreisen. Nun geht eines Tages die Stiefmutter zu den Königskindern und nimmt sie zum Spaziergang mit an den Seestrand. Hier spricht sie zu einem Steine: „schliefs dich auf.“ Darauf stöfst sie die Königskinder hinein, schliefst den Stein und wälzt ihn hinaus ins Meer. — Wie eine lange Zeit verstrichen ist, scheint

es den Kindern, als wenn der Stein irgendwo ans Land getrieben sei. Sigurður sagt nun wie die Stiefmutter, „schliefse dich auf“, der Stein öffnet sich, und die Kinder kommen wieder aus ihrer engen Haft heraus. Sie scheinen auf einer einsamen Insel zu sein. Sigurður hat vor dem Ausgange mit der Stiefmutter heimlich ein Messer, Schiefswaffen und eine Pfeife eingesteckt. Er geht nun auf die Jagd, das Schlimmste jedoch ist, dafs sie kein Feuer haben, um das Wild zu braten. Wie eines Tages Sigurður weiter ins Land hineinwandert, findet er eine kleine Hütte. Er klettert aufs Dach und schaut durch den Küchenschornstein ins Innere des Häuschens. Hier sieht er eine scheufsliche Riesin, die augenscheinlich blind ist. Er benutzt dies, schleicht sich zum Herde, nimmt etwas Feuer von dort und bringt es seiner Schwester. Doch diese ist nicht daran gewöhnt das Feuer brennend zu halten, und so mufs Sigurður täglich den Gang zur Hütte wagen. — Ingibjörg läfst ihm keine Ruhe, sie will durchaus auch einmal mitgehen, um die Riesin in ihrer Hütte zu sehen. Wie sie die Alte in ihren ungeschickten Bewegungen beobachtet, kann sie ein helles Lachen nicht zurückhalten. Nun sind die Kinder verloren, denn so schnell sie auch fortlaufen, sie werden von der Riesin eingeholt und in die Hütte geschleppt. Sie schliefst sie in ihren Schweinestall ein und bindet sie dort fest. Täglich gibt sie ihnen reichlich zu essen, und täglich müssen sie einen kleinen Finger hinausreichen, in den sie hineinbeifst, um zu sehen, ob sie zum Schlachten fett genug sind. Sigurður gelingt es endlich, seine und der Schwester Fesseln zu durchschneiden. Sie töten heimlich zwei Schweine, ziehen ihnen die Haut ab, kriechen in diese hinein und laufen am andern Morgen mit den Schweinen zur Hütte hinaus. Auch jetzt kann Ingibjörg ein Gelächter nicht unterdrücken. Die Riesin merkt dadurch, dafs die Kinder entflohen sind und verfolgt sie. Die beiden laufen, so schnell sie nur können, und in der Todesangst springen sie auch über eine tiefe Schlucht. Die Riesin kann diese nicht sehen und denkt auch in der Wut nicht an sie. So stürzt sie denn hinein und bricht den Hals. Nun sind die Geschwister allein auf der Insel. Eines Tages sehen sie Schiffe vorbeifahren. Sigurður bläfst aus Leibeskräften auf seiner Flöte, bis endlich

ein Boot ans Land kommt. In ihm ist zufällig ihr eigener Vater, und nun gibts ein freudiges Wiedersehen. Der König verbirgt seine Kinder im Schiff. Wie er nach Hause kommt, erzählt ihm die Gattin weinend, die beiden Königskinder seien an einer ansteckenden Krankheit gestorben und seien von ihr in fürstlicher Pracht bestattet worden. Der König läſst sich das Grab und die Särge seiner Kinder zeigen. Wie er dann die Särge öffnen läſst, liegen zwei tote Hunde in ihm. Die Königin soll nun getötet werden, doch sie bittet um einige Tage Frist, da sie bis dahin ohnehin sterben werde. Auf ihrem Totenbette bedingt sie sich aus, daſs der Königssohn an ihrer Leiche wache. Ein zauberkundiger Mann, Bangsemon, übernimmt an Sigurðurs Stelle die Totenwache. Gleich in der ersten Nacht ringt die Königin mit ihm, wird aber von ihm besiegt. So geht es drei Nächte hintereinander. Dann verschwindet die Leiche, denn die Königin hat sich nur tot gestellt. Bangseman weiſs das und verfolgt sie. In einem anderen Königreiche ist die Unholdin in der Gestalt eines kleinen Mädchens von einem Könige gefunden worden und soll nun vom Königspaare auferzogen werden. Bangsemon, der einzige, der ihre wahre Natur kennt, dient am Hofe als Holzknecht und behandelt die königliche Pflegetochter immer so schlecht wie möglich. Zur Strafe soll er schlieſslich verbrannt werden. Während er zum Scheiterhaufen geführt wird, hat die Unholdin das Schloſs in Brand gesteckt. Sie muſs nun zuerst über ihr Leben die Wahrheit gestehen, dann soll sie verbrannt werden. Vorher versucht sie noch die Königin zu töten, wird aber endlich mit Hilfe von Bangsemon überwältigt und unschädlich gemacht.

Eine Variante dieses Märchens ist die bei Árn. (II S. 355—60) folgende Erzählung von der „Surtla auf den Blálandsinseln“. Der Verfasser hat die Geschichte von einer Frau Hólmfríður Þorvaldsdóttir überliefert bekommen. Im Beginne wird uns erzählt, daſs die Mutter der Geschwister vor ihrem Sterben der Tochter Ingibjörg einen Gürtel schenkt, der vor dem Verhungern schützt (siehe „die rechte Braut“ zweite Variante), und dem Sohne ein Messer, das Stahl und Stein durchschneidet. Die Stiefmutter hat keine Mutter mehr, sondern einen Bruder

namens Rauður, der beim Könige Minister wird. Wie der König auf Heerfahrt auszieht, begleitet ihn die Gattin mit den Stiefkindern zum Strande. Nach der Abfahrt der Schiffe läſst sie die Geschwister in eine Steinkiste hineinschauen, um zu sehen, was dort auf dem Boden sei. In dem Augenblicke stöſst sie die Kinder vollends hinein und schickt sie zu ihrer Schwester Surtla auf den Blálandsinseln. — Wie die blinde Riesin die Geschwister durch das Lachen der Ingibjörg entdeckt hat, sperrt sie sie ein und und läſst sich den kleinen Finger von ihnen herausreichen. Sie lassen sie jedoch stets in einen Schafknochen beiſsen. Während der Gefangenschaft schneidet Sigurður mit seinem Messer einen Weg durch den Felsen, auf dem sie entfliehen. Sie werden aber hierbei von der Riesin entdeckt und verfolgt; doch auch hier geht die Alte jämmerlich zu Grunde. In einer Nebenhöhle finden die Geschwister eine fast verhungerte Königstochter, namens Hildur. Diese ist mit den Haaren am Stuhl festgebunden, im Schoſse steht ihr eine Schüssel voll Speisen, die sie nicht erreichen kann, und ihre Füſse sind im Wasser. Das Mädchen ist so schlecht behandelt worden, weil es sich weigerte, den Bruder der Riesin, den Minister Rauður, zu heiraten. Auch hier werden die drei Königskinder vom heimkehrenden Könige selber auf der Insel entdeckt und zum Königreiche zurückgebracht. — Von den weiteren Erlebnissen der bösen Stiefmutter nach ihrem angeblichen Tode wird in diesem Märchen nichts erzählt. Es gehört dieser Zusatz auch gar nicht hierhin, sondern es ist dies ein Märchen für sich, das bei Árn. (II S. 440—2) noch einmal und zwar etwas ausführlicher unter dem Titel „Bángsímon“ erzählt wird.

Dieses echt isländische Märchen, in dem Riesen eine Hauptrolle spielen, kann ich in keiner der verglichenen Sammlungen nachweisen. Die Flucht aus der Höhle in der Schweinehaut erinnert an Odysseus und seine Gefährten bei Polyphem. Es fehlt hier freilich die vorhergehende Blendung des Riesen.

XXX. Die Königskinder im Baume.

Árn. II S. 326—32. Von Jón Sigurðsson auf Gautlönd niedergeschrieben.

Ein König hat zwei Kinder, Sigurður und Lineik. Nach dem Tode seiner Frau geht sein Minister auf die Brautschau und bringt von einer einsamen Insel eine schöne Frau, Blávör mit ihrer Tochter Laufey, heim. Bald nach der Heirat entdeckt der König die Bosheit der neuen Gattin. Wie er nun einstmals auf Reisen mufs, um von seinen Ländern die Steuern zu erheben, geht er vorher zu seinen Kindern, die in einem Hause für sich leben. Er teilt ihnen mit, dafs er fürchte, von dieser Reise nicht mehr heimzukommen. Wenn sie die Hoffnung auf seine Rückkehr verloren hätten, dann sollten Sigurður und Lineik aus dem Reiche in östlicher Richtung fortgehen, bis sie an einen hohen und steilen Felsen kämen. Ihn müfsten sie ersteigen und an der andern Seite wieder hinunter wandern zu dem Ende eines langen Fjords. Hier würden sie zwei innen hohle Bäume finden, einen grünen und einen roten. In diese sollten sie sich begeben und sie wieder schliefsen — dann könne kein Unheil sie treffen. — Die trübe Ahnung des Königs erfüllt sich, er ertrinkt mit all seinen Leuten gleich bei der Ausfahrt. In derselben Nacht träumt Sigurður, dafs sein Vater in nassen Kleidern zu ihm komme und schweigend die Krone zu seinen Füfsen niederlege. Gleich am andern Tage machen sich nun die Geschwister heimlich auf den Weg. Wie sie bis zum Felsen gekommen sind, sehen sie sich von der Stiefmutter verfolgt. Sie zünden nun den Wald an, der noch zwischen ihnen liegt, und entkommen in dieser Zeit über den Felsen. — — —

Der Sohn des Königs von Griechenland hatte so viel von der Schönheit und Tüchtigkeit der Königstochter Lineik gehört, dafs er um sie zu freien beschlofs. Wie er nun in dieser Absicht ins Königreich kommt, führt ihm die Königin Blávör ihre Tochter Laufey zu und behauptet, dies sei die Königstochter. Das Brautpaar segelt nun fort. Wie sie noch nicht weit vom Lande sind, überfällt sie dichter Nebel. Sie geraten in der Irre in einen Fjord hinein, an dessen Ende zwei schöne

Bäume stehen, ein grüner und ein roter. Dem Königssohne gefallen diese Bäume so gut, dafs er sie abhauen läfst und mitnimmt, daheim sogar ihnen in seiner Schlafkammer einen Platz anweist. Seine Braut hält sich hier auch den Tag hindurch auf, während sie nachts mit der Schwester des Prinzen im Frauenhause schläft. Der Bräutigam bringt nun der vermeintlichen Lineik blaue, rote und grüne Stoffe, die sie für ihn und für sich zu Brautkleidern verarbeiten soll. Sowie sie allein ist, fängt Laufey bitterlich an zu weinen. Denn sie hat bei Blávör, die sich als ihre Mutter ausgab, die sie aber in Wahrheit aus einem Königreiche gestohlen hatte, nie weibliche Arbeiten gelernt. Endlich jammert Sigurður in seinem Baume die Verzweiflung des Mädchens. Er sagt zu seiner Schwester:

„Lineik systir, Laufey grætur. Bættu um borða, Ef betur þér lætur.“	„Schwester Lineik, Laufey weint. Mache du die Stickereien, Wenn du es besser kannst.“

Darauf antwortet Lineik:

„Manstu ekki Fjallið háva, Brekkuna bröttu Og bálið undir?“	„Denkst du nicht An den hohen Felsen, Den steilen Abhang Und darunter die Lohe?“

Auf die Bitten des Bruders steigt aber schliefslich die Schwester doch aus dem Baume und näht die ersten Kleider. So wiederholt sich der Vorgang dreimal. Wie die Königstochter am letzten Festgewande arbeitet, kommt unerwartet der Prinz heim, ehe Lineik in den Baum zurückschlüpfen kann. Er hält sie fest, sie mufs erzählen, wie sich alles zugetragen hat, und dann heiraten die Geschwister Sohn und Tochter des Königs von Griechenland. Laufey wird ihr gezwungener Betrug vergeben, die böse Stiefmutter aber wird mit Krieg überzogen und getötet.

Das bei Árn. (II S. 332—34) folgende Märchen, das nach einer Erzählung aus der Dalasýsla niedergeschrieben wurde, ist eine Variante des vorhergehenden. Die beiden Königskinder heifsen hier Ásmundur und Signý. Der Vater hatte

seinem Sohne draufsen im Walde zwei Eichen geschenkt, und diese hatte er aushöhlen und als Zimmer einrichten lassen. Wie der Vater auf Seefahrt ist, stirbt die Mutter. Nach ihrem Tode verbergen sich die Geschwister mit Proviant in ihren Eichen. Ein Königssohn, namens Hringur, kommt in der Zwischenzeit als Freiwerber um Signý. Er trifft im Walde ein wunderschönes Mädchen, das sich für die Königstochter ausgibt. Ehe sie mit ihm fortsegelt, reifst sie die beiden Eichen aus, nimmt sie mit sich aufs Schiff und läfst sie im Lande des Bräutigams vor ihrem Frauenhause aufstellen.— Nachdem der Königssohn die Stoffe gebracht hat und fortgegangen ist, wird die Braut zur scheufslichen Riesin. Sie verzehrt mit ihrem Bruder Járnhaus eine grofse Kiste voll Menschenfleisch und benimmt sich über die ihr aufgetragene Arbeit so ungeberdig, dafs schliefslich Signý die Kleider näht, nur um das Treiben nicht länger ansehen zu müssen. Ásmundur läfst den Königssohn die Braut in ihrer wahren Gestalt schauen, und nun wird die Unholdin in ihrem Turm verbrannt.

Ähnlich wie in unserm Märchen die Geschwister in hohle Bäume steigen, um vor den Nachstellungen der Stiefmutter geschützt zu sein, flüchtet sich bei Strap. (1. Nacht 4. Fabel S. 58 ff.) Doralice in einen Schrank, um zur Ehe mit ihrem Vater nicht gezwungen zu werden. Dieser Schrank kommt nach England in den Besitz des jungen Königs, der ihn in seinem Schlafzimmer aufstellen läfst. Doralice, die während des Königs Abwesenheit ihren Schrank verläfst, um sein Zimmer hübsch aufzuräumen, oder auch um von den Speisen, die dem Herrscher gebracht wurden, etwas zu essen, wird eines Tages von ihm entdeckt und darauf geheiratet.

Eine Erzählung ziemlich gleichen Inhalts liefert auch Cosquin in 28 „Le taureau d'or“ I S. 271 ff.

In einem griechischen Märchen (Schmidt 12 „Der Drache“ S. 93 ff.) entkommt die Königstochter gleichfalls einem Drachen auf die Weise, dafs sie sich in einen Schrank einschliefsen läfst. Dieser Schrank kommt nun in den Besitz ihres Geliebten, der durch den Kufs der Mutter die Braut vergessen hatte. Nach einigen Tagen wird das Mädchen von ihm entdeckt und geheiratet.

Der Bruder der Riesin, der meist drei Köpfe hat und durch den Boden gewöhnlich ins Zimmer kommt, heifst in all den isländischen Märchen Járnhaus. Bemerkenswert ist, dafs schon in einer der Íslendingasögur (Flóamannasaga) ein Wikinger, namens Járnhaus, eine ähnliche Rolle spielt, wie später manche Riesen in den Märchen.

XXXI. Der Vater, der seine eigene Tochter verfolgt.

Árn. II S. 375—9. Nach dem Manuskripte von Þorvarður Ólafsson.

Ein Königssohn tötet seine Eltern und seine Schwester, um die Regierung an sich zu reifsen. Einige Jahre später heiratet er eine schöne Prinzessin, und sie bekommen nach einem Jahre eine Tochter, namens Ingibjörg. Wie diese erwachsen ist, liegt die Mutter auf dem Sterbebette. Sie ruft ihr Kind zu sich und sagt ihm, nach ihrem Tode würde der böse Vater bei ihr schlafen wollen und würde sie, um sie an der Flucht zu hindern, mit einem Bande binden. Sie solle nun sehen, ihre Hündin an das Band zu knüpfen, während sie selbst durch Flucht sich rette. Einen Gürtel solle sie dann umbinden, dann würde sie nie von Hunger gequält werden. — Die Voraussetzungen der Mutter bewahrheiten sich. Es gelingt Ingibjörg, im Dunkel der Nacht zu entkommen und bis zur See zu gelangen, wo Kauffahrer sie auf ihr Schiff aufnehmen. Sie kommt nun in ein fremdes Königreich und findet hier in einem kleinen Bauernhofe Unterkunft.

Der Bauer hatte für den jungen unverheirateten König alle Kleider anzufertigen. Seit Ingibjörg nun dort ist, wird alles so viel schöner genäht und prächtiger gestickt, dafs der König sich darüber verwundert und die Sache zu untersuchen beschliefst. Wie er nun zum Bauernhofe kommt, sieht er dort die schöne Königstochter und entbrennt in Liebe zu ihr. Er bietet ihr seine Hand an, und Ingibjörg ist gern mit der Heirat einverstanden. Nur läfst sie sich versprechen, niemals ohne ihr Wissen einen fremden Wintergast anzunehmen. Der König gelobt es auch. Als dann aber nach einigen Jahren ein ält-

licher Mann ihn um Aufnahme bittet und den König als Pantoffelhelden hinstellt, weil er um solche Kleinigkeit erst seine Frau fragen müsse, da schämt sich der König seines Versprechens und nimmt den Gast auch ohne Zustimmung der Königin auf. — Nach einiger Zeit erwartet die Königin ihre Niederkunft. Trotz der besten Ärzte kann sie ihr Kind nicht gebären, bis endlich der Wintergast seine Hilfe anbietet, freilich nur unter der Bedingung, dafs aufser ihm sonst niemand bei der Königin sein dürfe. Die Königin bringt nun einen schönen Knaben zur Welt. Diesen wirft der Wintergast zum Fenster hinaus und zeigt dem Könige einen jungen Hund, den seine Gattin geboren habe. Bei der zweiten und dritten Niederkunft geht alles auf die gleiche Weise. Durch die Reden des Gastes schliefslich aufgereizt, läfst der König seine Gattin in einen Holzblock sperren und drei Eisenreifen um diesen spannen. Dann wird der Block mit Honig bestrichen und in den tiefen Wald gebracht. Die wilden Tiere kommen nun und lecken so lange an dem Honig, bis ein Reifen nach dem andern abspringt. Von dem Lärm werden die Tiere aber so erschreckt, dafs sie davon laufen. Es öffnet sich endlich der Holzblock, und die arme Königin ist aus ihrer Haft erlöst. Lange Zeit wandert sie jetzt durch den Wald, bis sie an ein Hüttchen gelangt. Ermüdet setzt sie sich nieder. Eine ältere Frau kommt heraus, begrüfst sie und sagt zu ihr: „Dir geht es schlecht, Königstochter Ingibjörg.“ Darauf ladet sie die Ermüdete ins Haus ein und läfst sie die Nacht hindurch in einem Bette schlafen. Am andern Morgen erklärt sie, nichts weiter für sie tun zu können, aber sie dürfe sich irgend etwas aus dem Häuschen auswählen. In diesem Augenblick wälzt sich ein Wesen heran, das einem Rindsmagen ähnlich sieht und sagt zu ihr „wähle mich, wähle mich“. — Die Königin folgt dem Rat. Aber sowie sie die Wahl getroffen hat, ist Bett, Haus und Frau verschwunden, und sie ist allein mit dem wunderlichen Wesen im Walde. „Nun mufst du mir folgen, Königin“, sagt der Rindsmagen und wälzt sich lange, lange Zeit vor ihr her, bis sie an das Meer kommen. „Nun steige auf meinen Rücken“, sagt der Rindsmagen. Mit der Königin wälzt sich das Wesen übers Wasser weit fort auf eine Insel,

auf der das Vieh des Königs weidete. Hier gehen sie in ein hübsches Haus und wohnen dort. Nach einiger Zeit macht der Rindsmagen einen grofsen Scheiterhaufen, so dafs man das Feuer vom Lande aus sieht. Der Wintergast, der mittlerweile erster Minister geworden ist, macht den König darauf aufmerksam und meint, es seien Räuber zur Insel gekommen. Er will hinüber fahren, um sie zu vertreiben. Zweimal wird er jedoch bei diesem Versuche vom heftigen Sturm zurückgetrieben. Das dritte Mal, als der König sich ihm anschliefst, ist das Meer spiegelglatt, so dafs sie nach kurzer Zeit schon auf der Insel landen. Der Rindsmagen kommt ihnen zum Strande entgegen und ladet sie alle in sein Haus ein. Hier wird der König auf einen Goldstuhl gesetzt, sein erster Minister jedoch auf einen Eisenstuhl mit Eisenklammern, die sich fest um seine Brust schliefsen. Der Minister mufs nun seine Lebensgeschichte erzählen. Sowie er anfangen will zu lügen und seine Untaten zu verschweigen, drücken die Eisenklammern ihn fester und fester, und Eisenstacheln bohren sich in seine Brust. Endlich hat er alles gebeichtet, und nun öffnet sich unter ihm ein Stein, er fällt in einen Kessel voll siedendes Pech und verbrennt. Jetzt führt der Rindsmagen dem Könige die Gattin wieder zu und bringt nachher auch die drei Kinder herbei. Zum Lohne für seine Dienste bittet er sich dann aus, dafs der Bruder des Königs, Herrauður, ihn heirate. Nach langem Sträuben ist dieser dazu bereit. In der Hochzeitsnacht wird aus dem Rindsmagen eine schöne Königstochter, die einst von ihrer bösen Stiefmutter so verzaubert worden war.

In ganz ähnlicher Weise verläuft das Märchen von „Björn Bragðastakkur“ (Árn. II S. 407—13), das von Frau Hólmfriður Þorvaldsdóttir erzählt wird.

Björn Bragðastakkur ist kein König, sondern ein wilder Kampfgeselle, der tief im einsamen Walde wohnt. Er raubt eine Königstochter und zwingt sie zur Ehe. Wie die Frau stirbt, will auch er die Tochter, Helga genannt, heiraten. Sie entkommt ihm in der Nacht, indem sie ein Holzstück an ihrer Stelle an das Seil bindet und dieses bittet, für sie zu antworten. Helga hilft nun zuerst dem Koche eines Königs. Wie

sie wegen der besseren Speisezubereitung fürchtet, vom Könige entdeckt zu werden, geht sie zum Schneider, und hier sieht sie der König und heiratet sie. Sie gebiert Zwillinge. Ihr eigener Vater, der auch hier wider das Versprechen Wintergast des Königs ist, sticht die Hebamme mit dem Schlafdorn und legt der Königin Schweigegold unter die Zungenwurzel. Dann schneidet er den Zwillingen den Hals ab und gibt das blutige Messer der Königin in die Hand. Der König wird nun von ihm geweckt und ins Zimmer seiner Gemahlin geführt. Er ist von dem Anblicke so entsetzt, dafs er einwilligt, die Königin töten zu lassen. Acht Knechte sollen sie draufsen im Walde verbrennen. Wie sie schon auf dem Scheiterhaufen sitzt, kommt eine Frau (Einfætla) mit nur einem Beine herbei. Einen Eisenkorb trägt sie auf ihrem Kopfe. Sie setzt ihn nieder, nimmt die Königin vom Scheiterhaufen hinunter und wirft an ihrer Stelle die Knechte ins Feuer. Darauf trägt sie die Königin im Korbe auf dem Kopfe zu einer Insel. Dort gibt sie der Mutter ihre beiden Söhnchen unversehrt zurück und sagt, sie habe sie vorher mit zwei jungen Hunden vertauscht, ehe Björn Bragðastakkur ihnen hätte den Hals abschneiden können. Fünfzehn Jahre lebt nun die Königin hier auf der Insel, bis endlich auf eine ähnliche Weise (hier hebt sich nur jedesmal, wenn er lügen will, der Stuhl in die Höhe) Björn Bragðastakkur seine Untaten gesteht und seinen Lohn empfängt. Einfætla bittet sich einen der Söhne des Königspaares aus, und in der folgenden Nacht wird dann auch sie, die eine schöne Prinzessin war, aus der Verzauberung erlöst.

Von dem Vater, der seine Tochter zur Ehe begehrt, und der sie dann nachher, nachdem sie sich mit einem anderen Könige verheiratet hat, verfolgt, weifs schon eine alte germanische Sage zu erzählen. In den „Vitae Offae“ (ich zitiere hier nach Müllenh. S. 5 ff., da mir die Originalquelle nicht vorlag) wird berichtet, dafs der König Offa einst auf der Jagd ein wunderschönes weinendes Mädchen fand. Diese erzählt ihm, ihr Vater habe sie heiraten wollen. Weil sie aber nicht eingewilligt habe, sei den Dienern befohlen worden, sie draufsen im Walde zu töten. Das Leben hätten ihr die Diener aus Mitleid zwar geschenkt, aber jeder Hilfe bar, hätten sie sie in

dem Walde zurückgelassen. König Offa nimmt nun die Jungfrau heim und vermählt sich mit ihr. Nach einigen Jahren, als ihre Ehe schon mit Kindern gesegnet war, mufs er ins Feld ziehen. Aus dem Heerlager sendet er einst einen Boten mit geheimen Aufträgen in die Heimat. Dieser übernachtet nun zufällig beim bösen Vater der Königin, der unbemerkt für den Brief des Königs ein Schreiben mit anderem Inhalt unterschiebt. Die Fürsten, die das Reich Offas verwalten, lesen nun mit Schrecken, dafs die Königin, samt ihren Kindern, verstümmelt und getötet werden solle. Knechte werden mit diesem Auftrage in den Wald geschickt. Die Kinder zerstückeln sie auch, die Königin lassen sie jedoch leben. Ein alter Mann kommt zu der Trostlosen. Er belebt die Kinder und führt sie samt der Mutter zu sich in seine Höhle. Nach seiner Rückkehr ist König Offa über das Geschehene untröstlich. Einst sitzt er, statt zu jagen, zufällig vor der Hütte des Alten und beklagt sein Unglück, da tritt dieser hervor und führt Gattin und Kinder ihm wieder zu. —

Das gleiche Thema behandelt auch Strap. in einem Märchen (1. Nacht 4. Fabel I S. 58 ff.): Ein Fürst will seine Tochter heiraten. Auf den Rat ihrer Amme versteckt diese sich in einen Schrank, der dann aus dem Schlosse verkauft wird und schliefslich in den Besitz des Königs von England gerät, der sie dann heiratet. Dort wird sie nun vom Vater entdeckt. Er verkleidet sich als Astrologe und kommt an den Hof. Hier tötet er seine beiden Enkelkinder und weifs durch ein blutiges Messer, das er bei der Königin versteckt, den Verdacht auf seine Tochter zu lenken. Diese soll nun eines langsamen Todes sterben. Ihre alte Amme erfährt von ihrem Unglück, kommt herbei und deckt die Schandtaten des Vaters auf.

Bei Gonz (25 „Von dem Kinde der Mutter Gottes“ I S. 153 ff.) ist an die Stelle des Vaters der Pflegevater der Jungfrau, ein Geistlicher, getreten. Auch dieser tötet später die Kinder der Königin und lenkt dann den Verdacht auf die Mutter. Die Jungfrau Maria belebt die Kinder wieder und errichtet mit der Königin ein Wirtshaus. Dorthin kommt einst der König mit dem Geistlichen, dessen Schandtaten werden entdeckt, und die Gatten werden vereinigt. — — — —

Der Gürtel, der vor dem Hunger schützt, wird schon in dem Märchen „von der rechten Braut“ und „von den Königskindern im Baume“ erwähnt.

Das Aufhalten der Geburt, das natürlich durch Zauberei bewirkt wurde, findet sich auch in einigen sizilianischen Märchen (Gonz. Nr. 12, 15 u. 54). In all diesen Fällen wird es dadurch bewirkt, dafs die betreffende Person (im Sizilianischen die Mutter oder Schwiegermutter) die Hände zwischen die Kniee steckt und erklärt, die junge Frau könne nicht eher ein Kind zur Welt bringen, bis sie die Hände aus dieser Lage genommen habe. Köhler bemerkt (Gonz. II S. 210 ff.), dafs es schon ein alter griechischer Aberglaube gewesen sei, durch Falten der Hände eine Entbindung aufhalten zu können. Er erinnert hier an die Geburt des Herakles.

Die List mit dem antwortenden Holzstück wird in der gleichen Situation von der Heldin in dem Märchen „Die Bauerntochter Helga“ angewendet. Auch bei Grundtv. (Nr. 5 S. 51 ff.) antworten statt des entflohenen Brautpaares zwei Holzstücke, bei Grimm (Nr. 56 S. 211 ff.) und bei Gonzenbach (Nr. 14 S. 85 ff.) antwortet Speichel. Im gälischen Märchen von Campbell sind es Äpfelstücke, die die Antwort übernehmen (Köhler Kl. Schr. S. 163, 171).

Wie in der ersten isländischen Fassung die Tochter die Schnur, an der der Vater sie hält, um eine Hündin bindet, so bindet bei Schott (Nr. 3 S. 96 ff.) die Tochter das Seil an einen Ziegenbock. Dieses Motiv ist persifliert in dem færöischen Märchen von dem Dummkopf, der heiraten will (Fær. 30 „Bittlingurin“ S. 353 ff.).

XXXII. Die vergessene Braut.

Árn. II S. 379—83. Nach einer Erzählung aus der Dalasýsla.

Einem Königspaar, das draufsen im Garten sich befindet, wird der einzige Sohn, Græðari, von einem Drachen mitsamt seiner Wiege gestohlen. Dieser gleiche Drache fliegt mit seiner Beute in ein anderes Königreich und will auch dort dem

Königspaare, das gleichfalls mit seinem Kinde im Garten ist, das Töchterchen Geirlaug wegnehmen. Doch der Vater schlägt dem Drachen mit dem Schwerte so wuchtig ins Auge, dafs er davonfliegt und auch seine erste Beute noch fallen läfst. Auf dem Wickelbande des fremden Knaben, das über der Wiege gebunden ist, stehen mit Goldbuchstaben die Worte „Græðari, der Sohn des Königs Græðari“. Über seine Herkunft ist aber sonst nichts zu ermitteln. So wird er vom Königspaar an Kindesstatt angenommen und mit Geirlaug zusammen erzogen. — Nun stirbt die Königin. Nach einer Weile heiratet der König wieder und zwar eine Unholdin. Wie er einst auf Schatzreisen ist, sucht die Königin die Kinder in ihrem Turme auf. Doch sie sind verschwunden. Nun sagt sie dreifsig Knechten, dafs sie einen schlechten Traum geträumt habe, der Unfriede bedeute. Sie sollten hinausgehen und alle Tiere töten. Sie finden aufser zwei wunderschönen Füllen jedoch keine andern Tiere, und da sie diese für würdig halten, einst die Reitpferde des Königspaares zu werden, verschonen sie sie. Am Abend läfst die Königin diese Leute zu einem Trinkgelage zusammen kommen. Hier gibt sie ihnen einen Trank, nach dessen Genufs sie alles sagen mufsten, was geschehen war. Wie die Königin von den Füllen hört, wird sie so wütend, dafs sie alle dreifsig tötet. Nach einer Woche kommt der König heim. Auch ihm erzählt die Gattin von ihrem Traume und bittet ihn, dafs er am andern Tage mit dreifsig Leuten ausziehe, um alles Lebende ringsum zu töten. Geirlaug, die von allen Unternehmungen der Stiefmutter unterrichtet ist, verwandelt sich und ihren Pflegebruder in zwei Singvögel. Sie singen nun so schön, dafs der König den ganzen Tag ihnen zuhorcht, die dreifsig Knechte aber vergeblich den Wald nach etwas Lebendem durchstöbern. Der König will von dem Morde der beiden Vögelchen nichts wissen, und so kehrt auch er unverrichteter Dinge heim. Am Abend erfährt die Königin durch ihren Trank wieder alles, was sich zugetragen hat. Darauf tötet sie ihren Mann und seine dreifsig Knechte und macht sich dann selber auf, um die Kinder zu vernichten. Geirlaug verwandelt sich nun in einen Wal und ihren Pflegebruder in eine der Flossen des Wales. Die Stiefmutter greift sie in der Gestalt eines grofsen Fisches an. Aber

Geirlaug kämpft sehr tapfer, bis sie endlich die Stiefmutter überwunden hat und tötet. Doch sie ist vom Kampfe dann so ermüdet, dafs sie sich nicht mehr zu rühren vermag und drei Tage wie tot daliegt. Wie sie sich erholt hat, wünscht sie sich, dafs sie mit Græðari an die Umzäunung gekommen sei, die das Königsschlofs von Græðaris Vater umschliefst. Kaum gesagt, sind sie auch schon dort. Græðari soll auf den Rat seiner Pflegeschwester sein Wickelband umbinden und dann in den Königspalast gehen. Aber er dürfe unter keiner Bedingung, so sehr es ihn auch dürste, irgend etwas trinken, ehe er mit seinem Vater gesprochen habe. Darauf trennen sich die beiden unter heifsen Liebesversicherungen. Wie Græðari seines Weges zieht, quält ihn furchtbarer Durst. Er sieht auf einem Silberfasse einen mit Wasser gefüllten Goldbecher stehen, und seines Versprechens uneingedenk trinkt er aus ihm. Im gleichen Augenblicke hat er Geirlaug und seine ganze Vergangenheit vergessen. — Im Schlosse erkennt man in ihm den einst geraubten Königssohn, und nun lebt er bei den Eltern in Freuden und Herrlichkeit. — — — — Wie nach drei Stunden ihr Pflegebruder nicht zu ihr zurückkehrt, ersieht Geirlaug daraus, dafs er ihr Gebot übertreten und sie vergessen hat. Sie geht nun zu einem reichen Bauern, der mit seinen beiden Töchtern in der Nähe des Schlosses wohnt, und bittet hier unter dem Namen Lauphöfða um Aufnahme. Bald verbreitet sich im Königreiche die Nachricht, dafs eine unbekannte Frau zu dem Bauern gekommen sei. Diese habe die Töchter des Bauern in kurzer Zeit so trefflich unterrichtet, dafs man weit und breit ihresgleichen nicht finden könne. Græðari hört auch dieses Gerücht. Er fafst mit seinen beiden besten Freunden, die ihm überallhin folgen, den Plan, an drei Abenden hintereinander die beiden Bauerntöchter und Lauphöfða aufzusuchen. Die Freunde sollen zu den Bauernmädchen gehen, während er für sich die fremde Frau wählt. Geirlaug weifs diesen Plan schon im voraus und gibt dementsprechend den Bauerntöchtern ihre Weisungen. Wie der erste Gast kommt und die Nacht mit einem der Mädchen verbringen will, hat dieses nichts dagegen. Schon liegt er im Bette, da fällt ihr auf einmal beim Auskleiden ein, dafs sie vergessen habe, das Kalb der Laup-

höfða festzubinden. Der Gast bietet sich an, das für sie zu tun. Leicht bekleidet geht er hinaus. Aber sowie er das Kalb anfaſst, kann er sich von ihm nicht mehr lösen und wird nun die ganze Nacht von dem Tiere herumgejagt, so daſs er am Morgen halbtot vor Müdigkeit und Kälte heimkehrt. Von diesem Erlebnis sagt er seinen Freunden nichts, und so ergeht es diesen nicht besser. — — — — Nach einiger Zeit soll Græðari auf den Rat seines Vaters um die Tochter eines benachbarten Königs freien. Wie er mit der Braut landet, soll das junge Paar mit dem Wagen zum Schlosse gefahren werden. Doch die Pferde sind nicht von der Stelle zu bringen. Auf den Vorschlag seiner beiden Freunde läſst Græðari die Lauphöfða um ihren jungen Stier als Vorspann bitten. Diese will ihn auch leihen, wenn sie dafür am Hochzeitstage auf einer Bank hinter dem Brautpaare sitzen dürfe. Sowie nun der Stier vor den Wagen gespannt wird, läuft er so schnell, daſs das Gefährt fast zu zerbrechen droht, und die Braut für ihr Leben fürchtet. — — — Am Hochzeitstage erscheint Geirlaug mit den Bauerntöchtern und setzt sich hinter das Brautpaar. Sie hat über ein prächtiges rotes Seidenkleid ein Gewand von Birkenrinde gezogen, und einen Korb trägt sie am Arme. Wie die Fröhlichkeit am höchsten ist, nimmt sie aus ihm einen Hahn und eine Henne. Der Hahn reiſst der Henne alle Federn aus, bis nur der rechte Flügel übrig ist. Da sagt die Henne zu ihm mit lauter Stimme: „Willst du auch mit mir so verfahren, wie Græðari, der Sohn des Græðari, mit der Königstochter Geirlaug verfuhr?“ Wie der Königssohn das hört, wird er traurig, denn nun kehrt ihm die Erinnerung an seine Pflegeschwester und Braut zurück. Geirlaug reicht ihm als Erkennungszeichen einen Ring, dann wirft sie ihr Rindengewand ab und steht im Festkleide vor ihm. Græðari und Geirlaug heiraten einander, und die beiden Freunde die beiden Bauerntöchter. Die Tochter des Nachbarkönigs erhält aber zur Entschädigung ein halbes Königreich.

Eine Variante dieses Märchens findet sich bei Árn. (II S. 417—20) nach einer Handschrift des Pastors Jón Þórðarson, unter dem Titel „Das Märchen von dem Königssohne Jónides und der Königstochter Hildur.“ Auch hier wird der Königs-

sohn von einem Drachen geraubt und gelangt zu einem anderen Königspaare, das ihn mit seiner Tochter Hildur aufzieht. Die Verfolgerin der Pflegegeschwister ist hier die Grofsmutter der Königstochter, von der diese auch all ihre Zauberkünste gelernt hat. Zuerst will sie Jónides vergiften, doch Hildur warnt ihren Pflegebruder vor der Speise. Dann will sie die beiden im Bette ermorden. Hildur legt zwei Holzblöcke in die Betten. Wie die Alte in diese hineinhaut, bleibt das Messer drin stecken, und sie hängt bis zum andern Morgen ihrerseits fest am Messer. Doch Hildur sieht ein, dafs sie im Schlosse des Vaters nicht mehr sicher sind. Sie entflieht nun mit Jónides. Am ersten Tage werden sie zwei Forellen, die die Grofsmutter, die sie verfolgt, vergeblich zu fangen sucht. Am anderen Tage werden sie zwei Hunde und entkommen auf diese Weise den nach ihnen ausgesandten Knechten. — — — Um für immer der Grofsmutter zu entfliehen, setzt sich Hildur mit Jónides auf ein grünes Tuch. Sie fahren lange Zeit durch die Luft, bis sie in einem schönen Königreiche sich niederlassen. Jónides soll hier ins Schlofs gehen, seine Mutter begrüfsen und sich als Herrscher anerkennen lassen. Denn er sei der Sohn des verstorbenen Königs und sei in frühester Kindheit von einem Drachen geraubt worden. Damit er sie nicht vergesse, beschmiert sie ihn vor dem Abschiede mit einer Salbe. Wie Jónides halbwegs ist, kommt eine Hündin und leckt die Salbe von ihm ab — hierdurch geht ihm die Erinnerung an seine Braut und Pflegeschwester völlig verloren. — — Er heiratet dann ein schönes Mädchen, das kurze Zeit nachher zum Schlosse kommt. — — Hildur findet Aufnahme in der Hütte armer Bauersleute. Wie eines Abends der Knecht des Schweinehirten dort um Nachtherberge bittet, sagt ihm der Alte, er könne sie bekommen, wenn er mit seiner Tochter im gleichen Bette schlafen wolle. Der Bursche ist damit sehr zufrieden. Ehe jedoch Hildur sich schlafen legt, fällt ihr ein, dafs das Feuer noch unversorgt ist. Der schon entkleidete Knecht will diese Arbeit für sie tun und bleibt bis zum anderen Morgen am Herdsteine haften. Nicht besser ergeht es dem Schweinehirten, dem der Knecht nur erzählt hatte, dafs er die Nacht im Bette der schönen Bauerntochter zugebracht

habe. Er mufs nun die Nacht hindurch an der Hüttentür festhängen. — — — Der junge König Jónides, der sich auf der Jagd verirrt hat und nun zur Bauernhütte gelangt ist, bekommt zum Nachtquartier gleichfalls das Bett der Bauerntochter angeboten. Er will für sie noch die Kälber hereinlassen und mufs nun an dem Schwanze des einen die ganze Nacht zubringen. Am Morgen erlöst ihn Hildur. Sie bestreicht ihn noch einmal mit der Salbe, und nun kommt ihm die Erinnerung an alles zurück. Das fremde schöne Mädchen, das er geheiratet hat, ist die böse Grofsmutter, die ihn auf diesem Wege umbringen will. Heimgekehrt läfst er sie sogleich töten, und dann heiratet er seine Pflegeschwester Hildur.

Zwei andere Varianten, die unter einander wieder sehr viele gemeinsame Züge haben, sind weiter noch im Isländischen von diesem Märchen erhalten. Die eine steht in der Volkssagensammlung von Ólafur Davidsson, der sie von seinem Bruder Guðmundur erzählt bekommen hat (S. 139—51), und die andere findet sich in einem Manuskripte der Landesbibliothek (Lbs. 425 8vo). In beiden Märchen ist die Heldin — bei Dav. Vísijómfrú, im Ms. Svanslaug genannt — angeblich die Tochter der bösen Stiefmutter, in Wirklichkeit aber eine gestohlene Königstochter, bezw. Grafentochter. Während Svanslaug gerade so wie in den vorhergehenden Märchen Geirlaug und Hildur von vornherein über alle Verfolgungspläne unterrichtet ist, macht sich Vísijómfrú jedesmal zur Fliege und hört so zu, welche Pläne die böse Königin mit ihrer Mutter gegen den jungen Prinzen (bei Dav. Arnodius, im Ms. Agnedius) schmiedet. In beiden Märchen soll er für die Königin an einer Quelle Wasser holen. Vísijómfrú gibt ihm einen Runenstab, den er in die Quelle werfen und dabei sagen soll, dafs sie ihn verschonen möge. Svanslaug läuft ihrem Pflegebruder nach und rät ihm, zuerst einen Stein ins Wasser zu werfen und dabei den Drachen, der den Quell bewacht, in ihrem Namen um Schonung zu bitten. — — — Wie der Königssohn im Auftrage der Stiefmutter die Pferde des Königs füttern soll, gibt ihm Vísijómfrú ein Pulver. Das soll er in seine drei letzten Fufsstapfen streuen, ehe er in den Pferdestall geht und dann

ferner mit ihm die Pferde besprengen. Dann würde ihm kein Leid geschehen. — Im Märchenmanuskripte wird hierfür erzählt, dafs Agnedius ausgeschickt wird, um von der Schwester der Königin, einer furchtbaren Riesin, eine Hündin wieder zu fordern. Auf den Rat der Svanslaug ordnet und reinigt der Prinz zuerst die Höhle. Als die Unholdin kommt, fragt sie ihn, ob er lieber satt oder hungrig sterben wolle. Agnedius wählt das erstere. Nach der Mahlzeit gibt er der Riesin einen Ring, den Svanslaug ihr schickt, und darüber wird diese so erfreut, dafs sie ihn am Leben läfst und ihm am andern Morgen auch die Hündin mitgibt. Nach seiner glücklichen Rückkehr entfliehen Svanslaug und Agnedius miteinander. Bei Ólafur Davidsson wird jedoch erzählt, dafs die böse Stiefmutter noch zwei andere Versuche gemacht hat, den Königssohn zu töten. Wie dem Jónides des Árnasonschen Märchens, wird ihm auch hier eine vergiftete Speise vorgesetzt. Er darf nach dem Rate seiner Pflegeschwester nur essen, wenn auch sie ifst und mufs mit ihr zugleich aufhören. — Nun will die Königin sie nachts im Schlafe ermorden. Auch Vísijómfrú legt zwei Holzklötze ins Bett. Wie die Königin und ihre Mutter mit scharfen Schwertern auf das Holz loshauen und nun ihren Irrtum bemerken, wünscht Vísijómfrú, dafs die Grofsmutter sofort tot niederfallen, die Mutter hingegen den Schenkel brechen soll. Danach entfliehen die beiden Pflegegeschwister aus dem Schlosse. Bei Dav. werden sie vor den Verfolgern der Stiefmutter zuerst zu zwei Steinen, dann zu zwei Eichen, hierauf zu zwei Riesen in ihrer Höhle und schliefslich, als die Königin selbst kommt, zu zwei Forellen. Wie die Unholdin den beiden nichts anhaben kann, wünscht sie ihnen, dafs sie einander völlig vergessen sollen, sowie sie wieder Menschengestalt angenommen haben werden. Nicht eher solle ihnen die Erinnerung zurückkommen, bis ihnen die Vögel des Himmels wieder voneinander erzählen. Trotzdem kann aber Arnódius seine Vísijómfrú nicht vergessen. Da kommt eine schwarze Hündin zu ihm, springt schmeichelnd an ihm in die Höhe, und erst jetzt schwindet ihm die Erinnerung an die Vergangenheit. — — — In dem noch ungedruckten Märchen werden die beiden zu einem Pfarrer und seinem Mefsner, die in einer Kirche predigen

und singen. Nun kommt aber die Königin selber. Da verwandelt Svanslaug sich und Agnedius in zwei Schwäne. Sowie sie die Stiefmutter herannahen sehen, verkriechen sie sich unter einen Stein, so dafs die Unholdin nichts ausrichten kann. Neugierig steckt Agnedius gegen das Verbot seiner Pflegeschwester den Kopf aus dem Verstecke heraus, und sofort legt die Stiefmutter den Fluch auf ihn, dafs er Svanslaug gänzlich vergessen solle. Dann geht sie fort, doch ein Schwan eilt ihr schnell nach und beifst ihr die Nase ab. Mittlerweile fliegt Agnedius fort, nimmt wieder Menschengestalt an und kommt (ebenso wie bei Dav. Arnódius) zu einem kinderlosen König. Nach dem Tode des letzteren wird er König und will nun eine schöne Jungfrau heiraten, die er von einer Reise mitgebracht hat. Svanslaug, die für eine Bauerntochter gilt, soll die Hochzeitskleider machen. Da diese zur bestimmten Zeit nicht fertig sind, kommen zuerst an zwei Abenden die beiden Minister und schliefslich der junge König selbst, um sie zu holen. Alle drei werden von dem Mädchen, bei dem sie die Nacht schlafen wollen, an den Herdstein, an das Kalb und an die Hüttentüre festgebannt. — Das gleiche Schicksal haben bei Dav. der Minister, der König und Arnódius, der bei dem kinderlosen Könige erster Minister geworden war und dessen Schwester heiraten sollte. Wie er am Hochzeitstage zur Kirche geht, kommen zwei Vögel geflogen, setzen sich auf seine Schultern und sagen: „Heirate du lieber die Vísijómfrú.“ Nun kehrt ihm die Erinnerung zurück, und er heiratet seine Pflegeschwester, die dann zu allem Glück auch noch die in der Kindheit gestohlene Tochter des Königs ist. — — — — Im Märchenmanuskripte darf die Bauerntochter zum Lohne für die Verfertigung der Hochzeitskleider das Brautpaar beim Festmahle bedienen. Sie hat dabei zwei weifse Habichte auf der Schulter. Die Braut ist empört, dafs eine solche Dirne an ihrem Tische sei. Svanslaug schenkt während dieser Äufserung dem Könige einen Becher voll Wein ein und wirft der Braut einen Handschuh ins Gesicht. Darauf wird diese zur naslosen, bösen Stiefmutter, die sofort getötet wird. Agnedius aber heiratet seine Pflegeschwester. —

Dieses Märchen ist neben dem Märchen „von dem zum Hunde verwandelten Königssohne“ (Amor und Psyche) wohl am meisten in allen Märchensammlungen vertreten. Bei Asbj. (46 „Mestermø“ S. 230 ff.) dient ein Königssohn einem Riesen und vermag drei Arbeiten mit Hilfe eines Mädchens, das der Riese versteckt hält, zu vollbringen. Dann fliehen die beiden. Dem schlaftrunkenen Riesen geben drei Blutstropfen Antwort. Wie er sie verfolgt, werfen sie einen Salzstein und einige Tropfen Wasser aus, die zum Felsen und zum Meere werden. Der Königssohn vergifst die seiner wartende Mestermø, weil er daheim einen Bifs in einen Apfel getan hat. Um das Mädchen, das sich am Walde in einer Hütte niedergelassen hat, freien Schulze, Schreiber und Vogt. Sie müssen die Nacht hindurch am Feuer, an der Türe und am Kalbe hängen bleiben. Wie der Königssohn mit der Hexenbraut zur Kirche fahren will, geht der Wagen nicht vorwärts, so dafs schliefslich das Kalb vorgespannt werden mufs. Mestermø bringt zur Hochzeitstafel einen goldenen Hahn und ein goldenes Huhn, die sich um einen Goldapfel zanken. — — In einer Variante, die Asbj. zu „Mestermø“ S. 475 ff. mitteilt, wird ein armer Knabe, der im Walde gefunden wurde, mit einem vornehmen Mädchen auferzogen. Die Mutter desselben will ihn töten, darum entfliehen die beiden. Sie verwandeln sich vor den Verfolgern in einen Mann und eine Kuh, Kirche und Küster, Wasser und Ente. — — Auch hier kommt der Geliebte als letzter Freier zu dem fremden schönen Mädchen. Er mufs die ganze Nacht hinter dem Kalbe herlaufen. Bei der Hochzeitstafel hat die Fremde zwei Tauben, die einander das Essen streitig machen. —

Im Dänischen findet sich das Märchen bei Grundtv. in (7) „Vildering Kongesøn og Miseri Mø“ (II S. 77 ff.). Ein Königssohn erhält durch eine gestohlene Königstochter Hilfe bei den Arbeiten, die ein Zauberer ihm auferlegt. Vor den Verfolgern verwandeln sich die beiden zu Rosenstock und Rose, Kirche und Pfarrer und Ente und Entrich. Durch den Kufs eines Hundes vergifst der Königssohn die Braut. Zu Miseri Mø kommen der Kutscher, Kammerdiener und Stallmeister, die in der Nacht dann am Ofenstocher, an dem Tür-

riegel und am Kalbe hängen bleiben. Den Hochzeitswagen mufs das graue Kalb zur Kirche ziehen. Miseri Mø kommt an die Brauttafel mit zwei Tauben, die sich zanken. — —

Goldmariken hilft bei Müllenhoff (VI S. 395 ff.) gleichfalls dem Goldfeder, die ihm aufgetragenen Arbeiten zu verrichten. Vor der Flucht wird die Kammertüre zweimal angespuckt, damit sie antwortet. Auf der Flucht werden die beiden zum Rosenbusch und zur verdorrten Rose, Kirche und Prediger, Teich und Ente. Durch einen Kufs kommt das Vergessen der Braut. Die drei Bewerber, die sich von Goldmariken Kragen nähen lassen, werden von ihr in der Nacht an das Schlofs der Haustüre, an den Ring der Gartentüre und an das Seil des Kalbes gebannt. Der Wagen des Bräutigams bleibt stecken, bis das Kalb vorgespannt wird. Goldmariken kommt dann mit zwei Tauben zur Hochzeit. — —

Bei Grimm finden sich einige Motive in den Märchen „De beiden Künigeskinner“ (113, II S. 102 ff.), „Der Trommler“ (193, II S. 314 ff.), „Der liebste Roland“ (56, I S. 211 ff.) und „Fundevogel“ (51, I S. 189 ff.). Von Arbeiten, bei denen ein Mädchen dem Burschen hilft, ist in Nr. 113 und 193 die Rede. Die Verwandlungen auf der Flucht finden sich in Nr. 113: Dornbusch und Rose, Kirche und Pastor, Teich und Fisch, Nr. 51: Rosenstock und Röschen, Kirche und Krone, Teich und Ente, und Nr. 56: See und Ente, Geigenspieler und Blume in Dornenhecken. Das Vergessen durch den Kufs wird in Nr. 113 und 193 erzählt. Der Schlufs ist dann in all diesen Märchen abweichend von der sonst üblichen Fassung. — — —

Von dem helfenden Mädchen bei dem Riesen (hier die eigene Tochter des Riesen) und der gemeinsamen Flucht erzählt auch das englische Märchen „Nix, Nought, Nothing“ (Jac. I S. 33 ff.), ebenso auch das keltische Märchen „The battle of the birds“ (Jac. II S. 206 ff.). Das letztere erwähnt dann auch das Vergessen der Braut durch den Kufs und die Wiedererweckung des Gedächtnisses durch das Gespräch zweier Tauben. — — — —

Bei Bas. (2. Tag 7. Märchen S. 219 ff.) hilft gleichfalls die Tochter einer Hexe einem Prinzen die ihm von der Alten auferlegten Arbeiten auszuführen. Die beiden entfliehen, jedoch durch den ersten Kufs vergifst bei der Heimkehr der Prinz seine Retterin.

Eine Taube, die bei der Hochzeit des Prinzen einer Pastete entfliegt, erinnert ihn wieder an die vergessene Braut. Das Motiv von den geprellten Freiern, das in diesem Märchen sich nicht findet, bringt Bas. in einer anderen Erzählung (3. Tag 9. Märchen I S. 366ff.). Drei Höflinge wollen hier nacheinander die Nacht bei einer verkleideten Prinzessin zubringen. Der eine mufs sich die ganze Nacht hindurch bemühen, die Türe zuzumachen, der zweite, das Licht auszublasen und der dritte, ihr die Haare zu kämmen.

In den sizilianischen Märchen sind mehrere Erzählungen, die (allerdings mit Auslassung des einen oder anderen Motivs) dieses Thema behandeln. Hierhin gehören Nr. 13 „Die Schöne mit den sieben Schleiern" (I S. 73 ff.), Nr. 14 „Von der schönen Nzentola" (I S. 85 ff.), Nr. 54 „Von Autumunti und Paccaredda (S. 344 ff.) und Nr. 55 „Von Feledico und Epomata" (S. 350 ff.). Das erste Märchen hat nur das Motiv des Vergessens durch den Kufs, das zweite erzählt von den Verwandlungen auf der Flucht in Kirche und Sakristan, Garten und Gärtner, Rosenstrauch und Rose, und Brunnen und Aal. Dann folgt das Vergessen durch den Kufs und die Wiedererweckung der Erinnerung durch zwei Tauben, die sich miteinander unterhalten. Paccaredda hilft dem Autumunti bei den Arbeiten, die er für die Menschenfresser ausführen mufs. Auf der Flucht verwandeln sie sich in Garten und Gärtner, Kirche und Sakristan und Strom und Fisch. Der Königssohn vergifst durch den Kufs seine Braut, bis diese ihm durch zwei Tauben ihre gemeinsamen Erlebnisse ins Gedächtnis zurückruft. Feledico und Epomata werden vor der verfolgenden Mutter zu Garten und Gärtner, Kirche und Sakristan und Teich und Aal. Die durch den Kufs vergessene Braut bestellt drei Nächte nacheinander drei Liebhaber zu sich. Der erste ist die Nacht hindurch an einen Stuhl gebannt, der zweite ans Licht und der dritte ans Fenster. Zwei Puppen, ein Knabe und ein Mädchen, werden vor Feledico gebracht. Das Mädchen fragt nach und nach den Knaben nach allen Schicksalen, die Feledico und Epomata gemeinsam durchlebten. Da er nichts mehr von allem weifs, bekommt er jedesmal eine Ohrfeige, die Feledico aber ebenso gut verspürt. Endlich kommt diesem dann die Erinnerung zurück. — — —

Ein griechisches Märchen (Hahn 54) „Der Jüngling, der Teufel und seine Tochter“ (I S. 295ff.) erzählt von der Hilfe, die die Tochter des Teufels einem Jünglinge bei seinen Arbeiten zu teil werden läſst und von dem Kusse nach der Heimkehr, durch den die Braut vergessen wird. — —

In den lothringischen Märchen findet sich diese Erzählung nur lückenhaft, einzelne Züge sind fast verwischt. Die Tochter des Menschenfressers hilft in „L'oiseau vert“ (Cosquin 9, I S. 103ff.) dem Jünglinge. Dann flieht sie mit ihm und verwandelt ihn und sich auf der Flucht in Birnbaum und Gärtnersfrau, Einsiedelei und Einsiedler, und Fluſs und Karpfen. Dann heiraten nach der Heimkehr die beiden einander. Die Tochter des Teufels (Cosquin 32 „Chatte blanche“ II S. 9ff.) hilft bei den Arbeiten und entflieht dann mit dem Geliebten. Den verfolgenden Teufel narrt ein Steinklopfer und ein Arbeiter, von denen aber nicht gesagt wird, weshalb sie das tun. Chatte blanche umarmt vor der Heimkehr ihren Bräutigam, damit er schön werde. Er läſst sich gegen das Verbot daheim umarmen und wird wieder häſslich. Drei reiche Herren bewerben sich um Chatte blanche, von der sie nicht wissen, daſs sie schon verheiratet ist. Sie läſst sich von den Liebhabern viel Geld zahlen und dann durch ihren Mann die geprellten Freier gründlich verhauen. — —

In dem wälschtiroler Märchen sind in den „drei Tauben“ (27, S. 71ff.) fast alle Züge noch treu bewahrt. Das Mädchen hilft dem Geliebten zur Lösung der Aufgaben, auf der Flucht werden sie zum Garten und Gärtner, See und Fischer, Kirche und Geistlichen. Der Jüngling vergiſst durch den Kuſs die Braut. Er kommt, ohne daſs er sie erkennt, dreimal zu ihr in ihren Palast. Zuerst kann er ein Wasserglas nicht füllen, dann eine Tür und das letzte Mal ein Fenster nicht schlieſsen. Endlich kommt ihm die Erinnerung zurück. — — — —

Einige Motive dieses Märchens sind auch in andere Erzählungen übergegangen. Die Hilfe der Jungfrau und die Verwandlungen auf der Flucht (Bach und Fisch, Rosenstrauch und Rose, und Luft und Mücke) finden sich bei Kreutzw. in Nr. 14 „Der dankbare Königssohn“ (S. 174ff.). In dem Märchen „Die Königstochter beim Popanz“ (Kuhn 1, S. 263ff.) antwortet eine

Bohne in einem Topfe für die Flüchtigen, und diese verwandeln sich in Biene und Blume. — Das Vergessen der Braut durch den Kufs findet sich bei Schmidt in zwei Märchen, in Nr. 5 „Die drei Citronen“ (S. 71 ff.), und in Nr. 12 „Der Drache“ (S. 93 ff.). Das Narren der Freier wird auch in dem færöischen Märchen „Gentan í risahedlinun“ erzählt (4, S. 259 ff.).

Literaturnachweise zu diesem Märchen finden sich noch in den Anmerkungen der verschiedenen Märchensammlungen und bei Köhler (Kl. Schr. S. 172 ff.). Über die Verwandlungen auf der Flucht ist noch zu vergleichen Zeitschr. d. V. f. Volksk. VI. Seite 65.

XXXIII. Bángsímon.

Árn. S. 440—2. Von Frau Ragnheiður Eggertsdóttir auf Fitjar im Snorradal erzählt.

Ein Königspaar hat einen Sohn namens Sigurður, der in seiner Kindheit viel mit der Tochter Helga des Bauern Bángsímon spielt. Nach dem Tode der Königin heiratet ihr Gatte anscheinend eine wunderschöne Frau, die seine Brautwerber auf einer Insel gefunden hatten. In Wahrheit war diese jedoch eine Unholdin.

Einige Zeit nachher wird die neue Königin krank und stirbt. Vor ihrem Tode mufs der Gatte ihr versprechen, dafs ihr Stiefsohn Sigurður drei Nächte hintereinander bei ihr die Leichenwache hält. Da der Jüngling sich fürchtet, so übernimmt auf die Bitten seiner Tochter Helga Bángsímon drei Nächte hintereinander das Amt. Sowie er hereinkommt, fragt die tote Königin, wer da sei. Sie ist empört, dafs Sigurður sie im Stiche läfst und ringt nun die Nacht hindurch mit dem Bauern. Gegen Morgen legt sie sich dann wieder in den Sarg. Auf die gleiche Weise vergeht die zweite Nacht. Vor der dritten Nacht sagt Bángsímon dem Königssohne und seiner Tochter, dafs sie sich nach drei Jahren verheiraten sollten, wenn er bis dahin nicht zurückgekehrt sei. Am Ende der dritten Nacht verwandelt sich die Königin in einen Geier und er in einen Drachen, der lange den Geier verfolgt und endlich seiner

Meister zu werden scheint. Nun bittet die Königin den Bauern um Schonung ihres Lebens, sie wolle es ihm vergelten, wenn sie in dem Königreiche, zu dem sie mittlerweile gekommen war, zur Königstochter geworden wäre. Die Unholdin nimmt nun die Gestalt eines kleinen Mädchens an, läſst sich vom Könige auf der Jagd finden und wird von dem kinderlosen Königspaare als Tochter angenommen. Bángsímon dient an demselben Hofe als Knecht. Die Königstochter beiſst sich oft in den Finger und behauptet, der Knecht habe es getan. Trotzdem wird dieser nicht fortgesandt. Sie erklärt nun Bángsímon, die Königin töten und deren Stelle einnehmen zu wollen und enthüllt ihm ihren Plan. Nach wenigen Tagen wird die Prinzessin vermiſst. Auf Bángsímon fällt der Verdacht, sie ermordet zu haben, und so wird er zum Scheiterhaufen geführt. Vor seinem Tode bittet er sich noch die Gnade aus, daſs die Königin ihre Lebensgeschichte erzählen solle. Sie will lügen, doch da deckt der Alte alle ihre Schandtaten auf. Wie sie sich in Drachengestalt nun verwandelt und auf ihn losfliegt, packt er sie schnell und wirft sie ins Feuer, so daſs sie verbrennt. Den König führt er dann zu einer Grube unter der Treppe, wohin die Unholdin die Königin verscharrt hatte, nachdem sie ihr vorher durch einen Sturz von der Treppe den Hals gebrochen hatte. Mit Gold reichlich belohnt kehrt Bángsímon nach Hause zurück. Dort wollen Sigurður und Helga gerade Hochzeit halten, da mittlerweile die drei Jahre Frist verstrichen waren.

Dieses Märchen, das ich in keiner andern Sammlung belegen kann, macht einen äuſserst lückenhaften Eindruck. Nirgends findet sich gesagt, weshalb die Unholdin zuerst so schnell stirbt, oder aus welchen Gründen Bángsímon sie so lange verschont, warum er sogar den Mord der unschuldigen Königin zuläſst etc. In dem Märchen „von den Königskindern in der Höhle der Riesin“, in dessen erster Fassung die Geschichte von Bángsímon die Fortsetzung bildet, ist doch wenigstens der angebliche Tod der Unholdin durch den Haſs gegen ihren Stiefsohn motiviert. Dort bleibt freilich der weitere Verlauf gleichfalls ziemlich unerklärlich, verständlicher ist nur, daſs dort Bángsímon wenigstens den Mord der Königin verhindert.

XXXIV. Die gute Stiefmutter.

Árn. II S. 391—7. Von Fräulein Kristina Jónsdóttir in Reykjavík erzählt.

Ein Königspaar hatte keine Kinder. An einem schönen Wintertage fuhr die Königin mit ihrem ersten Minister Rauður im Schlitten spazieren. Als ihre Nase anfing zu bluten, so dafs das Blut auf den Schnee fiel, sagte sie zu ihrem Begleiter, sie wünsche sich eine Tochter, die ebenso schöne Farben habe, wie das Blut und der Schnee. Der Minister wahrsagte ihr die Erfüllung ihres Wunsches, fügte aber gleichzeitig hinzu, dafs sie auf ihre Tochter bei ihrem ersten Anblick selber den Fluch legen müsse, die Burg des Vaters zu verbrennen, heimlich ein Kind im Vaterhause zu gebären und einen Mann zu töten. —

Nach einiger Zeit kommt die Königin mit einem wunderschönen Mädchen nieder, das Ingibjörg genannt wird. Sowie das Kind geboren ist, bittet sie inständig, es ihr nimmer vor die Augen zu bringen, und so wird denn die Kleine fern von den Eltern von einer Pflegemutter erzogen. Wie das Kind zehn Jahre alt ist, wird die Königin krank. Sie will gern vor ihrem Tode die Tochter einmal sehen und läfst sie deshalb zu sich rufen. Sowie sie mit ihr allein ist, legt sie den Fluch auf ihr Kind und stirbt dann. Nachdem der König lange Zeit seine Gattin betrauert hat, zieht sein bester Freund für ihn auf die Brautfahrt aus. Er wirbt um Hildur, die Tochter eines Inselkönigs, die in ihrem Äufseren sehr der schönen Königstochter Ingibjörg gleicht, und die ebenso gut und klug, wie schön sein soll. Das Mädchen, dem der Vater die Entscheidung anheimstellt, nimmt die Werbung unter der Bedingung an, dafs sie erst drei Jahre lang nur als Braut im Königreiche leben wolle. Bald schon, nachdem die künftige Königin ins Land gekommen ist, verbindet sie enge Freundschaft mit der Königstochter Ingibjörg. Nach einiger Zeit erfährt sie dann auch den Grund, warum das Mädchen seit dem Tode der Mutter so traurig und mutlos ist. Hildur verspricht, ihr zu helfen. Einst ist der König auf Reisen, um die Steuern einzunehmen. Als bei schönem Wetter alle Leute aus dem Schlosse draufsen beim Äpfelsuchen sind, tragen die beiden Mädchen alle Kostbarkeiten aus dem Hause heraus und zünden die Burg an. Sie brennt

bis zum Boden nieder. Nun läfst Hildur, solange der König noch abwesend ist, ein neues Schlofs bauen, viel prächtiger als das alte. Wie der König heimkehrt, ist er schliefslich noch froh über das Unglück, da das neue Schlofs ihm ausnehmend gefällt. Wie das zweite Jahr herankommt, wird Ingibjörg wiederum ratlos und mutlos, denn der zweite Fluch der Mutter liegt schwer auf ihr. Auch jetzt weifs ihr Hildur zu helfen. Sie soll hinaus in den Wald gehen, bis sie an ein kleines Haus kommt. Hier soll sie drei Nächte mit einem ihr fremden Manne verbringen und danach wieder zum Königsschlosse heimkehren. Hildur will dann schon dafür sorgen, dafs ihr weiter keine Schwierigkeit daraus erwächst. — Nach einiger Zeit macht der Minister Rauður seinen Herrn darauf aufmerksam, dafs seine Tochter schwanger sei. Der König wird wütend und will es nicht glauben, beschliefst aber dennoch die Sache zu untersuchen. Wie er am nächsten Samstage die beiden Mädchen in ihrem Turme besucht, legt er den Kopf auf den Schofs seiner Tochter. Da er glaubt, Kindesbewegungen zu fühlen, springt er entrüstet auf. Doch im gleichen Augenblicke läfst Ingibjörg zwei junge Hunde, die sie auf den Rat der klugen Hildur heimlich unter der Schürze hatte, auf den Boden fallen. Der König ist gleich wieder beruhigt und erkennt beschämt seinen Irrtum. Doch der Minister läfst ihm keine Ruhe. Er solle das nächste Mal wie durch Zufall seine Tochter in den Finger stechen und das Blut in einem Tuche auffangen, dann würde der Arzt ihm wohl sagen können, ob sie noch eine Jungfrau sei. Doch auch dieser Anschlag mifslingt, da Hildur ihn vorausweifs und es so einrichtet, dafs der König ein Tuch mit ihrem Blute dem Arzte zur Untersuchung übergiebt. — Nun kommt der Geburtstag des Königs. Jetzt hofft der Minister, dafs Ingibjörg verloren ist, denn sie war bisher immer gewöhnt, die ganze Nacht hindurch zu tanzen, und das würde sie jetzt natürlich nicht können. Hildur hat jedoch im Vertrauen auf ihre Ähnlichkeit mit der Königstochter die Kleider gewechselt. Während Ingibjörg als Braut mit dem künftigen Gatten sich unterhält, tanzt die vermeintliche Königstochter die ganze Nacht hindurch und erklärt am Morgen, sie wollte das Vergnügen finge jetzt erst an. Nun

ist der König von der Unschuld seiner Tochter völlig überzeugt und macht seinem Minister die schwersten Vorwürfe. — Wie Ingibjörg ihr Kind zur Welt bringt, pflegt sie Hildur auf das treueste und läſst niemanden zu ihr. — Nach einiger Zeit quält die Königstochter die dritte Verwünschung der Mutter, die ihr auferlegt ist, denn es scheint ihr unmöglich, einen Mann zu töten. Doch Hildur sagt, daſs der Minister Rauður schon lange den Tod verdient habe. Wie dieser einst von einem Apfelbaume, der an einem fast senkrecht zur See abfallenden Berge wächst, Äpfel pflücken will, sagt Hildur, sie wolle mit der Königstochter das Seil, an dem er sich hinunter lassen muſs, oben festhalten. Zur verabredeten Zeit lassen sie scheinbar aus Ungeschick das Seil los, und Rauður bricht zur Freude aller den Hals. — Wie die drei Jahre verstrichen sind, wird die Hochzeit des Königs gefeiert. Am Abend kommt ein Gast in die Halle. Die junge Königin läuft ihm entgegen, fällt ihm um den Hals und küſst ihn. Dann führt sie den Fremden vor den König und sagt, daſs er ihr Bruder sei, der von einem schweren Zauber jetzt erlöst wäre. Ingibjörg erkennt in ihm ihren Gatten aus dem Waldhause, Hildur bringt den beiden ihr Kind, der König wird über alles aufgeklärt, und nun wird eine Doppelhochzeit gefeiert.

Das bei Árn. folgende Märchen (II S. 397—9) von der Königstochter Ingibjörg, das nach einem Manuskript von Þorvarður Ólafsson gedruckt wurde, hat ziemlich den gleichen Inhalt. Der Wunsch der Königin in der Einleitung ist derselbe. Hier in diesem Märchen fügt ein Knecht, namens Surtur, die Verwünschung hinzu, daſs die Königin ihre eigene Tochter tötlich hassen solle. — Hildur heiratet nach der Verlobung sogleich den König. Zuerst tötet die Königstochter auf den Rat ihrer Stiefmutter den Knecht Surtur, indem sie das Seil, an dem er hängt, losläſst. Dann verbrennt sie in Abwesenheit aller Schloſsleute die Burg des Vaters. Um den dritten Fluch zu lösen, wird auch sie zu einem kleinen Waldhause geschickt. Sie muſs sich so verbergen, daſs sie den Bewohner desselben eher sieht, wie er sie. Dann soll sie ihn von der Königin grüſsen und ihn bitten, ihr einige Nächte Obdach zu geben. Wenn sie aber einmal in der Nacht von ihrer Stiefmutter träumen

würde, dann solle sie sofort heimkehren, denn in diesem Falle stünde Hildurs Leben in Gefahr. — Ingibjörg findet im Waldhause beim Besitzer desselben, einem mächtigen Riesen, freundliche Aufnahme. Er stellt ihr die Wahl, ob sie lieber bei ihm oder seinem Hunde schlafen wolle. Sie wählt das letztere. Doch nach einigen Nächten wird sie durch Donner und Lärm geweckt und sieht ein furchtbares Ungeheuer in die Hütte kommen. Sie wird dadurch so erschreckt, dafs sie sich zum Riesen ins Bett flüchtet und in diesem schläft. Nun träumt sie von ihrer Stiefmutter. So schnell sie kann, eilt sie heimwärts und kommt gerade noch zur rechten Zeit, um Hildur vom Scheiterhaufen herunterzuholen, auf dem sie verbrannt werden soll. Denn der König hatte geglaubt, seine zweite Gattin habe die Tochter in der Burg verbrannt. Der Riese aus dem Waldhause, der der verzauberte Bruder der Stiefmutter ist, wird erlöst und kommt als willkommener Freier zu seiner Gattin zurück.

Dieses Märchen habe ich in keiner der zur Vergleichung herangezogenen Sammlungen nachweisen können. Wie schon erwähnt, bildet es in einem Manuskript der Landesbibliothek auch noch die Einleitung zu dem Märchen vom „rollenden Rindsmagen".

XXXV. Das Pferd Gullfaxi.

Poest. S. 143—52.

Ein König, der einen einzigen Sohn Sigurður besitzt, heiratet nach langer Trauer um den Tod seiner ersten Gattin zum zweiten Male. Sigurður gewinnt seine Stiefmutter Ingibjörg so lieb, dafs er immer bei ihr ist. Doch eines Tages will sie durchaus, dafs er den Vater zur Jagd begleite. Da er ihr nicht gehorchen will, verbirgt sie den Knaben unter ihrem Bette und warnt ihn, nur ja sich ruhig zu verhalten. Bald darauf hört er ein furchtbares Dröhnen und sieht eine Riesin bis zu den Knöcheln aus dem Erdboden aufsteigen. Sie be-

grüfst die Königin als Schwester und fragt, ob Sigurður zu Hause sei. Ingibjörg verneint es — er sei mit dem Vater zur Jagd geritten. Darauf setzt sie der Riesin allerhand Leckerbissen vor, an denen diese sich erlabt. Vor dem Weggange fragt sie noch einmal nach Sigurður, und dann verschwindet sie auf die gleiche Weise. Am folgenden Tage bleibt Sigurður wieder — trotz Ingibjörgs Bitten — zu Hause bei der Stiefmutter. Die Riesin, die nun kommt, ist noch schrecklicher anzuschauen — sie bleibt bis zu den Waden im Boden. Auch sie erkundigt sich mit den gleichen Worten bei ihrer Schwester Ingibjörg nach dem Königssohne, und alles verläuft, wie am Tage vorher. — Die dritte Riesin, die am dritten Tage kommt, ist die schrecklichste von allen — sie kommt überhaupt nur bis zu den Knieen aus dem Boden heraus. Zuerst scheint sie in betreff Sigurðurs den Worten ihrer Schwester Glauben zu schenken. Nachdem sie jedoch alle Leckerbissen zu sich genommen hat, legt sie — für den Fall, dafs er so nahe ist, um sie hören zu können — den Fluch auf ihn, er solle halb verbrannt und halb verdorrt sein und nicht eher Rast noch Ruhe finden, bis er sie aufgesucht habe. — — Um nun den Königssohn, der halb verbrannt und halb verdorrt aus seinem Verstecke zwischen dem Wandgetäfel hervorkommt, so bald wie möglich zu erlösen, gibt ihm die Stiefmutter ein Knäuel, das ihm den Weg zeigen soll und ferner drei Goldringe. Zuerst würde er zu ihrer ersten Schwester kommen. Sowie die ihn sehen würde, würde sie sagen „das ist gut! Da ist der Königssohn Sigurður. Der soll heute abend in den Topf.“ Darauf würde sie ihn mit einem Bootshaken zu sich den Felsen hinaufziehen. Doch er brauche sich nicht zu fürchten. Sowie er sie von ihr gegrüfst und ihr einen Goldring übergeben hätte, würde sie freundlich werden. Sie würde ihn darauf zu einem Ringkampfe auffordern und ihm so lange aus einer Flasche zu trinken geben, bis er sie überwinden könne. — Mit den übrigen beiden Schwestern würde es ihm dann in der gleichen Weise ergehen, und die dritte würde dann schliefslich den Fluch wieder von ihm nehmen.

„Wenn aber“, also schliefst Ingibjörg ihre Weisungen, „meine Hündin zu dir kommen sollte mit Tränen in den Augen,

dann beeile dich heimzukehren, denn dann ist mein Leben in Gefahr“.... Es trifft nun alles nach der Stiefmutter Voraussagungen ein. Die dritte Schwester nimmt den Fluch wieder von ihm und schickt ihn dann weiter zu einem See, wo er sich mit einem kleinen Mädchen anfreunden und ihm einen Goldring schenken soll. — — Sigurður folgt dem Rate. Das kleine Mädchen nennt sich Helga und erzählt, dafs sie nicht weit von dort bei ihren Eltern wohne. Auf des Prinzen dringende Bitte nimmt sie ihn am Abend mit nach Hause. Damit der Vater ihn nicht findet, verwandelt sie ihn dadurch, dafs sie ihren Handschuh über ihn hält, in ein Wollbüschel. Dieses wirft sie aufs Bett. Der Vater wittert bei der Heimkehr zwar gleich, dafs ein Mensch da ist, mufs sich aber, da er ihn nirgends findet, zufrieden geben. Der folgende Tag vergeht auf die gleiche Weise. Am dritten Tage zeigt Helga ihrem Spielgefährten alle Schätze der Wohnung, denn der Vater ist weit fort zur Kirche gegangen und hat ihr alle Schlüssel anvertraut. Nur eine eiserne Türe, zu der ein kleiner Schlüssel pafst, wird von dem Mädchen nicht aufgeschlossen. Auf Sigurðurs flehentliche Bitte läfst sie ihn schliefslich ein wenig hineinschauen. Doch schnell stöfst er die Türe ganz auf und geht hinein. Er sieht drinnen ein prächtig gesatteltes Pferd stehen. Über diesem hängt ein Schwert, auf dessen Griff folgende Worte eingeritzt sind: „Wer auf diesem Pferde sitzt und sich mit diesem Schwerte umgürtet, wird ein Glücksmensch werden.“ Nun hat Sigurður keine Ruhe, bis ihm Helga erlaubt, sich mit dem Schwerte zu schmücken und einmal auf dem Pferde um das Haus herumzureiten. Sie sagt, das Pferd heifse Gullfaxi und das Schwert Gunnfjöður. Wer auf dem Pferde sitze, bekäme zugleich auch noch einen Zweig, einen Stein und einen Stock. Wenn man dann verfolgt würde, so brauche man nur den Zweig hinter sich zu werfen, so verwandele sich dieser sogleich in einen dichten Wald. Wenn man trotzdem des Verfolgers noch nicht ledig sei, so müsse man mit dem Stocke auf die weifse Seite des Steines schlagen. Dann entstünde ein solches Hagelwetter, dafs jeder Feind in ihm umkommen müsse. — Wie Sigurður nun auf Gullfaxi ums Haus herumreitet, sieht er in der Entfernung Helgas Vater herbei-

kommen. Er sprengt, so schnell er kann, in entgegengesetzter Richtung von dannen. Helga bricht nun in Tränen aus. Als der Riese seine Tochter weinend findet und die Ursache ihrer Tränen erfährt, eilt er dem Räuber nach. Sigurður sieht ihn herankommen und wirft den Zweig hinter sich, so dafs ein dichter Wald entsteht. Nun mufs der Riese noch schnell nach Hause laufen und eine Axt holen, um sich einen Weg zu bahnen. Doch schon ist er wieder so nahe, dafs er fast den Schweif des Pferdes berührt. Da schlägt Sigurður auf die weifse Seite des Steines. Jetzt bricht hinter ihm ein solches Hagelwetter los, dafs der Riese dabei jämmerlich ums Leben kommt. — .... Nachdem Sigurður eine Weile weiter geritten war, kommt die Hündin seiner Stiefmutter mit Tränen in den Augen zu ihm. Nun sprengt er heimwärts und kommt gerade noch zur rechten Zeit, um Ingibjörg zu erlösen, die auf einem Scheiterhaufen von neun Knechten verbrannt werden soll. Er erschlägt die Leute mit seinem guten Schwerte und geht dann mit der Stiefmutter zum Vater, den er über alles aufklärt. Später reitet er dann noch einmal zur Wohnung des Riesen, um sich die kleine Helga als Braut ins Königreich zu holen.

In der Landesbibliothek (Lbs. 536 4to) findet sich das gleiche Märchen nur mit geringen Abweichungen. Páll Pálsson in Árkvörn hat es 1863/4 nach der Erzählung der alten Frau Guðríður Eyolfsdóttir niedergeschrieben. Der Held heifst hier Þorsteinn. Er wird verwünscht, weil er über die dritte Riesin, die sich bei ihrem Besuche etwas seltsam benimmt, laut gelacht hat. Die Stiefmutter gibt ihm aufser dem Knäuel noch ihre Hündin mit. Er soll nur dort einkehren, wo auch die Hündin sein will. Für jede der Schwestern gibt sie ihm ein Stück Fleisch und einen Ring. Das Fleischstück wirft er jedesmal am Abend einer Riesin in den Mund, und den Ring legt er morgens als Abschiedsgeschenk ins Waschwasser. Die drei Riesinnen nennen sich Skinskálm, Skinbrók und Skinhetta. Das Pferd Gullskó (vom Schwerte ist in diesem Märchen nicht die Rede) ist im Besitze von zwölf Riesen. Den Tag hindurch, während sie auf der Jagd sind, wird es von einem Mädchen bewacht. Zu diesem kommt Þorsteinn im Laufe des

Tages und bittet so lange, bis sie ihm das Pferd sattelt und ihn darauf reiten läfst. Er sprengt sogleich fort, wird dann aber von den zwölf Riesen verfolgt. Er ruft die Schwestern seiner Stiefmutter zur Hilfe, und diese übernehmen dann auch den Kampf, der mit dem Tode aller Riesen endet.

Eine zweite Variante (Lbs. 438 4to) hat eine etwas längere Einleitung, die wahrscheinlich ursprünglich zum Märchen gehört, da sie die Besuche der drei Schwestern erklärt. Die Minister des verwitweten Königs sollen ihm eine Braut suchen. Sie geraten, wie gewöhnlich, in Nebel und verirren sich auf dem Meer zu einer Insel. Da sie Harfenklang hören, so gehen sie den Tönen nach und finden vier schöne Frauen in einem Zelte. Unter diesen sollen sie eine als Gattin für den König auswählen. Ihnen gefällt die Harfenspielerin am besten, worüber die drei anderen Frauen sehr aufgebracht sind. Der König will seine Braut, von der er sehr entzückt ist, sogleich heiraten, aber diese bittet sich eine dreijährige Frist aus. Kurz vor Weihnachten läfst ihr der König auf ihr Verlangen einen festen Turm bauen, und dorthin wird dann ein Bett gebracht, eine gute Mahlzeit, Wein und ein Lamm. Der Königssohn Hringur, der die künftige Stiefmutter sehr gern hat, darf schliefslich die Weihnachtsnacht dort bei ihr zubringen. Nun spielen sich die Ereignisse in der gleichen Weise wie in den beiden anderen Behandlungen dieses Märchens ab. Nur der Fluch der Riesin lautet etwas anders. Zur Strafe für seine Neugier wird Hringurs Schwester Ingibjörg in eine schwarze Hündin mit weifsem Schwanze verwandelt. Der Königssohn selbst soll keine Ruhe finden, bis er das Pferd Gullskó bestiegen und mit dem Schwerte Gullfjöður der Hündin den Schwanz abgehauen und so die Schwester erlöst hat. — — Um das Pferd und das Schwert zu erlangen, mufs sich Hringur auf den Rat der dritten Riesin in einen Floh verwandeln. Als solcher mufs er unter das Kleid einer Riesin kriechen, der Eigentümerin von Pferd und Schwert, und dann als kleines Kind, das diese eben geboren zu haben glaubt, zu Boden fallen. Nach drei Tagen kann er als Riesenkind schon sprechen. Dann wird die Alte zur Jagd gehen und ihn ihren beiden älteren Söhnen anvertrauen. Während diese zum Spielen hinaus

in den Wald laufen, mufs Sigurður schnell durch die Höhle eilen, bis er an einen See kommt. Mit einem dort liegenden Boote soll er dann zu einer Insel rudern, einen Vogel, der auf einem Ei sitzt, töten, das Ei aber sorgfältig verwahren. Darauf solle er sich wieder ins Bett legen und furchtbar schreien. Die Brüder würden ihn dann zu beruhigen suchen, doch er solle nicht aufhören, bis sie ihm erlauben würden, auf dem Pferde Gullskó zu reiten und das Schwert Gullfjöður in Händen zu halten. Dann solle er, immer einem Knäuel nach, mit dem Pferde schnell entfliehen. Sowie er dann der Riesin begegnen würde, solle er ihr, um sie zu töten, das Ei zwischen die Augen werfen. Denn das sei ihr Lebensei. — — Sigurður folgt all' diesen Weisungen, erhält Pferd und Schwert und erlöst dann die Schwester. — — — — —

Auch zu diesem Märchen kann ich keine Parallelen nachweisen. Eine Anzahl von Motiven finden sich auch in anderen isländischen Märchen verwandt.

Zum Knäuel, das den Weg weist, ist das Märchen „der verzauberte Riese“ und die Anmerkungen dort zu vergleichen. Die Stelle des Knäuels vertritt in der einen Fassung eine Hündin. In einer Variante des Märchens von „dem durch Riesinnen geraubten Königssohne“ wird der Bauerntochter Þóra gleichfalls durch eine Hündin, die ihre zauberkundige Pflegemutter ihr mitgibt, der Weg gezeigt.

Das Trinken aus der Flasche, durch das die Kraft wächst, ist ein schon oft gebrauchtes Märchenmotiv.

In einer Erzählung von „Útilegumenn“ mufs das durch einen Jüngling befreite Mädchen sich gleichfalls sofort auf den Weg machen, sowie der Hund desselben zu ihr kommt (Árn. II 241). In dem Märchen von der „guten Stiefmutter“ wird Ingibjörg durch einen Traum angezeigt, dafs ihretwegen ihre Retterin in Gefahr ist.

Über die auf der Flucht zur Hinderung der Verfolgung ausgeworfenen Gegenstände siehe „Þorsteinn mit dem Goldhaar“ und die Anmerkungen dort.

Die Geschichte von Þorsteinn (Lbs. 536 4to) hat viel Ähnlichkeit mit dem Märchen vom „Königssohne, der seine Schwester erlöst“. Auch die Namen der Riesinnen sind fast dieselben.

Die Verwandlung in ein kleines Kind, das eine Riesin glaubt eben geboren zu haben, findet sich in mehreren Varianten des Märchens von den „drei Kostbarkeiten des Königs“ ebenfalls verwandt.

Zu dem Lebensei, das in vielen isländischen Märchen eine Rolle spielt, ist die Anmerkung zu „Rauðiboli“ zu vergleichen.

XXXVI. Die Königstochter Lydia.

Lbs. 425 8vo. Von Ásthildur Jóhanna Guðmundsdóttir in Breiðabólstaðir erzählt.

Ein Königspaar hat eine wunderschöne Tochter, namens Lydia. Wie sie erwachsen ist, stirbt die Mutter. Der König geht einst im Walde Harfenklang nach und findet eine schöne Frau mit ihrer Tochter. Diese wird nun Königin. Lydia hält sich von der Stiefmutter möglichst fern und lebt mit ihren Gespielinnen in einem hohen Turme, den der Vater ihr erbauen liefs. Der König stirbt, läfst sich aber von seiner zweiten Frau versprechen, dafs sie gut für seine Tochter sorgen wolle. Doch diese hält nicht Wort, ja, sie treibt schliefslich sogar Lydia mit Schlägen und Schimpfworten aus dem Reiche. Das Mädchen gelangt zu einem Bauernhofe, wo es freundliche Aufnahme findet. In der Nähe wohnt eine reiche Gräfin. Diese lernt Lydia kennen, hört durch sie ihre Lebensgeschichte und nimmt sie zu sich. Im Schlosse wird das Mädchen ganz als Tochter der Gräfin behandelt. Die Gräfin stirbt, doch vorher schreibt sie noch einen Brief an ihren einzigen Sohn Valdimar, der noch auf der Schule ist, und legt ihm die Sorge für Lydia besonders ans Herz. Der Sohn kommt heim, und nach dem letzten Wunsche der Mutter verlobt er sich mit der Königstochter. — Als er einst mit seinem Blutsfreunde Edvard im Schlofsgarten spazieren geht, sieht dieser Lydia, die sich unbemerkt glaubt, unverschleiert am Fenster stehen und sich das Haar kämmen. Er wird von solch brennender Liebe zu ihr ergriffen, dafs er erklärt, sterben zu müssen, wenn er das Mädchen nicht heiraten dürfe. Aus Liebe zum Freunde ver-

zichtet Valdimar auf die Braut und verlobt sich mit einem anderen Mädchen. Eine Doppelhochzeit soll gefeiert werden. Als Lydia in den Saal tritt, erkennt sie in Valdimars Braut ihre Stiefschwester und sieht neben ihr noch die böse Stiefmutter. Sie fällt vor Schreck in Ohnmacht. Ein junger Mann, der sie schon lange glühend liebte, benutzt diese Gelegenheit, um sie unbemerkt fortzutragen. Inzwischen hat sich schon das Gerücht verbreitet, dafs es mit der künftigen Schwiegermutter des Grafen seine eigene Bewandnis habe. Man legt versuchsweise einen Zauberstab auf sie, und da wird sie sogleich zur riesenhaften Unholdin. Nun wird sie samt ihrer Tochter getötet. Valdimar und Edvard ziehen aus, um die spurlos verschwundene Lydia zu suchen. Eines Tages treffen sie einen Mann, der erklärt nicht länger leben zu können, da die schöne Lydia ihn durchaus nicht erhören wolle. Ehe sie ihn hindern können, hat er sich schon erschossen. Nach langem vergeblichen Suchen kommen die Freunde in ein Pfarrhaus. Valdimar trifft in der Kirche Lydia wieder, und nun treten alle drei die Heimreise an. Edvard gibt sich schliefslich mit einer anderen Braut zufrieden, so dafs Valdimar und Lydia einander doch heiraten können.

Aufser dem Zauberstab, den im „verlorenen Goldschuh“ der Freier Mjaðveigs gleichfalls benutzt, um die wahre Natur seiner Braut zu erkennen, kann ich in diesem herzlich unbedeutenden Märchen keine weiteren Motive, die auch anderswo gebraucht werden, nachweisen. Parallelen in anderen Sammlungen liefsen sich ebensowenig finden.

XXXVII. Die hilfreichen Tiere.

Lbs. 536 4to. Von Páll Pálsson in Árkvörn 1863/4 nach der Erzählung der alten Frau Guðriður Eyolfsdóttir niedergeschrieben.

Ein Bauernpaar hatte einen Sohn, namens Þorsteinn, der den Eltern das Vieh hütete. Als die Bäuerin starb, verheiratete der Bauer sich wieder, doch die Stiefmutter war immer gut gegen den Knaben. Þorsteinn hütete gewöhnlich sein Vieh

in der Nähe eines Hügels, von dem die Sage ging, dafs er bewohnt sei. — Eines Tages steht hier eine blaugekleidete Frau, die ihn auffordert, mit ihr Schach zu spielen. Þorsteinn erfüllt ihre Bitte, gewinnt aber in einem fort, so dafs die Frau darüber sehr böse wird. Am andern Tage will der Knabe lieber anderswo sein Vieh hüten, doch ehe er sich's versieht, ist er wieder vor dem Hügel. Hier wartet schon die Frau in einem grünen Kleide auf ihn, und wieder spielt er den ganzen Tag mit ihr, immer gewinnend. Am dritten Tage will er nun ganz gewifs den Hügel vermeiden. Aber wie durch einen unwiderstehlichen Zauber wird er dorthin gezogen. Die Frau, in rot gekleidet, fordert ihn zum Spiele auf. Wie er bis zum Abend wiederum jedes Spiel gewinnt, wird sie so wütend, dafs sie folgenden Fluch über ihn ausspricht: Er solle im Vaterhause keine Ruhe mehr finden, sondern sich gleich auf den Weg machen, um in einen Wald zu kommen. Dort würden zwölf Vögel versuchen ihn zu töten. Wenn er diesen entkäme, würden zwölf Hunde sich auf ihn stürzen, und wenn er auch ihnen entwische, so würden zwölf Rinder ihm wohl den Garaus machen. Sollte er aber trotzdem allen diesen Gefahren entrinnen, so müsse er zu ihren zwölf Schwestern gehen. Diese würden dann schon für seinen Tod sorgen. Wie Þorsteinn die Verwünschung hört, spricht er auch seinerseits einen Fluch aus: Die Unholdin solle mit dem einen Fufse in der Höhle, mit dem anderen draufsen auf dem Felsen stehen. Ein Scheiterhaufen solle unter ihr angezündet werden, so dafs sie halb verbrenne, halb erfriere. Wenn er in der Gefahr umkäme oder von dem Zauber sich befreie, dann solle sie ganz in den Scheiterhaufen fallen und zu kalter Kohle verbrennen. — Nun wird die Unholdin erschrocken und will gern ihren Fluch zurücknehmen, wenn auch Þorsteinn seinen Zauberspruch aufheben will. Aber der Knabe will nichts davon wissen. Er geht nun sogleich nach Hause, um seine sehr kluge Stiefmutter um Rat zu fragen. Diese stattet ihn mit Proviant und neuen Schuhen gut aus und gibt ihm für die Vögel Körner, für die Hunde Fleischstücke und für die Rinder Hafer mit. Vielleicht könne das ihm nützen. Wie die Vögel sich auf ihn stürzen wollen, wirft er ihnen die Körner hin und entflieht

mittlerweile. Die Vögel picken die Körner auf und rufen ihm nach, er solle sie herbeiwünschen, wenn er ihrer bedürfe. Auch die Hunde fressen die Fleischstücke und die Rinder den Hafer, und alle bieten dankbar dem Davoneilenden für den Fall der Not ihre Dienste an. — Wie er gegen Abend in die Höhle der Schwestern kommt, versteckt er sich hier so gut, dafs die Riesinnen nichts von ihm merken. Am anderen Morgen gehen sie alle wieder fort, und diese Gelegenheit benutzt Þorsteinn, um die Höhle gründlich zu durchsuchen. In einer Nebenhöhle findet er ein Mädchen mit den Haaren festgebunden. Dieses erzählt, es sei eine Königstochter und sei von den Riesinnen gestohlen worden, um einen aus ihrer ungeschlachten Verwandtschaft zu heiraten. Da sie das nicht wolle, so würde sie so grausam gefangen gehalten. Þorsteinn läfst sie nun den Tag hindurch frei und bindet sie erst gegen Abend wieder fest. Dann versteckt er sich aufs neue. Wie die Riesinnen am Abend zurückkehren, sagt eine: „Der Bote bleibt lange, den unsere Schwester uns versprochen hat.“ Eine andere schnüffelt und meint: „Es ist ein Mensch hier in der Höhle.“ Nun tritt Þorsteinn hervor und gibt sich zu erkennen. Die Riesinnen sagen ihm schadenfroh, dafs am anderen Tage eine tüchtige Arbeit seiner warte, und wenn er sie nicht lösen könne, müsse er sterben. Am folgenden Morgen, ehe sie in den Wald gehen, tragen sie ihm auf, alles Korn herauszunehmen, zu lüften und nachher wieder hereinzubringen, so dafs auch nicht ein Körnlein fehle. Sowie Þorsteinn alles draufsen hat, erhebt sich ein scharfer Wind, so dafs das Korn nach allen Seiten zerstreut wird. Schnell ruft der Knabe jetzt seine Vögel zu Hilfe. Diese kommen sofort, picken das Korn wieder zusammen, und Þorsteinn trägt es zur Höhle. Als am Abend die Riesinnen heimkehren, fehlt auch nicht ein Körnlein: „Du bist beim Spiele nicht allein gewesen, Bursche.“ Þorsteinn antwortet: „Ich allein war dabei und kein anderer.“ Am folgenden Tage soll der Knabe alle Federn aus den Betten herausnehmen und zum Lüften vor die Höhle tragen. Wie der Wind auch jetzt wieder alles zerstreut, kommen die Hunde herbei und helfen ihm. Am Abend stellen die Riesinnen dieselbe Frage, und Þorsteinn antwortet auf die gleiche Weise. Am dritten Tage

soll er den gröfsten Ochsen der Riesinnen schlachten und kochen, die Haut gerben und aus den Hörnern Löffel schnitzen. Bis zum Abend müsse alles fertig sein. Auf Þorsteinns Wunsch kommen nun die Rinder zur Hilfe herbei. Sie bringen den Ochsen gleich mit, schlachten ihn und bereiten alles so zu, wie es dem Knaben aufgetragen war. Am Abend ist dann auch die dritte Aufgabe richtig gelöst, und nun haben die Riesinnen keine Macht mehr über Þorsteinn. Sie gehen dann auch am folgenden Tage in den Wald, ohne sich weiter um den Knaben zu kümmern. Der hört, wie an der Türe eine Riesin eine andere fragt, ob der Bursche auch nicht an den Schlüssel zu der grofsen Kiste könne. Doch die Schwester erklärt, dafs das unmöglich sei, und so gehen sie fort. Nun löst Þorsteinn wie gewöhnlich die Königstochter. Beide durchsuchen jetzt aufs gründlichste die Höhle und finden einen Teil derselben mit Eisenstangen abgesperrt. Sie kommen hier in einen Raum, in dem viele Kisten stehen und darunter eine von besonderer Gröfse. Oben hoch an der Höhlendecke sehen sie Schlüssel hängen. Sie türmen nun viele Kisten aufeinander, aber noch immer können sie nicht zu den Schlüsseln gelangen. Endlich klettert die Königstochter noch auf Þorsteinns Schultern, der schon auf der obersten Kiste steht, und nun vermag sie die Schlüssel zu ergreifen. Mit vieler Anstrengung schliefsen sie nun die gewaltige Kiste auf. Drinnen finden sie ein grofses Tuch, das dreizehn Eier umwickelt, von denen eins gelb und halb verwest aussieht. Þorsteinn steckt die Eier zu sich und untersucht nun das Tuch genauer. Dasselbe ist mit Flügeln versehen, und vergilbte Buchstaben stehen darauf. Wie er anfängt, sie zu lesen, hebt der Mantel sich in die Höhe, so dafs er daraus erkennt, dafs dies ein Flugmantel ist. Am Abend gehen die Riesinnen nach ihrer Gewohnheit eine nach der anderen in die Höhle hinein. Einer jeden von ihnen wirft nun Þorsteinn ein Lebensei zwischen die Augen, so dafs sie alle tot niederstürzen. Nun verbrennt er die Leichen, sammelt alle Schätze, die er in der Höhle finden kann, legt sie auf den Mantel und setzt sich schliefslich auch mit dem Mädchen auf ihn. Dann wünscht er sich zu den Eltern der Königstochter. Mit Windeseile fliegen sie

durch die Luft dorthin. Vom Königspaare werden sie aufs freudigste begrüfst, Þorsteinn wird in allen ritterlichen Künsten unterrichtet, und später heiratet er dann die Königstochter.

Auch zu diesem Märchen sind mir in den verglichenen Sammlungen keine Parallelen bekannt. In den Arbeiten, die der Held mit Hilfe der dankbaren Tiere löst, stimmt diese Erzählung mit dem Märchen von „Litill, Tritill und die Vögel“ überein. Auch dort handelt es sich um das Lüften der Bettfedern und das Schlachten und Zubereiten des Ochsen.

Über die Natur der Frau an dem Hügel ist man zuerst nicht klar. Man könnte sie fast für eine Elbin halten, da in den isländischen Volkssagen oft von einer Elbenfrau die Rede ist, die aus einem Hügel heraustritt — nur die Verwünschung und die Verwandtschaft lassen erkennen, dafs auch sie zu den Riesen gehört. —

Der Fluch Þorsteinns findet sich schon in den Fornaldrasögur in der Erzählung von „Illugi Gríðarfóstri“. Als Signý von ihrer Stiefmutter verwünscht wird, zur menschenmordenden Riesin zu werden, spricht sie ihrerseits den Fluch aus, die Unholdin möge mit dem einen Fufse auf ihrem Frauenhause, mit dem andern Fufse auf der Königshalle stehen. Knechte sollten Tag und Nacht unter ihr einen Scheiterhaufen brennend erhalten, damit sie unten verbrenne und oben erfriere. Sowie ihr (d. h. Signýs) Zauber gelöst sei, dann erst solle sie in den Scheiterhaufen fallen und sterben.

Benfey (I S. 194) behandelt ausführlich die Märchen von den dankbaren Tieren, die sich in den Sammlungen aller Völker fast vorfinden. Hier im Isländischen ist der ursprüngliche Gedanke schon verwischt, denn den Tieren wird vom Helden Nahrung vorgeworfen, um sie von der Verfolgung abzuhalten — die Dankbarkeit ist daher schlecht motiviert. In ähnlicher Weise schützt sich im „Grimsborken“ (Asbj. I S. 183 ff.) der junge Bursche vor Vögeln und wilden Tieren. Hier besteht aber die Dankbarkeit der Tiere einzig darin, dafs sie sich um den von ihnen vorher Angegriffenen gar nicht mehr kümmern.

XXXVIII. Vom Königssohne, der seine Schwester erlöst.

Lbs. 533 4to.

Einer neugeborenen Königstochter sollen drei Völur gute Gaben schenken, aber niemand darf während dieser Zeit bei ihr im Zimmer sein. Der junge Prinz Sigurður horcht jedoch heimlich an der Türe und hört, daſs die erste, eine blaugekleidete Frau, seiner Schwester Schönheit, Klugheit etc. zu eigen gibt. Wie sie zur Türe hinaustritt, sieht sie den Knaben und sagt, sie wolle ihm nichts auferlegen, das überlieſse sie ihrer Schwester, die nach ihr käme. Die zweite Völva, in grüner Kleidung, sagt dasselbe. Nun kommt das Geschenk der dritten, die in rotem Gewande schrecklich anzusehen ist. Sie legt auf die Königstochter den Fluch, stumm zu sein, bis das Schwert eines benachbarten Riesen unter ihre Zunge gelegt würde. Diesen Fluch habe sie ihrem horchenden Bruder zu verdanken. — Sigurður duldet es nun nicht mehr daheim, da er das Unglück seiner Schwester verschuldete. Er will sich nun aufmachen, um das Schwert zu holen. Seine Pflegemutter gibt ihm drei Goldringe mit und drei Knäuel, das eine blau, das zweite grün und das dritte rot. Diese sollen ihm den Weg zeigen. Das blaue Knäuel führt ihn zu einer Höhle, aus der eine blaugekleidete Riesin tritt. Sie nimmt ihn für die Nacht auf und bringt ihm am Morgen eine Schale mit Wasser zum Waschen — nachher wolle sie ihn töten. Sigurður legt einen Goldring ins Waschwasser. Die Riesin wird durch die Gabe besänftigt und bietet sogar ihre Hilfe an, wenn er in Not sei. Sie heiſst Loðgreip. Bei der zweiten und dritten Riesin ergeht es ihm auf die gleiche Weise. Diese nennen sich Járngreip und Lángintrjóna. Nun kommt Sigurður zur Höhle des Riesen. Er trifft dessen Tochter, ein hochgewachsenes Mädchen, daheim und bittet sie um Hilfe, das Schwert zu erlangen. Als gegen Abend der Riese erwartet wird, macht das Mädchen ihn zum Floh und nimmt ihn mit sich. Am anderen Tage geht der Riese wieder zur Jagd, diesmal ohne sein Schwert mit sich zu nehmen. Sigurður ergreift es und eilt fort. Unterwegs begegnet ihm der Riese mit einer groſsen Schar von Freunden. In der Angst ruft der Prinz

werden soll, überredet durch List die Frau, dafs sie ihn loslöst. Darauf tötet er sie und macht aus ihr für den Gatten das Mittagessen. Nachdem er durch Zauberkraft seine Gestalt änderte, zieht er die Kleider der Ermordeten an und spielt ihre Rolle.

XL. Die Bauerntochter Helga.

Árn. II S. 413/4. Nach dem Manuskripte von Þorvarður Ólafsson.

Ein schönes Bauernmädchen, namens Helga, hatte von ihrer sterbenden Mutter eine Ahle bekommen, die „Ja“ sagen konnte, wenn man ihr dazu den Auftrag gab. Als eines Abends der Vater sie durchaus zwingen wollte, bei ihm zu schlafen, gab sie vor, eben noch nach dem Feuer sehen zu müssen. Wie sie draufsen war, steckte sie die Ahle in die Wand und gab ihr den Auftrag, „Ja“ zu sagen. Dann lief sie selbst in die dunkle Nacht hinaus. — Gegen Morgen gelangt sie tief im Walde an ein kleines, schmuckes Häuschen. Der Besitzer nennt sich Herrauður und fordert sie auf, bei ihm zu bleiben. Nach einiger Zeit wird Helga schwanger. Immer seltener kommt jetzt Herrauður abends nach Hause, und schliefslich bleibt er ganz aus. Müde vom Warten schläft Helga ein. Im Traume erscheint ihr die verstorbene Mutter und teilt ihr mit, dafs Herrauður durch eine böse Riesin von ihr weggelockt sei. Die Unholdin trachte jetzt nach ihrem Leben. Deshalb solle Helga sich gleich aufmachen, ihre Schuhe verkehrt anziehen und sich in ein nahegelegenes Erdhaus flüchten. — Sowie Helga erwacht, befolgt sie die Ratschläge der Mutter. Durch eine kleine Öffnung sieht sie, wie zuerst ein Hund kommt und vergeblich ihrer Fufsspur nachspürt, und wie dann eine Riesin erscheint, die sie aber auch nicht finden kann. — Nachdem die Verfolger verschwunden sind, geht Helga in den Wald hinaus. Ermüdet setzt sie sich an einem Bache nieder, an dem ein Kind gerade Wasser holt. Das Mädchen legt einen Goldring in den Wassereimer desselben. Kurze

Zeit nachher kommt ein Zwerg zu ihr, dankt ihr, und ladet sie in sein Haus ein. Hier gebiert sie einen schönen Knaben. Der Zwerg teilt ihr mit, Herrauður sei so verzaubert, dafs er nun die Riesin heiraten wolle. Helga solle, von ihm durch ein Gewand unsichtbar gemacht, beim Hochzeitsfest zugegen sein und an zwei Abenden die Braut genau beobachten. Am dritten Abend solle sie dann den Bräutigam herbeirufen, um ihm die Riesin in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. — Wie die Braut am Abend draufsen vor der Höhle sich unbeobachtet glaubt, wird aus dem schönen Mädchen eine furchtbare Unholdin. Ihr Bruder, ein dreiköpfiger Riese, kommt mit einem grofsen Kessel voll Pferde- und Menschenfleisch, und nun sättigen die beiden sich an dem Mahle. — Am dritten Abende ist auch Herrauður bei diesem Schauspiele anwesend. Er spannt ein Seil vor die Höhle, in das sich die Braut bei ihrer Rückkehr verfängt. Sie ruft ihren Bruder zur Hilfe. Wie dieser erscheint, nennt Helga den Namen des Zwerges. Sofort kommt ein Vogel herbeigeflogen, der dem Riesen die Köpfe zerschlägt, so dafs er gleich tot ist. Zur gleichen Zeit ist die Braut im Seile erdrosselt. Nun erkennt Herrauður seine Verzauberung und feiert mit Helga seine Hochzeit.

Zu der Ahle, die Antwort gibt, sind die Anmerkungen in dem Märchen „vom Vater, der seine eigene Tochter verfolgt“ zu vergleichen.

Die gleiche List, die Schuhe verkehrt anzulegen, gebraucht auch Joh. Friedr. Danibert in dem Märchen gleichen Namens. Köhler (Kl. Schr. S. 381) erwähnt eine Sage aus Akarnanien. Auch hier legt die Zauberin Kultschina ihre Schuhe verkehrt an, um ihre Verfolger zu täuschen, und aus dem gleichen Grunde läfst in einer indischen Erzählung (mitgeteilt von A. Schiefner „Mélanges asiatiques“ 8, 168) ein Jüngling sich Schuhe machen, deren Spitzen zur Ferse gekehrt sind. Hierhin gehören auch die Hufeisen, die man den Pferden verkehrt anschlagen läfst (Kuhn: „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Westfalen“ 1, 77) etc.

XLI. Der von Riesinnen geraubte Königssohn.

Árn. II S. 431—4. Nach der Erzählung des Schreiners Ebenezer in Flatey.

Ein Königssohn, namens Hlini, kommt auf der Jagd im Nebel seinem Gefolge abhanden und ist trotz allem Suchen auch später nicht mehr aufzufinden. Der trauernde Vater läfst bekannt machen, dafs derjenige, der seinen Sohn wiederbrächte, das halbe Reich haben solle. Dies hört die Bauerntochter Signý, die in der Nähe des Schlosses mit ihren Eltern wohnt. Sie macht sich auf den Weg und kommt gegen Abend zu einer Höhle. Sie geht hinein und sieht drinnen zwei Betten stehen, das eine mit einem Silbertuche, das andere mit einem Goldtuche belegt. Wie sie näher hinschaut, entdeckt sie auf dem letzteren den Königssohn Hlini im tiefen Schlaf. Sie versucht ihn zu wecken, jedoch vergebens. Nun verbirgt sie sich sorgfältig, und kurz nachher kommen zwei Riesinnen in die Höhle. Die eine riecht, dafs ein Mensch da ist, doch die andere meint, das käme nur von Hlini. Nun gehen sie ans Bett des Königssohnes und sagen:

„Sýngi, sýngi, svanir mínir,	„Singet, singet, meine Schwäne,
Svo hann Hlini vakni.“	Damit Hlini erwache.“

Darauf singen Schwäne, und Hlini schlägt die Augen auf. Nun fragt ihn die jüngere Riesin, ob er essen wolle. Er verneint es. Darauf fragt sie ihn, ob er sie heiraten wolle. Auch das verneint er entsetzt. Nun schläfert sie ihn wieder ein, indem sie sagt:

„Sýngi, sýngi, svanir mínir,	„Singet, singet meine Schwäne,
Svo hann Hlini sofni.“	Damit Hlini schlafe.“

Nachdem die Riesinnen gegessen haben, legen sie sich in dem Bette mit der Silberdecke zum Schlafe nieder. Am folgenden Morgen werden die gleichen Fragen an Hlini gestellt, und als er auf seiner Weigerung beharrt, schläfern sie ihn wieder ein und verlassen die Höhle. Kurze Zeit nachher kommt Signý aus ihrem Verstecke hervor und weckt den Königssohn auf die gleiche Weise, wie die Riesinnen es getan haben. Er begrüfst sie freudig. Das Mädchen gibt ihm nun einen guten Rat, wie er sich aus der Gewalt der Riesinnen befreien könne.

Er solle am Abend zur Hochzeit sich bereit erklären, wenn die Riesin ihm mitteilen wollte, was sie mit ihrer Schwester den Tag hindurch triebe, und was die Runen auf seinem Bette zu bedeuten hätten. — Bis zum Abend vertreiben sich die beiden darauf die Zeit mit Schachspiel, dann schläfert Signý den Prinzen wieder ein und versteckt sich. Bei der Heimkehr ist die Riesin sehr erfreut, den Königssohn zugänglicher zu finden. Auf seine Frage erzählt sie ihm, dafs auf dem Bette folgendes Sprüchlein stände:

„Renni, renni, rekkja mín,	„Renne, renne, mein Bett,
Hvert sem maður vill.“	Wohin man dich haben will.“

Nun mufs die Riesin ihm berichten, was sie den Tag hindurch im Walde treibe: Sie seien hauptsächlich auf der Jagd. Zur Erholung setzten sie sich dann unter eine Eiche und würfen einander ihr Lebensei zu. Denn sie besäfsen zusammen ein Goldei, von dem ihr Leben abhinge. Sowie das zerbräche, wären sie beide tot. — Der Prinz dankt für die Auskunft und bittet dann, wieder eingeschläfert zu werden, da er sehr müde sei. — — Nachdem am folgenden Morgen die Riesinnen die Höhle verlassen haben, setzen sich Signý und Hlini aufs Bettchen, sprechen den Zauberspruch und fahren zur Eiche im Walde. Der Königssohn versteckt sich oben im Laube des Baumes, und wie die Unholdinnen lachend einander ihr Lebensei zuwerfen, durchbohrt er es mit seinem Spiefse. Im gleichen Augenblicke stürzen die beiden tot zu Boden. Nun fährt der Königssohn mit Signý zur Höhle zurück, sie beladen das Bett mit allen Kostbarkeiten, die sie finden und lassen sich dann zu den Eltern der Bauerntochter tragen. Nachdem Signý sich beim Könige vergewissert hat, dafs sie den versprochenen Lohn für den Königssohn auch sicher bekommt, führt sie Hlini seinen Eltern wieder zu. Im Schlosse ist darauf grofse Freude, und der Prinz heiratet seine Retterin.

Die etwas länger ausgesponnene, bei Árn. folgende Erzählung „vom Königssohne Hlinik und der Bauerntochter Þóra“ (Árn. II S. 434—40. Nach dem Manuskripte des Pastors Sveinbjörn Guðmundsson) ist eine Variante des obigen Märchens. Hier ist die Rede von drei Königssöhnen, von denen der älteste,

Hlinik, sich mit seiner Spielgefährtin, der Bauerntochter Þóra, schon früh heimlich verlobte. Wie nun der Prinz auf unerklärliche Weise abhanden kommt, macht sich seine Braut auf, ihn zu suchen. Sie geht zuerst zu ihrer zauberkundigen Pflegemutter, und diese teilt ihr mit, dafs Hlinik in der Unterwelt von zwei Riesinnen gefangen gehalten würde. Damit Þóra den Weg dorthin finden kann, gibt sie ihr eine rotbraune Hündin mit — sowie es dunkel würde, solle sie sich an deren Schwanz halten. — Wie das Mädchen zum Prinzen kommt, sieht sie auf seinem Bette eine wunderbare Decke ausgebreitet. Über ihm hängt ein prachtvolles Schwert, und ferner liegen noch drei Steine, ein roter, schwarzer und weifser im gleichen Zimmer. — Auch hier stellt Hlinik die Bedingungen für seine Zustimmung zur Hochzeit, dafs er erfahre, was die Decke, das Schwert und die Steine zu bedeuten haben. Die Decke ist nach Aussage der heiratslustigen Riesin ein Flugmantel, der einen nach jedem gewünschten Orte trägt. Mit dem Schwerte allein kann die Riesin und ihr Bruder Járnhaus getötet werden. Wenn man auf den schwarzen Stein sticht, so kommt Regen, durch den weifsen Stein Schnee und durch den roten Stein Feuer. In dem letzteren müfsten alle umkommen, ausgenommen sie, Járnhaus und diejenigen, die unter dem Flugmantel sich befänden. — Am folgenden Tage bringt Hlinik solch heftigen Feuerregen hervor, dafs alle Unholde, die von den Schwestern zur Hochzeit geladen waren, in ihm umkommen. Nun fährt der Königssohn, reich beladen mit den Schätzen der Höhle, mit Þóra und der Hündin zu den Eltern zurück. Bald soll er denn auch mit seiner Retterin die Hochzeit feiern. Am Tage vorher gehen die beiden am Meeresstrande spazieren. Da sieht Hlinik ein wundervolles Schiff herankommen, und trotz der Warnungen seiner Braut geht er ihm entgegen. Er findet in ihm nur eine schöne Jungfrau, zu der er sogleich von Liebe ergriffen wird. Seine Braut und die Hochzeit hat er völlig vergessen. Er führt die Fremde zum Schlosse und bietet ihr Herz und Hand an. — — — Þóra erkennt sogleich, dafs hierbei Zauberei im Spiele ist. Sie verkleidet sich als alter Bauer und weifs am Tage vor der Hochzeit mit der Fremden Hlinik zu überreden, seine neue Braut einmal zu

beobachten, wenn sie sich in ihrem Zimmer allein glaubt. Da sehen sie nun, wie das schöne Mädchen sich zur Riesin aus der Höhle verwandelt, wie der Bruder Járnhaus durch den Fufsboden mit einem toten Hofherrn im Troge zu ihr ins Zimmer kommt, und wie sie beide zusammen den Mann verschlingen. — Nun weicht der Zauber von den Augen des Königssohnes. Er erinnert sich auch wieder an Þóra, die sich ihm nun in ihrer Verkleidung zu erkennen gibt. — — Am folgenden Tage hält Hlinik scheinbar Hochzeit. Wie die Braut auf dem Hochsitze neben ihm sitzt, tritt Þóra in den Saal. Bei ihrem Anblicke wechselt die Riesin die Farbe, doch ehe sie sich noch wehren kann, hat der Königssohn sie erschlagen. Als auf ihren Schrei durch den Fufsboden ihr Bruder Járnhaus zur Hilfe eilt, wird auch er mit seinem eigenen Schwerte getötet. Hierauf feiern Hlinik und Þóra eine fröhliche Hochzeit.

Eine zweite Variante findet sich noch in einem Manuskripte der Landesbibliothek in Reykjavík (Lbs. 537 4to). Es ist das Märchen von dem „Königssohn Sigurður und der Bauerntochter Helga“, das nach der Erzählung einer alten Frau im Skagafjörður aufgezeichnet wurde. — — Die zauberkundige Grofsmutter, nicht Pflegemutter, gibt hier der Heldin Helga ein Knäuel, das ihr den Weg zeigen soll. Zugleich darf sie nur da übernachten und nur dort sich verstecken, wo das Knäuel es will. — In diesem Märchen ist von einer Riesin die Rede, die Sigurður nach drei Tagen zu töten droht, wenn er bis dahin nicht in die Heirat einwilligt. Auf den Rat seiner Jugendgespielin sagt nun am Abend der Königssohn, dafs er sie wohl heiraten wolle, aber es nicht könne, denn sie seien dazu beide zu arm. Das will aber die Riesin nicht gelten lassen, und drum zeigt sie ihm alle ihre Schätze, zwei Kisten mit Gold und die dritte Kiste mit drei Kostbarkeiten, einem kleinen Goldbett, das aber jede beliebige Gröfse annehmen kann, zweitens einem Flugmantel, und drittens einem Hut mit weifsem, rotem und gelbem Rande. Wenn man mit der dazu gehörigen Stahlspitze den weifsen Rand berührt, so entsteht ein furchtbares Unwetter. Beim Berühren des roten Randes kommt ein Feuerregen, und wenn der gelbe Rand bestrichen wird, so entsteht Wärme und Sonnenschein. — Am folgenden Morgen,

nachdem die Riesin gegangen ist, um alle Gäste zur Hochzeitsfeier zu laden, stellt sich Sigurður in den Höhleneingang und berührt abwechselnd den weifsen und roten Rand des Hutes, so dafs die Riesin mit ihren Genossen jämmerlich im Unwetter zu Grunde geht. Dann fährt das junge Paar ins Königreich zurück und hält Hochzeit.

Zu diesem Märchen weifs ich keine Parallelen nachzuweisen. Ich möchte auch fast vermuten, dafs es isländischen Ursprungs ist, denn der Jüngling, der von Riesinnen geraubt wird, um eine von ihnen zu heiraten, ist im Isländischen ein beliebtes Thema der Riesensagen. Das Knäuel oder die Hündin, die den Weg weist, das Flugbett oder der Flugmantel, der Stein oder der Hut, durch den man ein Unwetter erzeugen kann, das den Riesen gemeinsame Lebensei, das Schwert, durch das allein die Riesin samt ihrem Bruder getötet werden kann — alles dieses findet sich auch schon in anderen Märchen verwandt.

Zu dem einschläfernden oder weckenden Gesang der Schwäne kann ich keine weiteren Belege anführen.

Die Fortsetzung in der zweiten Fassung, in der die Riesin in der Gestalt einer schönen Jungfrau den Prinzen zu berücken weifs, ist wenig motiviert. Ich möchte fast vermuten, dafs diese Fortsetzung in Anlehnung an den Schlufs der „vergessenen Braut“ entstand. Dort haben wir ja auch das völlige Vergessen der Retterin — hier freilich durch den Kufs oder den Trunk erklärt — und die Heirat mit der fremden Jungfrau, die später als die Stiefmutter oder Grofsmutter erkannt wird.

XLII. Die kunstreichen Brüder.

Lbs. 438 4to.

Einst lebte ein Königspaar, das sechs Töchter hatte. Nicht weit vom Schlosse lebte der Bruder des Königs. Auch er war verheiratet und zwar mit einer sehr geizigen Frau. Diese ärgerte sich darüber, dafs sie so oft die Gäste des Königs auch bei sich empfangen mufsten. So zog auf ihren Vorschlag

ihr Mann einst heimlich mit ihr fort in ein weit von allen Menschen gelegenes Tal. Dorthin nahmen sie dann all ihr Hab und Gut mit sich. Im Laufe der Zeit bekamen sie hier sechs Söhne. Da kein Geistlicher da war, liefsen sie sie ohne allen Unterricht, ohne jede Kenntnis von Welt und Menschen aufwachsen. Als der älteste zwanzig Jahre alt war, kamen die Brüder einst beim Viehhüten ins Gespräch darüber, ob es aufser ihnen und den Eltern auch noch andere Menschen gebe. Denn der Vater müsse doch auch Vater und Mutter gehabt haben und ebenso die Mutter. Wie sie nach Hause gekommen sind, fragen sie die Mutter danach. Doch diese versichert, dafs sie die einzigen Menschen auf der Welt seien. Der Vater und sie seien beide aus einem Eichbaume hier im Tale entsprungen. Doch die Söhne glauben ihr nicht recht, und wie wieder einmal der Vater nach längerer Abwesenheit ins Tal zurückkehrt, versteckt sich der jüngste unter das Bett der Eltern. Diese glauben sich allein, und so berichtet denn der Mann über alles, was er in der alten Heimat gesehen und gehört hat. Der Lauscher erzählt den Inhalt des Gesprächs seinen Brüdern. Nun beschliefsen diese, aus dem Tale zusammen fortzuziehen, um die übrigen Menschen kennen zu lernen. Da die Eltern sehen, dafs ihre Söhne sich nicht mehr zurückhalten lassen, rüsten sie sie mit allem Nötigen aus. Zum Abschiede gibt ihnen dann die Mutter noch allerhand Zaubergaben. Zuerst ein Knäuel, das ihnen den Weg zeigen soll, dann ein Schwert, das alles zu durchhauen vermag, ferner eine Nufsschale, die man nur aufs Wasser zu setzen braucht, um aus ihr ein grofses Schiff zu machen, das steuert, wohin man nur will, und schliefslich einen Leinwandsack, in dem ein Pulver sich befindet. Sowie man dies auf den Boden streut, wird es hell wie der Tag. — Nun ziehen die Brüder in die Welt hinaus. Wie sie an ein umzäuntes Weideland kommen, gehen sie so lange am Zaune vorbei, bis sie zu einem Eingange gelangen. In diesem steht ein Mann in roter Kleidung, der sich Rauður, der Minister des Königs, nennt. Er will Namen und Herkunft der Brüder wissen. Diese haben keine Ahnung, was sie darauf antworten sollen. Schliefslich legen sie sich nach ihren verschiedenen Eigenschaften einen

Namen bei und nennen sich also der Guthauende, der Gutwachende, der Gutsingende, der Gutkletternde, der Gutspürende und der Gutschlafende. Sie stellen sich nun mit diesen Namen dem Minister vor und bitten nochmals um Einlafs. Da er ihnen höhnisch verweigert wird, klettert der Gutkletternde über den Zaun und hilft dem Guthauenden auch hinüber. Der schlägt nun dem Rauður den Kopf ab und öffnet dann seinen Brüdern das Tor. Sie gehen alle sechs hinein, geradewegs auf die Königshalle zu. Hier treffen sie eine Unmenge Menschen. Da sie in allen weltlichen Dingen unerfahren sind und auf keinerlei Fragen antworten können, so lachen alle über ihre Dummheit. Der König hört von den seltsamen Ankömmlingen und läfst sie zu sich rufen. Bald erkennt er, wie alles zusammenhängt. Die Brüder werden in allem Wissenswerten unterrichtet und gelangen beim Könige zu hohem Ansehen. Gegen Weihnachten beginnt jedoch der König traurig und schweigsam zu werden. Auf die Fragen der Brüder, was ihm fehle, erzählt er, dafs er in den letzten Jahren in jeder Weihnachtsnacht eine Tochter verloren habe. Jetzt wäre nur noch die jüngste bei ihm, aber auch diese würde ihm wohl, wie die übrigen, geraubt werden. Denn alle Wachen, die er im Zimmer der Töchter gehabt hätte, würden in der Nacht von so tiefem Schlaf befallen, dafs keiner desselben sich erwehren könne. Nun bieten sich die Brüder an, die Prinzessin vor dem gefürchteten Schicksale zu bewahren. Der Gutsingende hält in der Weihnachtsnacht durch schöne Lieder die Brüder lange wach, und der Gutwachende gibt genau auf alles acht. Endlich werden aber doch alle aufser ihm von tiefem Schlaf befallen. Da hört er Lärm und Donner draufsen, ein Fenster wird zerbrochen, und das Licht erlischt. Schnell schüttet er das Pulver aus dem Säckchen auf den Boden, so dafs es taghell wird. Er weckt die Brüder, und nun sehen sie, wie eine riesige behaarte graue Hand mit einer Eisenkrücke unter den Gürtel der schlafenden Prinzessin greift, um sie zum Fenster herauszuziehen. Da nimmt der Guthauende sein Schwert und schlägt mit einem Schlage die Hand bis zum Ellenbogen ab. Der Unhold draufsen stöfst ein furchtbares Geschrei aus, so dafs alle im Schlosse erschreckt aus dem Schlafe fahren, und

verschwindet im Dunkeln. Sowie es hell wird, machen sich die Brüder auf, um die Blutspur zu verfolgen und vielleicht noch die anderen Prinzessinnen wieder zu entdecken. Nach langer Wanderung kommen sie an einen sumpfigen See. Sie setzen die Nufsschale auf das Wasser und lassen sich vom Schiffe zum anderen Ufer hinübertragen. Nachdem sie hier wieder Blutspuren gefunden und verfolgt haben, kommen sie an einen steilen Felsen, auf dem hoch oben augenscheinlich eine Höhle sich befindet. Am Fufse des Felsens sind Frauenkleider zum Trocknen aufgehängt. Der Gutkletternde klimmt nun herauf und streut Sand auf das Fenster der Höhle. Sogleich hört er, wie drinnen jemandem befohlen wird, hinauszugehen, um die Kleider der Prinzessinnen nicht nafs werden zu lassen. Ein junger Riese klettert hinunter und wird dann gleich von den Brüdern erschlagen. So geht es sechsmal. Endlich kommt unter Donner eine furchtbare Riesin heraus, um selbst das Zeug hereinzunehmen. Erst wie sie unten ist, sieht sie die Brüder, und dem Guthauenden gelingt es, ihr mit seinem Zauberschwerte den Kopf abzuhauen. Nun klettern alle mit Hilfe des Bruders den Felsen hinauf. Drinnen in der Höhle finden sie stöhnend einen halbtoten Riesen, dem der Unterarm fehlt. Sie töten ihn vollends und durchsuchen dann die Wohnung. Endlich finden sie in einer wolverschlossenen Seitenhöhle die fünf gestohlenen Prinzessinnen, fast verhungert und dem Tode nahe. Sie bringen sie nun zum Schlosse zurück, und jeder der Brüder heiratet eine Königstochter.

Árn. (II S. 471—3) bringt das gleiche Märchen nach der Erzählung eines Bauern aus Biskupstungur. Hier ist nur von fünf Brüdern die Rede. Sie erhalten ihre Namen durch eine alte Frau, der sie auf ihre Bitte etwas zu trinken gaben. Die Einleitung von den Eltern der Brüder fällt fort. — Dem Könige sind bisher nur zwei Töchter von seinen fünf Töchtern geraubt worden. In der Weihnachtsnacht, als die dritte Prinzessin gestohlen werden soll, haut der Guthauende dem Räuber die Hand ab. Dann verfolgen sie sogleich die Spur bis an den Felsen, und klettern dann alle zusammen zu einer Höhle hinauf. Oben finden sie eine weinende Riesin, die ihnen erzählt, dafs ihr Mann in der Nacht eine Hand verloren

habe. Sie versprechen ihn zu heilen, wenn die Riesin nicht zusehen und in der Zwischenzeit sich binden lassen wolle. Sie gibt es schliefslich zu und wird nun samt ihrem Manne getötet.

Eine dritte Fassung (Lbs. 536 4to), die sonst in allen Hauptzügen mit der vorhergehenden übereinstimmt, berichtet, dafs die sechs bis dahin namenlosen Brüder ihre Namen zugleich mit je einer wunderbaren Eigenschaft bekommen hätten, weil sie einem im Walde eingeschlafenen alten Manne in der Zwischenzeit das Holz gespaltet und zusammengesucht hatten. Nach dieser Version werden die sechs Königstöchter jedesmal gleich nach der Geburt gestohlen. Auch in dieser Erzählung wohnt das Riesenpaar auf hohem Felsen.

Eine vierte Variante dieses Märchens ist uns schon als eingeschobene Episode in dem Märchen von „der Königstochter, die in ein Pferd verwandelt war“, begegnet. Hier waren es drei Brüder, die die Prinzessinnen befreiten und zwar in der Gestalt von Riesen, die erst nach der Hochzeit zu Königssöhnen wurden.

In dieser isländischen Erzählung haben wir, in allerdings sehr verwischter Form, das Märchen von „den Menschen mit den wunderbaren Eigenschaften“. Über dieses aufserordentlich verbreitete Märchen ist Benfeys Aufsatz in seinen „Kleineren Schriften“ II S. 94 ff. zu vergleichen. Aber während in all den Märchen, die hierhin zu zählen sind (z. B. fünfte Erzählung der Vetâlapañcavimçati, erste Erzählung des Ssiddi-kür, Strap. 7. Nacht 5. Fabel, Bas. 5. Tag 7. Märchen, Kreutzw. Nr. 3, Grundtv. I Nr. 17 etc.) erzählt wird, dafs eine Anzahl von Menschen — und zwar entweder drei einander fremde Leute, oder drei, vier, fünf oder gar sechs Brüder — durch ihre wunderbaren Eigenschaften zusammen eine Prinzessin befreien und dann nachher darüber in Streit geraten, wer am meisten Anrecht auf ihren Besitz hat, weifs das isländische Märchen — dem Märchenprinzipe getreu, dafs für jeden Helden die Erzählung mit einer Heirat enden müsse — diesen Streit dadurch zu vermeiden, dafs statt der einen Prinzessin stets ebensoviele Prinzessinnen verhanden waren wie Brüder, die sie befreiten. Aus dieser Änderung heraus nimmt das isländische Märchen

dann einen ganz anderen Verlauf, wie die übrigen zu dieser Familie zu zählenden Märchen, so dafs keine weiteren Parallelen zu ihm sich hier beibringen lassen.

Die Antwort der Mutter, dafs sie wie der Vater einem Eichbaum entsprungen seien, erinnert an die primitive Vorstellung vom Ursprunge der Menschen, die bei manchen Völkern sich findet (vgl. Edda „Völuspá" Str. 17/8).

Die Zaubergaben, die den Brüdern zum Abschied von der Mutter gegeben werden, sind die gewöhnlich vorkommenden wunderbaren Gegenstände. Nur das Schiff scheint mir hier bemerkenswert, da es noch eine Erinnerung an die vielleicht ursprüngliche Form der Erzählung zu sein scheint. In den indischen Märchen kommt ein Schiff vor, das durch die Luft fliegt, in der mongolischen Bearbeitung ist daraus ein hölzerner Garuda geworden, im Italienischen verwandelt es sich schliefslich in ein wunderbares Schiff, das die Brüder zu der befreienden Prinzessin hinbringt, und in der ersten isländischen Erzählung wird ausdrücklich berichtet, dafs die Brüder mittels ihres Schiffes über einen sumpfigen See fahren (zum wunderbaren Schiffe ist auch Skíðblaðnir zu vergleichen, Sn. Edda I S. 138).

Das regelmäfsige Stehlen der Prinzessinnen, bis dann endlich der Retter kommt, der dem Diebe den haarigen Arm bis zum Ellenbogen abschlägt, erinnert an Grendels Besuche in Heorot (Béowulf). Auch das Verfolgen der Blutspuren bis zur Wohnung des Unholds, dann zuerst das Erschlagen der übrigen Riesen, hierauf die Tötung des schon schwer Verwundeten, läfst sich gleichfalls mit dem siegreichen Kampfe Béowulfs gegen Grendel und Grendels Mutter vergleichen.

XLIII. Die drei Freier um eine Braut.

Árn. II S. 367—75. Nach dem Manuskript des Parlamentsmitgliedes Jón auf Gautlönd.

Drei Königssöhne werden mit der Tochter eines benachbarten Königs zusammen auferzogen. Wie sie erwachsen sind, entbrennen sie alle in Liebe zu ihrer schönen Pflegeschwester.

Diese soll nach dem Wunsche des Königs zwischen ihnen eine Wahl treffen. Doch sie erklärt, das sei ihr unmöglich, denn sie habe sie alle drei gleich lieb. Um nun keinen seiner Söhne zu bevorzugen, trägt ihnen der Vater auf, in die Welt zu ziehen und zu versuchen, irgend einen kostbaren Gegenstand zu erwerben. Wer die gröfste Kostbarkeit heimbringe, solle die Prinzessin heiraten. — — Der älteste Königssohn erhält von einer Königstochter ein Fernrohr, durch das man die ganze Welt überschauen kann. Der zweite sucht schliefslich einen kunstreichen Zwerg auf und erhandelt von ihm einen Flugmantel, der ihn im Augenblick nach jedem gewünschten Orte versetzt. Der jüngste trifft auf einem Markte in einer grofsen Stadt einen Kaufmann, und von ihm erhandelt er einen wunderbaren Apfel. Wenn dieser einem Sterbenden in die rechte Handfläche gelegt wird, so lebt er sofort wieder auf und wird frisch und gesund. — Nach Ablauf eines Jahres treffen sich die Königssöhne an einem vorher verabredeten Platze, um von hier aus gemeinsam heimwärts zu reisen. Der älteste Prinz will durch sein Fernrohr sehen, wie es der Geliebten ergeht. Zu seinem Entsetzen sieht er sie dem Tode nahe auf dem Krankenlager liegen. Alle drei sind verzweifelt. Doch dann fällt dem zweiten Königssohne sein Flugmantel ein. Die Brüder setzen sich zusammen auf ihn und sind im nächsten Augenblicke schon im heimischen Schlosse. Hier wird in jedem Augenblick der Tod der Prinzessin erwartet. Doch nun kann der jüngste die Wunderkraft seines Apfels beweisen. Er drückt ihn der Geliebten in die rechte Hand, und siehe da, das Leben kehrt zu ihr zurück, und frisch und gesund kann sie vom Lager aufstehen. — — — Eine Volksversammlung wird nun berufen, damit diese entscheide, wer von den drei Brüdern die Prinzessin am meisten verdient habe. Jeder von ihnen macht hier geltend, dafs ohne seine Hilfe die Geliebte hätte sterben müssen, und dafs er infolgedessen das gröfste Anrecht auf sie besitze. Die Volksversammlung kommt jedoch zu dem Schlusse, dafs alle drei Kostbarkeiten gleichwertig seien, und nun mufs der König einen neuen Ausweg finden, um diese Sache gerecht zu entscheiden. Die Königssöhne sollen jetzt um die Wette

schiefsen. Wessen Pfeil am weitesten fliegen würde, der solle die Braut bekommen. Der jüngste scheint am besten geschossen zu haben. Doch da sein Pfeil trotz mehrtägigem Suchen nicht gefunden werden kann, so soll nach der Entscheidung des Königs der zweite Sohn, dessen Pfeil in der Nähe des Zieles sich befand, die Pflegeschwester heiraten. — — Der jüngste Prinz ist über diesen Ausgang sehr unglücklich. Tag für Tag sucht er nach seinem Pfeile, bis er ihn endlich, nachdem schon lange die Hochzeit gefeiert war, weit über das Ziel hinaus in einem Eichenstamm wiederfindet. Doch da der König nun von einer Änderung nichts mehr wissen will, beschliefst der Prinz, sein Vaterland zu verlassen und nie wieder dorthin zurückzukehren. Er geht in einen tiefen Wald und irrt in ihm viele Tage herum, bis er endlich vor Hunger und Müdigkeit nicht mehr weiter kann und sein letztes Stündlein gekommen glaubt. Zehn Ritter, alle festlich geschmückt, sieht er nach einer Weile geradewegs auf sich zureiten. Sie begrüfsen ihn ehrerbietig und bitten ihn, ein schön gesatteltes Pferd, das sie ledig mit sich führen, zu besteigen, dann reiten sie alle zusammen zu einem Königsschlosse, in dem eine jungfräuliche Königin wohnt. Vor diese wird nun der Prinz geleitet. Sie begrüfst ihn auf das herzlichste und sagt, sie habe von seinen Leiden und seiner treuen Liebe gehört. Dadurch habe sie ihn lieb gewonnen, und nun biete sie ihm mit ihrer Hand zugleich ihr Königreich an. Da der Jüngling mit ihrem Vorschlage einverstanden ist, so wird bald Hochzeit gefeiert, und er übernimmt die Herrschaft des Landes. — — Der alte König trägt schwer an dem Verluste seines jüngsten Sohnes. Eine herumwandernde Frau, die an den Hof kommt, läfst ihn durch ihre unterhaltenden Geschichten seine Einsamkeit vergessen, ja, schliefslich verliebt er sich in sie und heiratet sie. Auf ihre Veranlassung wird von ihm sein jüngster Sohn zum Besuche ins Königreich geladen. Wie er kommt, wird er wegen seiner Flucht vom Vater hart angefahren und mit dem Tode bedroht, wenn er nicht innerhalb eines Jahres drei Dinge verschaffe, erstens ein Zelt, das hundert Mann fafst und doch in der Hand verborgen werden kann, zweitens das Wasser, das jede Krankheit heilt, und drittens den Mann, der anders aussieht, wie

alle übrigen Männer in der Welt. — — — Wie der junge König heimkehrt, ist er über diese Aufträge, die er nicht lösen kann, ganz verzweifelt. Seine Gattin, die schliefslich den Grund seines Kummers erfährt, tröstet ihn und verspricht ihm Hilfe. Das Zelt, das verlangt wird, besitzt sie schon selbst. Das Heilwasser ist nicht weit vom Schlosse in einem Brunnen, der in einer dunklen Höhle gelegen ist. Ihn verteidigen sieben Löwen und drei Schlangen, und soll das Wasser seine Heilkraft behalten, so mufs es genommen werden, wenn die wilden Tiere wachen. Aus diesem Grunde hat bisher noch jeder das Wagestück mit dem Leben gebüfst. Doch die Königin läfst sieben Ochsen und drei Schweine den Löwen und Schlangen vorwerfen, und während die Tiere diese Mahlzeit verschlingen, nimmt sie das Wasser und entkommt wieder glücklich aus der Höhle. — Um die dritte Aufgabe zu lösen, mufs der junge König den Halbbruder seiner Gattin aufsuchen. Diesen hat einst ihr Vater, als er auf der Jagd in eine Höhle gelockt worden war, mit einer Riesin gezeugt. Er ist drei Fufs hoch und hat einen Bart von dreifsig Ellen Länge, der so hart wie Schweinsborsten ist. Er hat nur ein Auge in der Mitte der Stirne, eine Hundeschnauze und Katzenohren. — — Diesen Unhold sucht nun der junge König auf und stimmt ihn durch einen wertvollen Ring, den die Schwester ihm sendet, zur Hilfe bereit. Mit ihm, dem Zelte und dem Heilwasser kommt nun nach Ablauf eines Jahres der Sohn zum Vater zurück. Eine Volksversammlung wird einberufen, um zu entscheiden, ob die Aufgaben richtig gelöst sind. Das Zelt und das Wasser finden aller Beifall. Wie nun der ungeschlachte Riese vorgeführt wird, zittert jeder vor Entsetzen bei seinem Anblick. Er aber geht nach einer Weile auf die Königin zu und tötet sie. Darauf zeigt sie sich in ihrer wahren Gestalt als furchtbare Unholdin. Der alte König, der über alles dieses vor Schreck erkrankt, wird durch das Wasser schnell geheilt, das junge Paar zieht zu ihm in sein Reich und überläfst zum Lohne für seine Hilfe dem einäugigen Riesen das andere Königreich.

In dem ersten Teile dieses Märchens haben wir eine interessante Variante des Themas von den „Menschen mit den wunderbaren Eigenschaften“. Aus den wunderbaren Eigen-

schaften sind wunderbare Gegenstände geworden, durch deren Hilfe die drei Freier die Jungfrau vom Tode erretten, und nun alle gleichen Anspruch auf sie zu haben glauben. Schon in der indischen Erzählung, die wir nach Benfey als Quelle anzusehen haben, hat übrigens der eine Freier ein wunderbares Schiff, das zur Rettung der Prinzessin beiträgt, nicht aber eine wunderbare Eigenschaft (Benfey „Kleinere Schriften" II S. 97). Die Frage, wer die Frau besitzen soll, bleibt in einigen dieser Märchen, wie hier im isländischen, ungelöst, in anderen bekommt sie der Besitzer des Apfels, in wieder anderen heiratet sie der Vater der Freier etc. — — Die indische Erzählung lautet kurz folgendermafsen: Der erste Minister eines Königs will seine schöne Tochter nur einem Manne geben, der eine unübertreffliche Gabe besitzt. Wie der Vater einmal auf Gesandtschaftsreisen ist, stellt sich ihm als Freier ein Brahmane mit einem selbstgefertigten Wagen vor, der durch die Luft geht, wohin man will. Während der Abwesenheit des Ministers freit beim Bruder des Mädchens ein Brahmane um die Schwester, der die Gabe besitzt, alles erkennen zu können, und die Mutter sagt die Tochter in dieser Zeit einem Brahmanen zu, der die Kunst versteht, auf den blofsen Ton hin mit dem Pfeile alles treffen zu können. Während die drei Freier sich noch um die Braut zanken, wird diese von einem bösen Geiste auf einen Berg entführt. Der eine Brahmane erkennt, wo sie sich befindet, der zweite tötet den Räuber, und auf dem Wagen des dritten wird das Mädchen zurückgeholt. — — Alle drei glauben nun durch ihre Hilfe am meisten zur Rettung der Jungfrau beigetragen zu haben, der Vater ist jedoch ratlos, wem er sie zusprechen soll.

Unserm isländischen Märchen am nächsten (abgesehen von der später zu besprechenden Fassung in 1001 Nacht) stehen ein griechisches und ein wälschtyroler Märchen. Bei Hahn (47 „Von den drei um die Braut streitenden Brüdern" I S. 263 ff.) wird erzählt, dafs drei Prinzen sich in die gleiche Prinzessin verlieben. Sie sollen nun in die Fremde ziehen und der, welcher die gröfste Kostbarkeit nach Hause bringt, soll die Geliebte heiraten. Der älteste bekommt ein Fernrohr (bemerkenswert ist, dafs das griechische Märchen ebenso wie das

isländische und arabische den ältesten Bruder ein Fernrohr bekommen läfst, siehe auch Grimm Nr. 129), der zweite eine Apfelsine und der dritte einen Teppich. Wie der älteste durch das Fernrohr die Prinzessin im Sterben sieht, wünscht der zweite sich und seine Brüder zu ihr, und der jüngste macht sie wieder gesund. Da der Streit um die Braut nicht geschlichtet werden kann, heiratet sie schliefslich der Vater der Brüder. — — — Auch bei Schneller (14 „Die drei Liebhaber“ S. 25 ff.) bekommen die drei Freier (dafs sie Brüder sind, ist hier nicht gesagt) die gleiche Aufgabe. Der erste kauft einen Apfel, der zweite einen Sessel und der dritte einen Spiegel. Im Zauberspiegel sehen sie, dafs die Braut im Sterben liegt, mit dem Zaubersessel fahren sie zu ihr, und durch den Apfel wird sie gerettet. Wer hat das Mädchen nun geheiratet?

Mit dem isländischen Märchen zeigt am meisten Übereinstimmung die Erzählung in 1001 Nacht „Prinz Ahmed und die Fee Perī Banū“ (7. Bd. XXI S. 104 ff.). Wir haben sie wohl auch für unser Märchen als direkte Quelle anzusehen, denn hier allein haben wir die Fortsetzung, dafs der Sultan, um die Streitfrage zu entscheiden, zwischen den Brüdern ein Wettschiefsen veranlafst. Der Pfeil des jüngsten, der von ihm nach langem Suchen weit über das Ziel hinaus gefunden wird, ist die Veranlassung, dafs er eine mächtige Fee, die ihn liebt, aufsucht und sich mit ihr verheiratet. Durch eine alte Hexe erfährt dann der Sultan, sein Vater, von dem Aufenthalte des Sohnes, und die Alte ist auch schuld, dafs ihm diese Aufgaben, die ihn verderben sollen, gestellt werden. Das gewünschte Zelt kann ihm die Gattin besorgen, das Heilwasser verschafft sich jedoch nach den Weisungen der Fee der Prinz selbst und läfst nicht, wie im isländischen Märchen, seine Gattin sich der Gefahr aussetzen. Das Ungeheuer, das der Prinz an den Hof seines Vaters schaffen soll, ist im Arabischen der rechte Bruder der Fee. Sowie dieser vor dem Sultan erscheint, erschlägt er ihn, sowie alle diejenigen, die dem Prinzen nachstellten. Dann wird der Jüngling zum Sultan gewählt.

XLIV. Die Riesin im Steinboot.

Árn. II S. 427—31. Aus Reykjavík.

Ein junges Königspaar, das längere Zeit bei den Eltern der Königin geweilt hatte, ist einst mit dem kleinen Sohne auf der Heimreise zum eigenen Königreiche. Unterwegs tritt auf einmal Windstille ein, so dafs das Schiff längere Zeit nicht weiterkommt. Die ganze Mannschaft, die nun nichts zu tun hat, liegt unter Deck und schläft, nur das Königspaar ist mit dem Söhnchen noch auf dem Verdecke. Aber auch den König übermannt die Müdigkeit, so dafs er gleichfalls hinuntergeht, um sich schlafen zu legen. Wie die Königin einsam auf dem Verdecke mit dem Kinde spielt, sieht sie in der Ferne einen schwarzen Fleck, der immer gröfser wird. Endlich kommt er so nahe, dafs sie einen Steinnachen mit einer einzigen Person in ihm erkennen kann. Er legt am Schiffe an, und eine furchtbare Riesin steigt auf das Verdeck. In all' dieser Zeit ist die Königin vor Entsetzen wie gelähmt. Sie kann kein Wort hervorbringen, noch sich rühren. Die Riesin geht auf die Königin zu, nimmt ihr den Knaben aus dem Arme und zieht ihr die Kleider bis auf das Unterzeug aus. Dann legt sie sich selber die königlichen Gewänder an, wodurch sie sogleich ein menschliches Aussehen bekommt. Nun setzt sie die hilflose Königin in den Steinnachen und spricht dabei: „Ich bestimme und bewirke, dafs du weder in der Fahrt noch im Fluge nachlässest, bis du zu meinem Bruder in die Unterwelt kommst.“ Hierauf fährt der Steinnachen mit der Königin fort und ist bald jedem Blicke entschwunden. Der kleine Knabe fängt jetzt an zu schreien. Die falsche Königin, die ihn nicht beruhigen kann, geht hinunter und weckt ihren Gemahl. Sie fährt ihn zum ersten Male in der Ehe mit rauhen Worten an, weil er sie mit dem unruhigen Knaben allein oben auf Deck gelassen und selber in Behagen geschlummert habe. Nun sei das beste Wetter zum Segeln, und es wäre Zeit, dafs die Mannschaft an die Arbeit käme. Ein günstiger Wind bringt die Schiffe auch bald zum Königreiche. — Der kleine Königssohn, der früher immer so brav und ruhig gewesen war, hört jetzt in Gegenwart seiner Mutter nicht mehr auf zu schreien, so dafs er

einer der Hofdamen zur Pflege übergeben wird. Hier wird er dann sogleich still und zufrieden. — — — Zwei junge Hofleute, die ihr Zimmer neben dem Zimmer der Königin haben, hören manchmal zu verschiedenen Tagesstunden drinnen so seltsames Geräusch. Neugierig halten sie einmal ihr Ohr an einen kleinen Spalt und vernehmen nun, wie die Königin sagt: „Wenn ich ein wenig gähne, bin ich ein zierliches, nettes Fräulein. Wenn ich mehr gähne, so bin ich eine Halbriesin, und wenn ich aus voller Kraft gähne, werde ich zur Riesin.“ In diesem Augenblicke gähnt die Königin ganz furchtbar und wird zum scheufslichsten Riesenweibe. Ihr dreiköpfiger Bruder kommt durch den Boden mit einem Troge voll Fleisch herauf, das dann von der Königin gierig verschlungen wird. Wie die jungen Leute das sehen, wundern sie sich nicht länger darüber, dafs die Königin bei der Hoftafel immer nur so kleine Bissen zu sich nimmt. In einem anderen Zimmer des Schlosses, in dem der kleine Prinz mit seiner Pflegemutter sich aufhält, spielt sich gleichfalls mehrere Male ein seltsamer Vorgang ab. Einige Bodendielen heben sich in die Höhe. Eine wunderschöne Frau, nur im Leinenhemde und gefesselt mit einem Eisengürtel, an dem eine schwere Gliederkette herunterhängt, taucht auf. Sie geht zur Pflegerin, nimmt ihr das Kind ab, liebkost es und gibt es dann zurück. Hierauf verschwindet sie auf dem gleichen Wege. Am folgenden Tage wiederholt sich der gleiche Vorgang. Nur sagt die Frau, ehe sie verschwindet, mit trauriger Stimme: „vorüber sind zwei, jetzt bleibt nur noch einer“. — Die Hofdame, die keinen Rat weifs, geht zum Könige und erzählt ihm alles. Am dritten Tage setzt dieser sich zur Pflegemutter des Sohnes ins Zimmer, das blanke Schwert auf dem Knie. Wie die Frau auftaucht, erkennt er in ihr seine Gemahlin. Kurz entschlossen haut er die Kette durch, an der sie gefesselt ist. Im gleichen Augenblicke kommt ein solcher Donner und so heftiges Erdbeben, als wenn das Schlofs einzustürzen drohte. Dann wird alles still. Nun fallen König und Königin einander in die Arme, und sie erzählt ihm jetzt von all' ihren Erlebnissen. Der schreckliche Riese, zu welchem der Steinnachen sie brachte, hatte sie durchaus heiraten wollen. Schliefslich habe sie es ihm gelobt,

wenn sie vorher drei Tage hintereinander ihr Söhnchen im Schlosse besuchen dürfe. Durch das unerwartete Zerbrechen der Kette sei der Riese jedenfalls nun getötet worden, denn nur so sei das Erdbeben erklärlich. — — — Die falsche Königin wird nun sogleich auch entlarvt und dem verdienten Tode übergeben. Die beiden jungen Hofleute erzählen dann dem Könige, was sie im Zimmer seiner Gemahlin gesehen und gehört hatten. — — — —

Ebenso wie hier im Märchen nimmt auch die Riesin Mjaðveigs („der verlorene Goldschuh") Aussehen an, nachdem sie die Königin ihrer Kleider beraubte. Dort kommt die von dem Riesen gefangen gehaltene Mutter aber nicht zu ihrem Kinde, sondern sie taucht nur in einem Glassaale aus dem Meere empor. Der eigene Gatte befreit sie dann auch nicht, sondern der Hirte des Königs durchschlägt die Kette. Von diesen Unterschieden abgesehen, stimmen sonst diese beiden Erzählungen völlig überein.

Wir haben hier eine etwas unklare Überlieferung von dem Märchen der verfolgten Stieftochter, die nach ihrer Niederkunft von der bösen Stiefmutter getötet oder sonstwie entfernt wird, um die eigene häfsliche Tochter an ihre Stelle zu setzen. Die bei Seite geschaffte junge Mutter erscheint dann vielfach dreimal noch bei ihrem Kinde, meist um es selbst zu stillen, bis endlich bei ihrem letzten Besuche der Gatte sie erlöst, entweder indem er ihr wie hier die Kette durchschlägt, oder indem er ihr in ihrer Verzauberung den Kopf abhaut usw. Dieses Märchen findet sich in verschiedenen Sammlungen, z. B. Grimm (11 „Brüderchen und Schwesterchen" I S. 42 ff.), Kreutzwald („Rôugatajas Tochter" S. 203 ff.), Gonz. (48 „Von Sabedda und ihrem Brüderchen" S. 315 ff.) usw. — — — —

XLV. Die Kuh Búkolla.

Árn. II S. 470/1. Nach der Erzählung einer Frau auf Seltjarnarnes.

Einem Bauernpaare wird die einzige Kuh Búkolla gestohlen, gerade nachdem sie gekalbt hatte. Sie suchen und suchen sie überall, können sie aber nirgends finden. Nun

schicken sie ihren Sohn, den sie nicht besonders lieben, nach der Kuh aus und sagen ihm, er dürfe ohne die Kuh ihnen nicht wieder vor die Augen kommen. Wie der Bursche eine Weile gegangen ist, setzt er sich zum Essen nieder und sagt: „Brülle Búkolla, wenn du irgendwo noch am Leben bist.“ Darauf glaubt er in weiter Ferne das Tier brüllen zu hören. Er geht nun weiter. Bei der zweiten Rast scheint ihm auf seine Aufforderung hin das Gebrüll der Búkolla etwas näher zu sein, und wie er die dritte Mahlzeit einnimmt, hört er die Kuh unter seinen Füfsen brüllen. Er klettert nieder, bis er in eine grofse Höhle gelangt. Hier findet er Búkolla angebunden, doch ohne Zaudern löst er sie und führt sie mit sich. Wie er nach einer Weile sich umschaut, sieht er sich von einer gröfseren und einer kleineren Riesin verfolgt. Da diese bei ihren grofsen Schritten ihn bald einholen werden, fragt er Búkolla, was er tun solle. Die Kuh rät ihm, ein Haar aus ihrem Schwanze zu nehmen und es auf die Erde zu legen. Dann zaubert sie es zu einem grofsen Teiche um. Doch die Riesin läfst durch ihre Tochter den grofsen Ochsen ihres Vaters holen, und der trinkt sogleich den ganzen Teich aus. Nun verzaubert Búkolla ihr Schwanzhaar zu einem riesigen Scheiterhaufen. Jetzt wird von der Riesentochter auf die Aufforderung der Alten der Ochse zurückgeholt. Der gibt dann alles Wasser wieder von sich, so dafs das Feuer erlöscht. Schliefslich wird aus dem dritten Schwanzhaare der Kuh ein hoher Berg. Die Riesin läfst jetzt das grofse Bohreisen ihres Vaters holen und bohrt sich einen Weg hindurch. Wie sie durch die Öffnung schon hindurch sehen kann, drängt sie sich voreilig hinein. Doch der Weg ist zu eng, sie bleibt in ihm stecken und wird schliefslich zu Stein. Der Bauernbursche aber kommt mit seiner Búkolla glücklich zu den Eltern zurück.

Dieses Märchen ist eigentlich nur eine Märchenepisode von den bei der Flucht ausgeworfenen Gegenständen, die die Verfolgung hindern. In diesem fragmentarischen Charakter stimmt es mit Grimms „Wassernixe“ (79, I S. 294) überein. Auch dort handelt es sich nur darum, wie Brüderchen und Schwesterchen auf der Flucht vor der Wassernixe sich retten.

XLVI. Der Zauberlehrling.

Lbs. 438 4to.

Ein Königspaar hatte eine Tochter, Ingibjörg genannt. Nicht weit vom Hofe wohnte in einer Hütte ein Bauernpaar, das einen einzigen Sohn, namens Sigurður, besafs. Der Knabe war klug, so dafs er sogar lesen und schreiben lernte. — — Als er einst im Walde spazieren geht, begegnet er einem rotgekleideten Manne. Der fragt ihn, wie er heifse. Sigurður sagt das und erkundigt sich nun auch seinerseits nach dem Namen des Fremden. Dieser nennt sich Rauðkufl (Rotkutte). Darauf fragt ihn der Rote, ob er lesen und schreiben könne. Der Knabe bejaht es. „Dann will ich dich nicht", sagt der Rote und geht fort. Nach seinem Weggange ärgert sich der Knabe, dafs er die Wahrheit gesagt hat und versucht darum, ob er den Roten am anderen Tage nicht noch einmal treffen kann. Es glückt ihm auch, und der Fremde stellt jetzt die gleichen Fragen wie vorher. Sigurður behauptet nun frischweg, weder lesen noch schreiben zu können. Als Rauðkufl ihn fragt, ob er denn nicht derselbe sei, den er gestern angetroffen habe, erklärt er keck: „O, das war mein Bruder Siggy. Der hat gestern Abend so etwas erzählt. Ob er lesen und schreiben kann, weifs ich nicht. Aber er sitzt immer über Büchern, und vielleicht wird das „lesen" genannt." — Mit dieser Antwort zufrieden bietet Rauðkufl dem Knaben an, auf ein Jahr in seinen Dienst zu treten. Dieser willigt gern ein. Am nächsten Tage führt ihn Rauðkufl in sein Haus. Das ist von oben bis unten voll von Zauberbüchern, und Sigurður hat weiter nichts zu tun, als darauf zu achten, das keins von ihnen verdirbt. Rauðkufl geht darauf fort. Der Knabe ist nun allein im Hause nur mit einem Mädchen, das ihn bedient. Mit diesem hat es auch seine eigene Bewandtnis, denn er kann es immer nur bis zur Taille sehen — der ganze Unterkörper ist unsichtbar. Nun lernt in dieser Zeit Sigurður aus den Zauberbüchern, soviel er nur kann. Nach einem Jahre kommt Rauðkufl zurück, gibt dem Knaben 100 Taler Lohn und verspricht ihm das Doppelte, wenn er noch ein Jahr ihm dienen wolle. Der Knabe ist's zufrieden. Auch ein drittes

Jahr läſst er sich gern noch dort halten, und wie dieses fast verstrichen ist, da ist er durch die Bücher ein ebenso mächtiger Zauberer geworden wie sein Herr. Er weiſs nun, daſs Rauðkufl die Zeit seiner Abwesenheit mit seinen Brüdern Grænkufl und Blákufl verbringt, und daſs die drei Zauberer die Absicht haben, ihn zu töten, sowie das dritte Dienstjahr vergangen ist. Am Tage vor Ablauf desselben kehrt er zu seinem Vater zurück. Diesem sagt er, daſs am anderen Tage ein rotgekleideter Mann zu ihm kommen und das braune Pferd kaufen würde, das drauſsen im Stalle stehe. Er solle es ihm auch geben, aber nur ja nicht unterlassen, vorher die Kette des Pferdes zu sprengen. Der Alte verkauft das Pferd, läſst es aber auf die Bitte des Roten an der Kette. Nun führt Rauðkufl es triumphierend heim und bindet es im Stalle fest. Wie er fort ist, kommt das verzauberte Mädchen in den Stall. „Nun geht es dir schlecht, Sigurður“, sagt es zum Pferde. Auf die Bitten desselben sprengt es jedoch schnell die Kette, die das Pferd fesselt. In diesem Augenblicke kommt Rauðkufl mit einem glühenden Eisen, um den Knaben zu töten. Doch der verwandelt sich in einen Drachen und fliegt übers Haus. Rauðkufl verfolgt ihn in derselben Gestalt. Beide kämpfen lange zusammen, bis Sigurður endlich den Zauberer besiegt. Nun nimmt er alle Zauberbücher, die er brauchen kann, aus dem Hause fort und tritt in seinem heimischen Königreiche in den Dienst des Königs. Bald wird er Minister, und der König unternimmt nichts mehr ohne seinen Rat. Sigurður bittet ihn dringend, ohne sein Wissen und seine Zustimmung keinen Wintergast anzunehmen. Der König verspricht es auch, bricht aber aus Gedankenlosigkeit sein Wort, als der Minister einmal abwesend ist. Wie Sigurður heimkehrt, erkennt er sogleich in dem Gaste Blákufl, den Bruder des Roten. — — Die Königstochter Ingibjörg war mittlerweile durch Sigurður schwanger geworden. Ehe sie niederkommt, tritt Sigurður zu ihr und sagt, daſs die Geburt schwer von statten gehen würde. Man würde schlieſslich Blákufl rufen, und dann erst könne sie das Kind gebären. Wenn sie den Wintergast nun fragen würde, welchen Lohn er für diesen Dienst haben wolle, so würde er seinen Blick auf ihr Armband am linken Arm heften und sich

dieses ausbitten. Aber sie dürfe es ihm auf keinen Fall eher geben, bis sie es hätte auf den Boden fallen lassen. — Nun verschwindet Sigurður, und niemand weifs, wo er geblieben ist. Alles trifft nun nach seiner Voraussagung ein. Wie Blákufl das Armband verlangt, sagt Ingibjörg, dafs er sehr uneigennützig und bescheiden sei. Sie wolle extra eine Volksversammlung zusammenrufen, um seine Güte allen kund zu tun. Sowie sie sich wieder erholt hat, läfst sie das Volk zusammenkommen und rühmt hier öffentlich den Wintergast. Wie dieser ihr nun das Armband vom Arme nehmen will, löst sie es selbst und läfst es wie zufällig zur Erde fallen. Blákufl wird bei diesem Anblick dunkelschwarz im Gesichte, und auch der Armring am Boden wird schwarz. Im gleichen Augenblicke verwandelt sich der Wintergast in einen riesigen Drachen, der Ring nimmt die gleiche Gestalt an, und beide kämpfen zusammen. Endlich fällt Blákufl tot nieder. Der andere Drache kehrt zurück und verwandelt sich zu aller Erstaunen in Sigurður. Nun wird eine glänzende Hochzeit gefeiert. — Eines Morgens, als Sigurður erwacht, ist Ingibjörg verschwunden, und sein Kind liegt ermordet in der Wiege. Zu gleicher Zeit ist es aber auch mit all seiner Zauberkunst zu Ende. Traurig macht er sich auf, um die Gattin wiederzusuchen. Er steckt nur zwei Pfennige in die Tasche und geht fort. Spät am Abend kommt er an eine Hütte. Ein alter Mann tritt gerade heraus, und ihn bittet er um Nachtquartier. Drinnen in der Hütte sitzt noch ein altes Weib, augenscheinlich die Hausfrau. Wie Sigurður gegessen hat, steht er auf und gibt den beiden Alten je einen Pfennig. Diese werden darüber sehr vergnügt und zutraulich. Der Alte fragt ihn, wohin er eigentlich wolle. Wie er Sigurðurs Vorhaben erfährt, schüttelt er sorgenvoll den Kopf und meint, dafs es eine böse Sache sei. Aber er wolle sehen, ob er ihm nicht helfen könne. — Am anderen Morgen sagt ihm sein Wirt, dafs Grænkufl weit fort von dort seinen Wohnsitz habe. Um sein Haus sei ein sehr hoher Zaun. Wenn es ihm auch gelänge, diesen zu übersteigen, so sei die gröfsere Schwierigkeit die, einen Blick ins Innere des Hauses zu werfen. Denn nur dann würde er seine alte Zauberkraft wiederbekommen, die Grænkufl besiegen könne. Die alte Frau

gibt ihm nun drei Bohnen. Es sei oben am Hause eine ganz kleine Spalte. In diese solle er die Bohnen stecken, dann würde sie so grofs werden, dafs er bequem hineinschauen könne. Aber er dürfe nur ja nicht vergessen, sich zuerst des Schwertes von Grænkufl zu bemächtigen. Denn dies sei die einzige Waffe, mit der er den Zauberer töten könne. Hierauf geht die Alte in die Hütte zurück. Sogleich nachher kommt eine schwarze Hündin herausgelaufen, die Sigurður vorher nicht gesehen hat. Der Alte leiht ihm das Tier, um sich von ihm den Weg zeigen zu lassen. Er solle sich auch hinten an ihren Schwanz halten, dann könne er gut den hohen Zaun überklettern. Wie Sigurður getreu den Weisungen jenseits des Zaunes sich befindet, verwandelt sich die Hündin in die alte Frau. Sie weissagt ihm den Sieg über den Zauberer und verabschiedet sich aufs freundlichste von ihrem Schützling. Nachdem Sigurður mit Hilfe der Bohnen einen Blick ins Haus getan hat, kehrt ihm seine alte Zauberkraft zurück, so dafs er das Schwert Grænkufls zu sich zaubern kann. Gerade kommt sein Feind in Drachengestalt auf ihn zugeflogen. Sigurður kämpft in der gleichen Gestalt mit ihm. Sie verwandeln sich in immer andere Tiere und Ungeheuer, bis sie endlich in Menschengestalt miteinander kämpfen. Nun zieht Sigurður schnell das Schwert hervor und haut dem Zauberer den Kopf ab. Drinnen im Hause findet er seine Gattin wieder, sowie das Mädchen, das ihn früher bei Rauðkufl bedient hatte. Jetzt ist auch von dieser der Zauber genommen. Sie erzählt, dafs sie eine geraubte Königstochter sei. Da sie den Rauðkufl nicht habe heiraten wollen, habe er sie dahin verwünscht, dafs sie immer nur bis zur Taille sichtbar sein solle, so lange überhaupt noch einer der drei Brüder lebe. — Alle drei kehren nun vergnügt ins Königreich zurück. — —

Auch dieses Märchen soll ebenso wie „Die dankbaren Tiere“, „Die drei Freier um eine Braut“ etc. nach Benfey auf einen indischen Ursprung zurückzuführen sein. In der mongolischen Bearbeitung der Vetâlapancavincati, dem Ssiddi-kür, wird folgendermafsen erzählt: „Ein Zauberlehrling flüchtet sich vor seinen sieben Zaubermeistern in Gestalt eines Pferdes, doch sein dummer Bruder verkauft dieses Pferd den Zauber-

lehrern, die ihn verfolgen. Diese wollen das Pferd nun schlachten. Da verwandelt es sich in einen Fisch. Drauf werden die sieben Magier zu sieben Reihern. Als sie den Fisch fangen wollen, wird er zu einer Taube, und die Reiher werden zu sieben Habichten. Jetzt flüchtet sich die Taube in den Busen eines grofsen buddhistischen Weisen, zu Nâgasena. Die Magier kommen als sieben Bettelmönche und bitten den Weisen um seinen Rosenkranz. Auf die Einflüsterung des Täubchens wirft er ihnen die Kugeln hin, nur die Hauptkugel behält er im Munde. Die Kugeln werden zu Würmern, die sieben Hühner gierig aufpicken. Da läfst der Weise die Hauptkugel fallen, diese wird ein Mensch, der die sieben Hühner tötet, die sich aldann in Menschenleichen verwandeln.“ (Benfey I S. 411.)

Diese indische Erzählung soll nun ihrem Hauptinhalte nach, d. h. dem Kampfe des Zauberlehrlings mit seinen Meistern, den verschiedenen Verwandlungen und dem endlichen Sieg des Lehrlings, in viele Märchensammlungen übergegangen sein. — Bei Strap. (8. Nacht 5. Fabel S. 152 ff.) ist es ein Schneiderlehrling, dessen Meister ein Zauberer ist, und der ohne Wissen desselben von ihm die Zauberei lernt. Nachdem er heimgekehrt ist, verwandelt er sich in ein Pferd, das der Vater dem Zauberer verkauft. Da er dem Pferde aber vorher den Zaum nicht abgenommen hat, so führt es der Zauberer in seinen Stall und mifshandelt es dort Tag für Tag. Die Töchter des Zauberers bringen das Tier aus Mitleid einmal zur Tränke, doch da verwandelt sich das Pferd in einen Fisch. Der Zauberer verfolgt ihn in gleicher Gestalt. Nun wird der Lehrling zum Goldringe, den die Prinzessin an den Finger steckt. Der Zauberer heilt den König von einer Krankheit und verlangt als Lohn dafür den Ring. Auf den Rat des Jünglings wirft ihn die Prinzessin gegen die Mauer. Hierdurch verwandelt er sich in Körner. Der Zauberer will diese als Hahn aufpicken, doch der Jüngling als Fuchs beifst ihm schliefslich den Kopf ab.

In ähnlicher Weise wird dieses Märchen auch in der Walachei (Schott 18 „Der Teufel und seine Schüler“ S. 193 ff.) und in Schleswig-Holstein (Müllenhoff XXVII „Der Teufel ist tot“ S. 466 ff.) erzählt (vergl. auch Köhler Kl. Schr. S. 138 ff.).

In dem Grimmschen Märchen (68 „Der Gaudeif und sien Meester“ I S. 271 ff.) ist diese Erzählung etwas verändert — auch fehlt dort die Episode mit dem Ring an dem Finger der Prinzessin bezw. Nonne. Bei Hahn (68 „Der Lehrer und sein Schüler“ II S. 33 ff.) verwandelt sich der Jüngling, der vorher mit einer Jungfrau von einem Dämon entflohen war, in ein Maultier, dann in ein Badehaus, hierauf in einen Granatapfel, der auf den Boden fällt und zerspringt. Der Zauberer als Henne mit ihren Küchlein pickt die Körner auf, und der Jüngling beifst ihnen dann in der Gestalt eines Fuchses die Köpfe ab.

Die ursprüngliche Gestalt des Märchens, die naturgemäfs in den verschiedenen Erzählungen Änderungen erfahren hat, weicht im Isländischen bedeutend von den übrigen Märchen dieser Familie ab, da dort aus dem einen Zauberer drei geworden sind. In dieser Mehrzahl stimmt es ja allerdings wieder zur mongolischen Erzählung. Jedoch verwandeln sich dort die Magier immer gleichzeitig und werden auch gleichzeitig getötet, während im Isländischen erst nach dem Tode des einen Zauberers der zweite und dritte Bruder in die Erzählung eingreifen.

— — — — Die Aussage des Knaben, dafs er lesen und schreiben kann, dann aber die Widerrufung dieses Geständnisses, findet sich ebenso auch in einer Variante des Märchens bei Grimm (III S. 117) und bei Luzel: „Contes bretons“ (Köhler Kl. Schr. S. 139). — — —

Aus dem Ringe ist im Isländischen ein Armband geworden, das der Zauberer dann auch nicht als Lohn für die Heilung des Königs, sondern als Lohn für die Hilfe bei der Königstochter von dieser erhält. Dafs das Armband auf den Boden geworfen werden soll, stimmt auch mit den übrigen Märchen überein. Aber während hier in den anderen Erzählungen nach einigen Verwandlungen die Geschichte zu Ende ist, findet sie im Isländischen noch ihre Fortsetzung in dem Verlust der Gattin etc. Dieser letzte Teil ist in keinem der übrigen Märchen nachzuweisen, und er ist wohl im Isländischen durch die Vervielfältigung der Zauberer dem ursprünglichen Märchen hinzugefügt worden.

XLVII. Die hochmütige Königin.

Lbs. 536 4to. Von Páll Pálsson in Árkvörn nach der Erzählung der alten Frau Guðríður Eyolfsdóttir 1863/4 niedergeschrieben.

Es war einmal ein König, der eine einzige, sehr schöne, aber auch sehr hochmütige Tochter besafs. Als er starb, bestimmte er, dafs seine Tochter nach ihm Königin werden solle. Und das geschah auch. — Von allen Seiten kommen nun die tüchtigsten Königssöhne, um ihre Werbung bei der jungfräulichen Königin anzubringen. Keiner ist ihr aber gut genug, jeden schickt sie am folgenden Tage, kahl geschoren und lächerlich gemacht, in seine Heimat zurück. Zwei Königssöhne hören auch von der Schönheit und dem Übermute dieser Königin. Der ältere Prinz beschliefst, trotz aller Gefahren, um sie zu freien. Wie er hinkommt, wird er aufs freundlichste aufgenommen und zur Königin in ihren festen Turm geführt. Sie bietet ihm hier Wein an und gibt auch anscheinend seiner Werbung Gehör. Am andern Tage will sie ihm ihre Antwort mitteilen. Als der Königssohn am folgenden Morgen erwacht, findet er sein Haupt kahl geschoren und seine Kleider mit weifsen Flecken bedeckt. Während er darüber noch seine Leute ausforscht, kommt ein Bote der Königin, ihnen zu sagen, dafs sie sogleich alle an den höchsten Galgen gehängt würden, wenn sie nicht sofort das Königreich verliefsen. Der Königssohn kehrt beschämt nach Hause zurück. Doch sein jüngerer Bruder tröstet ihn jetzt und sagt, mit diesem Mifserfolge wollten sie sich nicht zufrieden geben. Er wolle nun mit ihm fahren, und dann würden sie sehen, was sie erreichten. Wie die beiden Königssöhne mit ihrem Schiffe landen, werden sie von dem Minister der Königin freundlich empfangen und im Namen der Herrin ins Schlofs eingeladen. Doch die Prinzen erklären, lieber draufsen auf der Wiese ihr Zelt aufschlagen zu wollen. Wie die Königin das Zelt der Brüder sieht, gefällt es ihr so über alle Mafsen, dafs sie es zu erwerben wünscht. Sie sendet ihren Minister mit Geld zu den Prinzen, und diese sind auch willig, den Wunsch der Königin zu erfüllen. Nur müfsten sie noch die nächste Nacht in demselben schlafen. Am andern Morgen wird es dann der Königin richtig abgeliefert.

Aber nun schlagen die Brüder ein noch viel prächtigeres Zelt auf. Auch dieses will die Königin kaufen, und auch dieses erhält sie unter der gleichen Bedingung. Das dritte Zelt, das von den Prinzen nun benutzt wird, ist so schön und so prächtig, daſs die Königin ihr Verlangen, es zu besitzen, gar nicht mehr bemeistern kann. Sie sendet wieder ihren Minister mit groſsen Schätzen zu den Brüdern. Aber diese erklären nun, die Königin müsse selbst kommen, um es ihnen abzukaufen. Wie sich nach langem Zögern die Königin endlich zur Wiese hinausbemüht, sagen die Prinzen wie gewöhnlich, sie könne das Zelt erst am anderen Tage bekommen. Sie dürfe jedoch in der Nacht schon in ihm schlafen. Wie sie am folgenden Morgen erwacht, ist das Zelt samt den Königssöhnen verschwunden, sie selbst aber liegt in den Armen eines schmutzigen, häſslichen alten Mannes. Der ist gleich beim Erwachen sehr grob gegen sie und läuft von ihr fort. Sie läuft ihm den ganzen Tag nach, bis sie endlich am Abend in eine Hütte kommen. Dort bringen sie die Nacht zu. Am anderen Morgen fängt der Alte wieder an zu schimpfen und fragt, ob sie vorhabe, sie beide verhungern zu lassen? Sie solle lieber einen Teil ihrer Kleider verkaufen, damit sie etwas zu essen bekämen. Wie sie mit einem Korbe voll Speisen endlich heimkommt, nimmt er sich die besten Stücke heraus und wirft ihr den Rest zu. Am anderen Tage geht es ihr nicht besser. Bald hat sie all' ihre Gewänder verkauft, so daſs sie nur noch die notwendigste Bedeckung auf dem Leibe hat. Nun bricht sich der Alte auch noch ein Bein. Schimpfend und fluchend läſst er sich von seiner Frau, die unter der Last ächzt und stöhnt, eine Strecke weit bis zur nächsten Hütte tragen. Sie solle nur fortgehen und sehen, irgendwo Essen zu bekommen. In ihrer Ratlosigkeit läuft sie fort und bettelt, bekommt aber schlieſslich nur ein Stück Brot. Wie sie mit ihm zur Hütte zurückkehrt, ist ihr Mann verschwunden. Sie geht nun in das Haus zurück, in dem sie vorher wenigstens ein Stück Brot bekommen hatte. Lange Zeit steht sie hier vor der Türe, ohne daſs jemand sich um sie kümmert. Endlich kommt ein Mann mit weiſsgefleckten Kleidern heraus, schlägt sie und geht dann wieder hinein. Nun wagt sie sich ins Haus zur Köchin und

bettelt bei ihr um Essen und Kleider. Diese gibt ihr auch etwas und läfst sie in der Küche sitzen. Am Abend wird sie in ein Zimmer geführt, bekommt dort zu essen und darf auch in einem Bette schlafen. Am anderen Morgen kommt ein Mädchen zu ihr herein, bringt sie in ein ganz goldenes Zimmer und setzt sie hier auf einen Goldstuhl. Nachdem sie hier eine Weile gewartet hat, tritt ein Mann ins Zimmer, dessen Kleider ganz voll weifser Flecken sind. Mit Schrecken erkennt sie in ihm den Königssohn, den sie erst vor kurzem so beschimpft von ihrem Hofe weggesandt hat. Der Prinz erklärt ihr nun, dafs jetzt sie in seiner Gewalt sei. Sie habe nur unter zwei Dingen zu wählen: entweder sie heirate ihn sofort, oder sie werde an den höchsten Galgen gehängt. Unter diesen Umständen zieht die Königin vor, den Prinzen zu heiraten. Nun werden ihr die elenden Lumpen, die die Köchin ihr gab, abgenommen und fürstliche Kleider für sie gebracht. Mit Erstaunen erkennt sie in ihnen ihre eigenen Gewänder, die sie erst vor wenigen Tagen nach und nach verkauft hatte. Sie erfährt nun, dafs der widerwärtige Alte und der Königssohn die gleiche Persönlichkeit sind, und dafs ihr Gatte diesen Weg gewählt hatte, um sie für ihren Stolz und Übermut einmal gründlich zu demütigen.

Dieses Märchen behandelt die bekannte Geschichte von der übermütigen Königstochter, die all' ihre Freier verspottete und schliefslich auf irgend eine Weise gezwungen wurde, irgend einen armseligen Mann zu heiraten. Hier erlebt sie nun böse Tage, bis sie am Schlusse aller Demütigungen erfährt, dafs der Gatte von geringem Stande in Wahrheit einer ihrer früher verspotteten Freier ist.

In der Einleitung unterscheiden sich die Märchen, die dieser Familie angehören, darin, dafs entweder der Vater über den Hochmut seiner Tochter so entrüstet ist, dafs er sie dem ersten besten Manne gibt (Grimm 52 „König Drosselbart“ S. 191 ff.) oder sie verstöfst (Gonz. 18 „Die gedemütigte Königstochter“ I S. 118 ff.), oder aber, dafs die Prinzessin sich in einen Mann niederen Standes verliebt (Cosquin 44 „La princesse d'Angleterre“ II S. 98 ff.) oder für einige Kostbarkeiten sich einem Gärtner oder gar Bettler hingibt (Bas. 4. Tag

10. Märchen II S. 135 ff. und Asbj. 45 „Haaken Borkenskjæg“ S. 222 ff.). Bei Zingerle bildet dieses Märchen die Fortsetzung des in „Ganti á Hólnum“ behandelten Themas, d. h. die gedemütigte Frau ist die Königstochter, die das ihr aufgegebene Rätsel nicht raten konnte.

XLVIII. Vom Bauernsohne, der die Königin heiratet.

Lbs. 536 4to. Von Páll Pálsson in Árkvörn nach der Erzählung der alten Frau Guðriður Eyolfsdóttir 1863/4 niedergeschrieben.

Zwei Königssöhne spielen in ihrer Kindheit viel mit einem Bauernsohn, namens Finnur. Wie sie älter werden, wollen sie neidvoll nichts mehr von ihm wissen, da er in allem viel tüchtiger ist wie sie. Sie erbitten sich einst vom Vater Urlaub, um draufsen in der Welt sich Ehre und Reichtum zu erwerben. Der Vater stattet sie glänzend aus. Als sie spät am Abend an eine Höhle kommen, beschliefsen sie, hier zu übernachten. Während des Abendbrods, tritt ein überaus häfsliches kleines Geschöpf zu ihnen und fragt, ob es mit ihnen oder gegen sie sein solle. Die Königssöhne sind sehr entrüstet und sagen, es solle nur ruhig gegen sie sein. Sie wollten mit solchem kleinen Ungeheuer nichts zu tun haben, es solle sich zum Teufel scheren. Darauf schlafen sie die Nacht hindurch in der Höhle und ziehen am anderen Tage weiter. — Finnur hat auch keine Lust, untätig bei den Eltern zu bleiben. Auch er erbittet sich Urlaub und zieht in die Welt hinaus. An der gleichen Höhle kommt das gleiche häfsliche kleine Geschöpf zu ihm und stellt die gleiche Frage. Finnur erklärt jedoch, er wolle die Kleine lieber mit sich, als gegen sich haben. Dann läfst er sie freundlich an seinem Abendbrod teilnehmen. Ehe das kleine Ungeheuer sich verabschiedet, sagt es dem Bauernsohne, er solle es herbeiwünschen, wenn er seine Hilfe gebrauchen könne. Finnur kommt nun in ein Königreich, wo er bei der Königin als Wasserträger etc. in den Dienst tritt. Vor ihm sind schon die beiden Königssöhne in dasselbe Königreich gekommen und haben beim Könige

Aufnahme gefunden. Finnur erwirbt sich durch seine Zuverlässigkeit und Treue die Gunst der Königin. Als er sich im Frühjahre verabschiedet, schenkt sie ihm für seine Dienste ein „Tischlein deck dich", das Zwerge einst geschmiedet haben. Die beiden Königssöhne haben sich dagegen während des Winters weder Ansehen, noch Geld erworben, sondern müssen dem Könige für ihren Aufenthalt am Hofe noch viel zahlen. Sie sind vor Finnur, den sie überhaupt nicht gesehen haben, schon weiter gezogen und haben im Herbste bei einem anderen Könige Aufnahme gefunden. Auch Finnur kommt in das gleiche Königreich. Er tritt wieder bei der Königin in Dienst, und auch bei ihr findet sein Fleiſs volle Anerkennung. Zum Abschiede schenkt sie ihm einen Krug von der Zauberkraft, daſs in ihn jeder Trank hineinkommt, den man sich nur hineinwünscht. Bei der dritten Königin, bei der im folgenden Winter Finnur in Dienst tritt, steht er in so hohem Ansehen, daſs er in allen Dingen ihre rechte Hand ist. Einst sendet sie ihn mit einem Auftrage in die Halle des Königs. Hier findet er unter den Hofleuten seine Jugendgespielen. Freundlich will er sie begrüſsen, doch sie fühlen sich zu vornehm, um ihn zu kennen. — Als Finnur im Frühjahre von der Königin sich verabschiedet, schenkt sie ihm eine Zauberschere, durch die man sich die prächtigsten Kleidungsstücke herbeiwünschen kann. Finnur zieht weiter und trifft nun vor dem vierten Königreiche die beiden Königssöhne. Diese sind in groſser Ratlosigkeit und begrüſsen daher den Jugendgespielen jetzt sehr freundlich. In diesem Reiche herrscht nämlich eine jungfräuliche Königin, die keinen unverschnittenen Mann in ihrem Gefolge oder in ihrer Nähe duldet. Finnur meint, man könne sie doch wenigstens fragen, ob sie ihnen nicht unter anderen Bedingungen für den Winter Aufnahme geben wolle — wenigstens er wolle es für sich versuchen. Nun schlieſsen sich die beiden Königssöhne ihm an. — Die Königin will von anderen Bedingungen jedoch nichts wissen. Sie läſst den dreien nur die Wahl, sich entweder sogleich verschneiden zu lassen oder aber auf einer unfruchtbaren Insel zum Verhungern ausgesetzt zu werden. Die beiden Königssöhne wählen das erstere, während Finnur die Insel vorzieht. Wie er zur Insel gelangt,

findet er dort eine Menge Leichen und eine Schar halbverhungerter Männer. Er setzt sogleich sein „Tischlein deck dich“ hin, das nach kurzer Zeit alle Inselbewohner wieder zu Kräften bringt. Vom Königreiche aus sieht man, dafs auf der Insel sich jetzt immer eine ganze Schar von Männern sehr vergnügt herumtreibt. Da die Königin ahnt, dafs Finnur daran schuld sei, so läfst sie ihn eines Tages wieder zu sich holen. Lange Zeit läfst er die Königin vergeblich danach forschen, durch welche Zaubermittel er sich und die Gefährten am Leben erhalte. Endlich erzählt er ihr von seinem „Tischlein deck dich“ und zeigt es ihr. — Nun will die Königin um jeden Preis das Zaubertischchen besitzen, aber Finnur will es auch für die gröfsten Schätze nicht hergeben. Endlich sagt er, dafs er unter einer Bedingung ihr den Tisch geben wolle. Unbedacht gesteht sie ihm die Erfüllung der Bedingung zu. Finnur verlangt nun, eine Nacht auf dem Boden neben ihrem Bette schlafen zu dürfen. Am anderen Tage möge sie ihn dann gleich zur Insel zurück bringen lassen. Empört über diese Frechheit soll er sogleich getötet werden, doch Finnur erinnert sie an ihr Königswort. Schliefslich geht die Königin auf die Bedingung ein, nur sollen vier Männer mit Lichtern und gezückten Schwertern neben dem Bette stehen und Finnur bewachen. Der Bursche ist es zufrieden. In der Nacht schläft er auf dem Boden neben ihrem Bette und rührt und regt sich nicht. Am folgenden Morgen wird er zur Insel zurückgebracht. Nach einiger Zeit, als die Leute auf der Insel immer noch leben, wird Finnur wieder zur Königin geholt. Er zeigt ihr nun seinen Zauberkrug, den er nur hergeben will, wenn er zu ihren Füfsen in ihrem Bette schlafen darf. In dieser Nacht müssen nun acht Männer wachen, aber Finnur rührt und regt sich nicht. — Wie die Königin zum dritten Male den Burschen von der Insel holen läfst, sind alle Männer dort prächtig gekleidet, und Finnur selbst hat ein Gewand an, das für einen Kaiser sich geziemt hätte. Die Königin kann die Zauberschere nur bekommen, wenn Finnur im Bette neben ihr, doch auf dem Deckbette liegen darf. Zwölf Männer müssen aber jetzt mit Lichtern und gezogenen Schwertern Wache stehen. Wie Finnur eine Weile auf dem Deckbette liegt, wünscht er sich heimlich das kleine Ungetüm zur Hilfe

herbei. Im gleichen Augenblicke liegt er auch schon unter dem Deckbette neben der Königin, und die Männer, die ihn deswegen durchbohren wollen, können kein Glied rühren. Die Königin, die von der Verzauberung der Wächter nichts weifs, ruft ihnen zu:

„Æ, sløkkvið ljós og sliðrið sverð,
Sláið ey að sinni,
Þvi hann er með sinn fiðil á ferð
Í fögru brekku minni.“

„Ei, löscht das Licht und steckt das Schwert ein,
Und schlaget nicht sogleich zu,
Denn er ist mit seiner Fiedel auf der Fahrt
In meinem schönen Garten.“

In diesem Augenblicke können die Wächter sich wieder rühren und verlassen das Zimmer. Am folgenden Morgen thront Finnur neben der Königin im Hochsitze, und eine prächtige Hochzeit wird gefeiert. In der Nacht darauf schläft das Ungeheuer zu den Füfsen des jungen Paares und ist am Morgen in eine schöne Prinzessin verwandelt. — — — —

Auf den Fær-oern und in Norwegen wird ein ähnliches Märchen erzählt (Fær. 17 „Geldingarnir á slotinun“ S. 300 ff. und Asbj. 38 „Det har ingen Nød med den, som alle Kvindfolk er forlibt i“ S. 194 ff.). Zum Unterschiede von der isländischen Erzählung handelt es sich in beiden Märchen um drei Brüder, von denen jeder einmal einen Wunsch äufsern darf. Die beiden älteren wünschen sich Geld oder Ansehen beim Könige, der jüngste die Liebe der Frauen. Dieser jüngste, der seinen reichen Brüdern dienen mufs, erhält nun von drei Frauen, die sich in ihn verliebten, ein Kleidermesser, ein „Tischleindeckdich“ und einen Getränkekrug, (Asbj. bezw. ein „Tischleindeckdich“, einen Getränkekrug und eine Kleiderschere). Im norwegischen Märchen wird dann erzählt, dafs die Brüder, die sich für Kaiserssöhne ausgeben, in einem Königreiche in hohes Ansehen kommen, während „Askeladden“ zu den lumpigen Bettlern hinaus auf einen Holm geführt wird. Im Færöischen heifst es, wie im Isländischen, dafs die beiden älteren Brüder sich kastrieren lassen mufsten (nach der zweiten Fassung aus Fosså, Bordø sogleich, nach der ersten Fassung von Fuglø erst, nachdem der König auf sie eifersüchtig geworden war). Die Erzählung von Fosså stimmt dann mit dem Norwegischen und Isländi-

schen darin überein, dafs der Jüngling der Prinzessin die Zaubergaben schenkt, wenn er in ihrem Schlafzimmer schlafen darf. Nach der Erzählung aus Fuglø verkauft er dem Könige Tuch und Krug und schenkt der Prinzessin die Schere. Darauf verliebt sie sich so in ihn, dafs der König ihn ihr zum Manne geben muls. — Während im Isländischen das kleine Ungeheuer dem Burschen hilft, sein Ziel zu erreichen, gibt sich im Norwegischen und Færöischen ihm die Prinzessin beim dritten Male freiwillig hin, weil sie seinen Zaubergaben entsprechend sich in ihn verliebt hat.

XLIX. Die kluge Königstochter.

Lbs 536 4to. Von Páll Pálsson in Árkvörn, nach der Erzählung der alten Frau Guðriður Eyolfsdóttir 1863/4 niedergeschrieben.

Ein Kaiser hatte einen sehr gewalttätigen Sohn. Dieser nahm die Töchter der Schatzkönige seines Vaters zu sich, schlief drei Nächte bei ihnen und sandte sie dann wieder heim. Nicht eine konnte seiner Begier entgehen. — — Als einem Schatzkönige nun ein Töchterlein geboren wurde, hatte er solche Angst für die Zukunft des Kindes, dafs er ausstreute, die Kleine sei gestorben. Dann liefs er das Mädchen von einer weisen Frau in einem Erdhause heimlich aufziehen. Wie die Königstochter nun zwölf Jahre alt geworden war, ging sie aus dem Erdhause heraus und trat in den Königspalast, als ihr Vater gerade viele Gäste um sich versammelt hatte. Der König war sehr erschrocken über den Anblick seiner Tochter. Diese tat jedoch, als wenn sie es nicht merkte, umarmte den Vater zärtlich und bat ihn, ihr einen Turm zu geben und Dienerinnen darin, gerade so, wie die andern Königstöchter es hätten. Nun hielt der König seine Tochter schon für verloren. Da nun der Kaiserssohn ja doch bald von ihr erfahren würde, so willfahrte er traurigen Herzens dem Wunsche seines Kindes. — Sowie nun bekannt wird, dafs diese Königstochter noch lebt, macht der Sohn des Kaisers sich auf, um persönlich die Steuern von diesem Könige zu fordern und zugleich an dessen

Tochter sich zu erfreuen. Als der König die kaiserlichen Schiffe sich nähern sieht, eilt er zum Turm seiner Tochter und überhäuft sie mit Vorwürfen. Doch diese bleibt ganz ruhig und tröstet den Vater und sagt, sie wolle schon zusehen, dafs ihr kein Leid geschähe. Er solle nur einstweilen seinen Gast sehr freundlich empfangen. Der König geht seinem Herrn mit grofsem Gefolge entgegen und bittet ihn zum Festmahle ins Schlofs. Wie alle nun vergnügt beim Zechgelage sitzen, erscheint in herrlichem Schmucke die junge Königstochter mit ihren Jungfrauen. Der Prinz ist ganz geblendet von ihrer Schönheit und sagt ihr, dafs er sie noch am gleichen Abende in ihrem Turme aufsuchen werde. Wie er kommt, wird er aufs freundlichste von ihr empfangen. Nachdem sie eine Weile mit einander geplaudert haben, verlangt er, die Nacht bei ihr zu schlafen. Auch damit ist die Jungfrau durchaus einverstanden. Schon hat er das Bett bestiegen, da kommt sie noch mit einem schönduftenden Tranke und sagt, den wollten sie gemeinsam geniefsen. Sowie der Prinz ihn getrunken hat, sinkt er fest eingeschlafen in die Kissen zurück. Nun ruft die Königstochter ihre Jungfrauen, läfst den Prinzen in eine Kiste packen und diese zunageln. Am andern Morgen schicken die Jungfrauen zum Gefolge des Gastes und lassen sagen: Der Prinz habe befohlen, dafs seine Leute mit einer Kiste, die sie im Turme holen sollten, so schnell wie möglich zum Kaiser zurückkehrten. Er selbst wolle noch eine Weile im Turme bei der Königstochter bleiben. Der Kaiser allein dürfe aber die Kiste nur öffnen! Wer sie unterwegs zu öffnen wage, müsse es mit dem Tode büfsen. — — — Der alte Kaiser ist über die geheimnisvolle Sendung sehr erfreut und ist neugierig, welche Kostbarkeit ihm der Schatzkönig eigentlich zugedacht habe. Wie er die Kiste öffnet, findet er in ihr seinen eigenen Sohn nur mit einem Hemde bekleidet. Zuerst hält er ihn für tot, aber bald überzeugt er sich, dafs er nur fest schläft. Beim Erwachen ist der Prinz sehr erstaunt, bei seinem Vater sich zu befinden. Er wütet über den schlauen Streich der Königstochter und sinnt auf Rache. In seiner Ratlosigkeit geht er nun zu einer Völva. Diese weigert sich lange Zeit, ihm zu helfen, da die Pflegemutter der Prinzessin eine der erfahrensten Zauberinnen sei,

und das Mädchen alle Künste von ihr gelernt habe. Endlich läſst sie sich durch reiche Schätze bewegen, einen Weg zur Rache ausfindig zu machen, trotzdem sie auch jetzt noch am Gelingen des Planes zweifelt. Der Prinz solle einen festen Turm bauen lassen. Hier solle er in einem Saale einen goldenen Stuhl, den sie ihm geben wolle, hinsetzen. Nach einiger Zeit würde vermutlich die Prinzessin kommen, um ihn zu besuchen. Dann solle er ihr alle seine Kostbarkeiten zeigen und sie schlieſslich auch in diesen Saal führen. Bei dieser Gelegenheit solle er das Mädchen dann auf den Stuhl niederstoſsen und den Turm verschlieſsen. Der Kaiserssohn befolgt nun aufs genaueste alle Anordnungen der Zauberin. — Nach einer Weile verspürt die Königstochter Lust, nun ihrerseits dem Prinzen einen Besuch abzustatten. Der alte König ist zwar auſser sich über diesen Plan, aber schlieſslich gibt er dem Wunsche der Tochter nach. Sowie man im kaiserlichen Schlosse die Schiffe der Prinzessin heranfahren sieht, eilt der Kaiserssohn zum Strande, begrüſst die Jungfrau aufs freundlichste und geleitet sie zum Schlosse. Nachdem er ihr hier alle seine Schätze gezeigt hat, führt er sie in den Turm. Ehe er jedoch das junge Mädchen auf den Stuhl niederdrücken kann, hat dieses ihn schon auf denselben hingeworfen, hat des Prinzen Obergewand weggenommen und dann die Türe des Saales und des Turmes fest hinter sich geschlossen. Die Leute sehen den Kaiserssohn von dem Turme zu den Schiffen gehen. Da diese gleich nachher die Anker lichten, so vermuten alle, daſs der Prinz mitgefahren sei und beunruhigen sich daher nicht weiter um sein Ausbleiben. — Nun hatte am Tage vorher der Kaiserssohn all' seinen Leuten aufs strengste eingeschärft, daſs keiner von ihnen den Turm öffnen dürfe, wenn auch von dort Weinen und Wehklagen gehört würde. Als daher in den folgenden Tagen im Turm Hilferufe und Jammergeschrei ertönt, kümmert sich niemand darum. Nach einigen Tagen wird der Lärm schwächer. Ein alter Diener kann das leise Winseln, das jetzt noch vom Turme zu hören ist, nicht länger mehr aushalten. Er geht zum Kaiser und bittet ihn um die Erlaubnis, den Turm aufbrechen zu dürfen. Es schade nichts, wenn ihn auch deswegen der Prinz nach seiner Rückkehr töten liesse. Er sei ja

doch schon alt und habe nicht mehr lange zu leben. Nur ungern bewilligt der Kaiser diese Bitte. Wie der Alte in den Saal tritt, findet er den Prinzen dem Tode nahe auf dem Stuhle sitzen. Erschrocken läuft er zum Kaiser, der nun so schnell wie möglich herbeieilt, um seinen Sohn zu befreien. Nachdem er den Unglücklichen durch Nahrung wieder etwas belebt hat, versucht er, ihn vom Stuhle aufzuziehen. Doch der Sohn schreit vor Schmerz und erklärt, dafs das unmöglich sei. In dem Stuhle stäken viele Stacheln, die alle jetzt in seinem Fleische säfsen, und die sich immer tiefer einbohrten, wenn er nur den leifsesten Versuch mache, vom Stuhle sich zu erheben. Um Hilfe zu holen, wird vom Kaiser zur Völva geschickt. Doch die Leute kehren unverrichteter Dinge wieder zurück, denn die Zauberin sei an dem Tage der Ankunft der Prinzessin plötzlich gestorben. Nun werden aus aller Herren Länder die tüchtigsten Ärzte verschrieben, doch keiner kann den Prinzen von seinem Stuhle befreien, sodafs er ein qualvolles Leben führt. Eines Tages läfst sich beim Kaiser ein ägyptischer Arzt melden. Es ist ein ehrwürdiger Alter in langem Gewande mit mächtigem silberweifsen Barte. Dieser erklärt dem Kaiser, er könne vielleicht seinem Sohne Rettung bringen. Der Arzt gibt dem Prinzen aus einem Fläschlein zu trinken, läfst aus einer anderen Flasche einige Tropfen auf die Schenkel des Unglücklichen fallen, und dann zieht er ihn mit kräftigem Ruck vom Stuhle los. Nun ist der Prinz zwar von diesem befreit, aber alle Stacheln sitzen noch in ihm. Auf die Anordnung des Arztes wird er in ein Bett gelegt. Der Kaiser mufs seinen besten Ochsen schlachten und ihm die Haut abziehen lassen. In diese schmiert der Arzt eine Salbe hinein und legt sie dann dem Kranken auf. Nach einiger Zeit beginnen die Stacheln sich im Fleische zu lösen, so dafs sie nun der Alte mit der Zange behutsam herausziehen kann. Endlich nach langer Zeit ist durch die Kunst des Arztes der Prinz völlig wieder genesen, und Vater und Sohn wissen voll Dankbarkeit kaum, wie sie dem Retter lohnen sollen. Dieser lehnt jedoch jede Gabe ab, läfst sich aber von den beiden folgenden Eid schwören: Wenn sie einst im wildesten Kampfe sich befinden und dann den Arzt mit der Friedensfahne sehen, so müssen sie sofort das Gefecht

aufgeben und mit dem Feinde dann den für diesen ehrenvollsten Frieden schliefsen. — — — Hierauf geht der Kaiser und sein Sohn gern ein, da sie überzeugt sind, dafs es niemals dahin kommen wird. — — — Der Prinz wundert sich oft darüber, dafs die Hände des Arztes so fein, weich und zart wie Frauenhände sind, und auch der Kaiser ist mit dem Sohne der Ansicht, dafs der Alte nicht das ist, was er vorstellt. Sie beschliefsen nun, der Sache auf den Grund zu kommen. Eines Abends, als sie den Alten erwarten, lassen sie vor der Tür einen dicken Faden spannen und meinen, der Alte würde über ihn fallen, wenn er wirklich so hinfällig wäre, wie er sich anstelle. Der Arzt fällt auch wirklich, steht aber schnell wieder auf und beklagt sich beim Kaiser bitter über die Bosheit seiner Hofleute. Nun fassen die beiden einen andern Plan. Sie fordern den Alten auf, als Zeichen ihrer grofsen Würdigung mit ihnen gemeinsam ein Bad zu nehmen. Der Arzt weifs diese Ehre auch sehr zu schätzen und nimmt anscheinend freundlich die Einladung an. Nun hatte die Königstochter — denn diese spielt die Rolle des Arztes — zwei ihrer Leute und ihren treuen Hund von Anfang an in ihrer Nähe behalten. Mit ihnen verabredet sie nun ihren Plan. Der Kaiser und sein Sohn haben sich schnell ihrer Kleider entledigt und sind schon im Bade drinnen, während der Alte mit seinen steifen Gliedern anscheinend mit grofser Mühe sein Obergewand erst auszieht. Die beiden rufen ihm zu, sich zu beeilen. In diesem Augenblicke hört man draufsen ein erbärmliches Hundegeheul. „Natürlich sind die infamen Hofleute wieder dabei, meinen armen Hund zu quälen“, sagt der Alte entrüstet. Sofort hat er sein Obergewand wieder übergeworfen und eilt mit einer Schnelligkeit, die für sein Alter wahrhaft überraschend ist, zum Bade hinaus. Der Kaiser und sein Sohn kleiden sich an, so schnell wie sie nur können. Aber wie sie herauskommen, ist von dem Arzte keine Spur mehr zu sehen. — — — Nun rüsten die beiden ein gewaltiges Heer, um sich am Schatzkönige und seiner schlauen Tochter blutig zu rächen. Wie die grofse Flotte vom Königreiche aus gesehen wird, eilt der König verzweiflungsvoll zu seiner Tochter. Doch das Mädchen tröstet ihn und sagt, sie werde schon für einen guten

Ausgang sorgen. Er solle nur einstweilen sich rüsten und dem Feinde mutig entgegen ziehen. Wie die Heere aufeinander prallen und ein wilder Kampf entbrennt, in dem die kleine Schar des Königs sicher bald unterlegen wäre, sieht der Kaiser und sein Sohn mit einem Male den ägyptischen Arzt mit der Friedensfahne erscheinen. Sofort gebieten sie, getreu ihrem Eide, dem Kampfe Einhalt und erklären dem Könige, mit ihm sich versöhnen und einen ehrenvollen Frieden schliefsen zu wollen. Dem Könige wird für alle Zeiten der Tribut erlassen, und der Kaiserssohn heiratet die Königstochter, von deren Schönheit und Klugheit er ganz hingerissen ist, und mit der er dann später die glücklichste Ehe führt.

Verkürzt und mit geändertem Schlusse findet sich dieses Märchen noch auf den Fær-oern (Fær. 31 „Kongadóttirin, id duld var inni í átján ár“ S. 361 ff.). Ein König läfst seine Tochter aus Furcht vor dem Kaiser, der alle Jungfrauen entehrt, achtzehn Jahre in einem Erdhause auferziehen. Schliefslich duldet es die Prinzessin nicht mehr in dieser Abgeschlossenheit. Sowie der Kaiser von ihrer Existenz hört, kommt er, um die Nacht mit ihr zuzubringen. Sie setzt das Bett über das Klosett und richtet es so ein, dafs der Kaiser, sowie er das Bett besteigt, ins Klosett hinunterfällt. Zur Rache läfst der Kaiser ihr eine Goldkrone machen, durch den der erste, der sie aufsetzt, aussätzig wird. Sie ist jedoch flink genug, ihm die Krone aufs Haupt zu drücken. Nun wird der Kaiser aussätzig. Die Prinzessin kommt nun als Arzt verkleidet und heilt ihn. . . Um die Königstochter gründlich zu bestrafen, befiehlt der Kaiser, dafs seine drei geringsten Knechte bei ihr schlafen sollen. Acht Tage Frist bittet sich hierzu die Prinzessin aus. In dieser Zeit schmückt sie ihr Zimmer auf das herrlichste, lockt die Mutter des Kaisers, die nichts von den Befehlen ihres Sohnes weifs, in das prächtige Zimmer und verspricht ihr alles darin zum Eigentum, falls sie an ihrer Stelle die Nacht in dem Zimmer zubringen wolle. Da die Kaiserin-Mutter nicht weifs, um was es sich handelt, ist sie bereit dazu, falls nur die Königstochter so lange zum Kaiser sich legen wolle. Denn sie und ihr Sohn seien gewöhnt, Rücken gegen Rücken gekehrt im gleichen Bette zu schlafen. Die Prinzessin geht nun zum

Kaiser. Sowie die drei Knechte zu der einem jeden von ihnen zugewiesenen Zeit ins Zimmer der Prinzessin kommen, entfliehen sie entsetzt, als sie die alte Kaiserin dort ihrer wartend finden. In der Nacht steht nun auch der Kaiser auf, um sich am Anblick seines Opfers zu laben. Zu seinem Schrecken findet er jedoch statt der Prinzessin die eigne Mutter dort vor. Nachdem der erste Zorn des Kaisers verraucht ist, beschliefst er, die Jungfrau zu heiraten, da er eine klügere Frau doch unmöglich finden könne. — —

Weitere Parallelen zu diesem Märchen sind mir nicht bekannt.

Zu dem Versuche, das wahre Geschlecht eines verkleideten Mädchens durch ein Bad zu entdecken, stimmt von den Märchen, in denen dieses Motiv Verwendung findet, am meisten Bas. mit unserem isländischen Märchen überein. Dort soll die als Jüngling verkleidete Jungfrau mit dem Sohne des Hauses ein Bad nehmen. Verabredetermafsen ruft sie jedoch vorher ein Knecht hinweg, da der Vater im Sterben liege. (Bas. 3. Tag 6. Märchen I S. 335ff.)

L. Die Burg östlich vom Mond und südlich von der Sonne.

Bjarn. S. 26—57. Zur Hauptsache nach einer Erzählung von Guðríður Einarsdóttir auf Grænavatn niedergeschrieben.

Ein Königspaar bekommt nach langjähriger Ehe endlich den ersehnten Sohn. Alle Weisen und Sterndeuter des Landes werden zusammengerufen, um dem Knaben die Zukunft vorauszusagen. Aus den Sternen ist nun zu lesen, dafs ihm nahe der Zwanziger durch Liebe irgend ein Unglück bevorsteht. Wenn dieses aber überwunden ist, so liegt sein Leben schön und leicht vor ihm. — — — Um nun seinen Sohn vor dem geweissagten Liebesunglück zu schützen, läfst der König ihn vom zweiten Jahre an in einem eigenen Schlosse, nur von Männern umgeben, aufziehen. Keine Frau bekommt er je zu Gesicht, und auch beim Unterricht

wird jeder Hinweis auf die Existenz der Frauen vermieden. Sogar wenn die Mutter dann und wann kommt, um ihn zu besuchen, so mufs sie immer in Männerkleidung erscheinen und darf nicht einmal ihrer mütterlichen Zärtlichkeit freien Lauf lassen. Doch je älter der Prinz wird, desto trübsinniger und schweigsamer wird er auch. Seine einzige Freude ist schliefslich nur noch sein prächtiger Blumengarten. Wie er achtzehn Jahre alt geworden ist, entdecken im Frühjahre die Wächter, dafs in jeder Nacht die schönsten Blumen aus dem Garten gestohlen werden, ohne dafs sie den Dieb herausfinden können. Schliefslich will der Prinz selber einmal Wache halten. Um Mitternacht sieht er drei wunderschöne Schwäne heranfliegen und auf der Spitze eines Baumes sich niederlassen. Nach kurzer Zeit kommen drei wunderliebliche Gestalten, wie er sie noch nie zuvor gesehen hat, den Baum hinunter mit Blumenkörben in den Händen. Darauf verschwinden diese im Garten zwischen den Büschen. Nun schleicht sich der Prinz zu dem Baume, um nachzusehen, wo die Schwäne geblieben sind. Oben auf der Spitze findet er drei Schwanenkleider. Das gröfste und schönste Gewand nimmt er nun fort und verschliefst es sorgfältig in eine schwere, feste Kiste. Dann verbirgt er sich in der Nähe des Baumes im Gebüsche. — Wie die seltsamen Wesen mit Blumen beladen wieder zurückkehren, entdecken sie den Diebstahl. Zwei von ihnen fliegen nach kurzer Beratung als Schwäne fort, während die dritte Gestalt augenscheinlich noch im Baume sich befindet. Der Prinz kommt nun hervor und klettert zu ihr hinauf. Er redet sie in den verschiedensten Sprachen an, doch keine scheint sie zu verstehen, bis er endlich Indisch versucht. Nun fleht sie ihn an, ihr doch das Schwanenkleid wiederzugeben, damit sie heimfliegen könne. Sie sei die Tochter des Wolkenkönigs, der in dem Schlosse östlich vom Monde und südlich von der Sonne wohne. Doch der Prinz will nichts von einer Rückgabe wissen — zuerst müsse das liebliche Mädchen mit ihm ins Schlofs kommen, damit er von ihr auf alle die Fragen Antwort erhalte, die bisher sein Lehrer ihm immer verweigerte. Nun setzt ihm die Jungfrau alles auseinander, sowohl die Stellung der Frauen wie die Bedeutung der Liebe. Zuerst zürnt der Prinz eine

Weile seinem Vater, weil er ihn seine ganze Kindheit hindurch der Mutterliebe beraubt und ihm so viel Schönes vorenthalten hat. Dann aber will er sich zufrieden geben unter der Bedingung, daſs er die Tochter des Wolkenkönigs nun heiraten darf. Das Mädchen weint zwar und fleht immer wieder um die Rückgabe ihres Schwanenkleides. Doch da alle Bitten nichts nützen, so fügt sie sich schlieſslich in ihr Schicksal, besonders da ihr Gemahl ihr versichert, daſs er ihr Schwanenkleid verbrannt habe. Nach einiger Zeit setzt sie jedoch Argwohn in diese Aussage, und es gelingt ihr denn auch, einmal in einer Nacht unbemerkt die groſse, schwere Kiste zu öffnen und drinnen ihr Schwanenkleid zu finden. Nun erwacht trotz der Liebe zu ihrem Manne solch heiſse Sehnsucht in ihr, einmal wieder für kurze Zeit ihr Elternhaus und die Verwandten dort wieder zu sehen, daſs sie der Versuchung nicht widerstehen kann. — — — Als am folgenden Morgen der Königssohn seine Gemahlin vermiſst, ist er auſser sich vor Schmerz und will sich sogleich das Leben nehmen. Auf Zureden seines alten Lehrers steht er dann endlich von dem Plane ab und beschlieſst zu versuchen, ob er das Schloſs des Wolkenkönigs nicht finden kann. — Die beiden machen sich nun zusammen auf den Weg. Drauſsen im Walde begegnen sie einem langbärtigen Zwerge, den sie nach dem Wege zu dem Schlosse östlich vom Monde und südlich von der Sonne fragen. Dieser weiſs keine Antwort, bittet sie aber, am andern Abend wiederzukommen — er wolle dann versuchen, was er für sie tun könne. Am folgenden Abend setzt nun der Zwerg eine gewaltige Pfeife an den Mund und bläst aus Leibeskräften. Nun kommen von allen Seiten die Vögel des Himmels zu ihnen herangeflogen. Diese fragt er, ob sie vielleicht das Schloſs des Wolkenkönigs kennen. Sie verneinen es — vielleicht aber wisse der Adler Bescheid, der ja noch nicht da sei. Endlich kommt dieser und entschuldigt sich beim Zwerge wegen der Verspätung — er sei so hoch geflogen, daſs seine Federn Feuer gefangen hätten — das habe er erst im Wasser löschen müssen. Doch auch der Adler ist noch nie zu dem Schlosse östlich vom Monde und südlich von der Sonne gekommen. Nun schickt der Zwerg alle Vögel fort und bläst jetzt so stark

in seine Pfeife, dafs Himmel und Erde schier einzustürzen drohen. Darauf saust und braust es in den Lüften, und Nord- und Ost- und Süd- und Westwind kommen herangeblasen. Doch auch sie können keinen Bescheid geben, vertrösten jedoch auf ihre mächtigeren Brüder, den Nordwest-, Südwest- und Südoststurm. Auch diese ruft mit vieler Anstrengung der Zwerg noch herbei. Als letzter kommt der Südoststurm, weil er sich beim Trocknen der Tücher im Schlosse östlich vom Monde und südlich von der Sonne verspätet hat. Er will gern dem Königssohne helfen, zum Schlosse zu kommen, denn in der letzten Zeit hat er oft die Tränen auf den Wangen seiner Gemahlin trocknen müssen. Auf Vorschlag des Zwerges holt der Wind schnell den Goldwagen des Wolkenkönigs und trägt in ihm den Königssohn, dem sein Pflegevater zum Abschied noch einen Tarnstein gibt, zum Schlosse östlich vom Monde und südlich von der Sonne. Ungesehen kommt er zum Schlosse, doch an der Königstafel ist seine Gemahlin nicht zu finden. Er geht nun durch den Garten, gelangt an einen Bach und sieht endlich ein Mädchen tief traurig am Ufer sitzen, neben sich einen grofsen Haufen noch ungewaschener Wäsche. Er legt sich heimlich zu ihren Füfsen und hört nun, wie bitter sie es beklagt, ihren Mann verlassen zu haben. Denn im Elternhause würde sie nun zur Strafe für ihre Ehe mit einem Menschen als Dienerin ihrer Schwestern behandelt. Nun gibt sich der Königssohn ihr zu erkennen und sie beschliefsen, sogleich zusammen den Wolkenkönig aufzusuchen. Der würde wohl nichts mehr gegen ihre Ehe einwenden können, wenn er erführe, dafs sogar der König der Winde ihn zum Schlosse östlich vom Monde und südlich von der Sonne getragen habe. Doch zuerst will der Königssohn selbst sehen, wie seine Gattin im Elternhause behandelt wird, und so geht er, den Tarnstein in der Hand, an ihrer Seite. Drinnen in der Königshalle werden ihr von den Schwestern harte Worte zu teil, weil sie die Wäsche nicht gewaschen habe und sich widersetzlich zeige. Der König droht, sie aus dem Elternhause fortzujagen, denn zuerst durch ihre Ehe mit einem Erdbewohner, dann durch den Treubruch gegen ihren Gatten habe sie kein besseres Schicksal verdient. Nun gibt der Königssohn sich zu erkennen und wird bald gern als

Schwiegersohn aufgenommen. Das junge Paar soll nun dort für immer wohnen, doch da die beiden Schwestern der jüngsten das Glück nicht gönnen, so fahren sie, vom Südoststurm getragen, schliefslich zur Erde zurück, und der Prinz bekommt vom Vater das Königreich.

In færöischen, dänischen, walachischen und griechischen Märchen finden sich Parallelen zu dieser Erzählung, nur Einleitung und Schlufs weichen von dem isländischen Märchen ab. Im „Kongaríkið Verðsins Endi“ (Fær. 45 S. 421 ff.) kommen drei Jungfrauen in Schwanengewändern und tanzen auf einem Acker. Der jüngste Bauernsohn, der nach seinen beiden Brüdern den Acker bewacht, nimmt ein Schwanenkleid fort, dessen Besitzerin ihn zu heiraten verspricht, wenn er nicht fluchen will. In der Brautnacht wird er so geärgert, dafs er schliefslich flucht. — Nun sucht er die Braut, die im Königreiche „am Weltende“ wohnt. Er fragt bei allen Winden nach dem Wege. Endlich weifs der Nordwind Bescheid und bringt ihn zum Glasberg, auf dem das Schlofs steht. Hier erlöst er die Braut, die samt ihren Schwestern von einer Riesin verzaubert war. — — —

Auch bei Grundtv. (2 „Jomfru Lene af Søndervand“ II S. 19 ff.) verspricht die jüngste der Jungfrauen, deren Schwanengewand Esben Askefis genommen hat, ihn zu heiraten. Schon erwartet er die Braut zur Trauung, da fliegt sie wieder fort, weil sie sonst an Stelle Esbens den zufällig bei der Hochzeit anwesenden König hätte heiraten müssen. Er mufs nun die Braut im Schlosse „Sønden Solen, vesten Maanen og midt i Verden“ suchen. Unterwegs trifft er dreimal zwei Riesen, die sich um ein Erbstück streiten. Durch List bemächtigt er sich einer Tarnkappe, Hundertmeilenstiefel und eines Messers, das tötet, sowie man geöffnet mit ihm auf jemanden zeigt. Drei alte Frauen, die über alle Vierfüfsler, Fische und Vögel herrschen und diese durch Pfeifen herbeirufen, suchen für ihn den Weg zum Schlosse ausfindig zu machen. Schliefslich bringt ihn der Adler dorthin, Esben tötet die Zauberin, welche die Braut samt ihren Schwestern gefangen hält und feiert dann Hochzeit. — — —

In dem walachischen Märchen (Schott 19 „Der verstofsene Sohn“ S. 199 ff.) raubt ein Jüngling einer Waldjungfrau ihre Krone. Wie auf ihre Bitte ihr Mann einst ihr die Krone einmal leiht,

fliegt sie pfeilschnell mit ihren Kindern davon und sagt, er könne sie nur jenseits des feurigen Baches wiederfinden. Auf dem Wege zur Gattin gewinnt er nun durch List von streitenden Teufeln drei Wunschgegenstände, eine Keule, die zu Stein verwandelt, eine Tarnkappe und einen Flugmantel. Mit Hilfe des letzteren gewinnt er dann die Gattin wieder und kann mit ihr in die Heimat zurückkehren. — — —

Bei Hahn (15 „Von dem Prinzen und der Schwanenjungfrau“ I S. 131 ff.) stimmt die Einleitung mit der Einleitung des isländischen Märchens überein. Denn auch dort läfst der König (und zwar ohne dafs von irgend einer Veranlassung durch üble Prophezeiung vorher die Rede wäre) seinen Sohn von allen übrigen getrennt in einem gläsernen Schlosse durch einen weisen Mann auferziehn. Nach mancherlei Schicksalen, die uns hier nicht weiter zu beschäftigen brauchen, gewinnt er eine Elfin, deren Gewand er fortnahm, zur Gattin. Durch List weifs diese ihr Schwanenkleid sich wieder zu verschaffen. Im Davoneilen ruft sie dem Gatten zu, dafs sie in der gläsernen Stadt wohne. Verschiedene fragt er nach dem Weg. Eine alte Frau ruft alle Vögel des Himmels zusammen, um sich bei ihnen zu erkundigen. Ein lahmer Schnapphahn trägt den Prinzen zur gläsernen Stadt. Für den König dort gewinnt er eine Schlacht, und zum Lohne wird er aufs neue mit der Gattin vereinigt. — — — Mit diesem Märchen zeigt auch die Geschichte Dschânschâhs 1001 Nacht 3. Bd IX S. 96 ff.) in manchen Zügen Übereinstimmung. Weitere Literatur zu diesem Märchen liefert noch Köhler (Kl. Schr. S. 444 ff.). Das Thema ist uralt. Es findet sich schon in einem altägyptischen Papyrus (vgl. Maspéro „Les contes populaires de l'Égypte ancienne S. 31 ff.). — —

Dafs die Winde, oder Sonne, Mond und Sterne oder alle Tiere nach einem Wege gefragt werden, kommt auch in vielen andern Märchen vor, die sonst nicht zu dieser Erzählung zu rechnen sind. Z. B. bei Grimm (88 „Das singende, springende Löweneckerchen“ II S. 5 ff.) sucht die Gattin ihren Mann, der durch den Lichtstrahl in eine Taube verwandelt war. Sie fragt Sonne, Mond und Winde um Auskunft, der Südwind vermag ihr dann Antwort zu geben etc.

LI. Das Märchen von der schönen Sesselja.

Bjarn. S. 58—72. Nach der Erzählung von V. Gunnarsdóttir, Hnifsdal.

Ein König trauert lange über den Tod seiner Gattin und erklärt, nur eine Jungfrau heiraten zu wollen, die ebenso schön wie die Verstorbene wäre und ihr gleiche. Eines Tages sieht er nun seine junge Tochter Sesselja im Festgewande der Mutter, und da diese noch schöner ist, wie die Gattin einst war, will er sie heiraten. Sesselja flieht nun aus dem Reiche des Vaters, nachdem sie auf den Rat ihrer Pflegemutter ihre Harfe mitgenommen hat, in der sie das festliche Gewand verbarg. In einem fremden Königreiche sucht sie Aufnahme bei armen Leuten und läfst sich als deren Tochter ausgeben, damit ihr Vater sie nicht noch entdecke. Hier hütet sie nun in Lumpen gekleidet und den Kopf mit einer Kappe bedeckt drei Jahre hindurch die Schafe. Eines Tages nimmt sie zum Viehhüten ihre Harfe mit, und wie sie sich unbeachtet weifs, kleidet sie sich in ihr Festgewand, läfst ihr langes Haar herunter und schlägt dann die Harfe. Durch die Musik angelockt kommen zu ihr die Leute der Königstochter, die von dieser immer ausgesandt werden, um alle schönen Jungfrauen, die sie finden können, zu ihr in ihren Turm als Dienerinnen zu bringen. Diese Königstochter heifst auch Sesselja, aber weil sie in ihrem Stolze alle Freier zurückwies, mit dem Beinamen „die Hochmütige“. Die vermeintliche Bauerntochter kommt nun an den Hof der Prinzessin und steht bald bei ihr in hohem Ansehen. Wie einst die beiden Namensschwestern spazieren gehen, hören sie, dafs tief in einer Schlucht ein Vogel jämmerliche Töne ausstöfst. Um ihm zu helfen, lassen die Jungfrauen ihr Haar herunter. Da das Haar der schönen Sesselja länger wie das ihrer Herrin ist, erreicht es schliefslich den Vogel, der an ihm nun aus der Schlucht herausgezogen wird. Die Prinzessin ist über den Vogel so entzückt, dafs sie ihn mit sich in ihr Schlafzimmer nimmt. Am folgenden Morgen ist jedoch das Tier verschwunden. Doch in der Nacht, die der Vogel in der Kammer zubrachte, träumte der Prinzessin ein wundersamer Traum, nach einigen Tagen wird ihr so sonderbar zu Mute, und wie sie das Gold, das der Vater ihr einst gab, und das

nur bei der Berührung reiner Jungfrauen seinen Glanz behält, schwarz wird, so weifs die Königstochter, dafs sie ohne alle eigene Schuld schwanger ist. Sie hat nun Angst vor dem Vater, der von Zeit zu Zeit das Gold bei ihr ansieht, und der dann gleich alles entdecken und ihren Aussagen natürlich nicht glauben wird. Ihre Dienerin Sesselja hilft ihr, indem sie jedes mal beim Vorzeigen des Goldes unbemerkt ihre Hand über die Hand der Königstochter legt. Auch für die Niederkunft weifs die treue Dienerin Rat. Sie gibt vor, dafs die Prinzessin krank sei und nur von ihrer Namensschwester sich pflegen lassen wolle. Nachdem sie dann einen Knaben geboren und sich wieder erholt hat, legt sich Sesselja, die Dienerin, ins Bett und behauptet, dafs der Knabe ihr Kind sei. Um der Freundschaft willen, die die Königstochter für sie hegt, wird ihr dann schliefslich der vermeintliche Fehltritt verziehen. — — Nach vier Jahren kommt ein reicher, schöner Prinz als Freier um Sesselja, die Hochmütige. Gern wird er nun von ihr angenommen. Wie sie einst auf die Frage ihres Verlobten diesem das wunderbare Gold zeigen soll, kann sie es nicht finden und glaubt, dafs eine der Dienerinnen es gestohlen habe. Unter Sesseljas Sachen wird nun das Gold gefunden, freilich nicht das vermifste, sondern das Gold, das die Prinzessin ihrer treuen Dienerin einst zum Lohne gegeben hatte. Die Königstochter läfst ihr jedoch gar keine Zeit, die Sache aufzuklären, sondern jagt sie als Diebin mit Schimpf und Schande samt ihrem Kinde fort. Am nächsten Tage kommt auf Veranlassung seiner vermeintlichen Mutter der Knabe zur Hochzeitstafel, stellt sich vor die Braut und fragt diese dreimal mit lauter Stimme: „Was gabst du meiner Mutter, als ihr Haar länger wie deins war?“ Er wird mit Scheltworten fortgeschickt. Am anderen Tage stellt er eine ähnliche Frage und am dritten Tage fragt er: „Was gabst du meiner Mutter dafür, dafs sie sich als meine Mutter ausgab?“ — In der Wut will die Braut sich an dem Kinde vergreifen. Der Bräutigam schützt es jedoch und besteht darauf, diese Sache untersuchen zu wollen. Aus der Bauernhütte wird nun auch Sesselja geholt, und jeder soll jetzt seine Lebensgeschichte erzählen. Der Prinz sagt, dafs seine böse Stiefmutter ihn in einen Vogel verzaubert habe.

Nicht eher habe er erlöst werden können, bis eine Königstochter ihr Leben um ihn wage und ihn dann eine Nacht in ihrem Schlafzimmer behalten würde. Nach seiner Entzauberung habe er seinen Vater aus den Klauen der Stiefmutter befreit, und nun sei er gekommen, um zum Dank seine Retterin zu heiraten. Da Sesselja die Hochmütige auch jetzt sich noch zu keinem Geständnis herablassen will, mufs ihre schöne Namensschwester ihre Schicksale berichten. Zum Lohne ihrer Treue heiratet sie der Prinz und kehrt mit ihr und dem Knaben in seine Heimat zurück. Die hochmütige und undankbare Königstochter hatte zur Schande aber auch noch den Spott.

Zu diesem Märchen weifs ich keine Parallelen anzuführen. Im Beginn erinnert es an „Allerleirauh“ und die diesen verwandten Erzählungen. — Mit der Tugendprobe sind die Versuche des Vaters in der „guten Stiefmutter“ zu vergleichen.

LII. Rósald und Geirald.

Nach einem Manuskripte Steingrímur Thorsteinssons.

Ein armer Ritter hatte viele Kinder, so dafs es ihm schwer wurde, ihnen allen eine gute Erziehung zu geben. Der älteste Sohn hiefs Rósald, ein tüchtiger, tapferer Bursche. — — Ihn senden die Eltern einmal mit einem Auftrage in eine andere Stadt. Hier trifft er einen Jüngling, namens Geirald, den Sohn eines reichen Mannes, der sich im Bewufstsein seiner Reichtümer schon recht aufzuspielen weifs. Geirald will den jungen Rósald durchaus überreden, mit ihm in fremde Länder auf Abenteuer auszuziehen. Er wolle schon für das nötige Geld zur Reise sorgen — dafür müsse ihm Rósald nur versprechen, ihn bei jeder Gelegenheit als den Tüchtigeren und Stärkeren gelten zu lassen. Der Jüngling will gerne dem Anerbieten Folge leisten, vorausgesetzt, dafs seine Eltern — und vor allem seine Mutter — ihm zur Reise die Erlaubnis geben wollen. Die Eltern sind bei seiner Rückkehr mit dem Plane auch durchaus einverstanden. Die Mutter legt ihrem Sohne noch besonders ans Herz, die von Geirald gestellte Bedingung

aufs treueste zu erfüllen und ihn nie zu verraten. Dann gibt sie ihm als Abschiedsgeschenk ein gutes Schwert und einen Diener zur Begleitung und läſst ihn ziehen. — Wie die Jünglinge auf einen einsamen Felsenpfad kommen, sehen sie zwölf Räuber nicht weit von ihrem Wege. Nun erinnern sie sich, daſs man sie vorher schon vor diesen Leuten gewarnt hatte. Es sind die wildesten Räuber, die man sich denken kann. Jeder von ihnen nennt sich Haukur, nur mit dem unterscheidenden Zusatze der Blaue, Graue etc. Der Anführer heiſst Haukur hái (d. h. der Hohe). — Wie Geirald die ungeschlachten Gesellen sieht, will er sogleich fliehen. Doch Rósald will diese prächtige Gelegenheit, seine Kraft zu erproben, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Auf seinen Rat sammeln sie sich Steine und wählen sich oben in dem Felsen einen günstigen Kampfplatz aus. Rósald tötet durch Steinwürfe einen Teil der Räuber. Dann aber mangeln ihm Steine, und so stürzt er sich mit seinem Schwerte kühn hervor. Der Anführer stellt sich ihm gleich zum Zweikampfe entgegen. Da das Schwert Rósalds an ihm wirkungslos abgleitet, so wirft er es zur Seite und ringt mit ihm, bis er ihn endlich zu Falle bringt. Nun versucht er das eigene Schwert des Räubers, und mit diesem vermag er ihm dann auch den Kopf abzuschlagen. Vom Finger der Leiche zieht er noch schnell einen prächtigen Goldring, dann wendet er sich zu seinem Herrn zur Hilfe. Denn Geirald, dessen Diener im Kampfe schon gefallen waren, ist mittlerweile in die gröſste Not geraten. Rósald tötet nun noch die übrigen Räuber. Nach gewonnenem Siege ist Geirald sehr stolz auf seine Heldentaten und rühmt seine Leistungen, während Rósald dem Kampfe nicht viel Wert beimiſst. Nun ziehen die beiden weiter, bis sie in ein Königreich gelangen. Sie bitten hier um Aufnahme für den Winter. Der König will sie nur unter der Bedingung annehmen, daſs sie im Laufe des Winters einen Beweis ihrer Tapferkeit geben. Er habe zwar schon von ihrem Heldenkampfe gegen die Räuber gehört, aber er wolle noch mehr Kraftwerke von ihnen sehen. Die beiden sind mit der Bedingung auch einverstanden. Nun sagt ihnen der König, daſs drauſsen nordöstlich vom Schlosse ein Riese wohne, der einen zwanzig Ellen langen Eisenstab besitze und mit diesem

alle in einem Augenblicke erschlage, selbst wenn ihm fünfzig Ritter entgegengeschickt würden. Wie die beiden in ihrer Wohnung allein sind, schlägt Geirald vor zu fliehen, denn was könnten sie zwei gegen ein solches Ungeheuer, das sogar mit fünfzig Rittern zugleich fertig würde. Rósald meint jedoch, er würde nie fliehen, ehe er nicht seine Kraft erprobt hätte. Sie kaufen nun eine Menge Eisen, bringen dies zu einem Schmiede und lassen daraus eine grofse Keule schmieden, die an ihrem dicken Ende voll scharfer Spitzen steckt. Dann gehen sie mit ihr eines Morgens früh hinaus vor die Höhle des Riesen, ehe dieser aufgestanden ist. Wie er zur Höhle hinauskommt, schlägt ihn Rósald mit der Keule so heftig, dafs die scharfen Spitzen in seine Stirn eindringen. Der Riese taumelt, und diesen Augenblick benutzt der Jüngling, um ihm den Kopf abzuhauen. Nun sagt Geirald wieder mit grofsem Stolze: „Einen grofsen Sieg haben wir errungen, dafs wir solchen Riesen zu Boden fällten!“ Rósald trägt das gewaltige Haupt bis zum Schlofstore, dann übergibt er es dem Geirald, der es ächzend und keuchend vor den König schleppt. Dieser ist sehr erfreut über diese Heldentat, denn schon lange genug hatte der Riese das Land verwüstet. Er läfst ein grofses Freudenfest veranstalten, um den Sieger würdig zu ehren. Mit einer prächtig geschmückten Schar edler Jungfrauen tritt beim Festmahle ein wunderschönes Mädchen in den Saal. Alle erheben sich bei ihrem Anblicke ehrerbietig, und auch Geirald und Rósald folgen dem Beispiele der übrigen. Sie schaut einen kurzen Augenblick prüfend auf die beiden Fremden, lächelt dann ein wenig und geht hierauf zum Könige, neben dem sie auf dem Hochsitze Platz nimmt. Geirald beschliefst sogleich, um diese Königstochter zu werben. Er bringt sein Anliegen beim Könige vor. Doch dieser sagt, dafs er darüber nicht entscheiden könne. Dieses Mädchen sei nicht seine Tochter, sondern seine Enkelin. Sie sei eigentlich die Königin seines Reiches. Aber sie wolle die Regierung nicht übernehmen, trotzdem sie nach jeder Richtung dazu gut im stande wäre. Nur so viel Selbständigkeit habe sie sich vorbehalten, nie gegen ihren Willen verheiratet zu werden. Der König berichtet nun der Königstochter von der Werbung des fremden Ritters. Sie

erklärt, nichts gegen ihn einwenden zu können, nur solle er am anderen Tage erst einmal mit ihrem Pagen im Kampfe sich messen. — Wie die Jünglinge allein sind, spricht Geirald die Befürchtung aus, dafs dieser sogenannte Page gewifs ein selten tüchtiger Ritter sei. Auf seinen flehentlichen Wunsch wechselt Rósald mit ihm die Kleider und zieht am anderen Morgen für ihn in den Kampf. Er wirft den Ritter, der von zartem Wuchs zu sein scheint, aus dem Sattel und reitet dann heim. Nun geht Geirald zum Könige und verlangt die Hand der Prinzessin. Doch diese erklärt, noch nicht zufrieden zu sein. Sie selbst habe dem Zweikampfe nicht zuschauen können, sondern nur ihr Pflegevater. Nun solle Geirald und Rósald zusammen im Turniere sich messen, und sie wolle dann von der Schlofsmauer das Kampfspiel verfolgen. Sie lege aber jetzt schon das feierliche Gelübde ab, dafs sie nur den Mann heiraten wolle, der den Räuberhauptmann Haukur hái, den Riesen und den Pagen besiegt habe. Das Turnier zwischen den beiden bleibt unentschieden, da Rósald sich möglichst zurückhält, um seines Herrn Schwäche nicht zu verraten. Geirald fühlt sich trotzdem als Sieger und verlangt nun die Hand der Jungfrau. — Doch noch immer ist sie nicht ganz von der Tüchtigkeit ihres Bewerbers überzeugt. Er solle nun — und das sei der letzte Beweis seiner Tapferkeit — mit Rósald zusammen gegen zwei Ritter ihres Pflegevaters kämpfen. Würde er dann Sieger bleiben, so wolle sie ihn sicher heiraten. Nun kann Rósald seinem Herrn nicht mehr helfen. Am folgenden Morgen tritt Geiralds Feigheit beim Kampfspiele zu Tage, sein Betrug wird entdeckt, und mit Schimpf und Schande wird er vom Hofe gejagt. Rósald hingegen wird hoch geehrt und empfängt die Hand der Prinzessin. Diese erzählt ihm nun, dafs sie gleich beim ersten Anblick den Goldring des Räuberhauptmanns an seinem Finger gesehen und daraus geschlossen habe, dafs er eigentlich der Sieger sei. Am anderen Tage habe sie mit ihm als Page im Kampfe sich gemessen und habe wieder an seiner Hand den gleichen Ring entdeckt. Nun habe sie so lange sich bemüht, bis sie endlich den Betrüger entlarvt hätte. Rósald wird nun König und läfst seine Eltern und Geschwister zu sich ziehen. Nach Jahren kommt auch Geirald als armer Bettler

zu ihm zurück und erhält von ihm einen Bauernhof zum Geschenke.

Dieses Märchen behandelt das weit verbreitete Thema vom Rollentausch zweier Jünglinge. Der stärkere und tüchtigere wird durch irgend eine List des schwächeren (meist des Dieners) zu dem Versprechen gezwungen, alle Heldentaten für diesen auszuführen, ohne je seinen Anteil an ihnen zu verraten. Erst nachdem der Jüngling dem Wortlaut nach seines Eides entledigt ist, kann er den Betrug aufdecken und zu der ihm gebührenden Ehre gelangen. — Unser isländisches Märchen hat die ursprüngliche Idee dadurch abgeschwächt, dafs Rósald schon, ehe er die Fahrt mit seinem Genossen antritt, diesem ein derartiges Versprechen gibt. Geirald ist drum auch nicht wie in den übrigen hierhin gehörigen Märchen ein böser Mensch, der sich schliefslich sogar nicht einmal scheut, seinen Genossen durch Mord aus dem Wege zu räumen, sondern er ist nur ein Feigling, der für sein Geld ein gutes Recht auf die Dienste Rósalds zu haben glaubt.

Köhler (Kl. Schr. S. 395) gibt zu diesem Märchen weitere Literaturnachweise. Zu erinnern ist hier auch an den Rollentausch Gunthers und Siegfrieds, vor allem aber auch an die Göngu-Hrólfs-Saga, in der die Episode von Hrólf und Vilhjálmr im Garðarík mit den Märchen dieser Familie übereinstimmt (F. A. S. N. III S. 168 ff.).

LIII. Die ungetreue Dienerin.

Lbs. 536 4to. Von Páll Pálsson in Árkvörn nach der Erzählung der alten Frau Guðriður Eyolfsdóttir 1863/64 niedergeschrieben.

Ein Königspaar hatte drei Söhne. — Wie der König stirbt, vererbt er dem ältesten Sohne sein Königreich, dem zweiten all' sein fahrendes Gut und dem jüngsten einen Mantel, einen Goldring und ein Paar Handschuhe. Wer sich auf den Mantel setzt, kann auf ihm reisen, wohin immer er sich wünscht. Wer den Ring besitzt, wird unermefslich reich, und der Eigen-

tümer der Handschuhe wird von der ganzen Welt geliebt. Trotz dieser Wundereigenschaften glaubt sich der jüngste Königssohn, der noch auf der Schule war, bei der Erbteilung vom Vater sehr zurückgesetzt. — — — Die alte Königin verwahrt ihm die drei Kostbarkeiten. Einmal bittet er seine Mutter um den Ring, und nach langem Widerstreben händigt sie ihm diesen aus. Nun wird er sogleich sehr reich und lebt herrlich und in Freuden. Seine Dienerin bittet ihn, doch ihr den Ring zum Aufbewahren zu geben. Nach einer Weile kommt dann das Mädchen weinend zu ihm und klagt, der Ring sei ihr gestohlen worden. Der Königssohn tröstet sie und sagt, daran sei nun jetzt nichts mehr zu ändern, drum sei es besser, über diese Sache überhaupt nicht mehr zu sprechen. Nun gibt ihm die Mutter die Handschuhe heraus. Auch sie verwahrt die Dienerin, und auch sie werden ihr gestohlen. Nun läfst er sich den Mantel geben, um auf ihm in ferne Länder zu reisen. Auf die Bitte seiner Dienerin nimmt er sie mit. Lange Zeit fahren sie nun durch die Lüfte dahin. Wie sie an einer schönen Waldlichtung vorbeikommen, schlägt das Mädchen dem Jüngling vor, hier ein wenig halt zu machen und ein Mahl einzunehmen. Nachher wird der Königssohn müde und schläft ein. Als er nach einer Weile erwacht, ist seine Dienerin mit dem Mantel verschwunden. All' seiner Kostbarkeiten beraubt, mufs der junge Königssohn nun mühsam zu Fufse weiterziehen. Nach einiger Zeit kommt er an eine Quelle. Da er sehr durstig ist, trinkt er aus ihr und füllt auch noch eine Flasche mit Wasser. Bald nachher fühlt er sich aber so elend und so krank, dafs er sich kaum noch weiterzuschleppen vermag. Mit vieler Mühe und Not gelangt er an einen zweiten Quell, und auch von diesem trinkt er. Sofort fühlt er sich wunderbar gestärkt, ja, er ist nun so gesund und frisch wie nie zuvor. Von diesem Wasser füllt er sich nun zwei Flaschen und zieht weiter. Endlich kommt er in ein Königreich. Alle Leute gehen hier mit verstörten, traurigen Gesichtern umher, denn die einzige Tochter des Königs ist so schwer krank, dafs keine Rettung mehr möglich ist. Der Jüngling bietet nun seine Hilfe an. Er gibt der Prinzessin täglich von seinem Heiltrank zu trinken, bis dafs sie so gesund

ist wie nie zuvor. Am Hofe wird er infolgedessen sehr geehrt. Nach Ablauf eines Jahres bittet er den König um kurzen Urlaub, da er gern seinen Lehrmeister wieder aufsuchen wolle. Er bekommt zu dem Zwecke prächtige Kleider, ein vollbemanntes Schiff und ein ansehnliches Gefolge. Niemand erkennt ihn daheim, während er sogleich seine Dienerin erkennt, die mit den ihm geraubten Schätzen als vornehme Dame ein herrliches Leben führt. Er freit um sie, und da er ein ansehnlicher Königssohn zu sein scheint, so erhält er auch ihr Jawort. Alle ihre Schätze werden nun auf sein Schiff gebracht, zuletzt auch der Mantel, der Ring und die Handschuhe. Wie nun die Braut gleichfalls das Schiff besteigen will, gibt er ihr aus der ersten Flasche zu trinken. Da wird sie gleich so jämmerlich krank, dafs sie sich vor Schmerzen kaum noch zu halten weifs. Nun gibt er sich ihr zu erkennen und sagt, dafs sie die Krankheit als Lohn ihrer Treulosigkeit reichlich verdient habe. Sie mufs nun im Elend zurückbleiben, er aber fährt mit seinen wiedergewonnenen Schätzen zum Könige und feiert Hochzeit mit der durch ihn geretteten Prinzessin.

Nach den Anmerkungen Cosquins zu dem mit unserer isländischen Erzählung zu vergleichenden Märchen „La bourse, le sifflet et le chapeau“ (11 I S. 121 ff.) ist dieses Thema vielfach behandelt worden. Dem Isländischen am nächsten steht die Erzählung der „Gesta Romanorum“ (Cosquin S. 128). Hier erbt ein Prinz gleichfalls von seinem Vater drei Kostbarkeiten, einen Goldring, eine Spange und ein kostbares Tuch. Der Goldring hat die Eigenschaft, dafs sein Träger von allen Leuten geliebt wird, und dafs er von ihnen bekommt, was immer er verlangt. Der Besitzer der Spange kann sich wünschen, was er will, und das Tuch trägt einen im Augenblicke an jeden beliebigen Ort. Der Prinz fällt nun in die Hände einer Kurtisane, die ihm nach und nach seine Kostbarkeiten abschwindelt. Endlich findet er sich von allen verlassen in einer Wüstenei, wohin ihn die Verräterin gelockt hatte. Aus Hunger ifst er die Frucht eines Baumes und wird aussätzig. Darauf ifst er die Frucht eines anderen Baumes, die ihm seine Gesundheit zurückgibt. In seine Heimatsstadt zurückgekehrt, gilt er durch die Heilung von Aussätzigen als ein tüchtiger

Arzt. Die verräterische Dirne, die ihn nicht wiedererkennt, läſst ihn in einer Krankheit auch rufen. Er erklärt, sie nicht eher heilen zu können, bis sie nicht ihre Sünden gebeichtet habe. Nachdem er nun seine Kostbarkeiten zurückerhalten hat, gibt er ihr von der Frucht, die aussätzig macht, und verläſst sie. — — —

In ähnlicher Weise verläuft auch nach Cosquin eine hindostanische Erzählung („Revue orientale et americaine“ 1865 S. 149). Es ist auch dort ein Fürst, der durch die List einer Kurtisane seiner Kostbarkeiten (die er sich hier allerdings auch nicht rechtmäſsig angeeignet hatte) beraubt wird. Sein Groſsvezier, der dem Fürsten nachgereist ist, entdeckt ein Wasser, von dem einige Tropfen in einen Affen verwandeln. Die Kurtisane wird nun mit ihm bespritzt. Um ihre Gestalt zurückzubekommen, sind nach Angabe des Groſsveziers die gestohlenen Kostbarkeiten nötig. Sowie der Fürst diese wieder in Händen hat, wünscht er sich mit seinem Vezier in die Heimat und läſst die Verräterin in der Affengestalt zurück. — Bei Cosquin (11 „La bourse, le sifflet et le chapeau“ I S. 121 ff. und 52 „Les trois frères“ II S. 79 ff.) sind es in beiden Erzählungen drei Soldaten, Brüder, die auf wunderbare Weise Kostbarkeiten erhalten. Im ersten Märchen gewinnt eine Prinzessin im betrügerischen Spiele alle drei Dinge einem der Brüder ab, im zweiten Märchen werden sie betrügerischerweise allen drei Brüdern von drei Prinzessinnen entlockt. Während nun in der letztgenannten Erzählung mit Hilfe eines Wundersäbels die Brüder wieder zu ihrem Eigentum gelangen, verschafft im ersten Märchen der eine Soldat der Prinzessin durch Äpfel Hörner. Um sie vertrieben zu bekommen, muſs sie alle durch Betrug erworbenen Kostbarkeiten wieder herausgeben. Darauf verschwindet der als Arzt gekleidete Soldat und läſst die Prinzessin noch mit einem Horne zurück. — — Bei Grimm werden im „Krautesel“ (122 II S. 130 ff.) die Hexe, samt Tochter und Dienerin zur Strafe für ihren Betrug durch Salat in Esel verwandelt. Da die beiden Jungfrauen nur durch die Alte gezwungen am Betruge sich beteiligt hatten, bekommen sie später ihre natürliche Gestalt wieder.

LIV. Der dankbare Zwerg.

Lbs. 537 4to.

Ein Bauernsohn, namens Gigur, wird von heftiger Liebe zur schönen Königstochter erfafst. Auf den Rat seiner vielkundigen Mutter besucht er einen ihr befreundeten Mann und bleibt längere Zeit bei ihm. Vor Weihnachten ist stets ein grofser Verkauf im Schlosse, den der König mit den Seinigen selbst leitet. Dorthin geht auch Gigur mit seinem Wirte. Während dieser von der Königstochter etwas kauft, schauen die beiden jungen Leute einander unaufhörlich an. Die Königstochter erkundigt sich angelegentlich nach Gigur und schenkt ihm schliefslich zum Abschied einen Ring. Wie der König das erfährt, wird er so wütend, dafs er zwanzig Leute ausschickt, um den Burschen zu töten. Auf den Rat der Mutter versteckt sich Gigur in den Wald. Die Leute können ihn nicht finden und kehren unverrichteter Sache wieder heim. Am folgenden Tage kommen vierzig Männer, ihn zu suchen — doch wieder vergeblich. Am dritten Tage, als der König sechzig Leute gegen ihn ausgeschickt hat, rät ihm die Mutter, lieber das Königreich zu verlassen. Er geht nun weit fort, bis er sich endlich ermüdet an einem Wasserfall niedersetzt. Da sieht er aus einem Steine einen kleinen Knaben herauskommen, um Wasser zu holen. Gigur schenkt ihm den Ring, den die Königstochter ihm gegeben hat. Kurze Zeit nachher kommt ein Zwerg zu ihm und bedankt sich bei ihm, weil er seinem Sohne solch schönes Geschenk gemacht habe. Das habe vor ihm noch keiner getan, und so wolle er ihn jetzt dafür reichlich belohnen. Gigur erhält nun allerhand Zaubergaben: eine Rüstung, die keine Waffe durchdringen kann, ein Schwert, das alles durchschneidet, Handschuhe, die dem Träger unüberwindliche Kraft geben, ein prächtiges Pferd und schliefslich noch einen Speer. Der letztere hat die merkwürdige Eigenschaft, seinen Besitzer überaus häfslich zu machen, sowie er auf ihm einen schwarzen Streifen bestreicht. Wünscht er dagegen zum schönsten Manne zu werden, so braucht er nur den roten Streifen zu berühren, der auch auf dem Speere sich befindet. — — Auf den Rat des Zwerges reitet Gigur sogleich

heimwärts und kommt gerade noch zur rechten Zeit, um seine Mutter zu befreien. Diese soll von achtzig Leuten des Königs verbrannt werden, da sie nicht sagen will, wohin ihr Sohn sich versteckt hat. Gigur tötet alle und reitet dann zum Schlosse. Hier fordert er den König zum Zweikampfe heraus, andernfalls müsse er ihm seine Tochter zur Frau geben. Der König hat aber vor der Tapferkeit des Burschen solchen Respekt bekommen, daſs er ihn lieber noch als Schwiegersohn annimmt. Der dankbare Gigur trägt nun dem Zwerge noch eine Menge Gold und Edelsteine zu seiner Wohnung.

Diese kleine, herzlich unbedeutende Erzählung weist einige unklare Stellen auf, denn erstens wird nicht motiviert, weshalb Gigur dem Zwergenknaben das Kleinod schenkt, das ihm doch die Geliebte gegeben hatte, zweitens scheint die Dankbarkeit des Zwerges übertrieben im Verhältnis zu der ihm ungefragt erwiesenen Wohltat, und drittens ist von einem Speere und seinen wunderbaren Eigenschaften die Rede, ohne daſs dieser im Laufe der Erzählung irgend eine Rolle spielt. — Zu diesem Speere ist in einem gälischen Märchen Campbells ein Kamm zu vergleichen (Köhler, Kl. Schr. S. 177). Je nachdem man sich mit der einen oder andern Seite desselben kämmt, macht er schön oder häſslich.

Die Handschuhe, die unüberwindliche Stärke verleihen, erinnern an Þórs Handschuhe.

LV. Die zwölf Räuber.

Lbs 536 4to. Von Páll Pálsson in Árkvörn nach der Erzählung der alten Frau Guðríður Eyolfsdóttir 1863/4 niedergeschrieben.

(Steingrímur Thorsteinsson, der bekannte neuisländische Lyriker und Übersetzer der Märchen aus 1001 Nacht ins Isländische, sagte mir, daſs auch er ein ähnliches Märchen in seiner Kindheit von einer alten Frau erzählt bekommen habe.)

Es waren einmal zwei Brüder, der eine äuſserst reich, der andere sehr arm. Der arme ging an jedem Tage in den Wald, um durch die Jagd etwas zu verdienen. — — — Einmal ist er auch in der Nacht drauſsen im Walde. Da sieht er zwölf

Männer auf lichten Pferden in roten Kleidern vorbeireiten und bei einem Felsen Halt machen. Einer von ihnen klopft mit der Gerte auf den Stein und sagt: „Tu dich auf, mein Stein.“ Darauf öffnet sich der Felsen, und alle gehen hinein. Am andern Morgen kommen sie alle wieder heraus. Derselbe Mann, der nun als Letzter hinausgeht, schlägt wieder an den Stein und sagt: „Schliefse dich zu, mein Stein.“ Darauf schliefst sich der Felsen, und die Männer reiten fort. Sowie sie nicht mehr zu sehen sind, geht der Mann, der den ganzen Vorgang beobachtet hat, an den Felsen, schlägt auf ihn und spricht die gleichen Worte. Darauf öffnet sich dieser, so dafs er hineingehen kann. Drinnen findet er vier Räume. Der erste ist ein Pferdestall, der zweite ist angefüllt mit Leichen, der dritte enthält sechs Betten, und der vierte ist voll von Gold und Kostbarkeiten. Hiervon nimmt er, soviel er nur tragen kann, beladet draufsen sein Pferd, läfst dann den Felsen sich schliefsen und reitet heim. Auf diese Weise holt er sich dreimal, nachdem er sich allemal vorher sorgfältig davon überzeugt hat, dafs die Räuber fortgeritten sind, grofse Reichtümer aus dem Felsen. Einmal kommt seine Frau zu der reichen Schwägerin und leiht sich von ihr ein Mafs. Diese ist neugierig, was die Frau mit ihm messen will, und bestreicht die Bodenritzen mit Pech. Wie sie das Mafs zurückerhält, ist ein Golddukaten in ihm hängen geblieben. Nun stachelt sie ihren Mann auf, dafs er in Erfahrung bringen müsse, woher der arme Bruder solchen Reichtum habe. Der geht dann auch und dringt so lange in ihn, bis er ihm alles erzählt. Zweimal nimmt er nun den reichen Bruder mit sich, damit auch dieser sich Schätze dort holen kann. Der Reiche ist aber so habgierig, dafs er noch mehr haben will, und so geht er dann das dritte Mal in den Felsen, ohne dem Bruder etwas davon zu sagen. Wie er wieder hinaus will, hat er die Zauberformel zum Öffnen des Steines vergessen. Als das nächste Mal der Arme in den Felsen geht, findet er unter den Leichen auch seinen erschlagenen Bruder. Er nimmt ihn nun mit sich und bringt ihn zur Schwägerin, schärft dieser aber aufs strengste ein, keinem etwas davon zu sagen, dafs ihr Mann getötet sei. — — — Nach einiger Zeit kommen zu ihm zwei Männer, die volle

Ölschläuche auf ihren Pferden haben. Sie bitten für sich um Nachtquartier und bitten auch darum, die Schläuche in ein leeres Haus legen zu dürfen. — Eine Dienstmagd wacht noch spät in der Nacht. Da ihr Öl mangelt, will sie den Schläuchen Öl entnehmen. Als sie einen Schlauch anzapft, hört sie aus ihm eine Stimme fragen „sollen wir sogleich kommen?“ „Noch nicht“, sagt sie schnell gefafst. Nun läuft sie ins Haus und berichtet ihrem Herrn das Vorgefallene. Dieser erhitzt Pech und läfst es siedend in die Schläuche hinein. Ein Schrei ertönt, dann wird alles still. Nun weckt der Hausherr seine beiden Gäste und läfst sie sogleich mit ihren Schläuchen weiterziehen. Er selbst aber bleibt von dieser Zeit an unbehelligt und ist ein schwerreicher Mann.

Dieses Märchen enthält in bedeutend verkürzter Form die bekannte Geschichte „Ali Bâbâ und die vierzig Räuber“ aus 1001 Nacht (7. Bd. XXI S. 59 ff.). Auch in anderen Märchensammlungen ist diese Erzählung vertreten, aber auch dort wird wie im Isländischen nur von zwölf Räubern berichtet. (Grimm 142 „Simeliberg“ II S. 193 ff. und Gonz 79 „Die Geschichte von den zwölf Räubern“ II S. 122 ff.). Ob man als Quelle für dieses Märchen 1001 Nacht ansehen mufs, oder ob alle die Märchen, die dieses Thema behandeln, auf einen anderen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen sind, läfst sich nicht genau entscheiden. Der Umstand, dafs in allen drei europäischen Märchen gleichmäfsig von zwölf Räubern erzählt wird, während in 1001 Nacht ihre Zahl vierzig beträgt, läfst fast vermuten, dafs eine andere Quelle als die arabische Erzählung ihnen zu Grunde liegt.

Der für isländische Verhältnisse durchaus unmögliche Schlufs mit den Ölschläuchen fehlt dem deutschen wie dem sizilianischen Märchen, findet sich aber in 1001 Nacht. Dieser Zug läfst wohl mit Sicherheit wenigstens auf eine orientalische Erzählung als Quelle schliefsen.

LVI. Grishildur, die Gute.

Árn. II S. 414—17. Nach einer Erzählung aus dem Westen von Dalir.

Ein unverheirateter König wird oft von den Seinigen gebeten, sich eine Frau zu wählen. Eines Tages läfst er zwanzig Pferde satteln, für zehn Herren und ebensoviele Damen bestimmt. Jedoch nur neun Damen seines Gefolges werden zur Teilnahme aufgefordert, das am schönsten gesattelte Pferd wird ledig mitgeführt. So reitet der König mit dieser Schar lange Zeit durch den Wald, bis er endlich zu einem bescheidenen Häuschen kommt. Wie er an die Türe klopft, tritt ein wunderschönes Mädchen heraus. Auf Befragen erzählt dieses, dafs es Grishildur heifse und die Tochter der armen Häuslersleute sei, die drinnen in der Hütte wohnten. Bei den Eltern wirbt der König nun um Grishildur und bekommt sie schliefslich auch zugesagt. Das erstaunte Mädchen wird auf das prächtig geschmückte Pferd gesetzt und zum Schlosse geführt, wo dann die Hochzeit gefeiert wird. — — Wie die Königin ein schönes Mädchen zur Welt bringt, erlaubt ihr der Gatte, es selber aufzuziehen. Doch nach einiger Zeit schickt er einen Diener, der ihr das Kind im Auftrage des Königs wegnehmen mufs. Grishildur weint hierüber bitterlich, beklagt sich jedoch mit keinem Worte bei ihrem Gatten. Nach der Geburt eines Knaben handelt der König auf die gleiche Weise. Kurze Zeit nachher läfst er die Königin zu sich rufen und fragt nach den Kindern. In Tränen aufgelöst sagt ihm Grishildur, dafs diese ihr ja in seinem Auftrage fortgenommen worden seien. Nun stellt sich der König entrüstet, behauptet, sie habe die Kinder ermordet und jagt sie mit Schimpf und Schande zu ihren Eltern zurück. Hier verlebt die Arme, besonders vom Vater mit Vorwürfen verfolgt, sechzehn schwere Jahre. Nach dieser Zeit macht der König bekannt, dafs er eine zweite Heirat eingehen wolle. Er läfst Grishildur aufs Schlofs kommen, damit sie für das Hochzeitsmahl in der Küche behilflich sei. Am Abend befiehlt ihr der König, ein kurzes Kerzenstück zwischen die Finger zu nehmen und ihm und seiner Gattin zu Bett zu leuchten. Bald ist die Kerze so kurz, dafs die Fingerenden verbrannt werden. Nun fragt der König, ob sie sich denn nicht brenne.

Geduldig antwortet Gríshildur „schlimm brennen die Finger, aber noch schlimmer brennt das Herze“, und Tränen entstürzen ihren Augen. Da sagt der König gerührt: „Von nun an sollst du die gute Gríshildur heifsen. Meine Braut hier ist unsere gemeinsame Tochter, die dir an Güte und Schönheit gleich ist, und wenn du mir vergeben willst, so sollst du und keine andere für immer meine Gattin sein.“

In dieser kleinen Erzählung ist unschwer die Geschichte der „schönen Griseldis“ wiederzuerkennen, nur die letzte Prüfung der Schwergeprüften scheint aus einem andern Märchen herübergenommen zu sein. Schon Saxo Grammaticus (VI. Buch S. 330 ff.) erzählt, dafs Syritha bei der scheinbaren Hochzeit ihres heimlich geliebten Othar die Hochzeitskerze am Bette des Brautpaares halten mufste. So tief ist ihr Seelenschmerz, dafs sie nicht merkt, wie die Flamme beginnt ihre Hand zu verbrennen. Othar bittet sie, ihre Hand zu hüten. Da schaut sie zum ersten Male in ihrem Leben ihn an, ihr Blick verrät ihre Liebe, und sie wird statt der angeblichen Braut die Gattin Othars. — —

Über die Geschichte der „Griseldis“ und die zahlreichen Bearbeitungen dieser Novelle ist Dunlop S. 253 zu vergleichen, ferner auch Köhler „Die Griseldis-Novelle als Volksmärchen“ (Kl. Schr. II S. 534 ff.).

LVII. Der dankbare Tote.

Lbs. 537 4to.

Ein Kaufmannssohn, namens Vilhjálmur, der allzu gutmütig und freigebig war, verliert hierdurch kurze Zeit nach dem Tode seines Vaters sein ganzes Vermögen. Er bezahlt noch all' seine Schulden, dann geht er fort, von allen Freunden im Stiche gelassen. Beim Ausgange aus der Stadt bettelt ihn noch ein armes Weib mit zwei Kindern um eine Gabe an. Er gibt ihnen seine letzten neun Goldstücke, so dafs er nun nichts mehr besitzt. Nachdem er lange Zeit durch einen

tiefen Wald gegangen ist, kommt er an ein Haus. Er geht hinein und findet drinnen zwölf Betten. Er säubert das Haus, macht alle Betten zurecht und bereitet das Abendbrot. Am Abend kommen zwölf Räuber nach Hause. Vilhjálmur erzählt, er sei ein Kaufmannssohn, der wegen eines Diebstahls habe fliehen müssen. Er wolle gern hier bei den Zwölfen bleiben, nur wolle er nicht mit ihnen auf Raub ausziehen, denn er könne kein Blut sehen. Die Räuber nehmen ihn nun zur Besorgung des Haushaltes an und sind mit ihm auch sehr zufrieden. Eines Abends sieht er am Halse des Räuberhauptmanns, wie dieser sich auskleidet, ein kleines Schlüsselchen hängen. Als in der Nacht alle schlafen, nimmt er heimlich den Schlüssel, macht sich einen Abdruck von ihm und bringt ihn dann wieder an Ort und Stelle. Am folgenden Tage verfertigt er sich nun einen gleichen Schlüssel. Dann sucht er im ganzen Hause nach einer Türe, in die der Schlüssel paſst. Endlich findet er eine solche im Bette des Räuberhauptmanns unter allem Bettzeug. Er öffnet sie, kommt in einen Erdgang und schlieſslich in ein Erdhaus. Hier findet er eine Jungfrau an den Haaren gebunden und die Hände auf dem Rücken gefesselt. In ihrem Schoſse steht eine Schüssel mit Speise. Vilhjálmur löst sie, gibt ihr zu essen und fragt, wer sie sei. Sie ist eine Königstochter, namens Ása. Der Räuberhauptmann hat sie von ihrem Vater geraubt und will sie nun zwingen, ihn zu heiraten. Vilhjálmur verspricht, sie zu retten, sowie sie zur Flucht kräftig genug geworden sei. Als dieser Zeitpunkt gekommen ist, reiten sie fort. Nach einer Weile werden sie von sechs Räubern verfolgt, und Vilhjálmur versteckt sich mit Ása in eine Höhle. Von hier aus tötet er einen Teil der Räuber durch Steinwürfe, die anderen erschlägt er mit dem Schwerte. Nun reiten sie weiter. Aber schon sind die sechs übrigen Räuber herangekommen. Trotz seiner Übermüdung muſs Vilhjálmur auch gegen sie kämpfen. Ása steht ihm tapfer bei, indem sie sich ihrer Obergewänder entledigt und diese über die Räuber wirft. Endlich sind alle getötet, aber Vilhjálmur ist nun auch so schwer verwundet, daſs die beiden in die Räuberherberge zurückkehren müssen, damit Ása ihn dort pflegen kann. Endlich nach einem halben Jahre ist er wieder reisefähig. Sie

packen nun alle Kostbarkeiten der Räuber auf Pferde und reiten aus dem Walde. In einer Stadt am Meeresstrande lassen sie sich nieder, um darauf zu warten, dafs ein Schiff einmal in Ásas Heimat fährt. Eines Tages sieht Vilhjálmur, wie eine Leiche aus dem Kirchhofe ausgegraben und mit Stockhieben mifshandelt werden soll, weil der Mann, ein Fremder, starb, ehe er seine Schulden bezahlen konnte. Vilhjálmur bezahlt diese für ihn und geht nicht eher vom Kirchhofe, bis die Leiche wieder ins Grab gelegt und alles in Ordnung gebracht ist. — — — Rauður, der Minister von Ásas Vater, der schon seit drei Jahren vergeblich nach der Königstochter suchte, kommt mit seinem Schiffe zum Hafen der Stadt. Das junge Paar erhält für sich auf dem Schiffe Fahrgelegenheit. Ása wird nun von Rauður erkannt und freudig begrüfst. Auf hohem Meere setzt der Minister Vilhjálmur in einem Boote ohne Ruder aus, und der Königstochter wird mit dem Tode gedroht, falls sie nicht einen Eid schwört, den Aussagen Rauðurs nie widersprechen zu wollen. Das gleiche Versprechen mufs auch die Schiffsmannschaft leisten. Beim Könige gibt sich der Minister als den Retter der Tochter aus und bekommt nun ihre Hand zugesprochen. Auf Bitten Ásas wird jedoch die Hochzeit noch um ein halbes Jahr verschoben. — — — — Vilhjálmur treibt auf hohem Meere hilflos umher und hat Hunger und Durst zu leiden. Da erscheint ihm im Traume ein unbekannter Mann. Dieser sagt, er sei der Tote, den er vor Mifshandlung geschützt, und für den er einst die Schulden bezahlt habe. Dafür wolle er sich jetzt dankbar erweisen und das Boot zum Königreiche von Ásas Vater bringen. Dort am Hofe solle er Pferdeaufseher werden. Im Stalle an einer bezeichneten Stelle würde er einen grofsen Schatz finden. Den solle er zum Lohne für seine Gutmütigkeit behalten. Ása würde ihn wiedererkennen, und dann könnten sie gemeinsame Schritte zu ihrer Vereinigung unternehmen. — Alles geht nun so in Erfüllung. — Nachdem Ása mit ihrem wiedergefunden Retter das Nötige verabredet hat, erklärt sie dem Vater, dafs sie nun mit der Hochzeit mit Rauður einverstanden sei. Aber nur unter der Bedingung, dafs der Pferdewächter auch zum Feste geladen werde. . . . . . Als beim Mahle die Freude am höchsten ist,

wird Vilhjálmur durch Ása aufgefordert, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Nach ihm soll dann Rauður das gleiche tun. Dieser will erst lügen, wird dann aber zur Wahrheit gezwungen. Zur Strafe seiner Untaten wird er an den höchsten Galgen gehängt, und Vilhjálmur feiert mit Ása vergnügt seine Hochzeit.

Bei Árn. findet sich das Märchen vom „dankbaren Toten" in ziemlich ähnlicher Weise behandelt (Árn. II S. 473—9. Nach dem Manuskripte vom Pastor Sveinbjörn Guðmundsson in Móar auf Kjalarnes). Der Held ist hier der Königssohn Þorsteinn, der durch seine leichtsinnige Verschwendung sein Königreich verliert. Auf einem Bauernhofe sieht er, dafs der Bauer mit seinem Gesinde auf einen Hügel losschlägt, weil drinnen ein Mann begraben ist, der seine Schulden nicht bezahlt hat. Um dem Toten Ruhe zu verschaffen, zahlt der Königssohn die ausstehenden 200 Reichstaler. Nun kommt er zu einem Bauernhofe, der von Männern bewohnt wird, die mehr das Aussehen von Riesen wie von Menschen haben. Er besorgt ihnen fünf Jahre zu ihrer Zufriedenheit das Hauswesen. Um einen Abdruck des kleinen Schlüssels, den der Anführer immer bei sich trägt, zu erlangen, schlägt er eines Morgens heftig an die äufsere Türe und schreckt dadurch die Räuber aus ihren Betten. Mit Kuchenteig an den Händen geht er in der Zwischenzeit zum Bette des Anführers und nimmt hier einen Abdruck von dem Schlüssel, den dieser in der Eile vergessen hatte. Auf diese Weise kann er sich einen Schlüssel anfertigen, der eine verschlossene Türe öffnet. Das sechste Jahr will er den Räubern dann nur unter der Bedingung dienen, dafs er zum Lohne das mitnehmen dürfe, was in dem von ihnen verschlossenen Zimmer sei. Nach langem Sträuben wird ihm das dann auch versprochen. Er reitet nun nach sechsjährigem Dienste mit der in diesem Zimmer verborgenen Königstochter weg, wird aber verfolgt und mufs sich verteidigen. Mit Hilfe der Königstochter besiegt er die Riesen. Sie kehren dann ins Räuberhaus zurück und warten hier auf ein Schiff. — Dem auf dem Meere ausgesetzten Königssohne hilft dann der dankbare Tote, dessen Grabhügel er einst beschützt hatte, in derselben Weise, wie es im vorhergehenden Märchen erzählt wird.

Ich habe das noch ungedruckte Märchen hier an erste Stelle gesetzt und die bei Árnason gedruckte Erzählung nur als Variante behandelt, weil in der Geschichte des „Kaufmannssohnes Vilhjálmur“ das Märchen „vom dankbaren Toten“, wie es in der Märchenliteratur aufserordentlich vieler Völker überliefert ist, besser erhalten ist, wie in der Geschichte von dem „Königssohne Þorsteinn“. Über dieses Märchen existiert eine sehr reichhaltige Literatur. Simrock hat in seinem Buche „der gute Gerhard und die dankbaren Toten“ (Bonn 1856) diese Märchen mit der Dichtung Rudolfs von Ems in Zusammenhang gebracht. Zu den Nachweisen Simrocks bringt dann Köhler (Kl. Schr. I S. 5 ff. etc.) weitere interessante Ergänzungen. — — — Es handelt sich in all' diesen Märchen darum, dafs ein Jüngling (Kaufmannssohn, Ritter, Königssohn) die Leiche eines verschuldeten Mannes vor den Mifshandlungen seiner Gläubiger schützt, indem er — meist mit dem letzten Rest seines Geldes — die Schulden des Toten bezahlt und für die Beerdigung desselben sorgt. Nachher gerät dieser Jüngling in irgend eine Gefahr. Der dankbare Tote errettet ihn und vereinigt ihn durch seine Hilfe wieder mit der verlorenen Geliebten.

In den hier zur Vergleichung herangezogenen Schriften findet sich die älteste Bearbeitung dieses Themas in den „Gesamtabenteuern“ (VI Rittertreue I S. 101 ff.). Hier ist der Schuldner in Mist vergraben und wird von einem Grafen mit seinem letzten Gelde ausgelöst. Der Tote kommt als Ritter auf prächtigem Rosse. Er überläfst es dem Grafen zum Turniere, wenn er ihm nachher die Hälfte des Gewinnes geben wolle. Da dieser in einer schönen und reichen Jungfrau mit all' ihrem Hab und Gut besteht, so glaubt der Graf, um nicht wortbrüchig zu werden, auf die Forderung des Ritters hin ihm die junge Gattin überlassen zu müssen, doch nun gibt sich der vermeintliche Ritter als der dankbare Tote zu erkennen, der nur noch seine Treue prüfen wollte. — — — Von der Hagen führt diese Erzählung auf ein altfranzösisches Rittergedicht von Herzog Herpin von Bruges zurück, das uns allerdings nur durch eine Übersetzung ins Deutsche und ins Isländische bekannt ist (Gesamt. I S. XCVI). — — — —

Bei Strap. (11. Nacht 2. Fabel II S. 284 ff.) ist der Held ein Kaufmann, der zuerst für alles Gold, das er gerade besitzt, einen Leichnam und dann eine Prinzessin loskauft. Der Tote in der Gestalt eines Ritters hilft ihm hier in ähnlicher Weise wie in der altdeutschen Erzählung bei einem Turniere und verzichtet dann nachher gleichfalls auf die durch seinen Beistand gewonnene Prinzessin. — — — —

Zingerle behandelt dieses Thema in zwei verschiedenen Fassungen. Im „toten Schuldner“ (3 S. 444 ff.) wird ein Leichnam, den er unterwegs mifshandeln sieht, dann eine Prinzessin von einem Jüngling gekauft. Der dankbare Tote rettet ihn dann später von einer einsamen Insel und vereinigt ihn wieder mit seiner Gattin. Im folgenden Märchen (4 „der blinde König“ S. 446 ff.) kommt der Geist des Verstorbenen zu einem Prinzen, der für seinen blinden Vater den Vogel Phönix holen will, und fordert ihn auf, einem Wirte seine Schulden zu bezahlen und seinem Leichnam ein ehrliches Begräbnis zu verschaffen. In der Gestalt eines Wolfes vereinigt er sich dann später mit dem Jüngling, um ihm bei der Erlangung des Vogel Phönix etc. zur Seite zu stehen. Im weiteren Verlaufe geht dann das Märchen in ein anderes Thema über, das uns hier nicht weiter beschäftigen kann. — —

Auch in dem zweiten Bande der norwegischen Märchen finden sich zwei Bearbeitungen dieses Themas. In dem einen Märchen (Asbj. 99 „Krambodgutten med Gammelostlasten“ S. 198 ff.) ist der Held ein junger Kaufmann, der zuerst eine Leiche aus der Mifshandlung, dann eine Prinzessin aus der Sklaverei befreit. Durch den Bruder und früheren Verlobten der Prinzessin wird er auf einer öden Insel ausgesetzt, doch durch den dankbaren Toten gelangt er ins Königreich zu seiner Geliebten. — — In dem anderen Märchen (Asbj. 100 „Følgesvenden“ S. 201 ff.) kauft ein Bauernbursche den Leichnam eines Weinfälschers, um ihn vor weiterer Beschimpfung zu bewahren. Der Tote gesellt sich als Reisekamerad zu ihm und leistet ihm Hilfe, so dafs er die drei Fragen einer Prinzessin beantworten kann und sie heiratet.

Bei Cosquin (19 „Le petit bossu“ I S. 208 ff.) bezahlt ein Prinz gleichfalls die Schulden eines unbeerdigten Toten und

sorgt für sein Begräbnis. Dafs jedoch der Tote sich dankbar erwiesen hätte, wird in dem Märchen nicht erzählt. —

In einem englischenMärchen (Jac. I „Jack the Giant-killer“ S. 99 ff.) ist es nicht der Tote selbst, der sich für die Bezahlung seiner Schulden und die Beerdigung dem Sohne des Königs Arthur dankbar beweist, sondern ein Dritter, völlig Unbeteiligter, übernimmt die Rolle des dankbaren Toten und hilft dem Jüngling, alle Gefahren siegreich zu bestehen.

LVIII. Elesa und Bogi.

Nach dem Manuskripte Steingrímur Thorsteinssons.

Ein Kaiserpaar hatte eine einzige Tochter, Elesa. Sie wurde von der Schwester des Kaisers, einer Gräfin, zusammen mit ihren beiden Kindern auferzogen. — Die Kaiserin war furchtbar stolz, und als die Tochter erwachsen und zu ihr zurückgekehrt war, schien kein Freier ihr gut genug, ja, alle schickte sie sogar mit Schimpf fort, indem sie ihnen Haar und Bart scheren liefs. Als Bogi, der Pflegebruder der Prinzessin, auch um sie warb, erging es ihm nicht besser. Entrüstet verliefs er das Schlofs und weissagte, dafs Mutter und Tochter für ihren Hochmut noch bitter bestraft würden. — Kurz nachher kommen zwei riesige Berserker mit ihren Schiffen zum Kaiser und freien um die Prinzessin. Der Kaiser hat nur die Wahl, den Anführer, Moldi, im Zweikampfe zu besiegen, oder aber ihm die Tochter zu überlassen. Drei Tage Bedenkzeit sind ihm gegeben. Elesa schreibt flehentlich zweimal um Hilfe an ihren Pflegebruder, aber er zerreifst ihre Briefe und tritt sie mit Füfsen. Erst auf des Kaisers Bitte macht er sich auf und kommt gerade noch zurecht, um Elesa vor der Heirat zu bewahren und Moldi im Zweikampfe samt seinem Bruder zu erschlagen. — — — — Demütig kommt später Elesa mit ihrem Vater zu ihm, um den von der Mutter ihm angetanen Schimpf wieder gut zu machen. Endlich vergibt er ihr und heiratet sie. —

Dieses Märchen macht den Eindruck, als wenn es die aufs äufserste zusammengedrängte Inhaltsangabe irgend eines Ritterromanes wäre. Parallelen in anderen Sammlungen sind nicht nachzuweisen.

LIX. Der treue Jugendfreund.

Lbs. 438 4to. Von Emma Björnsdóttir in Þúfur erzählt.

Ein Königspaar hatte einen Sohn, der Þórir hiefs. In einem anderen Königreich hatte das Herrscherpaar zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn hiefs Sigurður und die Tochter Þórdýs. Da die beiden Königreiche dicht nebeneinander lagen, so spielten dic Königskinder immer miteinander. Ein armer Mann wohnte nicht weit von den Königreichen in einer Hütte. Auch er hatte einen Sohn, der gleichfalls mit den Königskindern spielen durfte. Wie aber sein Vater starb, mufste er sich selbst sein Brod verdienen, und so kam er zu dem Vater Þórirs. Hier mufste er für die Küche Wasser und Asche tragen und wurde deshalb Øskuberi (Aschenträger) genannt. Als Þórir sechzehn Jahre alt geworden war, fingen die Leute an, darüber zu reden, dafs er und Þórdýs einander liebten. Bald hörte dies auch die Mutter des jungen Mädchens. Sie wurde darüber sehr böse, denn sie hielt das Königreich Þórirs für zu gering, als dafs dieser es wagen dürfte, um ihre Tochter zu freien. Sie liefs nun einen festen Turm aufführen und verschlofs in ihn die junge Þórdýs mit einer Anzahl von Dienerinnen. Als Þórir die Geliebte nicht mehr treffen konnte, hielt es ihn nicht länger in der Heimat. — Auf seine Bitte rüstet ihm der Vater zur Wikingfahrt ein Schiff aus. Sigurður, der seinen Pflegebruder nicht verlassen will, schliefst sich ihm an. Auch Øskuberi wäre gern mitgezogen, doch auf die Bitte Þórirs bleibt er daheim, um für den Fall der Not seiner Jugendgespielin Þórdýs zur Seite zu stehen. — Nach kurzer Zeit kommt ein reicher Ministerssohn als Freier um Þórdýs. Die Königin zwingt nun ihre Tochter, ihm das Jawort zu geben, nur verlangt das Mädchen noch vierzehn Tage

Frist bis zur Hochzeit. In dieser Zeit gebiert sie heimlich einen Sohn, den sie nach dem Vater Þórir nennt. Ihre vertrauteste Hofdame Sigríður sendet sie gleich nach der Geburt mit dem Knaben zu einer Freundin, um ihn dort aufziehen zu lassen. Nun kommt der Hochzeitstag heran. Am Abend vorher geht Øskuberi zum Pferdewärter hinaus und bietet ihm an, in der Nacht für ihn zu wachen. Dieser ist gern bereit dazu. Sowie der Wächter eingeschlafen ist, tötet ihn Øskuberi und nimmt die fünf besten Pferde mit sich. Dann geht er heimlich zur Königstochter und fordert sie auf, mit ihm zu entfliehen, um auf diese Weise der verhaſsten Ehe zu entgehen. Þórdýs ist damit einverstanden. Sie reiten nun eilig fort und fühlen sich nicht eher sicher, bis sie nach sechs Tagen an einen groſsen See kommen. Hier baut Øskuberi eine Hütte. Er schlieſst nun mit Þórdýs das Übereinkommen, daſs sie nach sechs Jahren einander heiraten wollen, wenn bis dahin Þórir sie nicht aufgesucht habe. — Die Königin vermiſst am Hochzeitstage ihre Tochter und schickt nun nach allen Richtungen Leute aus, um sie zu entdecken. Einen halben Monat hindurch werden diese Nachforschungen fortgesetzt, doch immer vergeblich. Der Ministerssohn muſs nun ohne Frau wieder in die Heimat zurückkehren. Nach fünf Jahren kehrt Þórir mit vielen erbeuteten Schiffen heim, die alle schwer beladen sind mit den Schätzen, die er auf der Heerfahrt gewonnen hatte. Sein Pflegebruder Sigurður aber war im Kampfe gefallen. Sowie er von dem Verschwinden seiner Braut hört, läſst er seine Schiffe rund um das Land segeln, um sie zu suchen. Er selbst durchstreift mit einer groſsen Schar alle Wälder, Täler und Gebirge nach der Verlorenen. Endlich kommt er in der Nähe eines Sees an die kleine Hütte, und hier findet er dann die verlorene Braut, die Øskuberi bis dahin getreulich beschützt hat. Sie machen sich nun gleich zur Heimfahrt auf. Wie sie in einen Wald kommen, sehen sie hier einen kleinen Knaben, der mit einem Bogen Vögel schieſst. Erschreckt flüchtet sich der Kleine vor ihnen zu einer Frau, und diese eilt sogleich mit ihm in den Wald zurück. Aber Þórdýs stürzt eilends ihr nach, denn sie hat in ihr ihre Dienerin Sigríður erkannt. Auch hier gibt es ein freudiges Wiederfinden. Sigríður erzählt, daſs die Freundin

den Knaben nicht habe aufziehen wollen. Darauf sei sie mit ihm in den Wald geflüchtet und habe ihn hier die ganze Zeit hindurch nach besten Kräften gepflegt. Alle reiten nun heim, Þórir und Þórdýs, sowie Øskuberi und Sigríður heiraten einander.

Diese Erzählung, ebenso wie die vorhergehende, machen den Eindruck, als seien sie die kurz zusammengefaſste Inhaltsangabe eines Ritterromanes. Auſser vielen romanhaften Unwahrscheinlichkeiten sind eigentliche Märchenmotive in ihnen nicht enthalten.

LX. Was vom Schicksal bestimmt wird, ist nicht zu ändern.

1. Märchen vom Könige Plinias und dem Bauernsohn Valtýr.

Nach dem Manuskripte Steingrímur Thorsteinssons.

In Katalonien lebte einst ein König, namens Plinias. Ihm waren alle Güter dieser Welt beschieden, nur hatte er keine Kinder. Einst kam ein weiser Mann zu ihm, der die Zukunft voraussehen konnte. Diesen fragt der König, ob ihm nicht zu irgend einer Zeit noch ein Kind beschert werden würde. Der Weise sagt ihm, er würde nach Jahresschluſs eine Tochter bekommen, und diese werde stets ein glückliches und gesegnetes Leben führen. Zur vorhergesagten Zeit gebiert nun auch die Königin ein wunderschönes Mädchen. Wie das Kind drei Jahre alt ist, kommt der weise Mann wieder einmal an den Hof und wird hier mit hohen Ehren empfangen. Der König fragt ihn nun, ob er ihm nicht sagen könne, welchen Mann später seine Tochter bekomme, und ob sie in ihrer Ehe glücklich werden würde. Lange Zeit will der Alte mit der Sprache nicht heraus. Endlich ist er bereit, dem Könige die Wahrheit mitzuteilen, wenn er einem Unschuldigen das nicht entgelten lassen wolle. Der König verspricht es, und nun sagt der weise Mann, daſs nicht weit vom Schlosse ein Bauernpaar wohne, das einen einzigen Sohn, namens Valtýr, besitze. Diesen

würde die Prinzessin später zum Manne bekommen und mit ihm sehr glücklich werden. Nachdem der weise Meister abgereist ist, geht der König eines Tages auf die Jagd in den Wald und sucht bei der Gelegenheit die Bauernhütte auf. Hier bittet er die Eltern, ihm den Sohn zur Erziehung anzuvertrauen, da er vom Schicksal zu seinem Schwiegersohne bestimmt sei. Der Bauer ist gleich dazu bereit, während der Mutter Schlimmes ahnt, so dafs sie nur nach langem Sträuben ihr Kind hergibt. Der König nimmt nun den Knaben mit sich. Kurze Zeit nachher geht er mit ihm allein in den Wald, schlingt ein Seidenband um seinen Hals, hängt ihn an einem Eichenbaum auf und überläfst ihn dem sicheren Tode. — Eine alte zauberkundige Frau hat jedoch unbemerkt den Vorgang mit angesehen. Diese holt nun sofort nach dem Weggange des Königs den Knaben vom Baume und zieht ihn heimlich in ihrer Hütte grofs. Wie Valtýr fünfzehn Jahre alt geworden ist, erklärt sie ihm, er könne jetzt nichts mehr bei ihr lernen, und aufserdem würde sie bald sterben. Er müsse jetzt in allen Ritterkünsten unterrichtet werden. Deshalb solle er ihren Bruder Svenobius in Ungarn aufsuchen. Wenn er ihm einen Goldring als Wahrzeichen bringe, so würde er dort freundliche Aufnahme finden. Er solle sich künftig der Lehre seiner Pflegemutter eingedenk zeigen und vor allem ein Herz für alle Leidenden und Unterdrückten haben und ihnen nach besten Kräften zu helfen suchen. — In Ungarn findet Valtýr freundliche Aufnahme. Er gilt bald als einer der tüchtigsten Ritter, und seine Freundlichkeit gewinnt ihm aller Herzen. — Wie er einstmals durch die Strafsen der Stadt geht, sieht er einen Mann, der zum Tode geführt werden soll. Auf seine Frage, was dieser getan habe, wird ihm geantwortet: der Mann wolle nicht den dortigen Göttern opfern, sondern er behaupte, einen anderen, unsichtbaren Gott zu haben, der viel mächtiger sei wie alle die übrigen Götter. Valtýr hat Mitleid mit dem Armen, und da das Gesetz in Ungarn es erlaubt, dafs jeder Verurteilte, der nicht ein Mörder war, vom Tode losgekauft werden kann, so zahlt er für ihn die Kaufsumme und gibt ihn nachher sogleich frei. Der Verurteilte verläfst nun Ungarn, so schnell er kann. Einige Zeit nachher kommt

Valtýr an den Königshof als Mundschenk und steht auch hier bald in grofsem Ansehen. Der König Plinias von Katalonien kommt in dieser Zeit von einer Heerfahrt nach Ungarn. Da die Jahreszeit schon weit vorgerückt ist, so bittet er den König um Gastfreundschaft für den Winter. Am Weihnachtstage will sich Valtýr besonders schmücken und bindet deshalb die seidene Schleife um, mit der der König von Katolonien ihn einst am Baum erhängen wollte. Der König sieht die Schleife und erkennt daraus, dafs sein Mordanschlag ihm mifsglückt ist. Nun sucht er einen anderen Weg, um Valtýr aus dem Wege zu räumen und seine Tochter von dem ihr bestimmten niedrigen Gatten zu befreien. Er stellt sich schwer krank. Den König von Ungarn bittet er nun, den jungen Valtýr, dem er von allen Leuten am meisten traue, als Bote mit einem Briefe an die Königin nach Katalonien schicken zu dürfen. Die Bitte wird ihm gewährt, und auch Valtýr ist mit dem Auftrage einverstanden. Wie nun der junge Ritter mit seinen Gefährten auf hohem Meere sich befindet, entsteht ein solcher Nebel, dafs sie gar nicht mehr sehen können, wohin sie segeln. Endlich kommen sie an ein unbekanntes Land, und nun verzieht sich der Nebel. — Valtýr will die Küste ein wenig durchforschen. Nach einer kurzen Wanderung kommt er in ein Gehöft. Er sieht durch ein Fenster drinnen eine Menge Menschen und an einem Altare einen Mann, der augenscheinlich priesterliche Handlungen verrichtet. Wie er noch dasteht, kommt dieser Priester heraus, begrüfst ihn als alten Bekannten und erklärt, dafs er der Verurteilte sei, den Valtýr einst vom sicheren Tode losgekauft habe. Auf sein Befragen mufs Valtýr ihm erzählen, welch' ein Auftrag ihn nach Katalonien führe. Der Priester läfst ihm nun keine Ruhe, bis er ihm den verschlossenen Brief des Königs bis zum anderen Morgen übergibt. Die Nacht mufs Valtýr im Gehöfte verbringen. Am folgenden Tage teilt der Priester dem Jünglinge mit, dafs in dem Briefe gestanden habe, die Königin solle den Boten sofort nach seiner Ankunft töten lassen. Aber er habe schon dafür gesorgt, dafs der Brief jetzt einen anderen, besseren Inhalt enthielte. Valtýr solle nur unbesorgt ihn abgeben und über nichts sich erstaunen, welch' günstige Wendung sein Schicksal

auch nehmen würde. — — Wie Valtýr der Königin von Katalonien den Brief übergibt, liest sie in ihm voll Erstaunen, dafs bei Strafe der Ungnade die Königin sofort den Boten Valtýr mit der Tochter verheiraten und dem jungen Paare einen kleinen prächtigen Palast bauen solle. Die Königin beruft einen Ministerrat. Da das Siegel völlig unverletzt gefunden und die Handschrift des Königs unzweifelhaft als echt anerkannt wird, so werden die jungen Leute sogleich miteinander verheiratet, und eine kleine Burg wird ihnen erbaut. Sowie es Frühling wird, macht König Plinius sich zur Fahrt bereit, und da er stets günstigen Wind hat, so kommt sein Schiff bald nach Katalonien. Wie er ans Land steigt, fragt er zuerst die ihm entgegeneilende Königin, ob sie auch seinen Auftrag sofort ausgeführt habe. „Ja", sagt diese, „die beiden sind jetzt schon glücklich eine ganze Weile miteinander verheiratet." Wie der König das hört, weifs er sich kaum zu lassen vor Zorn. Er untersucht den untergeschobenen Brief, mufs aber selbst zugestehen, dafs dies seine Handschrift und sein unverletztes Siegel sei. Schliefslich kommt er zur Einsicht, dafs an den Bestimmungen des Schicksals nichts zu ändern sei, was auch der Mensch dagegen unternehme, und so erkennt er den Bauernsohn als Nachfolger an. Nach dem Tode des Königs ruft Valtýr den Priester herbei und läfst sein ganzes Land christlich werden.

2. Der Königssohn Hringur und die Bauerntochter Vilborg.

Lbs. 435 4to.

Ein sonst trefflicher Königssohn, namens Hringur, ist furchtbar stolz. Ein reicher Bauer in der Nähe des Schlosses bekommt eine wunderschöne Tochter und bittet Hringur, das Kind über die Taufe zu halten. Wie der Königssohn bei der Feier das Kind, Vilborg genannt, auf dem Arme hat, sagt eine zauberkundige Finnin, die gerade anwesend war, nun halte Hringur seine künftige Frau über die Taufe. Nun bekommt der Königssohn einen solchen Hafs auf das kleine Mädchen, dafs er es zu verderben beschliefst. Auf seine Bitte hin überlassen ihm die

Eltern das Kind als Pflegetochter. Wie das Mädchen zwei Jahre alt ist, übergibt er es einem Knechte mit einem Briefe. Er solle es zu seiner Tante bringen und dieser zugleich den Brief übergeben. Ehe er aber das Mädchen aus den Händen gibt, schneidet er ihm ein Mal in den Rücken, um es so immer wiedererkennen zu können. Unterwegs schläft der Knecht auf einem Kirchhofe ein. Ein Priester kommt hinzu, findet den Mann mit dem Kinde und neben ihm eine Tasche. Er öffnet diese, sieht einen Brief in ihr und liest ihn. In dem Schreiben aber steht, dafs der Königssohn Hringur seine Tante bitte, das Kind sogleich töten zu lassen, sowie der Knecht es ihr übergebe. Der Priester schreibt nun einen anderen Brief, in dem Hringur der Tante den Auftrag gibt, das kleine Mädchen wie ihre eigene Tochter mit königlicher Pracht aufzuziehen. Dieses Schreiben legt er dann an stelle des ersten Briefes in die Tasche und schleicht sich fort. — Nach Jahren kommt Hringur zur Tante auf Besuch. — Wie er hört, dafs Vilborg noch lebt und wie eine Prinzessin aufgezogen wird, gerät er so in Wut, dafs er einen Knecht mit dem Mädchen in den Wald schickt und ihm aufträgt, das Kind dort zu töten. Er solle ihm als Wahrzeichen Leber und Lunge, eine Haarlocke und Blut bringen. Der Knecht kann jedoch den Auftrag um der Schönheit des Kindes willen nicht ausführen. Er schneidet ihm nur eine Haarlocke ab und läfst es dann laufen. Die übrigen Wahrzeichen nimmt er von einem Tiere aus dem Walde, das gerade vorbeigesprungen kam. Vilborg eilt nun fort, bis sie ans Seegestade gelangt. Hier trifft sie Kaufleute, und auf ihren Wunsch nehmen diese sie in ihr Schiff auf. Sie fahren nach Frankreich. Wie der König von Frankreich von ihrer Ankunft hört, ladet er die Kaufleute zu sich. Von Vilborgs Schönheit und Anmut ist er so entzückt, dafs er sie mit seinen Töchtern auferziehen läfst und sie für seine jüngste Tochter ausgibt. Nun wird bald in allen Ländern erzählt, dafs der König von Frankreich drei wunderschöne Töchter habe. Aber die jüngste sei doch die schönste und beste. Hringur hört das und rüstet ein Schiff aus und fährt nach Frankreich, um die jüngste Königstochter zur Frau sich zu erbitten. Die Hochzeit wird mit grofser Pracht gefeiert, und Hringur kehrt

mit seiner Gattin in die Heimat zurück. Einmal entdeckt er zufällig auf ihrem Rücken das Mal, das er einst dem kleinen Mädchen eingeschnitten hatte. Er sieht nun ein, wie unrecht er an Vilborg handelte und bittet reumütig um Vergebung.

3. Das Märchen vom „Slægðabelgur“ (dem Schlauberger).

Lbs. 437 4to (1862). Nach der Erzählung von Frau Guðrún Guðmundsdóttir auf Hvammur im Laxárdalur niedergeschrieben.

Ein Bauernsohn, der dem König seine Kunst im Stehlen beweisen soll, stehlt diesem zuerst aus dem verschlossenen Gehöfte seinen wilden Stier, dann das Betttuch aus dem königlichen Bette und schliefslich den König selbst. Wie er den letzteren im Sacke hat, schleppt er ihn so lange mit sich herum, bis der König ihm einen heiligen Eid schwört, sich nicht an ihm rächen zu wollen. Zugleich mufs er ihm später die einzige Tochter zur Frau versprechen. Um ihn los zu werden, schickt der König ihn zu seinem Bruder, angeblich, damit dieser ihn in allen Ritterkünsten unterweise, in Wirklichkeit aber, damit er ihn sogleich töte. Unterwegs liest Slægðabelgur, der dem Könige trotz all' seiner Versprechungen nicht traut, den Brief desselben. Er schreibt noch in derselben Nacht mit des Königs Handschrift einen anderen Brief, in dem der Bruder des Königs ersucht wird, Slægðabelgur als künftigen Schwiegersohn in allen eines Ritters würdigen Künsten zu unterweisen. Diesen falschen Brief steckt er dann unbemerkt seinem Begleiter in die Tasche. — — Slægðabelgur wird nun ein so trefflicher Ritter, dafs er bald alle anderen an Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit übertrifft. Nach Jahren kommt er mit prächtiger Begleitung zum Königshofe zurück. Er gibt sich für einen fremden Prinzen aus und erhält auf seine Werbung hin die Königstochter. Am Hochzeitsabende gesteht er dem alten Könige den ganzen Betrug und erhält schliefslich volle Verzeihung. — — — —

Während die beiden ersten Märchen darin übereinstimmen, dafs einem niedrig geborenen Kinde mehrmals nach dem Leben getrachtet wird, um eine vom Schicksal vorausbestimmte

Heirat zu verhindern, und dafs schliefslich die Heirat durch Briefvertauschung allen Nachstellungen zum Trotz dennoch zu stande kommt, weicht das dritte Märchen insoweit ab, dafs in ihm der Held selbst sein Schicksal zu dem gewünschten Ziele lenkt. Da aber auch hier der Zweck durch Briefvertauschung erreicht wird, so habe ich auch die dritte Erzählung mit den beiden vorhergehenden Märchen unter einer Überschrift vereinigt. — — —

Die Parallelen zu diesem Märchen kann ich in norwegischen, deutschen, englischen und griechischen Märchensammlungen nachweisen. Weitere Literatur findet sich noch bei Köhler (Kl. Schr. S. 466) verzeichnet.

Im „Spruch der Maren" (Schmidt 2 S. 67) hört ein Mann, der einst in einem fremden Hause übernachtet, dafs drei Frauen einem neugeborenen Mädchen dort in der Nacht die Zukunft prophezeien und sagen, es würde später den gerade anwesenden Fremden zum Gatten bekommen. Der Fremde wirft nun das Kind zum Fenster hinaus, so dafs es an einem Pfahle angespiefst wird. Dann macht er sich aus dem Staube. Als er nach Jahren heiratet, entdeckt er beim Erblicken der Narbe, dafs seine Frau tatsächlich mit dem Kinde identisch ist, das er glaubte aus dem Wege geräumt zu haben. — — — In einem anderen griechischen Märchen (Hahn 20 „Die erfüllte Prophezeiung" I S. 161 ff.) wird einem Kaufmann gewahrsagt, dafs der Sohn eines armen Mannes sein ganzes Vermögen vergeuden würde. Um dies zu verhindern, wirft er das Kind in einen Flufs. Ein Schäfer rettet es jedoch vor dem Tode und zieht es auf. Nach Jahren erkennt der Kaufmann den Knaben und schickt ihn zu seiner Frau mit einem Briefe. Ein göttlicher Mann vertauscht unterwegs das Schreiben, so dafs der Knabe, statt getötet zu werden, mit der Tochter des Kaufmanns verheiratet wird. Auch jetzt will ihn der Schwiegervater noch verderben, jedoch der Mordanschlag fällt auf ihn selber zurück und kostet ihm das Leben. Kurze Zeit nachher hat dann auch der Knabe das grofse Vermögen des Kaufmanns durchgebracht. — — —

Das deutsche und das norwegische Märchen (Grimm 29 „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren" I S. 112 ff. und Asbj. 5 „Rige Peer Kræmmer" S. 19 ff.) zeigen sehr viel über-

einstimmende Züge. Im Deutschen ist ein Bauernknabe in einer Glückshaut geboren worden, und dem Könige wird erzählt, dafs nach einer Prophezeiung dieser Knabe die Tochter des Königs heiraten würde. Im Norwegischen hört der reiche Peer Kræmmer von einem Sterndeuter, dafs seine einzige Tochter einen eben geborenen Müllerssohn heiraten wird. Bei Grimm wie bei Asbj. wird nun der Knabe den Eltern entlockt und in einem Kasten ins Wasser geworfen. Ein Müller findet das Kind noch lebend und zieht es auf. Als später der König, ebenso wie Peer Kræmmer, entdeckt, dafs der Knabe noch lebt, wird er mit einem Briefe an die Gattin gesandt. Räuber lesen zufällig das Schreiben und vertauschen es. Anstatt dem Befehle des Königs bezw. Peer Kræmmers entsprechend getötet zu werden, wird der Knabe mit der Tochter verheiratet. Auch jetzt versucht in beiden Märchen der Vater, des unwillkommenen Schwiegersohnes sich zu entledigen, doch auch jetzt mifsglücken seine Anschläge. — — —

Im englischen Märchen (Jac. I „The fish and the ring" S. 190 ff.) wird das niedrig geborene Mädchen, das der Edelmann nicht zur Schwiegertochter haben will, aus dem Flusse von einem Fischer gerettet. Räuber vertauschen dann den Brief, mit dem der Edelmann sie zum zweitenmale verderben will, und so wird sie mit dem Sohne des Edelmanns verheiratet. Der hierüber wütende Vater wirft einen Ring ins Meer und erklärt, nicht eher dürfe sie ihm wieder vor die Augen kommen, bis sie den Ring ihm vorzeigen könne. Beim Zubereiten eines Fisches findet sie den Ring, so dafs nun der Edelmann es aufgibt, den Bestimmungen des Schicksals sich zu widersetzen. —

Das Motiv der Briefvertauschung findet sich schon bei Saxo Grammaticus in der Geschichte des Prinzen Amlethus.

LXI. Der Heidenkönig und sein Sohn.

Nach dem Manuskripte Steingrímur Thorsteinssons.

Die Tochter eines sehr reichen Geistlichen wird von einem Manne, der sich Gestur nennt, aufgefordert, an einem be-

stimmten Tage in die weit entfernte Schlofskirche zu kommen. Ihr Bruder, der fern vom Hause auf einer Schule ist, wolle sie dort treffen. Sie wohnt dem Gottesdienste bei, kann aber den Bruder nirgends sehen. Gestur kommt zu ihr und sagt, ihr Bruder sei durch einen Freund abgehalten worden. Er wolle sie jetzt zu ihm führen. Wie sie draufsen ans Seegestade kommen, sieht sie ihren Bruder auf einem Boote am Maste festgebunden, eine Speiseschüssel zu seinen Füfsen. Sie soll nun dem Gestur versprechen, ihn zu heiraten. Da sie sich weigert, wird sie zu ihrem Bruder aufs ruderlose Boot gesetzt und ins Meer hinausgestofsen. Bald treibt die Strömung sie weit vom Lande fort hilflos aufs Meer hinaus, bis sie endlich in einem fremden Königreiche landen und bei einem Kaufmanne Aufnahme finden. — — — Der König hier war noch heidnisch und opferte täglich seinen Göttern. Er hatte einen Sohn und eine Tochter. Sobald die Kinder nur gehen konnten, mufsten sie täglich mit ihm zum Tempel. Wie sie älter wurden, fragten sie den Vater, wer denn Sonne, Mond und Sterne gemacht habe. Der Vater sagte: „meine Götter", doch die Kinder wollten das nicht glauben. Die Götzen ständen ja da so unbeweglich und hätten nicht einmal die Macht, sich von der Stelle zu rühren. — Nun wird der Königssohn so krank, dafs kein Arzt ihn heilen kann. Der König opfert alle möglichen Tiere seinen Göttern, schliefslich will er sogar die eigene Tochter im Tempel verbrennen lassen, damit sein Sohn wenigstens wieder gesund werde. Die Königskinder beten in Verzweiflung zum unbekannten Schöpfer der Gestirne, und dreimal wird jetzt auf wunderbare Weise der Scheiterhaufen, auf dem die Prinzessin steht, wieder ausgelöscht, so dafs der König sie schliefslich am Leben läfst. — Endlich kommt nun ein Arzt und sagt, dafs die Krankheit des Prinzen nichts weiter als glühende Liebe zu einem Mädchen sei. Nun werden alle Jungfrauen des Landes vor den Königssohn geführt, doch keine ist die richtige. Der König hört jetzt, dafs ein Mädchen von seltener Schönheit mit ihrem Bruder im ruderlosen Boote ans Land getrieben sei. Er läfst nun auch dieses holen, und sowie der Prinz die Jungfrau erblickt, wird er gleich wieder gesund und erklärt, das sei das Mädchen, das ihm im Traume

erschienen sei. Die beiden Geschwisterpaare befreunden sich nun innig miteinander. Sie finden einst am Strande ein drittes Geschwisterpaar, Königskinder aus ihrer eigenen Heimat, die Gestur gleichfalls in einem ruderlosen Boote ins Meer hinausgestofsen hatte, und nun fahren sie alle sechs zusammen heim zum Geistlichen. Hier werden zuerst die heidnischen Königskinder getauft, dann wird eine glänzende Hochzeit gehalten. Gestur aber wird aus dem Lande vertrieben.

Dieses Märchen ist ziemlich unklar. Hier wie in den folgenden Märchen handelt es sich hauptsächlich darum, zu erzählen, wie die Herrscher eines heidnischen Landes vom Christentume Kunde bekommen und zu dem neuen Glauben sich bekehren.

LXII. Friedrich Jóhann Danibert.

Nach dem Manuskripte Steingrímur Thorsteinssons.

Ein König hiefs Friedrich, seine Gemahlin Jóhanna, und die Burg, die sie bewohnten, Danibert. Als ihnen ein Sohn geboren wurde, nannten sie ihn Friedrich Jóhann Danibert. Mit zwölf Jahren nahm der Pflegevater des Knaben ihn mit auf seine Segelfahrt. Er fragte ihn, was er auf sein Schiff denn nehmen wolle, um in den anderen Ländern Handel zu treiben. Der Knabe sagte „Fische" und blieb auch fest bei diesem Vorhaben, trotzdem man ihm immer wieder vorhielt, dafs es allenthalben schon genug Fische gäbe, und niemand sie ihm abkaufen würde. — — Kurze Zeit nach ihrer Abfahrt bekommen sie Sturm und treiben nun Tage hindurch planlos auf dem Meere umher. Endlich gelangen sie in ein unbekanntes Land. Sie verlassen hier ihr Schiff, um die Gegend zu untersuchen. Vier Männer begegnen ihnen und bieten ihnen in ihrem Hause Nachtquartier an. Warme Biergrütze wird ihnen hier vorgesetzt. Friedrich Jóhann Danibert warnt seine Gefährten, sie zu essen, doch da diese kalt und hungrig sind, lassen sie sich nicht zurückhalten. Kurz nachher sind sie alle, mit Ausnahme des Knaben, total betrunken. Man weist ihnen

im oberen Stockwerke Betten an. Alle schlafen sogleich, nur Friedrich Jóhann Danibert wacht und sieht, wie vier seiner Gefährten heimlich fortgeschleppt werden. Nach einer Weile werden wieder vier geholt, unter diesen sein Pflegevater. Der Knabe, der sich schlafend gestellt hat, eilt nun an ein Fenster und beobachtet von hier aus, wie in einer Ecke des Gartens seine Leute getötet werden. Mit vieler Mühe weckt er seine noch übrigen Gefährten. Sie lassen sich dann an zusammengebundenen Kleidern heimlich in den Garten hinuntergleiten und entfliehen in den Wald. Auf den Rat des Knaben haben sie alle ihre Schuhe verkehrt angezogen, so dafs ihre Fufsspuren eine falsche Richtung zeigen. Die Spürhunde, die ihnen nun nachgesandt werden, sind dadurch irre geführt und kehren unverrichteter Dinge zum Hause zurück. — — Wie es Tag geworden ist, geht Friedrich Jóhann Danibert mit den Seinigen weiter ins Land hinein. Er begegnet einem prächtig geschmückten Jüngling, der mit seinem Wagen durch das Land fährt. Der Knabe hat über sich und die Seinen, sowie über seinen Glauben Auskunft zu geben. Dann sagt ihnen der Fremde, er sei der Königssohn des Landes. Bald nachher würde er auf einem herrlichen Wagen seinem Vater, dem Könige, begegnen. Wenn der sie nach ihrem Glauben fragen würde, so sollten sie sagen, sie glaubten an den Höchsten und Mächtigsten. „So glaubt ihr also an mich“, würde darauf der König sagen und mit der Antwort zufrieden sein. — Alles trifft auch nach den Weisungen des Königssohnes ein. Der König ladet die Fremden an seinen Hof und erweist hier Friedrich Jóhann Danibert mancherlei Ehren. Er schickt auch eine grofse Schar Leute ab, um an den Räubern für ihre Untaten, die sie an ihren Gästen begangen haben, blutige Rache zu nehmen. Eines Tages wird bei einem grofsen Festmahle ein Tuch vor den König gebracht. Dieser rollt es auf und nimmt aus ihm ein Fischstück, das er ehrerbietig küfst, wobei er sagt: „Unsere rote Kuh sei gelobt!“ Auf die erstaunte Frage Friedrich Jóhann Daniberts teilt er diesem mit, dafs das Fischstück der letzte Rest des Fisches sei, den er einst zu seiner Hochzeit bekommen habe. Fisch sei aber in seinem Lande durchaus unbekannt und nirgends zu haben. Nun bietet Friedrich Jóhann Danibert dem Könige

seine ganze Schiffsladung voll Fische zum Kaufe an, und der geht natürlich mit der gröfsten Freude auf den Handel ein. Nach dem Essen geht der König, die Krone auf dem Haupte, mit seinem Gefolge zum Tempel, um hier der roten Kuh zu opfern. Sie bezeigt sich zwar höchst unehrerbietig gegen ihn, aber je schmutziger er wird, desto mehr fühlt er sich beglückt. Der Kuhdünger ist im Tempel auf der einen Seite feierlich aufgeschichtet, und dorthin werden auch vom Schiffe die Fische getragen, da sie nach Ansicht des Königs dadurch noch besonders geheiligt werden. Der ganze Hofstaat opfert der Kuh, mit Ausnahme von Friedrich Jóhann Danibert. Um seiner Fische willen läfst ihm das aber der König ungestraft hingehen, und sein Sohn bekommt durch den Fremden sogar schon Verständnis für das Christentum. — — Nach einiger Zeit segelt er mit vollbeladenem Schiffe zur Heimat zurück. Als der alte Heidenkönig stirbt, bittet der Sohn seinen Freund Friedrich Jóhann Danibert ihm Geistliche und Bücher zu senden, um der Kuhverehrung ein Ende zu machen und das Land dem Christentume zu unterwerfen.

Bemerkenswert ist in diesem Märchen die Kuhverehrung des heidnischen Volkes und die Heiligung der Fische durch den Kuhdünger, da dieses ein Merkmal ist, das für die Religion der Inder und Perser als besonders charakteristisch betrachtet werden mufs (vergl. Geiger, „Ostiranische Kultur“ S. 258).

LXIII. Vom Manne, der die Vogelsprache verstand.

Nach dem Manuskripte Steingrímur Thorsteinssons.

Ein Minister hatte einen einzigen Sohn, den er, wie er das nötige Alter erreicht hatte, zur Schule schickte. Dort war er zuerst vier Jahre. Dann ging er noch ein fünftes Jahr dorthin, und zwar hauptsächlich, um die Vogelsprache zu erlernen. Nach dieser Zeit kehrte er zu seinem Vater zurück.

Einst reiten beide im Walde spazieren und lagern sich unter einem Baume. Eine Menge Vögel sitzen in den Zweigen und zwitschern und singen miteinander. Der Vater fragt seinen

Sohn, ob er ihm sagen könne, was die Vögel miteinander redeten. Lange Zeit will der Junge nicht mit der Sprache heraus. Als endlich der Vater immer eifriger in ihn dringt, erklärt er: „Die Vögel sagen, ich würde so grofs und mächtig werden, dafs sogar mein eigener Vater mir zu gehorchen hätte". Wie der Minister das hört, gerät er aufser sich vor Zorn, nimmt sein Taschenmesser heraus und sticht dem Sohne beide Augen aus. Dann geht er fort und läfst den Knaben hilflos unter der Eiche liegen. Wie er schon eine Weile weg ist, tastet der Blinde sich mühsam zu seinem Pferde, schwingt sich auf den Rücken und läfst sich so in die weite Welt hinaustragen. Endlich hält das Pferd an einem Kirchhofe still. Der Blinde steigt ab und legt sich dort nieder. Nach kurzer Zeit kommen zwei Raben und setzen sich in eifrigem Gespräch auf die Kirchhofsmauer. „Weshalb ist der Mann dort blind", frägt der jüngere Rabe den älteren. „Ich werde dich in den Flügel beifsen, wenn du mich danach fragst", erwidert dieser mürrisch. „Anderes versprachst du mir, als du mich von Vater und Mutter weglocktest", sagt der jüngere vorwurfsvoll. Und daraufhin erzählt der ältere Rabe, was sich zwischen Vater und Sohn zugetragen hat. — „Gibt es denn keine Hilfe, um ihn zu heilen?" fragt der jüngere. „Ich werde dich in den Flügel beifsen, wenn du mich danach fragst." „Anderes versprachst du mir, als du mich von Vater und Mutter fortnahmst." Nun berichtet wieder der ältere Rabe, dafs der Blinde sehend werden könne, wenn er das betaute Gras aus der nördlichen Ecke des Kirchhofes auf seine Augen lege, ehe die Sonne aufginge. — — „Woher kommt es, dafs die Königstochter hier im Schlosse krank wurde und niemand sie zu heilen vermag?" fragt wieder der jüngere Rabe. Auch jetzt mufs der alte nach gleichem Sträuben zur Antwort sich bequemen. Sie habe das Brod und den Wein vom Abendmahle hinter der Kirchentüre wieder ausgespuckt, und zur Strafe für diese Gottlosigkeit sei sie so krank geworden. Geheilt könne sie nur werden, wenn man den alten Priester, der ihr damals das Sakrament reichte, wieder aus seinem Grabe hole, ihn in die Messegewänder hülle und die Prinzessin vor dem Altare Brod und Wein aus seiner Hand noch einmal nehmen liefse. — —

„Aber woher kommt es, dafs in der Burg hier kein Wasser ist?“ fragt noch einmal der jüngere Rabe. Auch hierüber gibt nach dem gleichen Sträuben der alte Gefährte Auskunft. Ein böswilliger, zauberkundiger Mann hier auf der Burg versenke alles Wasser in eine Höhle unter der Halle. Wenn man tief genug grabe, so könne man das Wasser wieder bekommen. — — — Nun fliegen die Raben fort, der Blinde heilt nach den gehörten Ratschlägen seine Augen, sowie die Königstochter und schafft auch wieder Wasser in die Burg. Nachher heiratet er die Prinzessin und wird später König. Nun wird die Rede der Vögel wahr, und der Minister mufs seinem Sohn gehorchen.

Kőhler (Kl. Schr. S. 145 ff.) bringt bei Besprechung von Luzels „Contes bretons“ weitere Literaturnachweise zu diesem Märchens. Abgesehen von der Einleitung stimmt es mit dem folgenden Märchen von „Diggur und Ódiggur“ überein, da es sich beide Male darum handelt, dafs ein Mann, der von Verwandten oder Gefährten aus irgend einem Grunde geblendet wurde, im Gespräche Vögel, Hexen etc. sagen hört, durch welche Mittel er wieder sehend wird, und wodurch er Ansehen (meist auch eine Königstochter) erlangen kann. — — —

Ähnlich wie in unserm Märchen wird auch in einer Variante zu „Tro og Utro“ (Asbj. S. 486) eine Prinzessin krank, weil sie beim Abendmahl das heilige Brod hat fallen lassen.

LXIV. Diggur und Ódiggur.

Lbs. 537 4to.

Ein Bauernpaar hatte zwei Söhne, Diggur und Ódiggur. Der letztere war der Liebling der Eltern und brauchte keine Arbeit zu tun, während Diggur immer draufsen das Vieh hüten mufste. Dort hinaus brachte ihm der Bruder täglich das Essen, nahm aber vorher für sich noch extra alle guten Bissen heraus. Eines Tages kommt er bei dieser Gelegenheit ganz nahe an den Bruder heran, ist ungewöhnlich zärtlich gegen ihn und streichelt ihn sogar. Dann plötzlich, ehe Diggur es sich ver-

sieht, sticht er ihm beide Augen aus und läuft hohnlachend davon. — — Der Blinde tappt sich mühsam vorwärts in den Wald, bis er an eine Höhle kommt, in der er sich versteckt. Am Abend kommen drei Riesinnen nach Hause. Wie sie schon im Bette liegen, prahlt eine jede von ihnen mit einem Kleinod, das sie ihr eigen nennt. Die erste hat unter ihrem Kopfkissen ein Tuch, das jedem das verlorene Augenlicht wiederzugeben vermag. Die zweite hat das Schwert, durch das allein sie und ihre Schwestern getötet werden können. Und die dritte hat ein Horn voll vom besten Heiltrank. Jeder, der ihn trinkt, wird gesund, stark und kräftig wie nie zuvor. Nachdem die Riesinnen fest eingeschlafen sind, hält Diggur zuerst das Tuch vor die Augen und wird dadurch wieder sehend. Dann trinkt er einen langen Schluck aus dem Horne, so dafs er grofse Stärke erlangt. Und schliefslich schlägt er den Riesinnen mit dem Schwerte den Kopf ab. Dann verbrennt er die Leichen und hält Umschau in der Höhle. Er findet hier neben vielen Gold- und Edelsteinen den Stier Gullhyrningur, der dem Könige jüngst gestohlen worden war. Da dieser bekannt gegeben hatte, dafs derjenige, der ihn wiederbrächte, sein Eidam werden sollte, so heiratet Diggur die Prinzessin. — Wie Ódiggur von dem Glück seines Bruders hört, sticht er sich selbst beide Augen aus, um des gleichen Glückes teilhaftig zu werden. Aber in seiner Blindheit stürzt er einen steilen Felsen hinunter und kommt jämmerlich um.

Dieses Märchen, das, wie schon erwähnt, mit dem vorhergehenden Märchen manche gemeinsame Züge hat, ist aufserordentlich weit verbreitet. Schon im „Pantschatantra“ (Benf. II S. 256 ff.) hört eine Frau, die mit einem schwerkranken Manne verheiratet ist, durch das Gespräch zweier Schlangen, wodurch ihr Mann zu heilen ist, und wie ein Schatz gehoben werden kann. — — In der Schwanksammlung von Pauli „Schimpf und Ernst“ (S. 285 ff.) findet sich eine Erzählung von einem Herrn und seinem Diener. Der Herr behauptet, dafs Falschheit und Untreue in der Welt regierten, während der Diener an die Redlichkeit der Welt glaubt. Beide wetten miteinander, und da die Ansicht des Herrn durch drei andere Leute bestätigt wird, so sticht der Herr dem Diener die Augen aus, die dieser als

Pfand gesetzt hatte. Der Geblendete verbringt die Nacht unter einem Baume im Walde. Er belauscht die Reden dreier Teufel und erfährt aus ihnen, dafs unter dem Baume ein Kraut wächst, das Blindheit heilt. Durch dieses Kraut wird er dann wieder sehend. Er gebraucht nun auch das gleiche Mittel für die blinde Tochter eines vornehmen Herrn, die er zum Danke dann als Gattin heimführen darf. Sowie sein ehemaliger Herr von seinem Glück erfährt, verbringt er auch eine Nacht unter dem Baume. Die Teufel entdecken ihn aber und stechen ihm zur Strafe beide Augen aus. — — —

In der gleichen Weise wird im griechischen Märchen (Hahn 30 „Gilt Recht oder Unrecht?" I S. 209 ff.) erzählt, dafs zwei Brüder sich darüber zankten, ob Recht oder Unrecht in der Welt regierten. Der infolge der verlorenen Wette Geblendete behorcht auf einem Baume das Gespräch von Teufeln und erfährt dadurch, wodurch er sehend wird etc. Wie sein älterer Bruder ihn später in Glück und Reichtum wiederfindet, wird er so neidisch, dafs er tot zu Boden stürzt.

Bei Grimm (107 „Die beiden Wanderer" II S. 77 ff.) wird der gutmütige Schneider, der aber in seinem Leichtsinne zu wenig Proviant mitgenommen hatte, unterwegs für einige Stücke Brod von seinem bösen Kameraden, dem Schuster, geblendet. Durch die Unterhaltung zweier Krähen auf dem Galgen (vergl. Nr. LXIII) hört er, dafs der Morgentau am Fufse des Galgens ihm das Augenlicht zurückgeben wird. Wie er wieder sehend geworden ist, verschont er trotz seines Hungers auf ihre Bitten eine Anzahl von Tieren, und diese helfen ihm dann später bei der Ausführung schwerer Aufgaben. — — Im norwegischen Märchen (Asbj. 48 „Tro og Utro" S. 248 ff.) handelt es sich um zwei Brüder auf der Wanderschaft. Der böswillige Utro ifst zuerst des Bruders Reisevorräte auf, dann sticht er ihm beide Augen aus und verläfst ihn. Tro klettert auf einen Lindenbaum und belauscht hier das Gespräch vom Bär, Wolf, Fuchs und Hasen. Er erfährt dadurch, dafs der Morgentau des Lindenbaumes seine Blindheit heilt, und dafs das gleiche Mittel auch für den schon halbblinden König von England angewendet werden kann. Ferner hört er, dafs des Königs taubstumme Tochter wieder gesund wird, wenn sie das Brod,

das sie einst vor dem Altare ausspuckte und das eine Kröte verschluckte, zu essen bekommt, dafs durch Graben unter einem Steine im Garten eine Wasserquelle hervorsprudeln wird, und dafs nach Entfernung einer schweren Goldkette, die in der Erde verborgen liegt, der Fruchtgarten des Königs die schönsten Früchte trägt. Tro macht sich das Gehörte zu Nutzen und wird zum Lohne der Schwiegersohn des Königs von England. Utro geht nun auch zu dem Lindenbaum, aber er erfährt nichts, da die Tiere, durch Schaden klug geworden, über ihre Geheimnisse nichts mehr einander erzählen wollen. — — —

Von den beiden abgedankten Soldaten (Cosquin 7 „Les deux soldats de 1689“ I S. 84 ff.) sticht nach Übereinkommen der eine dem andern die Augen aus, damit sie besser betteln können. Bald wird er es aber leid, um den Blinden sich zu bekümmern und verläfst ihn. Dieser erfährt nun durch das Gespräch vom Fuchs, Wolf, Wildschwein und Reh, wie er wieder sehend wird, wie eine Prinzessin geheilt werden kann, und wie eine Stadt Wasser bekommt. Als später sein Kamerad ihn als Schwiegersohn des Königs wiederfindet, geht er zur gleichen Stelle, um die Tiere zu belauschen. Er wird aber von ihnen entdeckt und zerrissen. — — —

Einzelne Märchensammlungen haben sogar in mehreren Erzählungen dieses Thema behandelt. In 1001 Nacht findet es sich in der Geschichte „Der Neider und der Beneidete“ (3. Bd. VII S. 160 ff.) und in der Geschichte von „Abū Nijje und Abū Nijjetein“ (8. Bd. XXIV S. 33 ff.). In beiden Märchen kommt der gute Mensch durch die Böswilligkeit seines Kameraden in einen tiefen Brunnen. Durch das Gespräch von Dschinn oder Ifrîten hört er, wodurch die Tochter des Sultans zu heilen ist. In der zweiten Erzählung wird auch gesagt, auf welche Weise ein Schatz gehoben werden kann. In „Der Neider und der Beneidete“ macht der Beneidete, der der Schwiegersohn des Sultans geworden war, seinem Neider grofsmütigerweise noch allerhand Geschenke, in der zweiten Erzählung geht Abū Nijjetein zum gleichen Brunnen, der dann von den Ifrîten, während er drinnen sitzt, mit Steinen zugeschüttet wird. —

Bei Schneller (11 „Der Blinde“ S. 17 ff.) wird ein blinder Knabe von seinem Bruder, der ihn immer leiten soll, im Walde böswillig verlassen. Er hört durch ein Gespräch von Hexen, durch welches Mittel Blindheit zu heilen ist und Wasser in einem Brunnen wieder zum Hervorsprudeln gebracht werden kann. Er heilt sich und die Königstochter und wird dann der Schwiegersohn des Königs. — — In den beiden bei Schneller vorhergehenden Märchen (9 „Die zwei Reiter“ S. 12 ff. und 10 „Die kranke Prinzessin“ S. 14 ff.) wird gleichfalls von einem Manne das Gespräch von Hexen belauscht und dadurch in Erfahrung gebracht, wodurch ein Prinz bezw. eine Prinzessin von einer schweren Krankheit geheilt werden kann. — — — Auch Suterm. bringt in seiner Sammlung zwei Märchen, die dieses Thema behandeln. In der ersten Erzählung (43 „Der Wanderbursche auf der Tanne“ S. 130 ff.) hört der eine von zwei Wanderern durch miteinander plaudernde Hexen, was getan werden mufs, um eine Königstochter zu heilen. Sein Kamerad verlacht ihn, als er mit dieser Nachricht zum Königsschlosse sich aufmachen will. Nachdem ihm jedoch die Heilung der Prinzessin tatsächlich gelungen ist, begibt sich der zweite Wanderer auch auf die Tanne, wird aber entdeckt und von den Hexen zerrissen. — — In dem Märchen „Die zwei Brüder und die vier Riesen“ (17 S. 142 ff.) belauscht ein Jüngling das Gespräch von Riesen und wird dadurch der Schwiegersohn des Königs. Sein älterer Bruder, der des gleichen Glückes teilhaftig werden will, wird von den Riesen in seinem Versteck gefunden und aufgefressen.

Dies sind die Parallelen, die ich zu diesen beiden isländischen Märchen in den verglichenen Sammlungen nachweisen kann. Bei Köhler (Kl. Schr. S. 282 ff.), bei Grimm III (S. 188 ff.) und bei Cosquin (I S. 87 ff.) findet sich weitere Literatur zu diesem Märchen, das aufserordentlich weit verbreitet ist.

LXV. Der Bauernsohn und seine Katze.

Árn. II S. 499—500. Nach dem Manuskripte des Pastors Finnur Þorsteinsson auf Þaunglabakki.

Ein Bauer, der auf unrechtmäſsige Weise viel Geld zusammengescharrt hat, stirbt. In der Nacht nach seinem Tode träumt seinem einzigen Sohne, daſs ein unbekannter Mann zu ihm käme und ihn auffordere, die Hälfte alles Gutes den Armen zu geben, die andere Hälfte aber in die See zu werfen. Was dann nachher in Form eines Blattes oder Papiers auf dem Wasser schwimme, solle er zu sich nehmen und sorgfältig verwahren. — — Der Bauernbursche folgt den Anweisungen des Traumes. Wie er das auf dem Wasser schwimmende Papier öffnet, findet er sechs Schillinge in ihm. Er ist sehr enttäuscht, nichts Besseres für seine Reichtümer erhalten zu haben und macht sich nun auf, in der Welt sein Glück zu versuchen. Nach langer Wanderung durch den Wald kommt er an eine Hütte. Hier findet er Aufnahme für die Nacht, trotzdem er sagt, daſs er zu arm sei, um etwas für die Herberge bezahlen zu können. Drinnen im Häuschen sind zwei Frauen und drei Männer und auſserdem noch ein Tier, das er nie vorher gesehen hat. Es ist ziemlich klein und von grauer Farbe. Auf Befragen wird ihm mitgeteilt, daſs dieses Tier eine Katze genannt werde, und daſs es für sechs Schillinge verkäuflich sei. Er erwirbt es nun für das einzige Geld, das noch in seinem Besitze ist. Auf seiner weiteren Wanderung kommt er in ein Königreich, dessen Herrscher ihm als gut und mildtätig geschildert wird, so daſs er hoffen darf, freundliche Aufnahme dort zu finden. Wie er in die Königshalle tritt, wundert er sich, allenthalben kleine graue Tierchen herumlaufen zu sehen. Sie springen über Tisch und Bänke, essen ungeniert von allen Schüsseln und beiſsen trotz aller Gegenwehr den König und seine Hofleute noch in die Hände. Erstaunt fragt er, wie diese Tiere heiſsen. Der König sagt, sie würden Ratten genannt. Seit vielen Jahren schon hätte er in dieser Weise unter ihnen zu leiden, und er wisse keine Hilfe gegen sie. In diesem Augenblicke springt die Katze unter des Burschen Mantel hervor, beiſst eine Anzahl Ratten tot und

jagt die übrigen aus der Halle. Nun mufs der Besitzer der Katze erzählen, wie er zu diesem wunderbaren, nie gesehenen Tiere gekommen sei. Nachdem der König alles erfahren hat, ist er so glücklich über seine Befreiung von den Ratten, dafs er dem Bauernburschen die Wahl stellt, entweder sein erster Minister zu sein, oder aber seine Tochter zu heiraten und nach seinem Tode König zu werden. Er wählt dann natürlich das letztere.

Zu dem ersten Teile unseres Märchens weifs ich keine Parallele anzuführen. Was den Verkauf einer Katze in einem von Mäusen geplagten Lande anbetrifft, so bringen verschiedene Märchensammlungen diese Erzählung. Am bekanntesten ist wohl das englische Märchen, das mit Whittington, dem Lordmayor von London, sich verknüpft: Als armer Junge, der in der Küche die niedrigsten Arbeiten verrichtet, darf er mit dem Schiffe seines Herrn seinen einzigen Besitz, eine Katze, als Handelsobjekt mitsenden. Einem afrikanischen Könige, in seinem Lande von Ratten und Mäusen geplagt, wird dieses unbekannte Tier für immense Reichtümer verkauft, und der Küchenjunge gelangt nun zu hohen Ehren (Jac. I S. 167 ff.). — — Ähnlich wird diese Geschichte im Norwegischen erzählt (Asbj. 59 „Den retfærdige Firskilling“ S. 316 ff.). Die Einleitung hat insofern Ähnlichkeit mit der Einleitung des isländischen Märchens, als auch hier ein armer Junge einen Schatz, den er für unrecht Gut ansieht, ins Wasser wirft. Nur ein Vierschillingsstück, das oben auf dem Wasser schwimmt, steckt er zu sich. Als Küchenjunge gibt er später dieses Geldstück seinem Herrn, einem Grofskaufmanne, um mit ihm irgend etwas unterwegs zu erhandeln. Der Kaufmann kauft für vier Schilling später einer alten Frau eine Katze ab. Für diese erhält er in mehreren von Mäusen geplagten Ländern (die verkaufte Katze kehrt bei der Abfahrt immer zum Schiffe zurück) grofse Reichtümer, so dafs der verachtete Küchenjunge nach seiner Rückkehr ein angesehener Mann wird. — — —

Im sizilianischen Märchen (Gonz. 76 „Die Geschichte von Giuseppinu“ II S. 105 ff.) kommt der Held, dem bei seinen Unternehmungen der heilige Joseph beisteht, zuerst mit einem Schiffe voll Salz, dann mit einem Schiffe voll Katzen in

Länder, die weder Salz noch Katzen kennen. Beide Male erhält er zum Tausche das Schiff voll Gold. — — —

Auch bei Grimm (70 „Die drei Glückskinder I S. 275 ff.) gewinnt der jüngste der drei Brüder für seine Katze grofse Reichtümer. Der weitere Verlauf der Erzählung erinnert dann an die Streiche der Schildbürger.

In den Anmerkungen zu Gonz. (S. 251) verzeichnet Köhler noch weitere Literatur zu diesem Märchen.

LXVI. Das Aschenbrödel.

Árn. II S. 450—53. Nach dem Manuskripte vom Pastor Sveinbjörn Guðmundsson, jetzt in Móar auf Kjalarnes.

Ein Bauernpaar hatte drei Töchter, Ingibjörg, Sigríður und Helga. Während die beiden älteren Schwestern wie Prinzessinnen gehalten wurden, mufste die jüngste alle Arbeit verrichten und bekam dazu nie ein gutes Wort zu hören. — — — Einst ist das Feuer in der Hütte ausgegangen, und da man fürchtet, dafs Helga vielleicht die Gelegenheit benutzen könnte, von Hause wegzulaufen, so wird Ingibjörg fortgeschickt, um Feuer irgendwo zu holen. Wie sie auf diesem Wege an einem Hügel vorbeikommt, hört sie, wie drinnen gesagt wird „willst du mich lieber mit dir oder gegen dich haben?“ Sie meint „das sei ihr ganz gleichgültig“ und geht weiter. Nun gelangt sie zu einer grofsen Höhle. Drinnen kocht über mächtigem Feuer Fleisch, und daneben steht ein Topf mit Kuchenteig. Sie heizt nun noch mehr, damit das Fleisch bald gar ist, und von dem Teig backt sie für sich einen guten Kuchen, die übrigen läfst sie verbrennen. Darauf setzt sie sich zum Mahle nieder und läfst es sich gut schmecken. Wie sie im besten Essen ist, kommt ein riesiger Hund herein und springt wedelnd an ihr in die Höhe. Wütend weist sie ihn fort, doch im gleichen Augenblicke beifst er ihr eine Hand ab. Nun läuft sie, ohne an das Feuer zu denken, wieder nach Hause und erzählt ihr Mifsgeschick. Der zweiten Schwester Sigríður geht es nicht besser, nur dafs ihr der Hund statt der Hand die Nase abbeifst. Schliefslich mufs nun doch Helga

fortgeschickt werden, um das Feuer zu holen. Wie sie an dem Hügel vorbeikommt, wird die gleiche Frage an sie gestellt. Sie antwortet jedoch im Gegensatze zu den Schwestern, kein Ding sei so gering, dafs man nicht wünschen solle, es mit sich, statt gegen sich zu haben. In der Höhle kocht Helga sorgfältig das Fleisch und backt die Kuchen, geniefst aber selbst keinen Bissen. Ermüdet und hungrig setzt sie sich, um den Besitzer der Höhle zu erwarten. Nach einer Weile ertönt furchtbarer Donner, und ein Riese tritt, gefolgt von einem mächtigen Hunde, in die Höhle hinein. Er beruhigt mit freundlichen Worten das erschrockene Mädchen. Sie setzen sich zum Abendessen nieder, und dann läfst er ihr die Wahl, ob sie bei ihm oder seinem Hunde schlafen wolle. Helga wählt doch lieber das letztere. Nach einer Weile kommt ein solcher Donnerschlag, dafs die Höhle erbebt. Der Riese bietet ihr, wenn sie bange sei, an, auf die Stufe neben seinem Bette sich zu legen. Gern folgt sie diesem Vorschlage. Doch weitere furchtbare Donnerschläge lassen sie immer näher zum Riesen flüchten, bis sie endlich über ihn hinweg im Bette sich verkriecht. Im gleichen Augenblicke fällt die Riesenhaut ab und neben ihr liegt ein wunderschöner Königssohn. Schnell verbrennt Helga die Haut, und dankbar begrüfst der Jüngling in ihr seine Erlöserin. Am folgenden Morgen erzählt er ihr seine Lebensschicksale. Er verspricht, sie bald aus dem Elternhause abzuholen und als Königin in sein Reich zu führen. Zum Abschied gibt er ihr ein herrliches Gewand, das sie heimlich unter ihren Lumpen tragen soll. Dann schenkt er ihr noch einen Kasten mit allerhand Kostbarkeiten und zwei reiche Frauenkleider. Diese Gaben solle sie nicht verbergen, trotzdem ihr dieselben würden daheim genommen werden. Auch der Hund reicht ihr zum Abschied mit der Pfote einen Goldring, und nun kehrt sie mit all' ihren Schätzen und dem Feuer zum Elternhause zurück. Hier wird sie noch schlechter wie sonst behandelt, auch all' ihrer Geschenke beraubt. — — Nach einiger Zeit kommt ein schönes Schiff, das in der Nähe ankert. Der Eigentümer des Schiffes erkundigt sich beim Bauern neugierig nach dessen Verhältnissen und fragt schliefslich auch, ob er Töchter habe. Der Bauer behauptet, nur

zwei Töchter zu besitzen und ruft die beiden ältesten herbei. Diese kommen in den der Schwester geraubten Gewändern, jedoch hält die eine die Hand versteckt, und die andere hat ein Tuch um die Nase gebunden. Der Ankömmling forscht neugierig nach dem Grunde dieser Verhüllung, bis ihre Verstümmelung offenbar wird. Nun mufs trotz alles Sträubens der Bauer auch seine jüngste Tochter herbeiholen. Sie erscheint in ihren Lumpen, doch wie der Fremde diese von ihr reifst, steht sie im prächtigsten Gewande da. Die von Helga gestohlenen Kleider und Kostbarkeiten werden nun den Schwestern wieder abgenommen, darauf fährt der Königssohn mit seiner Braut in sein Königreich. — — —

Zu diesem Märchen gibt Árn. (II S. 453) selbst kurz einige Varianten an. Wie im Borgarfjörður erzählt wird, soll Ingibjörg sich am Fufse eines grofsen Berges ausgeruht haben. Darauf habe eine Stimme über ihr gesagt: „Ein Einzelwohner wohnt im Berge", und sie habe darauf geantwortet: „Wohne du als armseligster aller Männer als Einzelwohner im Berge". Auf diese Rede sei ein furchtbar grofser Hund zu ihr gekommen und habe ihr die Hand abgebissen. — — Die jüngste Bauerntochter soll hingegen geantwortet haben: „Wohne du als glückseligster aller Männer als Einzelwohner im Berge". Darauf sei der grofse Hund wedelnd zu ihr gekommen und habe sie in eine Höhle des Berges geführt. Dort habe sie auf dem Boden neben ihm geschlafen. Am folgenden Morgen sei die Hundehaut von ihm abgefallen, und ein schöner Königssohn sei aus ihm geworden.

Das bei Árn. (II S. 454/5) folgende Märchen, „Kiðuvaldi" betitelt, das von Frau Hólmfríður Þorvaldsdóttir erzählt wird, bringt zu dem bisher Erzählten nicht viel Neues hinzu. Auch hier wird von einem Riesen, der als Besitzer der Höhle gilt, nichts gesagt. Nachdem die älteste Bauerntochter in der Höhle Fleisch und Kuchen gegessen hat, nimmt sie das Feuer und noch ein Stück Fleisch mit und geht nach Hause. Wie sie an dem Berge vorbeikommt, wo sie auf dem Hinwege dem unsichtbaren Bewohner Kiðuvaldi eine unfreundliche Antwort gegeben hatte, springt ein riesiger Hund auf sie zu, beifst ihr die linke Hand ab, schnappt das Fleischstück weg und löscht

ihr das Feuer aus. — — — Zur hilfreichen jüngsten Schwester Helga kommt der gleiche Hund am dritten Tage und schenkt ihr einen Kasten, den sie heimlich verwahren und nicht eher öffnen soll, bis ihr viel daran liegt. — Nach einem Jahre kommt nun ein Königssohn und freit um die älteste Tochter. Wie er ihr die Hand geben will, entdeckt er, dafs sie fehlt, und nun weist er die Braut zurück. Bei der zweiten Tochter gibt er vor, sie küssen zu wollen, so dafs sie das Tuch, das die fehlende Nase verbirgt, zurückschlagen mufs. Wie Helga endlich gerufen wird, öffnet sie ihren Kasten, und nun erscheint sie sogleich in königlicher Pracht.

Das Thema von der guten Jüngsten, die aber daheim von den Eltern und den bösen Schwestern als „Aschenbrödel“ (oder ölnbogabarn „Ellenbogenkind“ wie es im Isländischen heifst,) behandelt wird, liegt zahlreichen Märchen zu Grunde. Die bösen Schwestern zeigen sich denen, die ihre Hilfe erbitten (fremden Leuten oder fremdem Eigentum gegenüber), in ihrer Rücksichtslosigkeit und Bosheit, die jüngste hingegen zeigt sich hilfsbereit, bescheiden und freundlich. Am Schlusse wird darum auch die Tugend der jüngsten durch allerhand Gaben und endlich auch durch die Heirat mit einem Königssohne gebührend belohnt, und die Bosheit der älteren Schwestern fürs ganze Leben ihnen heimgezahlt. —

Obgleich zahlreiche Märchen den gleichen Grundgedanken haben, weichen doch die meisten in der Ausführung wesentlich von unserm Märchen hier ab. Nur ein Märchen bei Grimm (169 „Das Waldhaus“ II S. 246 ff.) zeigt mit dem isländischen Märchen einige Ähnlichkeit. Auch hier handelt es sich um drei Schwestern, aber die jüngste wird nicht ausdrücklich als Aschenbrödel bezeichnet. Der Vater ist Holzhauer und streut eines Tages, als er zur Arbeit in den Wald geht, Hirse auf den Weg, damit die älteste Tochter, die ihm das Mittagessen bringen soll, zu ihm sich zurechtfinden kann. Die Vögel haben jedoch die Körner gefressen, und das Mädchen verirrt sich. Gegen Abend kommt es an ein Häuschen. Drinnen in der Stube sitzt ein eisgrauer Mann, und am Ofen liegen drei Tiere, ein Hühnchen, ein Hähnchen und eine buntgescheckte Kuh. Auf die Aufforderung des Alten kocht das

Mädchen das Abendbrot. Es ißt nach Herzenslust davon, ohne sich darum zu kümmern, ob die Tiere auch etwas zu fressen haben. Dann legt es sich auf ein Bett zum Schlafen, gleichfalls ohne Rücksicht auf den Wirt zu nehmen. Dieser kommt nach einiger Zeit herauf, und als er das Mädchen fest eingeschlafen findet, läßt er es durch eine Falltür in den Keller hinunter. — Nicht besser ergeht es der zweiten Schwester. Wie die jüngste sich zum Waldhause verirrt hat, liebkost sie die Tiere und sorgt erst für deren Futter, ehe sie selbst zum Abendessen sich hinsetzt. Sie geht auch nicht eher schlafen, bis der Alte sich zur Ruhe begeben hat. Um Mitternacht wird das Mädchen durch furchtbaren Lärm geweckt. Da nach einer Weile jedoch alles wieder still ist, so schläft es weiter. Am andern Morgen ist das Häuschen zu einem prächtigen Palaste und der Alte zu einem schönen Königssohne geworden. Dieser heiratet dann das Mädchen zum Lohne, die Schwestern müssen aber im Walde bei einem Köhler Dienste verrichten, bis sie sich gebessert haben.

LXVII. Die drei Schwestern.

Lbs 538 4to.

Ein Bauernpaar hatte drei Töchter. Die älteste hieß Signý, die zweite Vigný und die jüngste Helga. Diese war ihren Schwestern sehr nachgesetzt und mußte darum immer in der Asche liegen. — — — Als einst in der Hütte das Feuer ausgeht, wird Signý fortgeschickt, um Feuer zu holen. Sie kommt hier an einer Frau vorbei, die Brot backt und sagt:

„Baki konan brauð,
Baki hún illa,
Þá gengi henni hvert verkið öðru ver,
En eld vil jeg fá.“

„Die Frau backe Brot,
Sie soll es schlecht backen,
Dann soll ihr jede folgende Arbeit noch mehr mißlingen, wie die vorhergehende.
Ich will Feuer haben!“

Darauf antwortet die Frau:

„En verði annað auga Þitt
Eins og stærsta brauðið mitt!
Og gangtú lengra."

„So soll dein eines Auge
So grofs wie mein gröfstes Brot werden!
Geh' du nur weiter!"

Sie kommt nun zu einer Frau, die ein Gewebe webt und sagt:

„Vefi konan vef,
En vefi hún illa,
Þá gengi henni hvert verkið öðru ver,
En eld vil jeg fá."

„Die Frau webe ein Gewebe,
Doch sie soll es schlecht weben,
etc.

Darauf sagt die Frau:

„Aldrei skaltú eldinn fá.
En verði nefið á Þér
Eins og skyttuskaptið mitt!
Og gangtú lengra."

„Nie sollst du Feuer bekommen.
Aber deine Nase soll werden
Grade wie mein Webeschiff.
Geh du nur weiter!"

Nun kommt sie zu einer Frau, die einen Saum säumt und sagt:

„Saumi konan saum,
En saumi hún illa!
Þá gengi henni hvert verkið öðru ver.
En eld vil jeg fá!"

„Die Frau säume einen Saum,
Doch sie soll ihn schlecht säumen.
etc.

Darauf antwortet die Frau:

„Aldrei skaltú eldinn fá.
En verði annað auga Þitt,
Eins og smærsta nála augað mitt.
Og farðú heim."

„Nie sollst du Feuer bekommen.
Aber dein andres Auge soll werden,
Wie mein kleinstes Nadelöhr!
Geh' du nur heim!" —

Wie Signý nun unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehrt, sind die Eltern entsetzt über ihre Häfslichkeit. Der zweiten Tochter Vigný, die nun geschickt wird, ergeht es nicht besser. Schliefslich mufs sich Helga auf den Weg machen. Wie sie die Frau sieht, die Brot backt, sagt sie freundlich:

„Baki konan brauð,
Og baki hún vel.
Þá gengi henni hvert verkið öðru betur.
En eld vil jeg fá."

„Die Frau backe Brot,
Und sie soll es gut backen.
Dann gelinge ihr jede folgende Arbeit noch besser wie die vorhergehende.
Ich will Feuer haben!"

Darauf sagt die Frau:

„Gjarnan skaltú hann fá,	„Gerne sollst du es bekommen,
En gangtú lengra.“	Doch geh' du nur weiter.“

Nun kommt sie zu der Frau, die das Gewebe webt, und wünscht ihr gleichfalls Glück. Auch diese verspricht ihr Feuer, doch soll sie erst weiter gehen. Denselben Wunsch spricht sie auch der Frau gegenüber aus, die den Saum säumt. Von dieser erhält sie nun das Feuer und zugleich auch einen Kasten, den sie zu Hause sorgfältig verstecken soll, um ihn erst am Hochzeitstage zu öffnen. Helga habe durch ihre Freundlichkeit sie und ihre beiden Schwestern von einem schweren Zauber endlich erlöst. Zum Lohne würde sie ihr Bruder, der ein mächtiger König sei, dereinst heiraten. — — Helga geht nun nach Hause und wird hier noch schlechter wie sonst behandelt. Nach einem Jahre kommt ein wunderschöner König zur Hütte und fragt den Bauer nach seinen Töchtern. Dieser führt die beiden ältesten Mädchen zu ihm in die Stube. Doch der König ist über ihre Häfslichkeit so entsetzt, dafs er sie zum Zimmer hinausweist. Nun fragt der Werber nach der jüngsten Tochter, und trotz seines Sträubens mufs der Bauer auch sie hereinrufen. Helga erscheint in fürstlichem Gewande. Des König setzt sie auf sein Knie und erklärt sie für seine Braut.

In der Einleitung und dem Schlusse stimmt dieses Märchen mit den vorhergehenden überein. Nur der mittlere Teil, der von den drei verzauberten Frauen erzählt, die durch die Freundlichkeit des Aschenbrödels erlöst werden, macht dieses Märchen zu verschieden von der vorhergehenden Erzählung, um es auch als eine Variante derselben ansehen zu können.

LXVIII. Hábogi.

Lbs. 536 4to. Von Páll Pálsson in Árkvörn nach der Erzählung der alten Frau Guðríður Einarsdóttir 1863/4 niedergeschrieben.

Ein Bauernpaar hatte drei Töchter. Die jüngste hiefs Helga und war die schönste und beste von allen. Aber sie

wurde daheim immer von den Eltern und den Schwestern zurückgesetzt. Wie die Töchter erwachsen waren, forderte der Vater sie auf, ihm zu sagen, wie ihre künftigen Männer heifsen sollten. Dann wolle er sich aufmachen, um sie zu suchen. Die beiden ältesten Mädchen wählen die Namen Sigmundur und Sigurður. In diesem Augenblicke glaubt Helga zu hören, dafs aus einer dunklen Ecke eine Stimme ihr sagt „wähle du Hábogi“. Sie folgt nun dem seltsamen Rate. — — Für die älteren Schwestern hat der Vater die gewünschten Freier bald gefunden, aber einen Hábogi kann er nirgends auftreiben. Wie schon die Vorbereitungen zu einer glänzenden Doppelhochzeit im Gange sind, kommt ein ungeschlachter, alter Bauer zum Vater, nennt sich Hábogi und freit um Helga. Die beiden Schwestern freuen sich von Herzen, dafs das Aschenbrödel solch einen Gatten bekommt. — Hábogi ist mit einem wunderschönen, prächtig gesattelten Pferde gekommen, und auf dieses mufs nun Helga sich setzen. Der Alte führt das Pferd. Nach einiger Zeit kommen sie an eine eingezäunte Wiese, auf der sich eine Unmenge der trefflichsten Schafe befindet. Helga fragt, wem diese Herde gehöre. „Dein Hábogi besitzt das alles“, antwortet der Alte. „Doch das schönste Schaf, das hier Goldschellen zwischen den Hörnern hat, sollst du haben.“ Nun kommen sie an einem Gehege voll von den prächtigsten Rindern vorbei. Auch diese sind das Eigentum Hábogis, und auch von diesen soll Helga das beste mit den Silberglocken zwischen den Hörnern zu eigen bekommen. Im dritten Gehege, an dem Helga vorbeireitet, befinden sich die herrlichsten Pferde. Hier wird der Braut von Hábogi ihr eigenes treffliches Reitpferd zum Geschenk gemacht. Nun kommen sie an ein Haus, dessen Türen so niedrig sind, wie die eines Schafstalles, und dies soll die Wohnung des Bräutigams sein. Wie Helga hineintritt, ist jedoch drinnen alles so prächtig, wie in der prächtigsten Königshalle. — Hábogi trifft nun Vorkehrungen zum Hochzeitsfeste, und Helga kommt selbst zum Elternhause, um die Schwestern zur Hochzeit abzuholen. Wie diese mit ihr an den Schafen, Ochsen und Pferden vorbeireiten und hören, dafs dies alles Eigentum Hábogis ist, und dafs er jedesmal das schönste Tier der Braut zum Geschenke

gemacht hat, werden sie schon neiderfüllt. Sie werden erst wieder schadenfroh, als sie das Haus mit den niedrigen Eingängen erblicken. Doch wer beschreibt ihr Erstaunen und ihre Wut beim Eintritt in den prächtigen Königspalast! Zum Überflusse zeigt ihnen nun Helga noch drei wunderschöne Kleider, die Hábogi ihr zur Hochzeit geschenkt hat. In der Nacht stehlen die Schwestern das kostbarste Kleid und wollen sich mit ihm aus dem Staube machen. Doch Hábogi verwirrt ihnen so die Sinne, dafs sie mit ihrem Raube im Aschentroge liegen bleiben. Am anderen Morgen werden sie dort gefunden und haben nun zur Schande auch noch den Spott. Das armselig scheinende Haus hat sich mittlerweile auch äufserlich in einen Königspalast verwandelt. Drinnen steht ein schöner, prächtig gekleideter Mann, und wie sie Helga fragen, wer das denn sei, erhalten sie wieder die Antwort: „Das ist mein Hábogi". Die Schwestern ziehen nun so schnell wie möglich fort, und Helga wird Königin.

Auch zu diesem Märchen kann ich in den zur Vergleichung herangezogenen Märchensammlungen keine Parallelen nachweisen. Es scheint auch etwas lückenhaft überliefert zu sein, da nirgends gesagt ist, ob Hábogi durch Helga aus einer Verzauberung erlöst wurde, oder ob er die Gestalt eines alten Mannes annahm, um die Tugend auf die Probe zu stellen und zu belohnen und die Bosheit der Schwestern zu offenbaren.

LXIX. Kolrassa.

Árn. II 455—60. Von Frau Guðný Einarsdóttir in Akureyri erzählt.

Ein Bauernpaar hatte drei Töchter, und die jüngste, Helga, war das Aschenbrödel. — — — Einst kommt ein schöner, angesehener Mann und freit um die älteste Tochter. Sie wird ihm gern zugesagt. Er geht nun mit seiner Braut fort, doch wie er noch nicht weit von ihrem Elternhause ist, verwandelt er sich in einen furchtbaren, dreiköpfigen Riesen, der das Mädchen fragt, ob er es zu seiner Höhle tragen oder ziehen solle. Die

Bauerntochter läfst sich tragen. Sowie er heimkommt, bringt er sie in ein Erdhaus, bindet ihr die Hände auf den Rücken und befestigt sie mit den Haaren an einer Stuhllehne. — Nach kurzer Zeit kommt wieder ein angesehener Freier um die zweite Tochter zu den Bauersleuten, und auch sie hat dann das gleiche Schicksal wie ihre ältere Schwester. — Wie der dritte Freier nun Helga aus dem Elternhause holt und sich dann bald nachher in einen dreiköpfigen Riesen verwandelt, stellt er ihr die gleiche Frage, ob er sie tragen oder ziehen solle. Im Gegensatze zu ihren Schwestern will sie sich lieber ziehen lassen. In der Höhle angekommen mufs sie nun für den Riesen sein Hauswesen in Ordnung halten und ihm das Mahl bereiten. Den ganzen Tag hindurch ist der Riese immer auf der Jagd. Ihre einzige Gesellschaft ist in dieser Zeit ein kleiner Hund, der jedoch auch oft sich von ihr entfernt, und den sie schliefslich vor einer bisher nicht bemerkten Türe liegend entdeckt. Sie sieht durch das Schlüsselloch und glaubt, in dem Gemache zwei Mädchen auf Stühlen sitzen zu sehen. Nun fallen ihr die beiden Schwestern ein, und sie kommt zu der Vermutung, dafs es diese sind, die in dem verschlossenen Zimmer so übel behandelt werden. — Wie nun am Abend der Riese heimkehrt, zeigt sie sich besonders lustig und gesprächig. Sie fragt ihn unter anderem, wie er mit ihren Leistungen zufrieden sei, und wie sie ihm persönlich gefalle. Er spricht ihr über alles seine Anerkennung aus und sagt ihr, dafs er sie demnächst heiraten wolle. Sie ist durchaus damit einverstanden, jedoch verlangt sie dann auch einen gröfseren Beweis seines Zutrauens, nämlich die Auslieferung all seiner Schlüssel, damit sie nach Herzenslust an seinen Reichtümern sich erfreuen könne. Der Riese erfüllt ihren Wunsch. Er verbietet ihr nur das Betreten des einen Zimmers, zu dem ein kleiner Schlüssel passe, denn das würde ihr sonst zum Nachteil gereichen. Am folgenden Morgen öffnet Helga das verbotene Zimmer, löst hier ihre fast verhungerten Schwestern und fafst einen Plan zur Rettung der beiden. Wie am Abend der Riese nach Hause kommt, zeigt sie sich recht niedergeschlagen. Denn beim Anblick all seiner Schätze habe sie an die grofse Armut ihrer Eltern denken müssen. Sie habe nun von den Überresten all seiner Mahlzeiten, die

in der Höhle verstreut gewesen wären, einen grofsen Sack gefüllt und bäte ihn nun, diesen am anderen Tage zu ihren Eltern zu tragen. Aber wenn er versuchen würde, unterwegs sich auszuruhen oder in den Sack zu schauen, so würde sie ihn überhaupt nicht heiraten. Denn sie könne ihn mit ihren scharfen Augen, die durch Wald und Heide und durch die Höhle zu sehen vermöchten, auf dem ganzen Wege verfolgen. — Am andern Morgen macht sich der Riese nun mit dem Sacke davon. Ermüdet von der schweren Last will er sich einige Male ausruhen, doch sofort ruft dann eine der Schwestern aus dem Sacke:

„Jeg sé í gegnum holt og hæðir og helli minn!“	„Ich sehe durch Wald und Heide und meine Höhle.“

Darauf schleppt sich der Riese dann jedesmal weiter und sagt:

„Aldrei skal jeg í belginn bauka,	„Nie will ich in dem Sacke herum-
Þó brotni í mér hryggurinu;	Wenn auch mein Rücken bricht; [suchen,
Glögt er auga í Helgu minni,	Scharf ist das Auge meiner Helga,
Hún sér í gegnum holt og hæðir og helli sinn.“	Sie sieht durch Wald und Heide und ihre Höhle!“

Während der Riese nun fort ist, bereitet Helga in gröfster Eile alles für das Hochzeitsfest vor. Wie sie alles festlich geschmückt und das Mahl gerüstet hat, nimmt sie ein Stück Holz, zieht diesem das vom Riesen ihr geschenkte Brautgewand an und setzt es dann in den Hochsitz der Braut. Sie selbst macht sich durch Topfrufs im Gesicht ganz unkenntlich und wälzt sich mit ihren Kleidern noch in der Asche umher. Darauf setzt sie sich auf den Feuerstocher und reitet auf ihm in der dem Elternhause entgegengesetzten Richtung von dannen. Nach einer Weile begegnet sie einer grofsen Menge von Hochzeitsgästen, an ihrer Spitze der Bräutigam. Wie er die seltsame Reiterin erblickt, fragt er, wie sie heifse. Sie nennt sich Kolrassa krókríðandi. Neugierig fragt er weiter:

„Komstu að Melshöfða,	„Kamst du nach Melshöfði,
Kolsköriu Þín?“	Auf deinem Feuerstocher?“

Darauf antwortet sie:

„Kom jeg Þar;	„Ich kam dorthin.
Breitt var á bekki,	Die Bänke waren belegt,

Brúður sat á stól	Die Braut safs auf dem Hochsitze,
Full vóru öll ker,	Alle Krüge waren so voll,
Svo út úr fló.“	Dafs sie überflossen.“

Nun treibt der Bräutigam freudig seine Gäste zur Eile an, denn die Braut warte. Nach einer Weile begegnet Helga einem ganzen Trupp von Riesinnen und Hexen. Auch sie stellen die gleichen Fragen und erhalten die gleichen Antworten. Wie die Hochzeitsgesellschaft zur Höhle kommt, wird bald der Betrug mit dem Holzklotze entdeckt. Ein Teil der Gäste glaubt, dafs der Riese betrogen sei, während der andere Teil vermutet, er habe sich mit ihnen nur einen schlechten Witz erlauben wollen. So geraten sie miteinander in Streit, der dann schliefslich so endigt, dafs sie sich untereinander töten. Helga beobachtet diesen Vorgang aus sicherem Verstecke. Wie nun die Riesengesellschaft tot am Boden liegt, holt sie die Ihrigen. Die Leichen werden verbrannt, und Helga nimmt alle Schätze des Riesen als ihr wohlerworbenes Eigentum an sich. Sie läfst sich ein prächtiges Haus bauen und heiratet bald darauf einen tüchtigen, schönen Mann. —

Die drei bei Árn. folgenden Märchen (Árn. II 461—66) bringen nur geringe Abweichungen der hier gegebenen Erzählung von „Kolrassa“. — In der ersten Variante, (die nach dem Manuskripte des Pastors Sveinbjörn Guðmundsson in Móar gegeben ist) legt sich Helga später den Namen Koltrýna bei. Die Freier der Bauerntöchter sind angeblich Königssöhne, die dann nachher zu Riesen werden. Die beiden ältesten Mädchen werden zuerst, nachdem sie in der Höhle angekommen sind, gefragt, ob sie den Freier heiraten wollen. Und erst auf ihre unkluge Weigerung hin werden sie so schlecht behandelt. — — — Dies stimmt auch sicher mit der ursprünglichen Erzählung überein; in dem hier ausführlich erzählten Märchen scheint eine Lücke zu sein. — — In den beiden folgenden Varianten. (die Erste von Frau Hólmfríður Þorvaldsdóttir erzählt, die Zweite aus der Árnessysla stammend) ist besonders die Einleitung abweichend. Das Märchen von „Hordíngul“ berichtet, wie einem Bauern einst beim Fischfange während eines Unwetters eine graue, behaarte Hand das Boot festgehalten und eine Stimme ihn zu töten gedroht habe, wenn er nicht seine älteste Tochter

hergeben wolle. In der Todesangst verspricht dies dann der Bauer. Nach Hause zurückgekehrt sendet er nun seine älteste Tochter hinaus, um die Angelschnur heimzuholen. Wie sie den Auftrag ausführen will, kommt draufsen ein furchtbarer Riese zu ihr und fordert sie auf, ihn zu küssen. Sie weigert sich entsetzt und wird nun von ihm in seine Höhle fortgeschleppt. Am zweiten und dritten Tage spielt sich alles mit den beiden übrigen Töchtern auf die gleiche Weise ab, nur ist das Aschenbrödel Helga klüger wie ihre Schwestern und küfst den Riesen. — — — Ihre Schwestern versteckt sie dann in die Haut eines eben geschlachteten Ochsen und läfst diese zu den Eltern tragen. — — Nachdem sie einen Holzklotz mit dem Brautgewande geschmückt hat, gibt sie ihm den Auftrag, für sie „ja“ zu sagen. Nun kommt der Riese mit seinen Gästen zur Höhle. — Da die Braut so einsilbige Antworten gibt, wird er böse und schlägt sie. Der Holzklotz fällt zu Boden, und nun entsteht zwischen den Anwesenden ein Streit darüber, ob der Riese ein Recht gehabt habe, seine zu wortkarge Braut zu töten. — — —

In dem Märchen von „Loðinbarði“ sind die drei Bauerntöchter drei Tage hintereinander im Walde, um Holz zu sammeln. Wie sie ihre Bürde aufnehmen wollen, fühlen sie, dafs jemand auf dem Sacke sitzt. Sie fragen, wer das sei und bekommen die Antwort: „Loðinbarði“. Nun wird ihnen die Wahl gestellt, ob sie sich ziehen oder tragen lassen wollen. Die beiden älteren Schwestern wollen in diesem Märchen lieber gezogen sein, während hier das Aschenbrödel Helga vorzieht, getragen zu werden. In der Höhle wird ihnen die Wahl gelassen, ob sie über dem Riesen schlafen wollen oder unter seinem Bette. Die älteren Schwestern wählen das Letztere und werden am anderen Tage, als sie fortlaufen wollen, getötet. Helga schläft über dem Riesen und fügt sich scheinbar in die Heirat. In der Nähe des Holzklotzes, der die Braut vorstellt, befestigt sie eine Blase mit Blut. Die betrunkenen Hochzeitsgäste bewerfen einander mit Knochen. Ein solcher trifft die Blutblase, sodafs sie zerplatzt und die Braut mit Blut bedeckt. Nun entsteht der Kampf über den Mord der Braut, der dann gleichfalls mit der gegenseitigen Vernichtung endet.

In all' den Märchen, zu denen die Kolrassa-Geschichten gehören, wird erzählt, dafs irgend ein Zauberer, Riese oder

Teufel sich nacheinander dreier Schwestern bemächtigt. Die beiden älteren Mädchen zeigen sich durch das Öffnen einer verbotenen Tür ungehorsam. Die Jüngste ist nicht besser wie ihre Schwestern, nur schlauer, und so entgeht sie der Entdeckung. Nun läfst sie ihre Schwestern unter irgend einem Vorwande von dem Bräutigam heimtragen (meist hat sie diese erst vorher durch eine Salbe wieder belebt), dann geht sie selber in irgend einer seltsamen Maskierung heimwärts. Der mit den Hochzeitsgästen zurückkehrende Bräutigam trifft, ohne es zu wissen, unterwegs die Braut. Dann kommt er mit seinen Freunden zum Hochzeitshause und findet hier ein Stück Holz, einen Strohwisch etc. im Brautgewande. Entweder töten sich nach dieser Entdeckung die Unholde gegenseitig, oder sie werden von der Braut und ihren Verwandten ermordet.

In dieser hier kurz skizzierten Form findet sich das Märchen auf den Fær-oern (Fær 2 „Risans klóta“ S. 245 ff.), in Norwegen (Asbj. 35 „De tre Søstre, som bleve indtagne i Berget“ S. 171 ff.). in Deutschland (Grimm 46 „Fitcher's Vogel“ I S. 168ff.) und in Wälschtyrol (Schneller 32 „Der Teufel und seine Weiber“). Die Übereinstimmung all' dieser Märchen erstreckt sich auch auf einzelne unwichtigere Züge. So z. B. rufen die Schwestern, die der Bräutigam in einem Korbe, einem Sacke, einer Kiste etc. wieder nach Hause tragen mufs, ihm mit der Stimme der Braut zu, dafs sie ihn sehen können, sowie er nur Anstalten macht, den Inhalt seiner Bürde zu untersuchen. —

Im Sizilianischen findet sich das Märchen mit einigen Abänderungen in zwei Erzählungen (Gonz. 22 „Vom Räuber, der einen Hexenkopf hatte“ S. 135 ff. und 23 „Die Geschichte von Ohimé“ S. 139ff.) und im Griechischen in der Geschichte „Der Hundskopf“ (Hahn 19 S. 156ff.).

Weitere Literaturnachweise gibt Köhler bei der Besprechung der venetianischen Märchensammlung von „Widter und Wolf“ (Kl. Schr. S. 312ff.) und der gälischen Märchen von „Campbell“ (a. a. O. S. 257).

LXX. Die neidischen Schwestern.

Árn. II 420—4. Nach dem Manuskripte des Pastors Sveinbjörn Guðmundsson in Móar auf Kjalarnes.

Ein vermögender Bauer, der nicht weit vom Königsschlosse wohnt, hatte drei Töchter. — Einst stehen diese draufsen vor dem Gehöfte und sehen den König mit seinem Schuhmacher und seinem Schreiber vorbeireiten. Da wünscht sich die älteste Schwester den Schuhmacher zum Manne, die zweite den Schreiber und die jüngste den König selber. Der König ist neugierig und will gern wissen, was die drei Mädchen untereinander gesprochen haben. Nach langem Drängen beichten ihm diese endlich ihre Wünsche. Da nun dem Könige die Mädchen gut gefallen und besonders die Jüngste sehr nach seinem Geschmacke ist, so erklärt er, dafs ihre Wünsche erfüllt werden sollten. Es heiratet also der Schuster die älteste Schwester, der Schreiber die zweite und der König die jüngste von ihnen. — Über das viel gröfsere Glück der jüngsten sind nun die beiden anderen furchtbar neidisch und beschliefsen, sie zu verderben. Wie die Königin mit einem Kinde niederkommt, geben sie es fort, damit es in einen Teich geworfen werde. Dem Könige zeigen sie jedoch einen jungen Hund und behaupten, dafs ihre Schwester diesen zur Welt gebracht habe. — So geht es dreimal. Endlich ist der König so wütend, dafs er seine Frau ins Löwenhaus werfen läfst. Doch das sonst so wilde Tier hat Mitleid mit ihr und verschont sie, läfst sie sogar immer an seiner Mahlzeit teilnehmen. — — — Der Knecht, dem von den Schwestern jedesmal der Auftrag gegeben war, die neugeborenen Kinder in den Teich zu werfen, brachte dies nicht fertig, sondern legte sie stets am Ufer nieder. Zufällig fand der gleiche Bauer, der jedesmal gerade des Weges kam, alle drei Kinder, nahm sie zu sich und zog sie auf. Er gab sich viele Mühe, etwas über die Herkunft seiner Pflegekinder zu erfahren, aber niemand vermochte ihm eine Mitteilung zu machen. — — — Endlich stirbt der Bauer, und nun stehen die drei Geschwister allein in der Welt. Ein alter Mann erzählt ihnen von einem Zaubervogel, der die Menschensprache versteht und spricht, und der über alle Dinge Auskunft zu geben vermag. Der würde ihnen auch sicher sagen

können, wer ihre Eltern seien. Nur sei eine Schwierigkeit dabei. Derjenige, der den Vogel aufsuche, dürfe niemals auf dem Wege dorthin zurückschauen, was immer er auch zu hören glaube. Denn wer den Kopf wende, würde mit all' seinem Hab und Gut sofort zu Stein. Schon viele Königskinder seien zum Vogel gewandert, jedoch niemand sei zurückgekehrt. Derjenige aber, dem es glücken sollte, könne nachher alle Steine wieder beleben. — Nun macht sich der älteste Bruder auf zu dem Vogel. Ehe er fortgeht, sagt er seinem zweiten Bruder, dafs er ihm nachfolgen solle, wenn drei Blutstropfen während der Mahlzeit auf sein Messer kämen. Denn dann sei es ihm ergangen wie den übrigen. Wie drei Tage vergangen sind, kommen drei Blutstropfen auf das Messer, und nun macht sich der zweite Bruder auf den Weg. Vor seinem Abschied gibt er dann noch der zurückbleibenden Schwester die gleiche Weisung. Aber auch auf ihrem Messer zeigen sich nach drei Tagen drei Blutstropfen. Sofort bricht das Mädchen auf, um baldmöglichst den Vogel zu erreichen und die Brüder zu erlösen. Wie sie zum Felsen kommt, auf dessen Gipfel der Vogel sich befindet, sieht sie eine ungeheure Menge von Steinen, alle in den verschiedensten Formen und Gestalten. Sie kümmert sich jedoch nicht darum, sondern beginnt mutig den Felsen hinaufzuklettern. Auf dem Wege hört sie vieler Leute Reden, und auch die Stimmen ihrer Brüder vermag sie zu erkennen. Aber was auch immer an ihr Ohr dringt, nie wendet sie den Blick von ihrem Ziele. Endlich hat sie den Vogel erreicht, und ihr Erstes ist nun, nach dessen Angaben alle Steine wieder zu beleben. Sie besprengt sie alle mit Wasser. Sogleich bekommen sie ihr menschliches Aussehen zurück und umringen dankbar ihre Retterin. Nun erzählt ihr auf ihre Fragen der Vogel alles über ihre und ihrer Brüder Abstammung, sowie über die Untat der neidischen Schwestern. Noch lebe die Mutter im Löwenzwinger, doch sie sei mehr tot wie lebendig vor Angst und Hunger. Die Geschwister machen sich nun schnell heimwärts, um die Mutter zu erlösen und den Vater zu begrüfsen. Ein schöner und reicher Königssohn, auf den der Vogel das Mädchen noch besonders aufmerksam gemacht hat, und der auch gleich Liebe zu seiner schönen Retterin gefafst hatte, folgt ihnen.

Die Mutter lebt im Glück bald wieder auf. Sie ziehen nun mit ihr vor den König, ihren Vater, und erzählen ihm alles. Wie dieser die Schandtat der Schwestern erfährt, läfst er sie sogleich in den Löwenzwinger werfen, wo der Löwe sie mitleidslos zerreifst und verzehrt.

Das isländische Märchen gibt die Erzählung, wie sie in einer gröfseren Anzahl von Sammlungen sich findet, nicht ganz vollständig wieder. Meistens sprechen die drei Schwestern untereinander darüber, was sie tun wollten, wenn sie drei von ihnen bestimmt bezeichnete Persönlichkeiten, unter denen in allen Märchen die dritte der König ist, zum Manne bekämen. Die Jüngste verspricht für diesen Fall Kinder von irgend welcher besonderen Schönheit. — Nachdem später die neidischen Schwestern entdeckt haben, dafs die von ihnen ausgesetzten Kinder der Königin noch leben, werden sie durch sie zum Aufsuchen von drei Wunderdingen veranlafst. Die beiden Brüder werden bei dem Versuche, den sprechenden Vogel zu bekommen, zu Stein. Die Schwester, die an irgend einem Wahrzeichen erkennt, dafs den Brüdern etwas zugestofsen ist, macht sich nun auf den Weg und erlöst ihre Brüder. Durch den sprechenden Vogel kommt hierauf die Wahrheit an den Tag, die neidischen Schwestern erhalten ihre verdiente Strafe, und die unglückliche Königin kommt wieder zu Ehren. — —

In dieser Form findet sich das Märchen schon bei Straparola (4. Nacht 3. Fabel S. 262ff.). Hier sind es drei Bäckerstöchter, die sich darüber unterhalten, was sie tun wollten, wenn sie den Hausmeister, Kammerdiener und den König heiraten könnten. Mit den neidischen Schwestern ist dann auch noch die Mutter des Königs im Komplott. Durch eine alte Frau wird auf Veranlassung der alten Königin das junge Mädchen veranlafst, ihre beiden Brüder nach dem tanzenden Wasser, dem singenden Apfel und dem sprechenden Vogel auszuschicken. Die versteinerten Brüder werden von ihrer Schwester erlöst, und der König erfährt durch den Vogel die Unschuld seiner Gemahlin. — — —

Auch in 1001 Nacht findet sich dieses Märchen in sehr ähnlicher Gestalt („Geschichte der beiden Schwestern, die ihre jüngste Schwester beneideten“ XXI S. 170 ff.). Die drei Schwestern wollen den Hofbäcker, den Hofkoch und den

Schah von Persien heiraten. Die drei ausgesetzten Kinder werden vom Gartenaufseher des Schahs gefunden und auferzogen. Eine fromme alte Frau macht ganz zufällig die Schwester auf das tanzende Wasser, den singenden Brunnen und den sprechenden Vogel aufmerksam. Wie der älteste Bruder versteinert ist, kommen Blutflecken auf die Klingen eines Messers. Nachdem den zweiten Bruder das gleiche Schicksal getroffen hat, kleben Perlen an einer Perlenschnur zusammen. — —

Im Sizilianischen (Gonz. 5 „Die verstofsene Königin und ihre beiden ausgesetzten Kinder“ I S. 19ff.) sprechen drei Schwestern darüber, was sie tun wollten, wenn sie den Königssohn zum Manne bekämen. Dieser heiratet die Jüngste, da sie versprochen hat, ihm zwei Kinder zu gebären, einen Knaben mit einem goldenen Apfel in der Hand und ein Mädchen mit einem goldenen Stern auf der Stirne. Ein Fischer findet dann die von den Schwestern ins Wasser geworfenen Kinder der Königin. Wie diese erwachsen sind, schenkt ihnen ein freundlicher Alter einen Zauberstab, der alles verschafft, was man sich wünscht. — Von den neidischen Schwestern ausgesandt kommt zu dem jungen Mädchen eine Bettelfrau und macht sie zuerst auf das tanzende Wasser, dann auf den sprechenden Vogel aufmerksam. Der Jüngling erstarrt bei der letzten Expedition zu Stein. Die Schwester sieht an der Trübung ihres Ringes, dafs dem Bruder etwas zugestofsen ist und macht sich nun auf und erlöst ihn. — — — —

Im griechischen Märchen (Hahn 69 „Sonne, Mond und Morgenstern“ II S. 40ff.) ist es die Schwiegermutter des Königs, welche die junge Königin, die getreu ihrem Versprechen drei wunderschöne Kinder geboren hat, ins Verderben bringt. Auf Veranlassung der Alten wünscht sich später die Schwester von ihren Brüdern den Zweig, welcher Musik macht, dann den Spiegel, in dem man die ganze Welt sehen kann und schliefslich den Vogel Dikjeretto. Da die Hemden, die beim Abschied die Brüder ihr gegeben haben, schwarz werden, geht die Schwester fort, um sie zu erlösen.

Bei Schneller (26 „Die drei Schönheiten der Welt“ S. 65ff.) wollen drei Mädchen den Mundbäcker, den Koch und den

Königssohn heiraten. Die Königin gebiert drei Knaben und ein Mädchen, der Gärtner findet jedesmal die ins Meer geworfenen Kinder und erzieht sie. Wie sie erwachsen sind, hören sie einmal, dafs ein Gast des Königs vom redenden Vöglein, dem tanzenden Wässerlein und dem musizierenden Brünnlein spricht. Jetzt läfst es ihnen keine Ruhe mehr, und einer nach dem andern zieht aus, um die Wunderdinge zu erwerben. Jedesmal, nachdem wieder einer der Jünglinge zu Stein erstarrt war, verdorrte ein Nelkenstrauch. Nach der Erlösung durch die Schwester, deren Rosenstrauch während ihrer Abwesenheit immer schöne Blüten getragen hatte, werden auch die Nelkenstöcke wieder grün.

Im deutschen Märchen (Grimm 96 „Die drei Vügelkens“ II S. 43ff.) heiratet nach ihrem Wunsche die älteste Schwester den König, die beiden anderen Schwestern die beiden Minister des Königs. Die drei Königskinder, die von den neidischen Schwestern ins Wasser geworfen und von einem Fischer nachher erzogen worden waren, ziehen nach einander aus, um ihren Vater zu suchen. Die beiden Brüder, die gegen eine alte Frau unterwegs nicht besonders freundlich gewesen waren, durchstreifen ohne Erfolg die Welt. Die Schwester gewinnt durch ihre Freundlichkeit die Hilfe der Alten und erhält nun einen Vogel und Heilwasser. Auf dem Rückwege trifft sie dann mit ihren Brüdern wieder zusammen. — — — —

In dem lothringischen Märchen (Cosquin 17 „L'oiseau de vérité“ I S. 186ff.) fehlt die gewöhnliche Einleitung von der Unterhaltung der drei Schwestern. Hier ist die Schwiegermutter eifersüchtig auf die junge Königin. Sie wirft deshalb die beiden Kinder in einem Kasten ins Meer und behauptet, ihre Schwiegertochter habe einen Hund und eine Katze geboren. Als später die Alte entdeckt, dafs die Kinder noch leben, wird auf ihre Veranlassung der Knabe nach dem tanzenden Wasser und der singenden Rose und das Mädchen nach dem Vogel der Wahrheit fortgeschickt. Das Letztere erstarrt bei dem Unternehmen zu Salz, doch der Bruder entzaubert sie und holt dann den Vogel, der dem Könige den Betrug aufdeckt. — — —

Schmidt bringt in dem Märchen „Das Schlofs des Helios“ (15 S. 106ff.) eine Erzählung, die einige Züge aus dem zweiten

Teile unseres Märchens selbständig verwertet hat. Eine Prinzessin gelangt durch die guten Ratschläge eines Mönches zum Schlosse des Helios, ohne auf dem Wege dorthin versteinert zu werden. Zwei ihrer Brüder, die sie aufsuchen wollen, werden unterwegs zu Stein, da sie sich umgeschaut haben. Der Dritte kommt jedoch glücklich zu ihr und belebt nachher wieder seine Brüder und die übrigen versteinerten Prinzen. — — — Die kleine Erzählung bei Hahn „Die kluge Jungfrau“ (112 II S. 157ff.) scheint eine Parodie dieses Märchens zu sein. Auch hier unterhalten sich drei Schwestern darüber, was sie tun wollten, wenn sie den Königssohn zum Manne bekämen. Wie dieser sie deswegen zur Rede stellt, gestehen die beiden älteren Mädchen, dafs sie nur gescherzt hätten. Die Jüngste bleibt jedoch bei ihrer Behauptung, er stellt mit ihr den Versuch an, sie betrügt ihn, und er heiratet sie darauf. — — —

Dies sind die mir bekannten Märchen. Köhler (Kl. Schr.) gibt in seinen Besprechungen der Märchensammlungen von Bladé (S. 118), Luzel (S. 143) nnd Schiefner (S. 565) weitere Literaturangaben. Ebenso auch Cosquin in seinen Anmerkungen zu dem oben erwähnten lothringischen Märchen.

Und nun noch einige Nachweise zu dem Motiv, dafs die Zurückbleibenden an irgend einem Zeichen sehen können, wie es dem in die Welt gewanderten Verwandten oder Freunde ergeht. Dafs ein Schwert oder ein Messer im Falle seines Todes rostig wird, findet sich noch bei Grimm (60 „Die beiden Brüder“ I S. 230ff.), Jac. I („The red Ettin“ S. 131ff.) und Suterm. (54 „Der Drachentöter“ S. 171ff.). Bei Schneller (28 „Die drei Fischersöhne“ S. 7ff.) und bei Cosquin (5 „Les fils du pêcheur“ I S. 60ff.) ist ein Gefäfs mit Fischblut gefüllt. Im wälschtyroler Märchen ist der Held in Gefahr, wenn das Blut im Gefäfse still steht, im lothringischen Märchen hingegen, wenn es zu kochen beginnt. In dem færöischen Märchen (Fær 34 „Teir tveir brøðurnir“ S. 369ff.) erhält jeder der beiden ausziehenden Brüder vom Vater ein Glas. Wenn die Flüssigkeit im Glase sich rötet, so ist der Bruder in Gefahr. Das Welken einer goldenen Lilie ist in den „Goldkindern“ (Grimm 85 I S. 314ff.) das Wahrzeichen, und bei Hahn (36 „Das goldene Huhn“ I S. 36ff.) ist es das Welken einer Rose. In einem anderen griechischen Märchen (Hahn 64

„Der starke Hans“ I S. 14 ff.) mufs die zurückgebliebene Mutter auf eine Zither achten. Wenn die Saiten an ihr gesprungen sind, dann soll sie sich aufmachen, um dem Sohne zu Hilfe zu kommen. — Bemerkenswert ist, dafs schon ein ägyptisches Märchen, das um 1300 v. Chr. geschrieben worden ist, dieses Motiv enthält. Bier oder Wein trübt sich im Glase, wie der Bruder, dessen Herz in einer Akazie versteckt ist, getötet wird. (Cosquin I S. LVII ff.).

LXXI. Hans, der Dummling.

Árn. II 494—8. Nach dem Manuskripte von Pastor Sveinbjörn Guðmundsson.

Ein Bauernpaar hat drei Söhne. Die beiden ältesten sind die Lieblinge des Vaters, während der jüngste Sohn Hans nur bei der Mutter in gutem Ansehen steht. Wie die Söhne erwachsen sind, wollen die beiden ältesten an einen Königshof gehen, um sich dort Ehre und Reichtum zu erwerben. Sie werden von den Eltern aufs reichlichste ausgerüstet und ziehen von dannen. Nun will auch Hans fort. Der Vater hat nichts dagegen, nur mufs er versprechen, nicht mit den Brüdern zusammen reisen zu wollen, damit sie sich seiner nicht zu schämen hätten. — Nach der reichen Ausrüstung für die ältesten Söhne hat die Mutter nicht mehr viel für ihren Jüngsten übrig behalten. Sie gibt ihm jedoch ihren Feuerstocher als Wanderstab mit und sagt, er würde sich nie verirren, so lange er mit ihm ginge. Zugleich könne er ihn auch als Waffe benutzen. — Wie es anfängt zu dunkeln, sieht Hans einen grofsen Drachen vorbeifliegen. Er trifft ihn zuerst mit dem Feuerstocher, dafs er niederfällt, dann tötet er ihn vollends. Das Ungeheuer hat ein kleines, lautschreiendes Kind in den Klauen, und der Bursche gibt sich nun redliche Mühe, das Kind zu beruhigen. In diesem Augenblicke kommt atemlos ein Zwerg herbeigelaufen, nimmt das Kind, das nun sogleich sich beruhigt, und überschüttet Hans mit Dankesworten für die Rettung desselben. Er ladet ihn ein, die Nacht in seinem Hause zuzubringen. Am folgen-

den Morgen gibt er dem Burschen zum Danke für seine Tat drei Zaubergaben, einen Tarnstein, durch den man, ihn in der Hand haltend, unsichtbar wird, dann ein Schwert, das alles durchhaut, das man aber so klein machen kann, dafs man es in die Tasche stecken kann, und drittens ein Schiff, das gleichfalls in der Tasche zu tragen oder in voller Schiffsgröfse auf dem Meere zu benutzen ist. Dazu hat es noch die gute Eigenschaft, dafs es sowohl mit dem Winde als gegen den Wind nach jeder gewünschten Richtung zu fahren vermag. Mit Hilfe dieses Schiffes kommt nun Hans schneller wie die Brüder zum Königreich. Hier bleibt er eine Weile durch seinen Tarnstein ungesehen, um erst Land und Leute kennen zu lernen, dann geht auch er, wie schon vorher seine Brüder, zum Könige und bittet um Aufnahme für den Winter. Kurze Zeit vor Weihnachten verkündet der König allen in der Halle versammelten Männern, dafs er demjenigen seine einzige Tochter und sein halbes Reich geben wolle, der ihm am Weihnachtsabend die drei gröfsten Kostbarkeiten der Welt bringen könne. Es sei dies nämlich ein Schachbrett aus leuchtendem Golde, ein wundervolles, goldgeschmücktes Schwert und ein vergoldeter Vogel mit Goldschwingen in einem Glaskasten. Dieser sänge, wenn man zu ihm käme, so laut, dafs man es weit, weit hören könne. Diese drei Kostbarkeiten seien im Besitze einer Riesenhexe, die sie über ihrem Bette aufbewahre. — Während die übrigen Hofleute wenig Neigung zeigen, diese Schätze für den König zu erwerben, wollen die beiden Bauernsöhne diese Gelegenheit, Ehre und Reichtum zu erwerben, gern ausnutzen. Der Älteste bittet den König um ein Schiff und um Leute, damit er die auf einer Insel wohnende Riesin aufsuchen könne. Wie er dorthin kommt, wartet er bis zur Dunkelheit und schleicht sich dann zur Höhle. Hier liegt die Riesin und schläft. Um es recht schlau anzufangen, will er zuerst den Vogel stehlen. Doch sowie er den berührt, stöfst er ein solches Geschrei aus, dafs die Riesin erwacht, ihn packt und ihn als Weihnachtsbraten gefangen setzt. — Nicht besser ergeht es dem zweiten Bruder, der nun das Abenteuer wagen will. — Hans hat sich mittlerweile auf seinem Zauberschiff auch schon zur Insel aufgemacht. Dort angekommen, geht er noch am Tage, ehe die

Riesin da ist, in die Höhle und macht sich durch seinen Zauberstein unsichtbar. Wie die Hexe heimkommt, riecht sie sogleich, dafs ein Mensch da ist, kann ihn aber nirgends finden. Sie legt sich schlafen, hat aber auch hier keine Ruhe und beginnt noch einmal nach dem Eindringling zu suchen. Hans macht mittlerweile sein Schwert kampfbereit. Sowie die Riesin in seine Nähe kommt, haut er ihr den Kopf ab und verbrennt sie sogleich. Dann nimmt er die drei Kostbarkeiten und alle übrigen Schätze an sich. In einer Seitenhöhle findet er seine Brüder, die er befreit, nachdem sie ihm Besserung versprochen haben. Nun fahren sie alle auf dem Zauberschiffe zum Königreiche, und am Weihnachtsabend übergibt Hans dem Könige die drei Kostbarkeiten, der ihn dafür zu seinem Eidam und Nachfolger erklärt.

Dies und das folgende Märchen sind männliche Parallelen zu den Geschichten von den „drei Schwestern“. Der verachtete Jüngste besteht auch hier siegreich alle Gefahren und kommt zu Reichtum und Ehre. Im Deutschen und Norwegischen sind diese Erzählungen vom „Dummling“ oder „Askelad“ (so heifst im Norwegischen das männliche Aschenbrödel) äufserst zahlreich, aber trotzdem kann man keine von ihnen geradezu als Parallele zu diesen beiden isländischen Märchen bezeichnen.

Die Zaubergaben des Zwerges kommen auch noch in anderen Märchen vor, der Tarnstein z. B. in Nr. L., das Zauberschwert in Nr. LIV. und das Schiff, das fährt wohin man will, in der folgenden Erzählung. Das dem Freyr von Zwergen geschmiedete Schiff Skíðblaðnir hat die gleichen Zaubereigenschaften.

LXXII. Lítill, Trítill und die Vögel.

Árn. II S. 446—9. Nach mündlicher Erzählung im Kjalarnessþing.

Ein Bauernpaar hatte drei Söhne. Die beiden ältesten waren ihre Lieblinge, während der jüngste von den Eltern und Brüdern allenthalben zurückgesetzt wurde. Wie die Söhne erwachsen waren, sagte der älteste, er wolle hinaus in die Welt ziehen, um sich Reichtum und Ehre zu erwerben. Die Eltern

sind es zufrieden und statten ihn reichlich mit allem Reiseproviant aus. Nach langer Wanderung kommt er zu einem Hügel, an dem er Rast macht für eine Mahlzeit. Wie er es sich gerade gut schmecken läfst, tritt ein Männlein zu ihm und bittet ihn um einen Bissen. Entrüstet weist er den Bettler fort. Bei der nächsten Mahlzeit kommt ein noch winzigeres Männlein herangetrippelt und spricht die gleiche Bitte aus. Aber auch für ihn hat der Bauernsohn nichts übrig. In einer Waldlichtung macht er zum dritten Male Halt und zehrt von seinen Vorräten. Jetzt kommt eine hungrige Vogelschar bettelnd auf ihn zu, die jedoch gleichfalls mit Scheltworten fortgejagt wird. Wie der Bauernbursche weitergeht, gelangt er schliefslich an eine grofse Höhle. Da niemand in ihr zu entdecken ist, so beschliefst er zu warten, bis der Besitzer derselben heimkehrt. Gegen Abend tritt eine ungeheure Riesin in die Höhle. Sie will den Burschen bei sich aufnehmen, wenn er am anderen Tage die ihm zugewiesene Arbeit leisten könne. Er soll nun bis zum Abend die Höhle reinigen. Wenn er damit nicht fertig werden kann, soll er getötet werden. Nach dem Weggange der Riesin gibt er sich an die Arbeit. Doch sowie der Spaten den Boden berührt, bleibt er dort hängen und ist nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Als am Abend die Riesin heimkehrt, hat er natürlich die ihm aufgetragene Arbeit nicht ausrichten können, und so wird er nun von der Unholdin gleich erschlagen. — — Nicht besser ergeht es dem zweiten Bauernsohne, der auf seiner Wanderung die gleichen Begegnungen hat, und der dann schliefslich auch zu der Riesin gelangt. — Nun macht sich nach einiger Zeit auch der jüngste auf den Weg, von den Eltern zur Wanderschaft aber nur mit recht bescheidenen Mitteln ausgestattet. Er gelangt zu dem ersten Ruheplatze seiner Brüder und meint, hier wolle auch er sein Mahl verzehren. Wie das Männlein zu ihm kommt und um einen Bissen bettelt, teilt er mit ihm, was er hat. Beim Weggehen sagt ihm der Kleine, er solle ihn rufen, wenn er in Not sei — er heifse Lítill. Das zweite winzige Männlein, das er gleichfalls an seinem Mahle teilnehmen läfst, bietet auch seine Hilfe an — es nennt sich Trítill. Zur dritten Rast kommt bettelnd die hungrige Vogelschar. Ihnen streut

er Brotkrumen hin. Diese picken sie auf und zwitschern beim Fortfliegen ihm zu, sie zu rufen, wenn er sie brauchen könne. Nun kommt er zur Höhle der Riesin. Hier sieht er die Leichen seiner Brüder an der Decke hängen, beschliefst aber trotzdem, dort zu bleiben. Als er am andern Morgen die Höhle reinigen soll und die Hacke am Boden festhängt, ruft er Trítill zu Hilfe. Sogleich ist das winzige Männlein da. Es sagt nur „Hacke, hacke du, und Schaufel, schaufle du", und dann bewegen sich die beiden von selbst und haben in kurzer Zeit die ganze Höhle gereinigt. Am Abend ist die Riesin sehr erstaunt, das Werk getan zu sehen, und mifstrauisch sagt sie: „Bursche, Bursche, du bist dabei nicht allein im Spiele. Doch ich wills hingehen lassen." — Am folgenden Tage soll er alle Federn aus dem Bette der Riesin herausnehmen und vor der Höhle in die Sonne legen. Aber er mufs sehen, dafs am Abend auch nicht ein einziges Federchen fehlt, sonst ist ihm der Tod gewifs. Wie der Bursche nun alle Federn draufsen liegen hat, erhebt sich auf einmal ein Wirbelwind, der sie nach allen Richtungen zerstreut. Verzweifelt ruft er Lítill, Trítill und die ganze Vogelschar zur Hilfe. Sogleich sind sie auch alle bei ihm und verrichten die aufgetragene Arbeit. Aus den drei Bettkissen nehmen die kleinen Männlein dann je eine Feder heraus, binden sie zusammen und geben sie ihrem Schützling. Wenn die Riesin diese vermissen sollte, dann möge er sie in ihre Nase stecken — dann würde sie still sein. — Als Arbeit des dritten Tages wird ihm aufgetragen, aus den fünfzig Ochsen der Riesin den von ihr gewünschten auszusuchen, ihn zu töten, sein Eingeweide zu kochen, die Haut zu scheren und aus den Hörnern Löffel zu schnitzen. Wenn er mit der Arbeit bis zum Abend nicht fertig wird, kostet es ihm das Leben. Wenn er aber alles zu stande bringt, dann darf er am folgenden Tage hingehen, wohin er will und darf sich aufserdem aus dem Besitztume der Riesin drei beliebige Dinge zur Belohnung aussuchen. — — — Wie der Bursche Lítill und Trítill zur Hilfe herbeiruft, bringen diese schon gleich einen riesigen Ochsen mit und begeben sich wacker ans Werk. Nachdem die Arbeit vollendet ist, fragt er noch seine kleinen, hilfreichen Freunde, welche drei Dinge er sich

zur Belohnung aussuchen solle. Sie raten ihm, sich erstens das zu wünschen, was über dem Bette der Riesin sich befinde. Ferner die Kiste, die neben ihrem Bette stände und drittens das, was unter den Höhlenwänden wäre. — — — Am folgenden Morgen trifft er denn auch nach dem Rate seiner kleinen Freunde die Wahl. Über dem Bette befindet sich aber eine gestohlene Königstochter, über die ihr Vater hatte bekannt machen lassen, dafs ihr Wiederbringer sie heiraten dürfe. Die Kiste neben dem Bette ist bis oben voll von Gold und Kostbarkeiten, und hinten unter den Höhlenwänden ist ein völlig seetüchtiges Schiff, das nach Wunsch an jeden beliebigen Ort fährt. — Die Riesin liefert ihm nun treu ihrem Worte alles von ihm Gewählte aus und geht dann wie gewöhnlich in den Wald. Er aber fährt auf seinem Schiffe mit der Prinzessin und seinen Schätzen zum Königreiche, heiratet dort die durch ihn gerettete Braut und wird später König.

Dafs durch seine Freundlichkeit gegen unscheinbare Personen (meist gegen ein altes Männlein oder Frauchen) der Dummling Rat und Hilfe bekommt und alle Gefahren siegreich besteht, findet sich auch in vielen anderen Märchen erzählt, z. B. bei Grimm in der „goldenen Gans“ (64 I S. 258 ff.) oder im „Wasser des Lebens“ (97 II S. 47 ff.), bei Asbj. in „Røderæv og Askeladden“ (76 II S. 65 ff.) oder in „Guldslottet, som hang i Luften“ (72 II S. 45 ff.) etc. Diese Märchen weichen jedoch in der Ausführung des Themas zu sehr von der isländischen Erzählung ab, um ein ihnen allen gemeinsames Märchen voraussetzen zu können.

Ähnlich wie hier der Dummling nach dem Rate der Männlein drei Federn beiseite legen soll, um sie nachher der Riesin zur Beruhigung in die Nase zu stecken, verfährt der Held eines deutschen Märchens (Grimm 193 „der Trommler“ II S. 314 ff). Er soll einen Fischteich mit einem Fingerhut ausschöpfen und alle Fische nach ihrer Gröfse nebeneinander legen. Auf den Rat der Prinzessin, die ihm bei der Arbeit hilft, legt er einen Fisch beiseite und wirft ihn später der alten Hexe, die ihn vermifst, ins Gesicht. In der gleichen Weise verfährt er mit einem Aste, den er zu diesem Zwecke gleichfalls beiseite gelegt hatte.

LXXIII. Ásmundur flagðagæfi.

Árn. I S. 171—9. Vom Pastor Eyjólfur auf Vallir in Svarfaðardal nach der Erzählung seiner alten Amme, die 1696 starb, niedergeschrieben (siehe Maurer S. 310).

In einem abgelegenen Tale Norwegens wohnt ein Bauernpaar mit drei Söhnen. Die beiden ältesten sind des Vaters Lieblinge, der jüngste, namens Ásmundur, der immer untätig am Herde lag, ist der Liebling der Mutter. Eines Tages beschliefsen die älteren Brüder, zum Könige Ólafur zu ziehen. Unterwegs treffen sie jedoch einen furchtbar aussehenden Riesen, über den sie so erschrecken, dafs sie eiligst nach Hause zurückkehren. Wie sie sich zum zweiten Male aufmachen, um in die Welt zu ziehen, will sich auf das Drängen seiner Mutter Ásmundur ihnen anschliefsen. Die Mutter wäscht ihn und kämmt ihn ordentlich, und wie er nun gut gekleidet ist, sieht er schöner und wackerer aus wie irgend ein anderer Mann. Der Vater, der in diesen verachteten Sohn kein Zutrauen setzt, geht auf die Bitte seiner Frau hin in die Schmiede, um für diesen Sohn einige verrostete Waffenstücke zusammenzusuchen. Bei dieser Gelegenheit kommt er zu Fall und bleibt ohnmächtig am Boden liegen. Ásmundur nimmt ihm darauf die Waffen fort, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Die Mutter gibt ihrem Liebling zum Abschied ein altes Messer, das sie lange Jahre als Kohlenkratzer gebraucht hatte. Es sei noch ein Erbteil ihres Vaters, und sie spreche jetzt den Segen darüber, dafs künftig ihrem Sohne alles zum Heile ausschlagen solle. Ásmundur versucht nun dieses Messer draufsen an einem Steine, den es auch glatt durchschneidet. Wie er aber zurückschaut, sieht er seine Mutter tot zu Boden sinken — denn dieser Stein war ihr Lebensstein gewesen. — — — Sie kommen nun in die Nähe des Riesen, der das erste Mal die Brüder so erschreckte. Diese verkriechen sich auch jetzt feige ins Moos, während Ásmundur in die Hütte geht und die Türe derselben halb öffnet, als er den Riesen mit Jagdbeute schwer beladen von fern herankommen sieht. Ein riesiger Hund, der diesen begleitet, springt seinem Herrn voran in die Hütte hinein. Ásmundur schlägt nun sofort die Türe zu, so dafs der Hund

drinnen gefangen ist. Dem Riesen, der sich Naddur nennt, ahnt beim Anblicke Ásmunds gleich nichts Gutes, er fordert ihn jedoch auf, ihm beim Abhäuten eines Bären zu helfen. Ásmundur wird früher mit der Arbeit fertig. Er nimmt nun die Haut, schlägt sie dem Riesen um die Ohren und behauptet lachend, das sei sein gutes Recht. Jetzt geraten die beiden in Kampf, der mit dem Tode des Riesen endet. Ásmundur ruft nun die Brüder, die sich vor Angst tief ins Moos verkrochen hatten, und verbrennt darauf den Leichnam. Wie er dann die Hüttentüre öffnet, stürzt sich der Hund wütend auf ihn. Jedoch Ásmundur steckt ihm ein Stück Holz in den Rachen, so daſs er machtlos wird und demütig vor Schmerz zu seinem neuen Herrn herankriecht. Nun ziehen alle drei Brüder zum Könige Ólafur. Hier steht Ásmundur bald in gröſstem Ansehen, und wie die Rede ist von einer heidnischen Zauberin, Þorgerður Höldatröll, zu der bis jetzt die Leute des Königs vergeblich auszogen, um die Steuern von ihr zu erheben, ja, sogar stets das Unternehmen mit dem Tode büſsen muſsten, macht sich Ásmundur auf, um diese Unholdin zu besiegen. Sie wohnt auf einer Insel im Norden des Landes. Nach der Ankunft läſst Ásmundur seine Gefährten beim Schiffe und geht allein zur Wohnung der Zauberin, einem stattlichen Gehöfte. Er gräbt rund um die Wohnung Furchen und tritt dann ins Haus. Drinnen findet er nur Hláðvör, die Tochter der Hexe, ein wunderschönes junges Mädchen. Ásmundur teilt ihr den Zweck seines Kommens mit. Sie glaubt, daſs er wohl im stande sei, die Mutter zu besiegen, doch bittet sie ihn, in dem Falle die Mutter zu schonen, sie wolle dann gerne mit ihm zum Könige ziehen und Christin werden. Wie die Unholdin heimkehrt, verbrennt sie sich drauſsen an den Zauberfurchen, und nun weiſs sie auch sogleich, daſs ein mächtiger Gegner zu ihr gekommen ist. Beim Anblicke Ásmundurs nennt sie ihn mit Namen und fordert ihn auf, in drei Zauberproben mit ihr sich zu messen, zuerst nämlich durch Feuer zu gehen, dann sich gegenseitig mit dem Schwerte auf den nackten Fuſs zu hauen, und drittens drei glühende Nägel zu verschlucken. Ásmundur besteht alles, da er vorher das Kreuzzeichen über das Feuer, den Fuſs und die Nägel

gemacht hat. Der dritte glühende Nagel, den Ásmundur der Unholdin zu schlucken gibt, wird gleichfalls vorher von ihm gesegnet. Sowie er in ihren Mund kommt, sinkt sie sprachlos und machtlos zu Boden. Ásmundur ruft nun seine Leute und läſst alle Kostbarkeiten aus Þorgerðurs Besitz aufs Schiff tragen. Hláðvör, die Tochter der Unholdin, folgt ihm zum Könige. Nachdem sie Christin geworden ist, wird sie von Ásmundur geheiratet. — — — Nach einiger Zeit kommt wieder Nachricht zum König Ólafur von zauberkundigen Heiden, die im Norden von Naumudalur wohnen. Er schlieſst sich diesmal Ásmundur mit zwei von seinen Leuten zur Fahrt dorthin an. Auſserdem hat Ásmundur wie gewöhnlich den Hund bei sich, den er von Naddur erbeutet hatte. Wie sie dorthin kommen, werden sie vom Hausherrn willkommen geheiſsen und mit gutem Trunke bewirtet. Die Hausfrau, sowie der Sohn und die Tochter begrüſsen gleichfalls die Gäste. Diese werden nun zum Mahle gebeten. Ein seltsames Wesen (eine verzauberte Pferderute) tritt herein und deckt den Tisch mit kostbarem Tuche. Wie es zu Ásmundur kommt, fragt dieser, was für ein Teufel das sei. Wütend fährt die Hausfrau ihn an und sagt, sie dulde nicht, daſs einer ihren Gott, den Völski, schmähe. Sie, ihr Mann und ihr Sohn glaubten fest an ihn, die Tochter wolle hingegen nichts von ihm wissen. Der König fordert nun die Leute auf, sich zum Christentume zu bekehren. Doch die Alte erklärt, dazu keine Lust zu haben. Sie wäre überzeugt, daſs des Königs Gott ihr nicht so viel Kostbarkeiten verschaffen und ihr so eifrig dienen würde wie dieser Völski. Während dieses Gesprächs bedient das Wesen eifrig die Gäste und trägt Speisen herzu. Wieder kommt es zu Ásmundur, doch dieser stürzt sich nun auf dasselbe und ringt mit dem Wesen, das sogleich beim Kampfe zu riesiger Gestalt anwächst. Wie die Hausfrau das sieht, stürzt sie sich auf den König und ihr Mann und ihr Sohn auf die beiden übrigen Begleiter. Sie werden jedoch alle drei getötet, aber es bedarf dann der vereinten Anstrengung aller vier Männer und des Hundes, um den bösen Geist Völski zu bezwingen. Dann läſst der König alle Kostbarkeiten herausholen und das Gehöft mit den Leichen niederbrennen. Die junge Tochter des Hauses, die am Kampfe sich

nicht beteiligt hatte, nimmt er mit sich und läſst sie Christin werden. Weil aber Ásmundur beim Kampfe das meiste geleistet hatte, gibt ihm der König zum Lohne mit einem Goldringe den Zunamen flagðagæfi (Riesinnenglück), weil wohl wenig Männer in der Besiegung von Unholden es ihm gleichzutun vermöchten. — — —

Der erste Teil dieser Erzählung ist durchaus märchenhaft. Wie haben hier die drei Brüder mit dem verachteten jüngsten, der an Tüchtigkeit seine Brüder bei weitem übertrifft. Zum Abschied schenkt ihm die Mutter ein Zauberschwert, das alles durchschneidet. Doch sie stirbt von der Hand ihres Lieblings, da dieser nicht weiſs, daſs ihr Leben an einen Lebensstein gebunden ist. Der Kampf mit dem Riesen und der Aufenthalt bei der Unholdin, wo die Tochter derselben seine Partei ergreift und dann mit ihm die Heimat verläſst, um ihn später zu heiraten, sind gleichfalls im Märchen häufig wiederkehrende Episoden. — Der zweite Teil der Erzählung, die Vernichtung Völskis und seiner Anbeter, ist der Inhalt eines alten Liedes, das schon in der Flateyarbók sich findet.

LXXIV. Der Schafhirte und die Riesin.

Árn. I. S. 200—3.

Einem Bauern auf Silfrúnarstaðir im Skagafjörður verschwindet zwei Weihnachtsabende nacheinander ein Schafhirte, ohne daſs er weiſs, was aus ihnen geworden ist. Da niemand nun bei ihm die Schafe hüten will, geht er zu einer Witwe, die viele Kinder hat, und bittet sie, ihren ältesten Sohn Sigurður, der gerade vierzehn Jahre alt ist, ihm als Schafhirte zu überlassen. Nach langem Zögern ist die Witwe endlich einverstanden. Wie am Weihnachtsabend Sigurður gegen Dunkelwerden die Schafe heimtreiben will, kommt zu ihm eine unheimlich aussehende Riesin. Sie begrüſst ihn mit Namen und erklärt, ihn in ihren Sack stecken zu wollen. Sigurður meint,

er sei so klein und mager, dafs die Riesin von ihm nichts haben würde. Er wolle ihr lieber sein einziges Eigentum, ein Schaf und ein Lamm, zum Geschenk machen. Die Riesin ist damit zufrieden, wirft die Tiere auf ihre Schultern und geht fort. — Wie Sigurður am Abend unversehrt heimkehrt, ist der Bauer ganz glücklich darüber. Der Knabe sagt nichts von seinem Erlebnis und behauptet auch später dem Bauern gegenüber, das Lamm hätten die Füchse gefressen und das Schaf sei abgestürzt. Im folgenden Jahre kauft sich wiederum Sigurður am Weihnachtsabend von der Riesin mit den Schafen los, die der Bauer ihm geschenkt hatte, und auch im dritten Jahre bietet er ihr an seiner Stelle sein Vieh an. Doch nun nimmt zu den Schafen die Riesin auch noch den Hirten mit und trägt ihn in ihre Höhle. Dort mufs Sigurður die Tiere töten und ihre Haut scheren. Dann soll er eine Axt schärfen, damit sie ihm den Kopf abhauen könne. Auch das tut der Bursche, und dann entblöfst er auch noch auf ihr Geheifs den Hals, ohne irgendwie vor dem Tode Furcht zu zeigen. Da erklärt die Riesin, sie habe gar nicht im Sinn, ihn zu töten. Er würde als ein vom Glücke begünstigter Mann ein langes Leben führen. Sie habe mit Willen dafür gesorgt, dafs er bei dem Bauern Schafhirte geworden wäre, und nun wolle sie ihm auch sagen, was er tun müsse, um sein Glück zu machen. — — — Nach den Anweisungen der Riesin lernt Sigurður nun zwei Jahre lang bei einem tüchtigen, von der Riesin ihm bezeichneten Schmiede dessen Handwerk. Dann geht er mit allerhand seltenen Waren und Flittersachen nach Miklabæ in Oslandshlíð zu einem ihm gleichfalls schon angegebenen Propste. Die beiden älteren Mädchen, die sehr eitel und oberflächlich sind, kaufen ihm allerhand nutzlosen Tand ab, die jüngste Tochter des Hauses, namens Margrét, läfst sich aber zum Kaufe nicht verlocken. Diese bittet nun Sigurður nach dem Rate der Riesin, ihm doch bis vor das Gehöft das Geleite zu geben. Wie sie draufsen sind, schenkt er ihr ein Tuch, einen Gürtel und einen Ring, drei Zaubergaben von der Riesin, die in ihrem Herzen Liebe zu dem Jüngling erwecken. Nach seinem Fortgange wird sie von solcher Sehnsucht ergriffen, dafs der Vater wider Willen Sigurður zuerst

als Schmied zu sich nehmen und dann die Heirat zugeben mufs. Kurze Zeit nachher erscheint die Riesin dem Jüngling im Traum, und nun weifs er nach ihren früheren Reden, dafs sie gestorben ist. Er macht sich gleich, begleitet von dem Propste, in seine alte Heimat auf. Sein erster Dienstherr, der Bauer, freut sich über seine Verlobung und erklärt, er wolle ihn, da er kinderlos sei, zum Erben einsetzen. Alle drei Männer machen sich nun auf zur Höhle der Riesin. Ihrem Wunsche entsprechend wird sie nach alter Sitte in einem Hügel beigesetzt, Sigurður aber ist der Erbe all' ihrer Reichtümer. — — —

Die bei Árn. vorhergehende Erzählung (Árn. I S. 197—200) hat im grofsen und ganzen den gleichen Inhalt. Der Held, ein achtzehnjähriger junger Bursche, heifst Ketill. Am Weihnachtsabend kommt eine Riesin und bittet ihn um ein Schaf zum Weihnachtsfeste. Er gibt ihr sein einziges Eigentum von der Herde, ein Mutterschaf. Die Riesin nimmt es, aber packt zugleich auch Ketill und trägt ihn in ihre Höhle. Hier behandelt sie den jungen Burschen freundlich und sagt, sie wolle ihm seine Gutherzigkeit lohnen. Die beiden früheren Hirten hätten sie auf ihre Bitte um einen Weihnachtsbraten immer mit rauhen Worten fortgejagt, und darum seien sie von ihr getötet worden. Sie würde jetzt in einem Monat sterben. Dann solle er ihre Leiche in einen Wasserfall werfen und über alle ihre Besitztümer frei verfügen. Nach dem Tode seines Bauern, der bald erfolgen würde, solle er dessen Gehöft an sich bringen und hierauf um die Tochter des Pfarrers auf Hafsteinsstaðir freien. Wenn er einen Zaubergürtel, den sie ihm nun geben wolle, dem Mädchen anlegen würde, so würde sie gleich Liebe zu ihm empfinden. — Alles trifft nun nach den Weisungen der Riesin ein, und Ketill wird ein vom Glück gesegneter Mann. —

LXXV. Die Pfarrerstöchter und die Geächteten.

Árn. II S. 202—4. Nach dem Manuskripte von Þorvarður Ólafsson.

Ein Geistlicher im Nordlande hatte drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Der letztere unterstützt einen ihm befreundeten Schiffskapitän, den er im Südlande beim Fischen kennen gelernt hatte, in seiner Werbung um Sigríður, die älteste Tochter des Geistlichen. Er setzt es dann trotz der Abneigung seiner Schwester und der Eltern auch durch, daſs der Kapitän das Mädchen zugesagt bekommt und mit ihm südwärts in seine Heimat reist. Unterwegs überfällt die beiden so dichter Nebel, daſs Sigríður den Kapitän aus den Augen verliert. Und doch scheint ihr immer ein Mann vor ihr her zu reiten. Endlich wendet sich dieser zu ihr, nimmt sie vom Pferde, trägt sie in ein Gehöft und dann in ein Zimmer, in dem nur ein Tisch und ein Bett sich befinden. Hierauf geht er weg. Nach einer Weile kommt ein Mädchen zu ihr, bringt ihr zu essen und läſst sie in dem Bette sich niederlegen. Es dauert lange, bis Sigriður einschlafen kann. Endlich fällt sie in Halbschlummer, erwacht dann aber sogleich wieder und findet neben sich einen Mann im Bette. Empört stöſst sie ihn fort, worauf er das Zimmer verläſst. Hierauf erscheinen ihr allerhand gräſsliche Gesichter, so daſs sie sich fürchtet. Ein Knabe tritt jetzt herein, tröstet sie und gibt ihr ein Buch, das sie auf die Brust legen solle. Sowie sie das tut, verschwinden die sie ängstigenden Gesichter. Am folgenden Tage bringt ihr das Mädchen wieder schweigend etwas zu essen, und wie sie in der Nacht erwacht, findet sie wiederum einen Mann in ihrem Bette. Da dieser einen Arm um sie geschlungen hat, um sie festzuhalten, greift sie in ihre Tasche nach ihrem Messer und will ihn stechen. Nun verläſst wiederum der Mann das Zimmer, und der Knabe kommt, um sie zu warnen. Wenn sie weiter so hart gegen seinen Bruder sei, so würde sie das mit dem Leben büſsen müssen. In der dritten Nacht duldet Sigríður deshalb, daſs der Mann neben ihr im Bette die Nacht zubringt. Am Morgen darauf tritt ein Mann in rotem Gewande zu ihr ins Zimmer. Er sagt, daſs auf seine Veranlassung Sigríður dorthin gekommen sei, denn er habe

sie sich zur Frau gewählt. Er sei der Vorsteher einer Talgenossenschaft von Geächteten und wohne in dem Gehöfte zusammen mit seiner Mutter, seinem Bruder und seiner Schwester. Nun führt der Rote Sigríður in ein anderes Zimmer und steckt ihr dort einen Goldring an den Finger. Von diesem Augenblick an erwacht in dem Herzen des Mädchens Zuneigung zu dem Geächteten, so dafs sie mit ihrem Schicksale ganz zufrieden ist. Nach einiger Zeit fragt sie ihr Gatte, ob sie nicht den Wunsch hätte, einmal einen Blick auf ihre Verwandten daheim zu werfen. Da Sigríður es bejaht, geht er mit ihr zu einem alleinstehenden Hause. Drinnen ist ein Brunnen, und wie sie über diesen einen Spiegel hält, sieht sie daheim ihre Eltern und Freunde und im Südlande ihre Schwester Helga. Diese wird gerade von ihrem Gatten, dem Kapitän, der nach dem Verschwinden Sigríðurs die zweite Tochter des Geistlichen, geheiratet hatte, in roher Weise mifshandelt. Da Sigríður hierüber sehr betrübt ist, geht der Bruder ihres Mannes für kurze Zeit fort und kehrt dann mit ihrer Schwester Helga wieder zurück. Nun holt Sigríður auch noch ihre Eltern und den Bruder, die noch ledigen Geschwisterpaare heiraten einander, und alle führen in dem Tale ein glückliches Leben. — — —

Diese Erzählung, sowie die folgende, die ebenso wie viele andere isländische Erzählungen von Geächteten davon handeln, dafs ein Mädchen durch irgend welche Zauberkünste in die Gewalt eines Geächteten gerät und dessen Frau wird, haben so viele märchenhafte Motive aufzuweisen, dafs sie als Märchen ganz gut gelten dürfen. In der vorliegenden Erzählung kommt Sigríður durch hervorgezauberte Nebel in die Gewalt des Geächteten. Die Gesichter, die sie quälen und die durch ein Buch gebannt werden können, kann ich sonst nicht belegen. Der Ring, der Liebe erweckt, entspricht dem Ringe oder dem Gürtel des vorhergehenden Märchens. — Ebenso wie Sigríður durch einen Spiegel, den sie über einen Brunnen hält, alles sehen kann, was im Elternhause sich zuträgt, so vermag auch der Kaiser durch einen goldenen Spiegel, den ein Zauberer ihm gibt, von der Untreue seiner Frau daheim sich zu überzeugen (Gering LXXVII „Das Wachsbild“ S. 139 ff.).

LXXVI. Sigríður Eyafjarðarsól.

Árn. II S. 204—12. Nach der Erzählung einer alten Frau im Eyafjörður.

Ein reiches Bauernpaar auf Möðrufell im Eyafjörður hat eine einzige Tochter, Sigríður genannt, die wegen ihrer Schönheit den Zunamen Eyafjarðarsól (die Sonne des Eyafjörður) erhält. Viele Freier kommen zu dem Vater, doch dieser will sie keinem geben. — — — An einem Weihnachtsabend bleibt Sigríður allein zu Hause, um das Haus zu bewachen, während alle übrigen Bewohner zur Kirche gegangen sind. Vorher hat der Bauer noch auf das sorgältigste alle Türen geschlossen und sich von seiner Tochter, die er nur sehr ungern allein daheim läfst, das feste Versprechen geben lassen, keinem Menschen in der Nacht zu öffnen. Bis Mitternacht bleibt alles ruhig. Dann wird draufsen heftig an die Türe geklopft, und ein Mann verlangt Einlafs. Sigríður antwortet nicht und bleibt ruhig sitzen. Wie das dritte Mal das Klopfen, das nun fast das Haus erschüttert, ohne Erfolg bleibt, geht der Fremde um das Gehöft herum und klopft an das Fenster des Zimmers an, in dem Sigríður die Nacht mit Lesen zubringt. Sie blickt auf und sieht am Fenster ein so schönes Männergesicht, wie sie noch nie vorher in ihrem Leben gesehen hat. Der Fremde bittet sie, für einen Augenblick zu ihm herauszukommen. Doch Sigríður schlägt es ihm ab. Nun bittet er wenigstens um einen Trunk. Aber auch den will das Mädchen ihm nicht geben, sondern verweist ihn auf den Bach, der nicht weit vom Gehöfte fliefst. Als alles vergeblich ist, geht der Fremde fort und sagt zum Abschied, es könne noch die Zeit kommen, wo auch ihr Herz eben solchen Schmerz empfinden würde wie das seinige an diesem Abend. — — Am andern Morgen kommt der Vater mit den übrigen heim. Da er aus den Mienen seiner Tochter ersieht, dafs diese, wie er fürchtete, in der einsamen Nacht ein Erlebnis hatte, läfst er sich alles von ihr erzählen. — — Im folgenden Jahre wird gerade am Weihnachtsabende die Mutter krank, so dafs aufser Sigríður auch noch ihre Eltern zu Hause bleiben. Um Mitternacht wird wieder heftig an die Türe geklopft. Der Bauer geht hinaus und bleibt so lange draufsen, dafs die Frauen schon in grofser Angst um ihn

sind. Endlich kommt er wieder herein und sagt seiner Tochter, sie solle sich so schnell wie möglich fertig machen, denn nun sei der ihr zugedachte Freier gekommen. Auf ihre Frage, wer das denn sei, erklärt er, das würde sie schon früh genug erfahren. Sie möge sich nur eilen und schnell noch von ihrer Mutter Abschied nehmen — der Freier wolle nicht lange warten. Wie Sigríður vor das Haus tritt, sieht sie drei Männer, die mehr Unholden wie Menschen gleichen, draufsen auf dem freien Platze stehen. Sie wird nun auf ihr schon gesatteltes Reitpferd gesetzt, und fort geht's in die mondhelle Winternacht hinein. Ohne anzuhalten reiten sie drei Tage schweigend vorwärts, bis sie an einen engen Pfad gelangen, der sehr steil bergauf geht. Nun kommt der häfslichste von den drei Unholden zu Sigríður, hebt sie aus dem Sattel und fordert sie kurz auf, dem Pferde nachzugehen. Wie sie oben auf dem Gipfel des Berges angelangt sind, wirft derselbe Mann sie wieder unsanft auf ihr Pferd. Dann reiten sie in ein schönes Tal hinunter, das von einem Bache durchflossen wird. Nach einer Weile kommen sie an einer grofsen Herde von Pferden vorbei. Der Unhold ruft Sigríður an, ob sie den Besitzer dieser Herde nicht gern heiraten möchte. Doch Sigríður entgegnet „Liebe ist besser als Reichtum“. Die gleiche Frage und Antwort wiederholt sich beim Anblick einer prächtigen Rinder- und Schafherde. Endlich kommen sie zu einem grofsen und ansehnlichen Bauerngute. Nicht weit vom Hause sieht Sigríður zu ihrer Freude eine kleine Kirche stehen, und auf ihre Bitte erlaubt ihr der Unhold, dort einzutreten und solange sie will im Gebete dort zu verweilen. Nachdem sie gebetet hat, fällt sie in Schlaf. Da scheint ihr im Traum, als wenn eine blaugekleidete Frau dem Boden des Kirchenchores entsteige und auf sie zutrete. Diese begrüfst das Mädchen mit ihrem Namen und erzählt ihr, dafs dieser Unhold infolge einer auf ihm liegenden Verzauberung schon sie und eine andere Frau in der Hochzeitsnacht getötet hätte, da sie drei Fragen nicht hätten beantworten können. Jetzt wisse sie, welche Antworten notwendig gewesen wären, und sie wolle diese jetzt Sigríður sagen, damit sie vor dem gleichen Schicksale bewahrt würde. Denn sie gönne ihr von Herzen Glück. Nun sagt

die Fremde ihr mehrmals die Fragen und die Antworten, bis dafs Sigríður sie genau im Gedächtnis hat. Dann verschwindet sie, doch Sigríður glaubt beim Erwachen ihre Gestalt noch eben zu sehen. — Das Mädchen wiederholt sich noch mehrmals die Fragen und die Antworten, dann verläfst sie die Kirche. In der Haustür wird sie von einem freundlichen und schönen jungen Mädchen, der Schwester der drei Unholde, willkommen geheifsen. Nach einem halben Monate wird die Hochzeit gefeiert. Ein Priester und einige andere Leute kommen, ein grofses Festmahl wird gehalten, doch am Ende desselben gehen alle Gäste so schnell wie möglich von dannen, denn der Bräutigam ist mit seinen beiden Brüdern total betrunken und geberdet sich so bösartig wie der schlimmste Unhold. Spät in der Nacht kommt er zu Sigríður ins Brautgemach, setzt sich zu ihr auf den Bettrand und legt ihr drei Fragen vor. Wie sie diese sofort richtig beantwortet, fällt er ohnmächtig zu Boden und ist nun ebenso wie seine Brüder wieder zu einem schönen jungen Manne verwandelt. Von allen Seiten kommen nun auch Leute herbei, während vorher aufser den Geschwistern niemand im Hause zu sein schien. — Sigríður ist nun mit ihrer Heirat ganz einverstanden. Nach einem Jahre bekommt sie ein Töchterchen, das ihr völlig aus dem Gesicht geschnitten ist. Wie das Kind drei Jahre alt ist, sitzt sie einmal allein mit ihm draufsen vor dem Hause, da alle übrigen zur Heuernte auf den Wiesen sich befinden. Da reitet ein Fremder aufs Gehöft und bittet um einen Trunk. Sigríður geht hinein und holt ihm Milch. Er trinkt den Becher aus, und Sigríður geht noch einmal ins Haus, um ihn aufs neue zu füllen. Wie sie wieder herauskommt, ist der Fremde verschwunden, ebenso aber auch ihr Kind. Drei Tage wird das Mädchen nun nach allen Richtungen hin gesucht, doch es ist und bleibt spurlos verschwunden. Schwer leidet die unglückliche Mutter unter diesem Verlust, und nie gewinnt sie ihre frühere Heiterkeit zurück. So vergehen zwölf Jahre. Auf einmal erwacht in ihrem Herzen ein ihr unerklärliches Verlangen, ihren Mann, der in jedem Jahre für einige Zeit zur Kaufstadt ging, dorthin einmal zu begleiten. Da sie glaubt, dafs dies irgend etwas zu bedeuten habe, rafft sie sich zur

Reise auf. Kurz vorher, ehe sie nun zur Stadt kommen, werden sie von einem Regenschauer überfallen. Sigríður findet auf die Bitte ihres Mannes in einem fremden Hause solange Aufnahme. Drinnen trifft sie einen Kaufmann, mit dem sie in ein Gespräch kommt. Dieser Fremde, dessen Gesicht ihr sehr bekannt vorkam, erinnert sie an die Weihnachtsnacht, in der sie vor einem Unbekannten die Türe geschlossen gehalten habe. Er sei der junge Mann gewesen, und er habe damals in der Nacht die Absicht gehabt, sie aus ihrem Elternhause fortzuführen, um sie zu heiraten. Da ihm dies nicht geglückt sei, so habe er ihr später ihr einziges Kind fortgenommen, teils, um aus Rache auch ihr Herz zu verwunden, teils um ihr Abbild stets vor Augen zu haben. Aber nun suche er für diese Tat ihre Verzeihung. Er führe ihr jetzt die Tochter, die zu einer lieblichen Jungfrau herangewachsen sei, wieder zu und bitte sie zugleich, ihm dieselbe nach einigen Jahren zur Ehe zu geben. Sigríður erfährt nun, daſs das liebliche Mädchen, das in der Begleitung des Fremden sich befindet, ihr eigenes Kind ist. Sie drückt es voll Stolz und Freude an ihr Herz und verzeiht gern das ihr zugefügte Leid. Nach einigen Jahren wird dann eine fröhliche Hochzeit gefeiert.

Der erste Teil dieser Erzählung bis zur Erlösung durch die richtige Beantwortung der drei Fragen hat vollständigen Märchencharakter. Da die Freier jedesmal in der Weihnachtsnacht kamen, ist zu vermuten, daſs sie ursprünglich Elben und nicht Geächtete waren. Hiermit stimmt auch eine Anmerkung Árnasons (II S. 212), daſs nämlich in einigen Gegenden Islands die seltsamen Freier Sigríðurs ausdrücklich als Elben bezeichnet würden. Die Erzählung ist überhaupt etwas lückenhaft, denn durch nichts wird motiviert, weshalb der Vater Sigríðurs sein einziges Kind solchen Unholden verheiratet, und weshalb solch ein Fluch auf die drei Brüder gelegt worden war. —

LXXVII. Das Bauernmädchen und die neunzehn Geächteten.

Árn. II S. 237/8. Nach der Erzählung einer alten Frau in Reykjavík.

In einem Bauernhofe werden Jahre hintereinander in der Weihnachtsnacht schwere Diebstähle verübt, und derjenige, der in der Nacht das Haus bewachen soll, wird am andern Morgen ermordet vorgefunden. Da von den Tätern keine Spur zu entdecken ist, will schliefslich niemand mehr von den Dienstleuten in der Weihnachtsnacht zu Hause bleiben. Endlich erklärt die Tochter des Hauses, sie wolle in der Nacht die Wache übernehmen, und trotz des Widerstandes ihres Vaters setzt sie ihren Willen durch. Sowie nun am Weihnachtsabende alle Leute das Gehöft verlassen haben, um zur Kirche zu gehen, schliefst sie aufs sorgfältigste Türen und Fenster, so dafs niemand auf diesem Wege ins Haus kommen kann. Der einzige Zugang ist noch in der Küche durch eine Rinne möglich. Vor die Mündung derselben setzt sich nun das Mädchen mit einem scharfen Beile hin und wartet das Weitere ab. Kurze Zeit nachher hört sie draufsen Lärm und laute Reden, und dann scheint ihr, dafs einer auf dem Bauche durch die Rinne kriecht. Sie wartet, bis der Kopf herauskommt. Diesen haut sie mit einem Schlage ab, und hierauf zieht sie den Leib völlig ins Zimmer hinein. So tötet sie einen nach dem andern, ohne dafs die Männer draufsen von dem Schicksale ihrer Gefährten eine Ahnung haben. Erst der achtzehnte merkt, dafs er in einen Hinterhalt gefallen ist. Er ruft dem letzten seiner Gefährten eine Warnung zu, so dafs dieser entflieht, er selbst aber verliert dann ebenso wie die übrigen sein Leben. — Wie die anderen von der Kirche zurückkehren, geht das Mädchen ihnen entgegen, gerade als wenn nichts geschehen sei. Sie lassen ihr jedoch mit Fragen keine Ruhe, bis sie endlich ihre Erlebnisse erzählt und ihnen die Leichen zeigt. Alle freuen sich, von diesen Übeltätern befreit zu sein, nur das Mädchen hat fortan keine rechte Ruhe mehr, da sie bestimmt glaubt, dafs einer in der Weihnachtsnacht ihr entkommen ist und vielleicht sich einmal an ihr rächen wird. Aus diesem Grunde will sie auch nichts von einer Heirat

wissen, bis endlich ihr Vater sie überredet, die Werbung eines sehr ansehnlichen, reichen Kapitäns, der mit einem ausländischen Schiffe gekommen war, anzunehmen. Die Hochzeit wird mit grofser Pracht gefeiert, und die Brautleute werden dann in das im oberen Stock einsam gelegene Brautgemach geführt, wohin der Kapitän vorher eine Eisenkiste hatte bringen lassen. Sowie die beiden allein sind, erklärt der Bräutigam, dafs er nun für den Mord seiner Gefährten an ihr grausame Rache nehmen wolle. Er nimmt nun aus der Kiste spitze Eisenstangen, und nachdem er die Türe des Zimmers hinter sich verschlossen hat, eilt er zur Küche, um das Eisen glühend zu machen. Kurz entschlossen reifst das Mädchen ein Fenster auf, wickelt sich in Betten und springt hinunter. Vom Falle bricht ihr zwar ein Arm, aber sie kann doch das Schlafzimmer ihres Vaters erreichen, um diesen um Hilfe zu bitten. Sogleich werden nun alle Knechte geweckt, und der angebliche Kapitän wird von ihnen überwältigt und getötet.

Die bei Árnason vorhergehende Erzählung (Árn. II S. 235 — 7) von der Tochter des Bischofs von Skálholt stimmt im zweiten Teile mit dieser Erzählung überein. Denn auch dort sind elf Geächtete durch die Klugheit eines Mädchens ums Leben gekommen. Der zwölfte und einzige Überlebende kommt dann später als Freier und will in der Hochzeitsnacht aus Rache die Braut zu Tode peinigen. Im letzten Augenblicke kann das Mädchen ihm noch entfliehen, da infolge ihres Gebetes eine Wand sich öffnet. Am folgenden Morgen rettet sie sich wieder zu ihrem Vater, und der angebliche Bräutigam findet die gerechte Strafe.

Diese Erzählung, die eigentlich gar kein Märchenmotiv aufweist, findet sich in verschiedenen Märchensammlungen, und aus diesem Grunde habe auch ich sie hier zur Besprechung aufgenommen. Auf den Fær-oern (Fær. 4 „Gentan í risahedlinun“ S. 259 ff.) bildet unsere Erzählung nur die Einleitung eines länger ausgesponnenen Märchens. Die Heldin ist hier ein Dienstmädchen, das elf Räuber tötet, die nacheinander aus einem Loche des Kellerbodens auftauchen, um dort Holz zu stehlen. Der zwölfte entschlüpft und schwört ihr, sich an ihr zu rächen. Er trifft sie einst allein im Garten und will sie

nun töten. Sie entflieht und läuft aus Leibeskräften, bis sie schliefslich bei einem Riesen Schutz findet. Der weitere Verlauf des Märchens kommt für uns dann weiter nicht in Betracht. — — —

In Sizilien (Gonz. 10 „Die jüngste, kluge Kaufmannstochter“ I S. 54 ff.) ist diese Erzählung gleichfalls länger ausgesponnen. Drei Töchter eines Kaufmanns sind einmal allein zu Hause. Am Abend kommt ein als Bettler verkleideter Räuber und bittet um Aufnahme. Trotz der Warnung der jüngsten Schwester geben die älteren Mädchen ihm Nachtquartier. Die jüngste Kaufmannstochter beobachtet ihn mifstrauisch, und als er in der Nacht seine Gefährten ins Haus kommen läfst, entschlüpft sie durch eine Hintertüre und benachrichtigt die Polizei. Einer von den Räubern wird gefangen genommen, die übrigen entfliehen. Der Räuberhauptmann, der sich über das Mifslingen seines Planes sehr ärgert, freit in der Verkleidung eines vornehmen Herrn um die Kaufmannstochter, und gegen ihren Willen verheiratet sie der Vater mit ihm. Sowie er sie in seiner Gewalt hat, will er sie zu Tode peitschen. Sie entkommt ihm und wird später die Gattin eines Königs. Auch jetzt noch stellt der Räuberhauptmann ihr nach. In einer Nacht schläfert er durch ein Blatt Papier den König und seinen ganzen Haushalt ein und bemächtigt sich der Königin. Zufällig wird jedoch der Schlafzauber vernichtet, so dafs die Leute im Hause erwachen und die bedrängte Frau erretten. — — —

Bei Cosquin (XVI „La fille du meunier“ I S. 178 ff.) ist diese Erzählung mit einer anderen Räubergeschichte verbunden. Die Tochter des Müllers ist einmal mit ihrer Cousine nachts allein im Hause. Plötzlich bemerkt diese, dafs zwei Männer unter dem Bette liegen, und ohne die Müllerstochter zu warnen, geht sie fort. Die Räuber bedrohen nun das Mädchen und fordern Geld von ihr. Sie bietet ihnen Säcke voll Korn an. Da diese noch nicht zugebunden sind, schickt das Mädchen die beiden Männer in den Garten, um Weidenruten zu holen. Sowie sie das Haus jedoch verlassen haben, verriegelt sie die Tür und haut nachher einem der Räuber, der auf ihre Aufforderung hin seine Hand durch eine Öffnung gesteckt hat, die Hand ab. Daraufhin entfliehen beide Räuber entsetzt. Nach einiger Zeit kommt zur Müllerstochter ein ansehnlicher

Freier, der jedoch immer eine Hand im Handschuh hält. Seine Werbung wird angenommen, und auf seine Bitte hin entschliefst sich die Braut eines Tages, ihn in seinem Schlosse zu besuchen. Unbemerkt gelangt sie dorthin. Sie ist nun Zeugin, wie ihre Cousine trotz ihres Flehens von dem Räuber ermordet wird. Ihr abgehauener Arm fällt in der Nähe ihres Schlupfwinkels nieder. Sie nimmt ihn mit und entflieht, so schnell sie nur kann. Am folgenden Tage erzählt sie ihrem angeblichen Bräutigam von ihrem Erlebnis unter dem Vorgeben, es geträumt zu haben. Im letzten Augenblick bringt sie jedoch den Arm hervor, und nun wird der Räuber gefangen und gerichtet. — —

Cosquin bringt zu dieser Erzählung zahlreiche Literaturnachweise. Unserer isländischen Erzählung am nächsten steht ein litthauisches Märchen (Schleicher S. 9 ff.), denn auch hier wird erzählt, dafs elf Räuber, die sich nacheinander durch ein Loch in der Mauer in ein Haus einschleichen wollen, von der Tochter des Hauses durch Abschlagen des Kopfes getötet werden. Nur der zwölfte entgeht dem Tode und entflieht. Einige Zeit nachher kommt er als angesehener Freier, den das Mädchen wider ihren Willen heiraten mufs. Dem ihr zugedachten Tode entflieht sie schliefslich unter grofsen Schwierigkeiten.

LXXVIII. Eva und ihre Kinder.

Árn. I S. 5. Nach der Volkserzählung im Borgarfjörður.

Einmal kam der liebe Gott unerwartet zu Adam und Eva auf Besuch. Diese zeigten ihm alles, was sie hatten, zuletzt auch ihre Kinder. Dem lieben Gott schienen sie wohlgeraten, er fragte jedoch Eva, ob dies alle ihre Kinder seien. Eva bejahte es, die Wahrheit war aber, dafs sie einen Teil ihrer Kinder versteckt hielt. Denn sie hatte sie noch nicht gewaschen und schämte sich, sie dem lieben Gott so schmutzig zu zeigen. Doch der liebe Gott kannte den Sachverhalt und sagte von den von ihr versteckten Kindern „was vor mir verborgen sein soll, soll auch vor den Menschen verborgen werden.“ —

Diese Kinder Evas wurden nun für das Menschengeschlecht unsichtbar und lebten künftig als Elben in Hügeln, Höhlen und Felsen. —

In dieser kleinen isländischen Erzählung hat die alte Sage von den ungleichen Kindern Evae, die schon Hans Sachs dramatisch behandelte, und die Grimm in die Sammlung seiner Volksmärchen aufgenommen hat (180 II S. 275 ff.), eine eigene Gestalt angenommen, die ich sonst nicht weiter nachweisen kann. — —

LXXIX. Die Augensalbe der Elben.

Árn. I S. 13—15. Nach dem Manuskripte des Parlamentsmitgliedes Jón Sígurðsson auf Gautlönd.

Die Frau eines Sysselmannes auf Bustarfell im Vopnarfjörður war gewöhnt, im Winter immer ihren Leuten ein Zeichen zu geben, wenn sie morgens aufstehen sollten. Eines Tages schläft sie länger wie gewöhnlich, wird aber auf den Wunsch ihres Mannes nicht geweckt, damit sie nicht in einem Traum vielleicht gestört werde. Endlich erwacht sie und erzählt, dafs ein unbekannter Mann zu ihr gekommen sei und sie gebeten habe, seiner Frau bei ihrer Entbindung beizustehen. Der Mann sei darauf mit ihr zu einem ihr bekannten Felsen in der Nähe des Gehöftes gewandert. Dort sei er dreimal rund um ihn gegangen, und da sei der Felsen zu einem kleinen, aber hübschen Hause geworden. Drinnen habe eine Frau in schweren Nöten gelegen. Wenn diese nicht Hilfe von einem Menschen bekomme, so müsse sie sterben, habe der Mann zu ihr gesagt. Darauf sei sie ans Bett getreten und habe gesagt „der gute Herr Jesus helfe dir!“ Kurze Zeit danach habe die Frau zur Freude aller denn auch ein Kind geboren. Eine alte Frau, die auch anwesend gewesen sei, habe jedoch nach ihrem Ausspruche das ganze Haus sorgfältig gereinigt. Während sie das Kind gewaschen habe, habe sie auch eine Salbe bekommen, um diese ihm ins Auge zu streichen. Ganz unbemerkt habe sie nachher auch von dieser Salbe ein wenig an ihr rechtes Auge gebracht,

da sie diese Salbe für heilkräftig gehalten habe. Wie ihre Arbeit fertig gewesen sei, habe ihr die Wöchnerin zum Danke ein schönes Tuch geschenkt, und der Mann habe sie dann wieder nach Hause geführt. — — — Da nun die Frau tatsächlich das ihr geschenkte Tuch zum Vorschein bringt, ist in die Wahrheit ihrer Aussagen kein Zweifel zu setzen. Von dieser Zeit an bemerkt jedoch die Frau eine seltsame Veränderung mit ihrem rechten Auge. Sie vermag mit demselben jetzt alles das zu sehen, was ihr früher verborgen war. Sie bemerkt jetzt z. B., dafs die scheinbaren Klippen und Hügel in der Nähe in Wahrheit Bauernhöfe sind, und dafs dort ein Volk genau auf dieselbe Weise lebt wie die Menschen. Nur sind diese Leute in Bezug auf das Wetter viel erfahrener, und infolgedessen richtet sich die Sysselmannsfrau mit dem Trocknen und Einbringen des Heus genau nach ihren sonst unsichtbaren Nachbarn. — — — Einige Zeit nachher geht sie einmal mit ihrem Mann in die Kaufstadt. Hier sieht sie wie die Frau, der sie damals bei der Entbindung geholfen hatte, beim Kaufmann eine Menge schöner Waren sich zusammensucht, ohne dafs sie und ihr Tun von den Leuten dort bemerkt werden kann. Sie geht auf die Elbin zu und begrüfst sie freundlich. Diese dreht sich aber wütend nach ihr um und speit ihr, ohne ein Wort zu sagen, in ihr rechtes Auge. Von diesem Augenblicke an kann die Sysselmannsfrau die Elbin nicht mehr sehen, ebenso sind auch die Wohnungen der Elben und ihr Tun und Treiben für immer wieder vor ihren Augen verborgen.

Árn. berichtet in den vier folgenden Erzählungen das ziemlich gleiche Erlebnis von vier anderen Frauen (Árn. I S. 15—19), von einem jungen Mädchen, das von der Wäsche weggeholt wurde, von einer älteren Bauernfrau, zu der der Elbe in die Küche kam, von einer Hebamme, die nachts aus ihrem Bette zur Hilfe gerufen wurde und von einer jung verheirateten Frau, die gerade beschäftigt war, für Weihnachten Speisevorräte herauszugeben. Von dieser letzteren wird erzählt, dafs sie viele Jahre hintereinander der Elbin in ihren Nöten beigestanden habe, bis diese endlich bei der letzten Geburt gestorben sei. Als sie dann nach einiger Zeit in der Kaufstadt mit ihrem einen Auge den verwitweten Gatten zu sehen vermochte und ihn begrüfste,

stiefs er ihr schweigend einen Finger in dieses Auge, und von Stunde an war sie auf diesem Auge blind. —

Ich habe diese Erzählung aus den Elbensagen herausgegriffen, weil Jacobs eine Erzählung gleichen Inhalts in seine Sammlung englischer Märchen aufgenommen hat (Jac. I „Fairy Ointmont" S. 211ff.). Eine Hebamme wird von einem seltsam aussehenden Manne eines Nachts geholt. Auf einem kohlschwarzen Pferde reiten sie lange Zeit, bis sie zu einer kleinen Hütte kommen. Drinnen liegt eine Frau im Bette und neben ihr ein kleines Kind. Auf die Bitte der Mutter bestreicht die Hebamme die Augen des Kindes mit einer Salbe. Sowie sie sich unbemerkt weifs, salbt sie dann gleichfalls ihr eigenes rechtes Auge. Nun erkennt sie auf einmal, dafs die vermeintliche Hütte mit grofser Pracht ausgestattet ist, und dafs die junge Mutter eine schöne Dame ist, die in weifse Seide gekleidet im Bette liegt. Sie sorgt nun, ohne von ihrer Entdeckung etwas zu sagen, für Mutter und Kind und wird dann von dem Manne wieder heimgebracht. — — — Am folgenden Tage sieht sie ihn auf dem Markte, wie er von den Leuten unbemerkt von den verschiedenen Verkäufern allerhand wegstiehlt. Sie begrüfst ihn freundlich, er schlägt ihr jedoch zum Danke ins Auge, sodafs es erblindet. — — — — —

LXXX. Der Wechselbalg.

Árn. I, S. 42/3.

Auf einem Bauernhofe ist einst die Frau mit ihrem dreijährigen Knaben allein zu Hause. Da sie den Milchtrog draufsen im Bache auswaschen mufs, setzt sie das Kind solange in der Haustüre nieder. Wie sie nach kurzer Zeit wiederkommt, schreit das Kind und stellt sich so ungebärdig wie nie zuvor. Während es vorher schon gut sprechen konnte, vermag es von jetzt an kein Wort mehr hervorzubringen. Dazu ist es auf einmal in allem dumm und ungeschickt, und auch im Wachs-

tum geht es nicht mehr vorwärts. Die Mutter, die vorher auf ihren klugen, gutgearteten Knaben so stolz war, ist unglücklich über diese traurige Veränderung ihres Kindes und sucht bei einer vielkundigen Nachbarin Hilfe. Auf deren Rat bindet sie nun eines Tages eine Menge Schäfte aneinander, so dafs das eine Ende bis zum Küchenschornstein reicht, während das andere Ende, an dem ein Quirl befestigt ist, in einem kleinen Henkeltopf steht, der auf dem Fufsboden der Küche sich befindet. Nachdem sie diese Vorbereitungen beendet hat, bringt sie das Kind hinein und versteckt sich, um es nun zu beobachten. Sowie der Kleine sich allein glaubt, watschelt er um den Topf herum und sagt: „Nun bin ich doch so alt, wie man an meinem Barte sehen kann, im Elbenreiche ein Vater von achtzehn Kindern, und doch habe ich noch nie eine so lange Stange in einem so kleinen Topfe gesehen.“ Nach dieser Rede weifs die Mutter, dafs diefs Kind ein Wechselbalg ist. Sie kommt nun sofort in die Küche und schlägt ihn aus Leibeskräften. Er schreit furchtbar. Darauf tritt nach kurzer Zeit eine unbekannte Frau in die Küche mit einem schönen Knaben auf dem Arm und sagt zu ihr: „Wir handeln ungleich. Ich lulle dein Kind ein, aber du schlägst meinen Mann.“ Hierauf setzt sie das Kind der Bäuerin auf den Boden, nimmt den Wechselbalg und verschwindet mit ihm.

Ähnliche Erzählungen von Wechselbälgen finden sich auch in andern Märchensammlungen. In den irischen Elfenmärchen (6 „Die Brauerei von Eierschalen“ S. 35 ff.) wirft eine Frau vor den Augen des Kindes Eierschalen in siedendes Wasser. Erstaunt richtet sich das sonst ganz teilnahmlose Kind in der Wiege in die Höhe und fängt plötzlich an zu reden und zu fragen, was sie da mache. Die Mutter erklärt, sie braue Eierschalen. Da sagt der Wechselbalg: „Ich bin fünfzehnhundert Jahre auf der Welt und habe niemals gesehen, dafs man Eierschalen braut.“ Wie die Frau das hört, weifs sie, dafs das Kind ein Wechselbalg ist. Sie kommt nun mit einem glühenden Eisen, um es ihm in den Hals zu stofsen; sie strauchelt jedoch und fällt, so dafs das Eisen ihrer Hand entgleitet. Nun eilt sie zur Wiege, um den Wechselbalg ins kochende Wasser zu werfen. Aber da haben die Elfen mittlerweile die Kinder

wieder vertauscht, und ihr eigenes Kind liegt im süfsen Schlaf in der Wiege. —

Ähnlich verläuft die Erzählung bei Grimm (39 I S. 154). Hier sind es Wichtelmänner, die das Kind genommen haben. Die Mutter kocht in zwei Eierschalen Wasser. Wie der Wechselbalg das sieht, lacht er und sagt: „Nun bin ich so alt wie der Westerwald und habe nicht gesehen, dafs jemand in Schalen kocht.“ Darauf kommt eine Schar von Wichtelmännern, die das rechte Kind zurückbringen und den Wechselbalg wieder fortnehmen. — — —

Bei Kuhn und Schwartz finden sich mehrere Erzählungen von Wechselbälgen (S. 29 ff. und S. 105). Solch ein Kind, das die Unterirdischen vertauscht hatten, pflegte, sowie die Mutter nicht im Zimmer war, aus der Wiege aufzustehen und alle Speisen, die auf dem Tische standen, zu verzehren. Um die Wahrheit zu entdecken, kocht nach der ersten Erzählung die Mutter Schuhsohlen und setzt sie auf den Tisch. Da ruft der Wechselbalg aus: „Bün doch so old as Böhmagold und hew noch kên schôsâlen äten!“ Nach der zweiten Erzählung sagt der Wechselbalg ganz ähnlich: „Nu bün ik so old as Böhman gold un hew doch noch kên schauschlârn in kaul gêten.“ In beiden Fällen quält nach diesem Ausspruch die Mutter den Wechselbalg so lange, bis er fortläuft oder fortgeholt wird, und sie ihr eigenes Kind zurückbekommt. — — — Auch Müllenhoff bringt verschiedene Erzählungen von Wechselbälgen (CDXXV S. 312 ff.), die entweder von Zwergen oder Unterirdischen vertauscht worden waren. Wie das Zwergenkind die Mutter in einem Hühnerei Bier brauen sieht, macht es allerlei Zeichen der Verwunderung und sagt dann: „Ick bün so alt, as de Behmer Woelt unn heff in myn Läebe són Bro nich seen.“ Nach der zweiten Erzählung sagt in einem ähnlichen Falle das Kind der Unterirdischen: „Ick bün so olt, es Bernholt in den Wolt, unn heff nümmer so wat seen.“ Ein andrer Wechselbalg sieht seine Mutter in der Scheune ein grofses Feuer anmachen und einen ganz kleinen Topf drauf setzen. Da schlägt er vor Verwunderung die Hände zusammen und kreischt: „Nun bin ich fünfzig Jahre alt und habe noch nie so etwas gesehen“. — — —

Im dritten Bande gibt Grimm noch weitere Literatur zu dieser Erzählung (III S. 67/8). Sie findet sich noch in den litthauischen, ungarischen und dänischen Märchensammlungen vertreten.

LXXXI. Die Sennerin.

Árn. I S. 70—72. Nach einer Erzählung aus der Skaptafellssýsla.

Ein Bauernpaar hat zwei Töchter. Die älteste, Margrét, ist der Liebling der Eltern und wird im Sommer hinauf in die Berge geschickt, um mit den Leuten in der Sennhütte zu arbeiten. Eines Abends, wie sie gerade am Melken ist, kommt ein kleiner Elbenknabe zu ihr und bittet sie um etwas Milch. Sie fährt ihn hart an und droht, ihn zu schlagen. Weinend läuft der Knabe zu seiner Mutter, und diese legt nun zur Strafe den Fluch auf Margrét, dafs alles, was sie angreife, ihr immer mifslingen solle. Wie nun die Eltern dies merken, nehmen sie Margrét aus der Sennhütte fort und schicken die zweite Tochter Olöf hinauf. Auch zu dieser kommt der kleine Knabe, um für seine Mutter um Milch zu bitten. Olöf gibt ihm das Verlangte, läfst ihn selbst auch trinken und sagt, er solle nur so oft wiederkommen wie er wolle. Der Knabe eilt nun freudig zu seiner Mutter zurück. Zum Danke wird Olöf gesegnet, dafs alles unter ihren Händen gedeihen und sich mehren solle. So vergehen mehrere Jahre. Einst scheint es den Leuten der Sennhütte, als wenn Olöf schwanger sei, und in einer Nacht glauben sie, dafs sie in Kindsnöten sich befinde. Die Magd, die auch in der Sennhütte ist, will nun zu ihr gehen, doch da sieht sie, dafs schon ein Mann und eine alte Frau am Bette der Wöchnerin stehen. Der Mann spritzt auf Olöf etwas aus seinem Munde. Dann wird das Kind geboren, das die Alte wickelt und hierauf dem Manne gibt. Beide verabschieden sich von Olöf und gehen mit dem Kinde fort. Sowie sie weg sind, kommt die Magd zu Olöf und pflegt sie. Solange sie zu Bett liegt, kommt aber auch an jedem Tage der Elbe, um nach ihr zu sehen. — — — Nach einer Reihe von Jahren wird Olöf

gegen ihren Willen vom Vater mit einem jungen und reichen Manne verheiratet. Vor der Hochzeit mufs dieser ihr versprechen, nie ohne ihren Willen einen Wintergast aufzunehmen, und das gelobt er ihr auch feierlich. Da die junge Frau immer still und schwermütig ist, läfst ihr die Mutter ihres Mannes, die im gleichen Hause wohnt, keine Ruhe, bis ihr Olöf von ihrer Verbindung mit dem Elben alles erzählt hat. Zwölf Jahre nach dem letzten Aufenthalt in der Sennhütte kommen im Herbst ein unbekannter Mann und ein Knabe zu dem Bauern und bitten ihn um Gastfreundschaft für den Winter. Dieser erklärt, er müsse erst deswegen seine Frau fragen. Das wäre doch traurig, meint der Fremde, dafs er so unter dem Pantoffel stünde. Er wolle es im Lande weiter verbreiten, dafs er sich nicht einmal getraue, ohne die Erlaubnis seiner Frau einen Wintergast anzunehmen. Durch diese Rede gereizt, verspricht der Bauer den Fremden, sie aufnehmen zu wollen. Wie er nach Hause kommt und seiner Frau alles erzählt, wird diese traurig und bedingt sich zum wenigsten aus, dafs die Fremden in einem abgelegenen Hause wohnen sollen. Dieser Wunsch wird ihr auch erfüllt, und sie nimmt nun den ganzen Winter hindurch nicht die geringste Notiz von den Gästen. An einem Sonntag will das Ehepaar in die Kirche zum Abendmahl gehen. Wie sie schon vor dem Gehöfte sind, fragt der Bauer seine Frau, ob sie auch der Sitte gemäfs von allen Leuten im Hause sich verabschiedet habe. Sie erklärt, zu allen gegangen zu sein mit Ausnahme der Wintergäste. Nun läfst ihr der Mann keine Ruhe, bis sie heimkehrt, um das Versäumte nachzuholen. Lange Zeit wartet er dann auf ihre Rückkehr. Wie es ihm zu lange dauert, geht er zur Wohnung der Fremden und hört an der Türe seine Frau drinnen sagen: „Den süfsesten Trunk habe ich von deinen Lippen getrunken!“ Darauf wird alles still. Er geht ins Zimmer und sieht, dafs seine Frau und der Fremde sich fest umschlungen halten, und dafs über den beiden, denen vor Kummer das Herz gesprungen ist, der Knabe bitterlich weint. Nachdem beide in einem Grabe bestattet worden sind, verschwindet der fremde Knabe, und niemand hat ihn wieder gesehen.

Die beiden bei Árn. vorhergehenden Erzählungen (Arn. I S. 64—70) behandeln das gleiche Thema ohne irgend welche bedeutende Abweichungen. Nur fehlt in ihnen das Märchenmotiv von dem guten und dem bösen Mädchen, denen mit Segen oder Fluch gelohnt wird. Es handelt sich nur um die Pflegetochter eines Pfarrers, bezw. um die Tochter eines Bauern, die als Sennerin ein Liebesverhältnis mit einem Elben hat und auf der Alm heimlich ein Kind zur Welt bringt. In beiden Erzählungen heiratet das Mädchen gleichfalls den ihr aufgezwungenen Mann nur unter der Bedingung, dafs er keinen fremden Wintergast ohne ihr Wissen annimmt, eine Bedingung, die noch in verschiedenen anderen isländischen Märchen von der Königin gestellt wird (z. B. „Blákápa, Vilfríður Völufegri“ etc.). Wie der Bauer vor dem Abendmahl seine Frau zur Unterredung mit den Wintergästen veranlafst, springt den Liebenden das Herz vor Kummer.

Diese drei Erzählungen sind nicht klar, denn es müfste doch irgendwo gesagt werden, warum der Elbe, wie es doch in verschiedenen anderen Sagen sich findet, die Geliebte nicht zu sich nimmt. Ferner müfste er beim Abschiede irgend eine Äufserung tun, durch die seine Geliebte veranlafst wird, künftig keinen fremden Wintergast aufnehmen zu wollen. In den Märchen, in denen die Königsbraut diese Bedingung stellt, hat diese hinreichenden Grund, vor Nachstellungen auf diese Weise sich zu schützen. — — — — Heyse hat dieses echt isländische Märchen zu einem Gedichte benutzt (Gedichte S. 380 ff.).

LXXXII. Der Elbenkönig in Seley.

Árn. I S. 89—93. Von Jón Bjarnason in Breiðuvík in der Múlasýsla.

Einst kann durch Unwetter erst im Herbste ein Teil der im Frühjahr gefangenen Fische von der Insel Seley heimgeholt werden. Der Knecht eines Pfarrers geht ein wenig von den andern fort, um zu sehen, ob das Meer nicht irgend etwas ans Land geworfen habe. Plötzlich wird die See so unruhig, dafs die Leute, um sich vor dem Untergange zu retten, mit dem Schiffe heimwärts rudern müssen und den Knecht

allein auf der Insel zurücklassen. Dieser ist verzweifelt und sieht schon den sichern Tod vor Augen. Da glaubt er in der Ferne schimmernde Sterne zu erblicken, doch wie er näher geht, sind es Gebäude von wahrhaft königlicher Pracht, aus deren Fenstern Lichter erglänzen. Er hört nun, wie drinnen jemand aufgefordert wird, zu dem armen Menschen, der auf der Insel zurückgelassen war, hinauszugehen und ihn hereinzuholen, damit er draufsen nicht sterbe. Ein Mädchen führt ihn ins Haus, läfst ihn seinen beschneiten Mantel ablegen und leitet ihn dann in ein mit Gold und Edelsteinen geschmücktes Zimmer, in dem viele schöne, herrlich gekleidete Frauen versammelt sind. Er begrüfst alle, und sie danken ihm freundlich. Das schönste Mädchen von allen steht nun auf und bringt ihn in ein kleines, aber prächtiges Zimmer, wo sie ihm Wein und Speisen vorsetzt und überhaupt in jeder Weise für ihn sorgt. Hier lebt er nun bis Weihnachten. In der Weihnachtsnacht kommt das Mädchen zu ihm und sagt, wenn er glaube, ihr irgendwie Dank zu schulden, so solle er das jetzt beweisen. Am folgenden Tage würde ein Tanz abgehalten und sie müsse dann bei ihrem Vater sein, um dem Feste zuzuschauen. Nun müsse er ihr heilig geloben, nicht neugierig sein und zum Fenster hinaussehen zu wollen. Er verspricht es auch feierlich. Wie er am andern Tage jedoch Gesang und Harfenschlag hört, kann er der Versuchung nicht widerstehen und wirft einen Blick hinaus. Da sieht er eine grofse Gesellschaft, die tanzt und auf allerhand Instrumenten musiziert. In ihrer Mitte sitzt ein Mann in königlichem Gewande mit der Krone auf dem Haupte. Neben ihm befinden sich zwei prächtig geschmückte Frauen, augenscheinlich die Gattin und die Tochter des Königs. In dem jungen Mädchen erkennt er sogleich seine Geliebte, und um nicht von ihr gesehen zu werden, verläfst er sofort das Fenster. Der Tanz dauert nun bis zum Abend. Nachher kommt das Mädchen schweigsamer wie gewöhnlich zu ihm und macht ihm wegen seines Wortbruches Vorwürfe. Es sei nur gut, dafs ihr Vater ihn wenigstens nicht entdeckt hätte. — — Am Neujahrstage hält der König wieder einen Tanz ab, und wieder gelobt der Bursche der Königstochter, seine Neugier zu bezwingen. Es geht auch längere Zeit hindurch gut, bis er es

endlich nicht aushalten kann und einen Blick hinauswirft. Er sieht, dafs nun alles noch viel prächtiger ist wie das erste Mal, da am Tanze sich nun auch viele Ritter beteiligen. Am Abend macht die Geliebte ihm schwere Vorwürfe, verzeiht ihm aber schliefslich. Ehe am ersten Ostertage zum dritten Male das Fest beginnt, beschwört sie ihn, diesmal wenigstens ihr treu zu sein. Denn wenn ihr Vater entdecke, dafs sie einen Mann bei sich habe, so sei ihr Leben in Gefahr. Trotz dieser Warnung kann er auch jetzt nicht sich zurückhalten. Die Geliebte kommt am Abend in trüber Stimmung zu ihm und sagt, er habe sich unzuverlässiger erwiesen, wie sie je von ihm geglaubt habe — nun würde er gewifs weiter sich nicht bewähren. — — — Am letzten Wintertage sagt sie ihm, dafs am andern Morgen seine Gefährten vom Festlande zur Insel kommen würden, und er solle dann mit ihnen heimfahren. Wenn es ihm irgendwie von Wert sei, dafs sie ihm den Winter hindurch das Leben erhalten habe, so solle er es künftig dadurch beweisen, dafs er sich öffentlich als Vater des Kindes bekenne, mit dem sie nun durch ihn schwanger sei. Denn wenn ihr Kind nicht von ihm anerkannt würde, so lasse ihr Vater sie töten. Er gelobt es ihr feierlich und verläfst sie dann am andern Morgen, nachdem er ihr noch viele Male für ihre Wohltaten gedankt hat. — — Wie seine Gefährten ihn sehen, halten sie ihn zuerst für ein Gespenst, und es bedarf langer Reden, bis sie sich überzeugt haben, dafs er wirklich noch am Leben ist. — — Gegen Ende des Sommers steht auf einmal eines Sonntags, als alle in der Kirche sind, eine Wiege mit einem Kinde vor dem Altare. Über die Wiege ist eine goldgestickte Decke gebreitet, von einem Menschen ist aber nichts bei ihr zu sehen mit Ausnahme von zwei schönen Frauenhänden, die auf dem Wiegenrande liegen. Der Pfarrer erklärt, das Kind solle gewifs getauft werden, und es sei sicherlich der Vater des Kindes unter den Anwesenden. Hierbei blickt er auf seinen Knecht und meint, dafs es wohl sein Kind sein würde, das ihm von der Insel Seley zugesandt worden wäre. Doch der Bursche leugnet hartnäckig und will durchaus nichts mit dem Kinde zu tun haben und verbietet dem Pfarrer, das Kind auf seinen Namen zu taufen. In demselben

Augenblick verschwindet die Wiege, ein lautes Schluchzen wird hörbar, und jemand scheint sich weinend aus der Kirche zu entfernen und dem Meere zuzuwandern. — — Einige Zeit darauf verfällt der Knecht in Schwermut, und sein Leben hindurch bereut er seine Treulosigkeit gegen die Tochter des Elbenkönigs von Seley.

Mehrere andere isländische Erzählungen haben den gleichen Inhalt (Árn. I S. 83—89). Es fehlt in ihnen nur die märchenhafte, ausführliche Beschreibung, wie der auf der Insel Zurückgelassene den Winter hindurch verbrachte. Sie gehen hierüber kurz hinweg, meist mit der Erwähnung, er habe bei Elben Aufnahme gefunden und habe dann im nächsten Frühjahr unter der Bedingung heimkehren dürfen, dafs er seinem Kinde später die Anerkennung nicht versage. Wie er nun sein Wort nicht hält, wird er von seiner Geliebten verflucht. Er solle zum schlimmsten Walfisch werden und künftig vielen Schiffen zum Verderben gereichen. Lange Zeit lebt er unter dem Namen Rauðhöfði oder Faxi im Meere, bis endlich ein vielkundiger Pfarrer dem Unwesen ein Ende macht und ihn zwingt, immer weiter flufsaufwärts zu schwimmen, bis er an der Anstrengung zu Grunde geht.

LXXXIII. Jón Upplandakonungur.

Árn. I S. 284/5. Von Pastor Eyjólfur auf Vallir im Svarfaðardal nach der Erzählung seiner Grofsmutter † 1690. Vergl. auch Maurer, S. 320 ff.

Zur Zeit des Königs Olafur Haraldsson regiert in den Hochlanden ein König namens Jón, ein schöner und ansehnlicher Mann in noch jungen Jahren. Dieser freit um ein treffliches Mädchen von hohem Geschlecht und bekommt sie auch zugesagt. Kurz vor der Hochzeit wird die Braut jedoch krank, stirbt und wird begraben, ohne dafs ihr Bräutigam etwas davon erfährt. Am Abend vor dem zur Hochzeit festgesetzten Tage kommt König Jón angeritten. Er läfst seine Leute zurück und geht zum Kirchhof, wo er ein frischaufgeworfenes Grab findet. Wie er wieder fortgehen will, sieht er einen hochgewachsenen

Mann zu Pferde herankommen, mit dem Schwerte gegürtet und den Habicht auf der Hand und von einem Hunde begleitet. König Jón ruft ihn an und fragt nach seinem Namen. Er nennt sich Alheimr und erklärt, er wolle seine Geliebte holen, die vor kurzem auf dem Kirchhof begraben worden sei. Auf weiteres Befragen gesteht er, dafs er durch Zauberkunst die Krankheit des Mädchens verursacht habe, damit kein andrer Mann sie heiraten und er sich ihrer bemächtigen könne. Nun ahnt König Jón, dafs von seiner Braut hier die Rede ist; infolgedessen entspinnt sich ein Kampf zwischen ihm und dem Fremden. Nachdem diesem Hund, Pferd und Habicht getötet sind und er aufserdem auch noch eine Hand verloren hat, wendet er sich zur Flucht. „Ich bedarf beider Hände dort, wo ich daheim bin", spricht er beim Fortgange, und dann fügt er folgenden Spruch hinzu:

„Hestr er lestr, haukr er dauðr,	„Das Pferd ist verstümmelt, der Habicht ist tot.
Hundr er sviptr lífi.	Der Hund ist des Lebens beraubt.
Gengr drengr or garði snauðr,	Es geht der Bursche arm vom Gehöfte.
Gott hlaut ekki af vífi."	Gutes kam nicht von dem Weibe."

Nun ruft König Jón seine Leute herbei, das Grab wird geöffnet und die Jungfrau noch lebend gefunden. Es gibt nun ein freudiges Wiedersehen, und eine fröhliche Hochzeit wird gefeiert.

LXXXIV. Die Elbin, die mit einem Bauern verheiratet ist.

Árn. I S. 104. Nach dem Manuskript des Ólafur Sveinsson in Purkey.

Ein Bauer ist lange Jahre hindurch mit einer Elbin verheiratet, und ihre Ehe ist mit zwei Töchtern gesegnet, die zur Zeit, wo diese Geschichte spielt, ungefähr 14 Jahr alt sind. Die Frau ist äufserst gutherzig und wohltätig, sie geht auch ebenso gern in die Kirche wie irgend ein anderer Christenmensch. Nur kann sie nicht dort bleiben während der Messe, da das Mysterium derselben für sie die Vernichtung bedeuten würde. Die Leute haben sich darum auch daran gewöhnt, dafs sie immer vor der Messe die Kirche verläfst, und niemand

hindert sie daran. Einmal Sonntags kommen jedoch zwei nichtsnutzige junge Burschen zur Kirche, die ihr vor der Messe den Ausgang verwehren. Die Frau bittet sie mit Tränen, ihr den Weg freizugeben, doch alles vergeblich. Da wendet sie sich zu ihrem Manne zurück, küfst ihn weinend, legt dann die Hände auf die Häupter ihrer Kinder, um sie zu segnen, und zerfliefst hierauf wie Schaum.

Eine Parallele zu dieser Erzählung findet sich bei Gering (II LXYXV „Ritter und Waldfrau", S. 185 ff.). Ein verschuldeter Ritter, der vergeblich bei seinen Verwandten um Hilfe bittet, verheiratet sich mit einer schönen, unbekannten Frau, die er im Walde angetroffen hat. Die Gattin versorgt ihn jederzeit mit den nötigen Geldmitteln, ist gut und mildtätig gegen jedermann und vernachlässigt auch nicht, eifrig die Kirche zu besuchen. Das einzige, woran die Leute mit der Zeit sich stofsen, ist das, dafs die Frau stets den Gottesdienst verläfst, ehe das Mefsamt beginnt. Der Bruder des Ritters, ein Dekan, hört von diesem seltsamen Benehmen und beschliefst, der Sache auf den Grund zu kommen. Er verhindert eines Tages, dafs die Frau während der Messe das Zimmer verläfst, trotzdem sie unter allerhand Vorwänden den Ausgang zu gewinnen sucht. Wie sie einsieht, dafs alle ihre Bemühungen vergeblich sind, legt sie ihren Töchtern die Hände auf das Haupt und fährt mit ihnen zum Schornstein hinaus (nach der Fassung B in Gestalt von Rauch). Ihre beiden Söhne bleiben zurück und werden brave, christliche Männer.

Köhler gibt zu dieser Erzählung noch weitere Literaturnachweise.

Was das Verlassen vor der Messe anbetrifft, so findet sich das noch in mehreren anderen isländischen Sagen erwähnt. Árn. I S. 73 ff. wird z. B. von der Tochter eines Pfarrers erzählt, die mit einem Elben verheiratet ist. Sie besucht nachher auch noch regelmäfsig die Kirche, nur mufs sie dieselbe vor dem Segen verlassen, weil sie sonst ihrem Gatten verloren ist. In dem in dieser Sammlung aufgenommenen Märchen „Der Teufel als Hausmeister" (Árn. II S. 5 ff.) besucht der Hausmeister auch immer den Gottesdienst. Er verläfst jedoch gleichfalls die Kirche, ehe die Messe beginnt, und ehe der Segen gesprochen wird.

LXXXV. Die verwünschste Elbenkönigin.

1. König Oddur.

Lbs. 438 4to. Von Margrét Jónsdóttir von Undirfell.

Einst lebte ein alter König, der weder Frau noch Kinder besafs. Seinem Volke machte das grofsen Kummer, denn man wufste nicht, wer nach ihm die Regierung übernehmen sollte. — — — Nun wird der alte König von einem fremden König, namens Oddur, mit einem grofsen Heere überfallen. Es kommt zu einer Schlacht, in welcher der alte König getötet wird. König Oddur nimmt sein Reich in Besitz, und da er gerecht und milde regiert, gewinnt das Volk auch ihn bald lieb. Im ersten Herbste seiner Regierung kommt ein Mann zu ihm, der ihn um Aufnahme für den Winter bittet. Der König geht auf seinen Wunsch unter der Bedingung ein, dafs er bis zum ersten Sommertage ihm etwas über ihn, den König, sagen könne, was sonst niemand von den Untertanen wisse. Könne er das nicht, so müsse er sterben. Der Mann geht auf diese Bedingung ein. Wie jedoch am ersten Sommertage König Oddur seinen Gast fragt, erklärt dieser, über den König nicht mehr zu wissen, wie alle übrigen. Darauf läfst Oddur, so schwer es ihm auch zu werden scheint, den Mann sofort töten. Auf diese Weise wird nun sechs Jahre hintereinander jedesmal der Wintergast auf Befehl des Königs am ersten Sommertage hingerichtet. Im siebenten Jahre kommt wieder ein Fremder und ersucht um Aufnahme für den Winter. Wie er die Bedingung hört, bittet er sich aus, während seines Aufenthaltes im gleichen Zimmer mit dem Könige schlafen zu dürfen. Das wird ihm zugestanden, und immer beobachtet er den König Tag und Nacht, ohne irgend etwas Auffälliges zu entdecken. So kommt die Weihnachtsnacht heran. Wie gewöhnlich stellt der Gast sich schlafend, um ungestört den König beobachten zu können. Als dieser glaubt, dafs sein Gefährte fest eingeschlafen sei, schleicht er sich zum Zimmer hinaus. Ihm folgt der Wintergast und sieht nun, wie der König zu einem Sumpf eilt, in ihn sich hineinstürzt und untertaucht. Der Fremde folgt, ohne sich zu besinnen, seinem Beispiele. Fast zu gleicher

Zeit mit dem Könige gelangt er auf den Boden des Sumpfes in ein schönes, blühendes Gefilde, wo eine grofse Volksmenge sich belustigt. Sowie die Leute König Oddur erblicken, eilen sie ihm alle ehrerbietig zu seiner Begrüfsung entgegen. Der Prächtigste von allen, augenscheinlich der König, umarmt und küfst sogar Oddur lange und innig mit besonderer Zärtlichkeit. Nun wandern alle dem Schlosse zu, in dem König Oddur mit dem fremden Könige für eine Weile verschwindet. Wie er zurückkehrt, ist er in prächtige Frauenkleider gehüllt und wandelt nun mit dem Herrscher des Reichs und dessen Hofstaat wie eine Königin zur Kirche. Auf den Gottesdienst folgt im Schlosse ein Festmahl, bei welchem König Oddur im Hochsitze neben dem fremden Könige Platz genommen hat. Er ist in dem festlichen Kreise trübe gestimmt. Auf Befragen erzählt er, dafs er auch dieses Jahr wieder einen Wintergast angenommen habe. Dieser achte freilich sehr auf sein Tun und Treiben, aber wenn auch er am ersten Sommertage sein wahres Geschlecht nicht kenne und er ihn töten müsse, dann sei auch die letzte Frist verstrichen, dann dürfe er nimmer zum Gatten in die Unterwelt zurückkehren. — Alles dieses sieht und hört der Wintergast unbemerkt an. Sowie es ihm scheint, dafs König Oddur zum Fortgehen sich anschickt, eilt er vor ihm ins Schlofs zurück und liegt bei der Heimkehr des Königs wieder scheinbar im tiefsten Schlafe. — — In den nächsten Monaten wird König Oddur so niedergeschlagen und trübe gestimmt, dafs ihn nichts mehr zu erfreuen vermag, und sogar die Regierung des Landes ihm gleichgültig ist. Er überläfst alles dem Wintergaste. Das Volk und die Edeln sind mit dessen Leitung auch so zufrieden, dafs sie beschliefsen, ihn zu schützen, falls König Oddur ihn wie die andern töten lassen wolle. So kommt der erste Sommertag herbei. König Oddur richtet nun wie gewöhnlich die Frage an den Wintergast, ob er etwas über ihn wisse, das den übrigen verborgen sei. Nicht viel, meint dieser, aber es wolle ihm nur scheinen, als wenn es passender für das Geschlecht des Königs sei, eine andere Art von Gewand zu tragen wie dasjenige, welches er auf der Oberwelt zu tragen pflege. Sowie Oddur dies hört, umarmt er seinen Gast und dankt ihm innig für diese Rede. Dann

beruft er eine Volksversammlung und überträgt hier dem Wintergast die Regierung, da er selbst beabsichtige, für immer seine alte Heimat aufzusuchen.

Unter den Elbensagen finden sich bei Árn. I S. 105—16 allein vier längere Erzählungen von der zu den Menschen verwünschten Elbin, die erst dann erlöst werden kann, wenn ihre wahren Lebensverhältnisse den Menschen bekannt werden.

Unserm Märchen am nächsten steht die Erzählung von

2. Snotra.

Árn. I 115/6. Vom Bauern Jón Sigurðsson in Njarðvík in der Múlasýsla erzählt.

In grauer Vorzeit kommt einmal eine vornehme Frau, von der niemand weiſs, woher sie stammt, nach Nes im Borgarfjörður und läſst sich hier nieder. Sie wird Eigentümerin eines prächtigen Bauerngutes, zu dessen Bewirtschaftung sie einen Verwalter mietet. Diesem stellt sie die Bedingung, daſs er ihr nach Weihnachten sagen müsse, wo sie während der Festtage gewesen sei. Könne er das, so verspreche sie ihm hohen Lohn — könne er das nicht, so koste es sein Leben. Da der Verwalter nach Weihnachten nichts zu sagen weiſs, verschwindet er spurlos. So geht es mehrere Jahre hindurch, bis endlich einer sich wachsamer erzeigt. Er folgt seiner Herrin Snotra, wie sie zu Weihnachten das Gehöft verläſst. Sie geht zum Seestrande und nimmt ein lichtfarbiges Tuch, das sie sich über den Kopf zieht. Dem Verwalter, den sie bemerkt, reicht sie schweigend ein gleiches Tuch. Dann stürzt sie sich in das Wasser, und der Verwalter folgt kühn ihrem Beispiel. Sie gelangen in ein schönes Land, das sie durchwandern, bis sie zu einer prächtigen Burg kommen. Snotra weist hier ihrem Gefährten durch Zeichen seinen Aufenthalt in einem Nebengebäude an, von wo er durch ein Fenster beobachten kann, daſs ein König mit seinem Hofstaat in einem Prunksaale versammelt ist, und daſs Snotra königlich geschmückt neben ihm den Hochsitz einnimmt. Im Saale herrscht Abend für Abend Lust und Fröhlichkeit, Tanz und Musik. Dem Verwalter wird täglich durch eine junge Frau Speise gebracht, sonst kümmert sich niemand um ihn. Am letzten Abend sieht

er, wie streitende Leute vor den König kommen, einige Männer und zwei Frauen, von denen jede der andern vorwirft, am Tode eines neugeborenen Kalbes schuld zu sein. Schliefslich erhebt sich ein solches Gezänk, dafs der König über die Streitenden wütend wird und vor Zorn sich kaum zu lassen weifs. — — Wie Snotra sich von den Ihrigen verabschiedet hat, folgt ihr der Verwalter auf dem gleichen Wege heimwärts und legt sich dann schlafen. Am folgenden Morgen tritt die Herrin vor sein Bett und fragt ihn, ob er ihr sagen könne, wo sie die Weihnachtstage zugebracht habe. Er behauptet zuerst, das nicht zu wissen, fügt dann aber folgenden Vers hinzu:

„Deildu tvær um dauðan kálf,	„Es zankten sich zwei Frauen über ein totes Kalb;
Drottning mín það veiztu sjálf;	Frau Königin, das weifst du selbst.
Ogurlegt var það orðagjálfur,	Scheufslich war das Wortgezänk,
Ýfrið reiður varð konguriun sjálfur.“	Sehr böse wurde sogar der König.“

Wie Snotra das hört, erklärt sie, nun endlich aus ihrer Verwünschung erlöst zu sein. Sie dürfe jetzt zu ihrem Manne zurückkehren, zum Dank wolle sie aber dem Verwalter das ganze Bauerngut zum Geschenk machen.

Während in den bisherigen beiden Erzählungen nicht erwähnt wird, aus welchem Grunde die Elbenkönigin in dieser Weise verwünscht wurde, gibt das Märchen

3. von der Elbenkönigin Hildur
(Árn. I S. 110—4)

darüber genaue Auskunft.

Bei einem unverheirateten Bauern wohnte eine treffliche Wirtschafterin, namens Hildur. Niemand wufste eigentlich, woher sie gekommen war, aber da sie ihrer Arbeit mit Fleifs und Ruhe oblag, hatte jeder sie gern. Der Bauer kam in seiner Wirtschaft gut vorwärts, nur wurde es von Jahr zu Jahr für ihn schwerer, einen Hirten zu bekommen, denn jedesmal am Morgen nach der Weihnachtsnacht war dieser plötzlich gestorben, ohne dafs irgend einer wufste, wodurch sein Tod veranlafst worden war. Schliefslich war der Bauer über dieses Mifsgeschick so verzweifelt, dafs er beschlofs, überhaupt keinen Hirten mehr anzustellen. — — — —

Kurze Zeit nachher kommt ein kräftiger Bursche zu ihm und bittet, ihm die Herde anzuvertrauen. Der Bauer weigert sich, ihn in Dienst zu nehmen, doch der Bursche besteht trotz aller Warnungen auf seinem Wunsche, so dafs er schliefslich die Stelle erhält. Am Tage vor Weihnachten geht der Bauer mit seinem Gesinde wie gewöhnlich zur Kirche, die weit vom Gehöfte entfernt liegt. Nur Hildur und der Hirte bleiben zurück, die erstere, um alles zum Weihnachtsfeste vorzubereiten, und dieser, um sein Vieh zu besorgen. Wie der Bursche abends nach Hause kommt, legt er sich ins Bett, beschliefst aber, wach zu bleiben, damit es ihm nicht wie seinen Vorgängern ergehe. Er hört den Bauer mit dem Gesinde heimkehren und zur Ruhe sich legen, nur Hildur ist noch immer nicht mit ihrer Arbeit fertig. Wie alles ganz still ist, hört er die Wirtschafterin zu seinem Bette schleichen. Er stellt sich schlafend, fühlt aber deutlich, wie ein Zauberzaumzeug an ihm festgeknotet wird. Ruhig läfst er es geschehen, dafs nun Hildur ihn hinausführt, auf seinen Rücken springt und auf ihm davon reitet. Endlich kommen sie an eine Grube. Hildur bindet ihn hier an einen Stein und verschwindet seinen Blicken. Schnell löst er sich aus dem Zaumzeug und folgt ihr, bis er sie wieder erreicht hat. Einen Tarnstein steckt er in die linke Hand, so dafs niemand ihn zu sehen vermag. Sie wandern nun über schöne, blumige Auen, bis sie an ein herrlich geschmücktes Schlofs kommen. Alle Pforten desselben öffnen sich, und eine grofse Menschenmenge eilt der Angekommenen zur Begrüfsung entgegen. Der prächtigste von allen, augenscheinlich der König, umarmt und küfst Hildur auf das zärtlichste. Dann führt er sie ins Schlofs, wo sie mit herrlichen Königsgewändern sich schmückt und neben ihrem Gatten beim Mahle den Platz auf dem Hochsitz einnimmt. Nach dem Wegnehmen der Tische belustigt sich die Jugend mit Tanz und Musik, während das Herrscherpaar in ernsten Gesprächen bei einander sitzt. Drei kleine Kinder werden nun hereingebracht, um die Mutter zu begrüfsen. Das kleinste nimmt diese auf den Schofs, und da es unruhig ist, so gibt sie ihm einen ihrer Ringe zum Spielen. Dieser fällt bald nachher zu Boden und rollt in die Nähe des Hirten, der ihn aufhebt und in die Tasche steckt. Wie die

Nacht schon weit fortgeschritten ist, rüstet sich die Königin zum Fortgange. Alle bitten sie innig, doch noch zu bleiben, nur eine alte, boshaft aussehende Frau, die vorher die Königin auch nicht mit den andern begrüſst hatte, schlieſst sich den Bitten der übrigen nicht an. Zu dieser geht nun der König ganz verzweifelt und fleht: „Nimm deinen Fluch zurück, Mutter, und laſs mein Weib endlich erlöst sein". Doch die Alte ist taub gegen seine Bitten. Beim Abschiede meint Hildur traurig, daſs sie nun wohl zum letzten Male ihren Gatten und die Kinder gesehen habe. Denn niemand schiene sie erlösen zu können, und wenn jetzt wieder der Hirte durch sie getötet werde, so müsse doch endlich der Verdacht auf sie fallen. — — Während die Königin sich noch von allen schmerzlich bewegt verabschiedet, eilt der Hirte ihr voran zur Erdhöhle zurück und schlüpft hier wieder in das Zauberzaumzeug hinein. Kurz nachher kommt denn auch Hildur und reitet auf ihm heim zum Gehöfte. Hier legt sie ihn wieder in sein Bett, und da er jetzt nichts mehr zu befürchten hat, fällt er in einen tiefen Schlaf. — Groſs ist am anderen Morgen die Freude des Bauern, wie er den Knecht noch am Leben findet. Dieser erzählt nun unter dem Vorwande eines Traumes seine Erlebnisse der Nacht. Wie er geendigt hat, schweigen alle, nur Hildur sagt: „Du lügst, wenn du für deinen Traum nicht ein sicheres Wahrzeichen geben kannst." „Eigentlich hätte ich das nicht nötig", meint der Hirt. „Aber ich will doch ein Zeugnis vorbringen, daſs ich diese Nacht bei den Elben verbrachte. Oder ist dies nicht euer Fingerring, Frau Königin Hildur?" — — Wie die Wirtschafterin das hört, bricht sie in Dankesworte aus und erklärt, nun endlich erlöst zu sein. Sie sei eine Elbin aus niederem Stande gewesen und vom Elbenkönig gegen den Willen seiner Mutter geheiratet worden. Die boshafte Alte habe darauf den Fluch auf sie gelegt, daſs sie oben bei den Menschen Mägdedienste tun müsse. Nur die Weihnachtsnacht dürfe sie bei Mann und Kindern verbringen, aber jedesmal müsse sie zum Zauberritte den schlafenden Hirten benutzen, dem diese Nacht dann den Tod bringe. Nicht eher könne sie erlöst werden, bis ein Hirte so klug und wachsam sei, daſs er ihr mit voller Besinnung zum Elbenreiche folge,

dort die Nacht verlebe und am anderen Tage ihr ein sicheres Zeugnis vorbringen könne, dafs er bei den Elben gewesen sei. Alles dies sei nun eingetroffen, jetzt sei sie erlöst, und ihr wackerer Befreier solle nun sein ganzes Leben hindurch mit allen Glücksgütern gesegnet werden. — — Nach dieser Rede verschwindet Hildur und wird nicht wieder gesehen.

In ähnlicher Weise verläuft das Märchen

4. Von der Elbenfrau Úlfhildur.

Árn. I S. 107—10. Nach dem Manuskripte von Þorvarður Ólafsson.

Hier fehlt nur der Zauberritt. Ein Knecht, der die angebliche Wirtschafterin beargwöhnt, folgt ihr am Weihnachtsabend, wie sie das Gehöft verläfst. Draufsen am See nimmt sie ein Paar Handschuhe und reibt diese. Sofort entsteht eine Brücke. Über diese wandert sie, ohne es zu wissen auch hier vom Knechte verfolgt. Am anderen Ufer reibt sie wieder die Handschuhe, so dafs die Brücke verschwindet. Mit dem königlichen Gemahle geht Úlfhildur zur Kirche und trägt ein kleines Kind auf dem Arm. Während der Messe gibt sie diesem einen Fingerring, der dann zur Erde fällt und vom Knechte eingesteckt wird. — — — Als am anderen Morgen die Bäuerin von der Wirtschafterin verlangt, sie müsse nun endlich einmal mit den übrigen zur Kirche gehen, meint der Knecht, das habe sie nicht nötig, denn sie sei ja in der Nacht schon in der Kirche gewesen. Zum Beweise zieht er nun den Goldring hervor. Úlfhildur ist dadurch von dem Fluche erlöst, den ein boshaftes altes Weib auf sie gelegt hatte, und kehrt jetzt zur Unterwelt zurück.

Die vierte parallele Erzählung, die bei Árn. I S. 105—7 sich findet, versetzt alles in ein rein bäuerliches Milieu.

5. Von der Elbenfrau Una.

Nach der Erzählung einer alten Frau aus der Rángárvallasýsla.

Ein Knecht beobachtet, wie die von ihm beargwöhnte Wirtschafterin festlich geschmückt in der Weihnachtsnacht fortgeht. Er steigt unbemerkt mit ihr auf ein rotes Tuch, das sie über einem Wasser ausbreitet. So gelangt er zu einem ansehnlichen Bauernhofe. Hier wird bei einem Festmahle gut gegessen und

getrunken, und es gelingt dem Knechte, eine riesige fette Hammelrippe heimlich einzustecken. Wie sie am anderen Tage beim Essen sind, ergreift der Hausherr mit Stolz eine grofse Hammelrippe und fragt seine Leute, ob diese wohl ihresgleichen habe. „Das kann wohl sein", meint der Knecht und holt die Rippe hervor, die er in der Unterwelt heimlich eingesteckt hatte. Als die Wirtschafterin das sieht, erblafst sie und verschwindet. Niemand hat sie seitdem wieder gesehen.

Zu diesem Märchen, das im Isländischen in so vielen Varianten erzählt wird, kann ich aus den übrigen Märchensammlungen keine Parallelen anführen. Dafs ursprünglich die Elben als dem Totenreiche angehörig betrachtet wurden, geht aus diesen Erzählungen deutlich hervor. Die verwünschte Elbenkönigin mufs durch einen Sumpf, See etc. hinabsinken, um in ihre Heimat, in die Unterwelt, zu kommen. Sie bringt jedem, mit dem sie näher zu tun hat, den Tod, bis endlich einer ihr wahres Wesen entdeckt und sie dadurch zur Rückkehr ins Totenreich veranlafst. — — Nach den übrigen isländischen Elbensagen, die in der Weihnachtsnacht sich abspielen, kommen die Elben in dieser heiligen Nacht aus der Unterwelt hervor und belustigen sich in der Wohnung der Menschen. Alles Lebende, das ihnen in den Weg kommt, wird getötet, sie selbst aber müssen sich vor dem Tageslichte hüten und entfliehen deshalb, ehe der Tag graut, meist stürzen sie sich dann in einen Sumpf oder See, um in ihre Unterwelt zurückzukehren (vergl. z. B. Árn. I S. 118 ff.).

LXXXVI. Rumpelstilzchen.

1. Rigdín-Rigdón.

Árn. II S. 20 ff. Von Frau Konsul R. Smith in Reykjavík.

Ein Königspaar hat einen einzigen Sohn, der sich in Rósamunda, die Tochter eines reichen Edlen verliebt. Das Mädchen ist im ganzen Lande berühmt wegen seiner Schönheit, aber ebenso auch wegen seiner Dummheit und Ungeschicklichkeit. Die königlichen Eltern wollen darum von einer Verbindung mit einem so törichten, unwissenden und untüchtigen

Mädchen durchaus nichts wissen und schlagen ihrem Sohne seine Bitte rundweg ab. Der junge Prinz wandert nun traurigen Sinnes einsam durch Flur und Wald, ohne sein Leid vergessen zu können. Hier begegnet ihm einst ein rotbärtiger Mann von kleiner Statur, der ihm Hilfe verspricht. Er gibt dem Prinzen einen Zweig für Rósamunda. Wenn sie ihn auf die Zunge legt, so kann sie, was immer sie will, im Augenblicke lernen und auch künftig im Gedächtnis behalten; wenn sie ihn zwischen die Finger nimmt, wird sie zu jeglicher Arbeit geschickt. Der Prinz ist erfreut über die Gabe, erkundigt sich aber, was er für sie zahlen soll. Der Mann will weiter nichts haben, als dafs nach drei Jahren das Mädchen im stande sein mufs, ihm seinen Namen, Rigdín-Rigdón, wieder zu sagen. Wenn sie das kann, so sollen die in dieser Zeit erworbenen Kenntnisse oder Fertigkeiten immer ihr zu eigen sein —, wenn sie das nicht kann, so gehört sie dem Besitzer des Zauberzweiges. Der Königssohn geht nun gern auf diesen Kauf ein. Er bringt durch Bitten seine Eltern schliefslich so weit, dafs Rósamunda ins Schlofs kommen darf, um dort das in ihrer Bildung bisher Versäumte nachzuholen. Mit Hilfe des Zauberzweiges lernt sie nun alles so erstaunlich leicht und zeigt sich so klug und geschickt, dafs der Bräutigam immer mehr noch von ihr entzückt wird. In dieser glückseligen Stimmung vergifst er völlig den Namen des Fremden und kann sich desselben mit dem besten Willen nicht mehr entsinnen. So sind schon fast drei Jahre vergangen. Einst geht er in seiner Ratlosigkeit hinaus in den Wald und kommt an eine Lichtung. Hier hört er Gelächter und Gerede von vielen Menschen. Wie er genauer zuhorcht, reden Leute darüber, wie viele Seelen sie schon zu Grunde gerichtet hätten. Da kommt ihm der Gedanke, dafs auch der Fremde mit dem Zweige vielleicht zu diesen Gesellen gehöre. Er lauscht nun mit gröfster Aufmerksamkeit und hört folgende Verse:

„Menn, sem að mig kalla ref,
Marga orsök eg til þess hef,
Einga vægð öndum eg gef,
Út þegar skuld mína kref.

„Dafs Menschen mich einen Fuchs nennen,
Dazu gebe ich manche Veranlassung,
Keinen Pardon geb' ich den Geistern,
Meine Schuld fordere ich sogleich ein.

Um geing eg, alt eins og ljón,	Ich gehe um wie ein Löwe,
Allmargra blindað hef sjón,	Und habe vieler Augen geblendet,
Mein geri eg mönnum og tjón,	Schaden und Verlust füge ich den Menschen zu,
Mitt nafu er Rigdín-Rigdón."	Mein Name ist Rigdín-Rigdón."

Wie der Königssohn den letzten Vers hört, erkennt er in ihm den so schmerzlich gesuchten Namen. Er schreibt ihn sogleich auf und kehrt dann freudig heim. Nun läfst er einen Glasschrank machen und aufsen und innen so oft den Namen anbringen, dafs man ihn überall zu sehen vermag. Wie dann der Tag herankommt, mufs Rósamunda in den Glaskasten sich setzen und hier mit dem Zweige in der Hand den Fremden erwarten. Dieser kommt dann auch durch verschlossene Türen ins Zimmer und fordert sie auf, aus dem Glaskasten zu ihm herauszukommen. Statt aller Antwort hält ihm Rósamunda den Zweig hin und sagt: „Nimm du ihn, Rigdín-Rigdón." Wie der Fremde seinen Namen hört, versinkt er sogleich durch den Fufsboden und wird nicht mehr gesehen. Der Königssohn und Rósamunda feiern aber eine fröhliche Hochzeit.

Von dem Versuche des Teufels, sich eines Menschen dadurch zu bemächtigen, dafs er ihn für seine Arbeit besonders begabt macht, erzählen die isländischen Volkssagen auch noch an anderer Stelle (Árn. I S. 499). Es ist da die Rede von einem geistig beschränkten Schüler des Sæmundur fróði. Diesem erschien im Traume ein unbekannter Mann und versprach, ihn mit besonderen Verstandeskräften zu begaben, wenn er dafür im folgenden Jahre zu ihm kommen wolle. Der Knabe ging auf die Bedingung ein, wurde aber dann später durch Sæmundur von dem Teufel wieder befreit.

2. Gilitrutt.

Árn. I S. 181/2. Nach der Erzählung einer alten Frau aus dem Rángárþing.

Einer jungen Bauernfrau, die keine Lust zur Arbeit hat, gibt ihr Mann einst im Herbst eine Menge Wolle und trägt ihr auf, sie im Winter zu Zeug zu verweben. Die Bäuerin hat jedoch wenig Gefallen an der ihr aufgetragenen Arbeit, so dafs schon ein Teil des Winters zur Entrüstung des Mannes

vergangen ist, ohne dafs sie mit dieser Arbeit beginnt. Eines Tages kommt nun ein ungeschlachtes altes Weib zu ihr und bittet sie um ein Almosen. Die Bäuerin fragt, ob sie zum Entgelt dafür etwas für sie arbeiten wolle. Da die Alte damit einverstanden ist, bringt sie ihr einen ungeheuern Sack voll Wolle und bittet sie, diese zu weben. Die Alte erklärt, am ersten Sommertage mit dem fertigen Zeug kommen zu wollen. Als Lohn verlange sie nichts anderes, als dafs die Bäuerin bei dreimaligem Raten ihren Namen ihr sagen könne. Auf diesen vorteilhaften Handel geht die junge Frau gern ein. — — — Wie jedoch der letzte Wintermonat gekommen ist, fällt ihr die Absprache schwer aufs Herz, und schliefslich vertraut sie ihre Sorge ihrem Manne an. Dieser erschrickt über diesen Pakt, den seine Frau geschlossen hat, denn er ist sicher, dafs eine Riesin sich ihrer bemächtigen will. — — — Einige Zeit nachher hört er, wie er draufsen in den Bergen ist, in einem Steinhügel Schläge. Wie er durch einen Spalt ins Innere sieht, erblickt er eine riesengrofse Frau am Webstuhl sitzend. Sie schlägt ein Gewebe und murmelt immer dabei: „Hei, hei und ho, ho. Die Hausfrau weifs nicht, wie ich heifse. Hei, hei und ho, ho, Gilitrutt heifse ich, ho, ho!“ — Nun erkennt der Bauer, dafs dies die von seiner Frau gefürchtete Riesin ist, und schnell schreibt er ihren Namen auf, damit er ihn nicht vergifst. Seiner Frau sagt er nichts von seiner Entdeckung, bis sie endlich am letzten Wintertage vor Angst nicht mehr ein noch aus weifs. Nun gibt er ihr das Blatt und erzählt ihr, wodurch er den Namen erfahren habe. Wie die Riesin mit einem grofsen Packen Wollenzeug ankommt, zittert die junge Frau, die der Bauer zur Strafe an diesem Tage allein gelassen hat, vor Angst und Aufregung. Sie nennt jedoch zuerst der Riesin auf ihre Frage nach ihrem Namen zweimal irgend einen anderen Namen, erst beim dritten Male sagt sie: „Du heifsest doch nicht etwa Gilitrutt?“ Da fällt das ungeschlachte Weib vor Staunen zuerst platt auf den Boden, dann steht sie auf und verschwindet für immer. Die Bäuerin wird aber nach dem ausgestandenen Schrecken eine tüchtige und fleifsige Hausfrau.

3. Finnur.

Árn. I S. 58. Von Pastor Skúli Gíslason nach der Erzählung im Süden und Osten Islands.

Einmal soll zu Reyn im Mýrdalur ein Zimmermann eine Kirche bauen. Zuerst fehlt es ihm an Holz, nachher sind keine Arbeiter zu haben, weil alle bei der Heuernte beschäftigt sind. Der Zimmermann fürchtet schon, die Kirche bis zum Winter nicht fertig zu bekommen, da begegnet ihm draufsen beim Grasgarten ein fremder Mann, der ihm Hilfe verspricht. Er wolle die Kirche allein fertig bauen, wenn ihm der Zimmermann nachher seinen Namen sagen könne. Andernfalls müsse ihm der Bauer seinen eignen sechsjährigen Sohn überlassen. Wie im Herbst die Kirche schon beinahe fertig ist, wandert der Zimmermann in schweren Gedanken umher und ruht sich endlich auf einem Hügel aus. Da hört er drinnen im Hügel eine Mutter ihr Kind mit folgenden Worten beruhigen:

„Senn kemur hann Finnur,
Faðir þinn frá Reyn,
Með þinn litla leiksvein.

„Bald kommt Finnur,
Dein Vater von Reyn,
Mit deinem kleinen Spielgefährten.“

Nun geht der Zimmermann vergnügt heim. Der fremde Baumeister ist dort gerade beschäftigt, die letzten Latten für den Altar zu beschneiden, da tritt er zu ihm und sagt: „Bald bist du fertig, Freund Finnur!“ Erstaunt wirft der Fremde die Latte hin und verschwindet.

In all' diesen Märchen handelt es sich darum, dafs ein Mensch für einen Dienst, der von einer fremden, meist unheimlichen Persönlichkeit ihm geleistet wird, ihr entweder den einmal schon genannten Namen wieder sagen soll oder ihn, ohne ihn vorher zu kennen, erraten mufs. Der Name wird dann in der Zwischenzeit vergessen oder kann nicht erraten werden, bis zufällig der Held oder einer seiner Verwandten oder Diener unbemerkt Zeuge wird, wie der Fremde in dem Vorgefühl des sicheren Besitzes seinen Namen selber verrät. Die Bedingungen des Kaufs sind entweder, dafs der Held sich selber oder aber sein Kind versprechen mufs. —

Dieses Märchen ist aufserordentlich verbreitet. In der Geschichte von „Lignu di scupa“ (Gonz. 84 II S. 155ff.) hilft der Teufel einem armen Mädchen, den ihr vom Könige gegebenen Flachs zu spinnen. Der Königsbraut, die vor Angst schwermütig geworden ist, erzählt ein Bauer, dafs er den Gesang eines wunderlichen Mannes behorcht habe, der sich Lignu di scupa = Besenstiel nenne. —

Im englischen Märchen (Jac. I „Tom Tit Tot“ S. 1ff.) bekommt das faule Mädchen beim Flachsspinnen Hilfe von einem Wichtelmanne. Der König beobachtet den Kleinen zufällig bei der Arbeit und erzählt nachher sein Erlebnis seiner Braut, die dadurch den Namen Tom Tit Tot in Erfahrung bringt.

Bei Cosquin (27 „Ropiquet“ I S. 268ff.) webt der Teufel Garn für eine Frau. Sie belauscht ihn bei der Arbeit und hört, dafs er sich Ropiquet nennt. —

Im wälschtyroler Märchen (Schneller 55 „Tarandandó“ S. 158) beobachtet der Ehemann der faulen Spinnerin das rote Männchen, das in seiner Freude seinen Namen Tarandandó selber verrät. —

Zingerle bringt zwei hierhin gehörige Märchen (487) „Der Kälberfufs“ (S. 272 ff.) und (592) „Doktor Theophrastus Paracelsus“ (S. 343 ff.). In der ersten Erzählung hat eine lockere Dirne, ohne es zu wissen, eine Liebschaft mit dem Teufel. Der Pfarrer kann sie von ihm befreien, nachdem zwei Knaben den Gesang des Teufels belauscht und seinen Namen „Kälberfufs“ in Erfahrung gebracht haben. — — In der zweiten Erzählung wird eine kranke Fürstin von einem Zwerge geheilt, dafür mufs sie ihm aber nach einem Jahre seinen Namen „Hanenkikerle“ noch sagen können. Ein Mädchen, das den Zwerg in einer Felsenspalte beobachtet hat, hilft ihr aus der Verlegenheit. —

Bei Müllenhoff finden sich allein fünf Erzählungen über dieses Thema. In dem Märchen „Fru Rumpentrumpen“ (VIII S. 409ff.) erzählt der Kuhhirtenjunge der Königin, die am andern Tage zum Lohne für das Flachsspinnen ihren Sohn hergeben soll, dafs eine alte Hexe draufsen im Walde um ein Feuer getanzt sei. Sie habe sich „Fru Rumpetrumpen“ genannt. — Eine andere Spinnerin (CDXVII „Gebhart“) bekommt den von ihrer bösen Stiefmutter ihr gegebenen Flachs von einem Männ-

chen, namens Gebhart, gesponnen. Ihr Bräutigam erfährt durch den Gesang des Kleinen den vergessenen Namen. — In der dritten Erzählung (CDXVIII S. 308) mufs eine Königstochter dem Zwerg, der sie und ihren Vater auf den rechten Weg bringt, geloben ihn zu heiraten, wenn sie seinen Namen nicht verrät. Der Kuhhirt teilt ihr dann den Namen „Tepentiren" mit. — — Ein anderes Mädchen konnte nur unter der Bedingung von seinem Liebhaber, einem Zwerge, wieder befreit werden, dafs sie ihm seinen Namen sagte. Zufällig hörte sie ihn sich selbst in seinem Gesange verraten (CDXIX „Ekke Nekkepenn" S. 309). — — Die fünfte Erzählung, die bei Müllenhoff sich findet, stimmt genau mit der isländischen Erzählung von Finnur überein. Hier ist der Baumeister, der für einen Mann eine Kirche zu bauen verspricht, ein Zwerg. Kann der Mann seinen Namen nicht erraten, so mufs er sich ihm übergeben. Am letzten Tage kommt er an einem Hügel vorbei und hört drinnen eine Mutter zu ihrem schreienden Kinde sagen:

„Vys! vaer still Baen mint,
Maaen kommer Fær Zii,
Man Christen Bloi to dee."

(CDX „Zi der Baumeister" S. 299.)

Im deutschen Märchen (Grimm 55 „Rumpelstilzchen" I S. 208ff.) soll die Müllerstochter Stroh zu Gold spinnen. Sie verspricht dem hilfreichen Männchen in der Not ihr erstes Kind, und dieses darf sie dann schliefslich nur behalten, wenn sie den Namen des Männchens errät. Ein Bote, der nebst vielen andern Boten ausgesandt war, um nach dem Namen zu forschen, bringt ihr schliefslich die erwünschte Nachricht.

Weitere Literaturnachweise zu diesem Märchen finden sich noch in den Anmerkungen zu Cosquin, Gonzenbach und Grimm, ferner auch bei Köhler (Kl. Schr.) bei der Besprechung der masurischen Märchen von Töppen (S. 54) und der slovakischen Märchen von Chodzko (S. 403).

Zu bemerken ist noch, dafs in dem gleichfalls hierher gehörigen Märchen der Fräulein L'Héritier („Cabinet des Fées" XII 31) das hilfreiche Wesen ebenso wie in dem ersten isländischen Märchen „Ricdin-Ricdon" sich nennt.

LXXXVII. Das Gemeindekind.

Árn. II. S. 14/5. Nach dem Manuskripte des Þorvarður Ólafsson.

Ein armer Knabe, der auf einem Gehöfte in der Nähe des Bischofssitzes zu Skálholt auf Kosten der Gemeinde auferzogen worden war, wird von heftiger Liebe zu der Tochter des Bischofs erfaſst. In seinem Liebeskummer sucht er die Einsamkeit, um sich ungestört seinem Schmerze hingeben zu können. Hier trifft ihn einst ein unbekannter Mann und verspricht ihm Hilfe, wenn er nach zwanzig Jahren sich ihm übergeben wolle. Mit diesem Vorschlag ist der Knabe einverstanden. Das Gemeindekind kommt nun zuerst als Viehknecht zum Bischof, dann erhält er durch seine Freundschaft mit dem Sohne des Bischofs eine gute Schulbildung und besucht schlieſslich ausländische Universitäten. Wie er zurückkehrt, ist er ein tüchtiger Gelehrter geworden. Er geht dem Bischof nach vielen Richtungen hilfreich zur Hand und heiratet nach einiger Zeit tatsächlich die Tochter des Bischofs. Je näher jedoch der Augenblick rückt, an dem er dem Fremden sich übergeben soll, desto schwermütiger wird er, denn er glaubt nun sicher zu wissen, daſs sein Helfer der Teufel war. Endlich vertraute er sich seiner Gattin an, und diese eilt nun zu ihrem Vater, um bei ihm sich Rat zu holen. Auf den Vorschlag des Bischofs hüllt er sich nun an dem Tage, an dem seine Frist verstrichen ist, in einen Talar, nimmt einen Abendmahlskelch mit Wein gefüllt in die Hand und stellt sich an den Altar. Um ihn zeichnet dann der Bischof drei geweihte Kreise. Nachdem er eine Weile so gewartet hat, kommt scheinbar sein Freund, der Sohn des Bischofs, und fordert ihn auf, zu ihm zu kommen. Er will es jedoch nur unter der Bedingung tun, daſs dieser vorher einen Schluck aus dem Kelche trinke. Da er dies nicht kann, erkennt er daraus, daſs er nur ein Trugbild des Teufels war. Danach scheint der Bischof ihn zu rufen und hierauf seine Frau, doch beide sind nur Scheinwesen, um ihn aus dem geweihten Kreise herauszulocken. Endlich naht der Teufel selbst. Der Mann erklärt sich bereit mit ihm zu gehen, wenn er vorher einen Schluck Wein von ihm angenommen habe — sonst sei er seines Kaufes ledig. Um seine Beute zu bekommen,

versucht der Teufel die geweihten Kreise zu überschreiten. Doch er schreckt von seinem Vorhaben zurück und verspricht schliefslich, für immer auf sein Anrecht verzichten zu wollen. Sowie der Teufel die Kirche verlassen hat, kommt der Bischof, der von dem Wein trinkt und dann seinen geretteten Schwiegersohn seiner Tochter wieder zuführt.

Von dem Teufel, der mit einem Menschen einen Kontrakt macht und am Schlusse betrogen wird, handeln auch die beiden folgenden Märchen. In der Erzählung „Der Teufel will heiraten“ sucht er gleichfalls seine Beute durch allerhand Vorspiegelungen aus dem geweihten Kreise herauszulocken, und das gleiche Mittel wendet er auch bei dem Schüler an, den Sæmundur fróði vor ihm zu schützen weifs.

LXXXVIII. Der Teufel und der Geldsack.

Árn. II S. 15—17. Nach der Erzählung des Studenten Þórarinn Jónsson vom Kloster Skriða.

Ein hübscher junger Mann freit vergeblich um das Mädchen, das er liebt. Der Teufel in der Gestalt eines fremden Mannes verspricht, ihm die Zuneigung des Mädchens zu verschaffen, wenn er dafür nach einem Jahre sein Diener werden wolle. Der Liebende geht in seiner Verzweiflung auf diese Bedingung ein. Das Mädchen, das vorher so abweisend gegen ihn war, wird nun so freundlich und entgegenkommend, dafs es nicht lange dauert, bis die beiden ein Paar sind. Wie jedoch die Frist fast verstrichen ist, fällt dem Bauern seine Absprache mit dem Fremden schwer aufs Herz. In seiner Not sucht er den Pfarrer auf, und dieser verspricht ihm Hilfe. Durch eine Menge Leute läfst er einen grofsen Hügel innen ganz aushöhlen. Nun nimmt er einen Ledersack, entfernt aus ihm den Boden und befestigt ihn dann so in der Öffnung des ausgehöhlten Hügels, dafs diese ganz von der Öffnung des Sackes ausgefüllt wird. Wie nun der Teufel seine Beute holen will, bittet ihn der junge Mann vorher noch um die Erfüllung einer Bitte. Er möge doch den Sack, der oben auf dem Hügel

stünde, ihm mit Silbermünzen von gutem Kurse anfüllen. Dem Teufel scheint das eine Kleinigkeit, und so verspricht er die Gewährung. Kurz nachher kommt er mit einer schweren Ladung von Münzen an und schüttet sie in den Sack. Doch dieser erscheint hiernach ebenso leer wie vorher. Nun kommt der Teufel mit einer gröfsern Geldmenge, aber auch sie kann nicht einmal den vermeintlichen Boden des Sackes füllen. Darauf holt er zum dritten Male Geld, doch wieder ist es nicht genug. Wie er nun das vierte Mal eine noch viel gröfsere Geldmenge in den Sack füllt und trotzdem noch keinen Erfolg seiner Arbeit sieht, gibt er sein Spiel verloren und sagt zu dem Manne: „Schwer ist es, den Beutel der Pfaffen zu füllen!“ Darauf geht er fort, und der Mann ist gerettet.

Von einem Grafen, der zu dem gleichen Zweck einen Kontrakt mit dem Teufel machte, erzählt Müllenhoff (CCXXVII. „Van den Graeven, den der Düwel hoelt“ S. 166). Hier kommt die Geschichte aber zu keinem glücklichen Ende, denn der Teufel bemächtigt sich nach einem Jahre des Grafen und zerschlägt ihm den Kopf an der Wand.

LXXXIX. Der Teufel will heiraten.

Árn. II, S. 13/4. Nach dem Manuskript von Pastor Skúli Gíslason auf Stóranúpur.

Ein junges Mädchen ist so fromm, dafs sie beabsichtigt, sich nicht zu verheiraten, um besser Gott dienen zu können. Da dies dem Teufel schlecht gefällt, verwandelt er sich in einen schönen jungen Mann und wirbt um die Liebe des Mädchens, denn auf diese Weise hofft er sicher Gewalt über sie zu bekommen. Durch seine Künste bringt er es denn auch so weit, dafs das Mädchen mit ihm getraut wird. Doch wie er sich ihr in der Hochzeitsnacht nähern will, ist sie in ihrer Frömmigkeit so rein, dafs er es nicht wagen darf, sie zu berühren. Er läfst sich nun in der Nacht noch ein Bad machen und bleibt in diesem aus Furcht vor der reinen Braut bis zum Morgen

sitzen. Am folgenden Tag schlendert er draufsen herum und überlegt, was er nun anfangen soll. Da trifft er einen jungen Mann und bietet ihm an, an seiner Stelle die Frau zu heiraten. Zum Entgelt solle er ihm dann das älteste Kind geben, sowie es sieben Jahre alt sei. Der junge Mann ist mit dem Vorschlag einverstanden, und der Teufel verleiht ihm nun seine vorher angenommene Gestalt, so dafs er nun an Stelle des Teufels mit der frommen Braut sich verheiratet. Ihre Ehe wird mit einem einzigen Kinde, einem Knaben, gesegnet. Wie dieser nun fast sieben Jahre alt ist, wird der Vater von Tag zu Tag trübsinniger, bis er endlich seiner Frau alles gesteht. Nach dem Rate seiner Frau bringt er nun den Knaben an dem festgesetzten Tage zu der Stelle, wo er zuerst mit dem Teufel den Kontrakt geschlossen hatte. Hier zieht er einen Ring um ihn und besprengt ihn mit heiligem Blut. Bis zum Abend bleibt er bei seinem Kinde. Wie er es dann verlassen mufs, schärft er ihm ein, erst dann aus dem geweihten Kreise zu gehen, wenn einer käme und ihm in Jesu Namen die Hand in den Kreis hinein reiche. Der Knabe sieht nun in der Nacht allerhand Trugbilder, die ihn verlocken wollen, zuerst Freunde, die ihm Leckerbissen bieten, dann die Eltern, die ihn erst bitten, dann ihm drohen, ferner spielende Kinder und schliefslich vielerlei Schreckgespenste. Der Knabe bleibt jedoch standhaft, bis am andern Morgen seine Eltern zu ihm kommen und ihm in Jesu Namen die Hand entgegenstrecken. Der Teufel war nun auch hier um sein Opfer betrogen.

Das vollständige Märchen kann ich in keiner der verglichenen Sammlungen nachweisen — zu den einzelnen Episoden finden sich Parallelen bei Grimm, Cosquin und Müllenhoff. Die reine Braut, die wegen ihrer Frömmigkeit der Teufel nicht zu berühren wagt, entspricht der frommen Müllerstochter des deutschen Märchens (Grimm 31 „Das Mädchen ohne Hände“ S. 120ff.), die wegen ihrer Reinheit ja auch nicht zum Eigentum des Teufels werden kann. Bei Cosquin (LXIV „Saint Etienne“ II S. 231ff.) verkauft die arme Frau ihren eben geborenen Sohn dem Teufel, der ihn nach sieben Jahren holen will. Der Knabe schützt sich durch Weihwasser, so dafs der Teufel mit seinen Leuten ihm nichts anhaben kann. —

Die Erzählung bei Müllenhoff (CCLXIX. „Der Teufel und der Schüler“ S. 197ff.) hat viel Ähnlichkeit mit dem zweiten Teil unsres isländischen Märchens. Ein Bauer verspricht aus Armut dem Teufel seinen eben geborenen Sohn, wenn dieser zwanzig Jahre alt ist. Um den frommen Jüngling zu schützen, bringt der zauberkundige Pfarrer ihn in eine Kirche und zieht um ihn einen Kreis. In diesem hält er sich standhaft, trotzdem der Teufel ihn in den verschiedensten Gestalten aus dem Kreise herauslocken will. Am andern Morgen kommt dann der Pfarrer zu ihm, löst den Zauberkreis und erklärt ihn für gerettet.

Zu diesen Versuchen des Teufels sind auch die Nachweise zu vergleichen, die Köhler gibt zu der „Legende von dem Ritter in der Kapelle“ (Kl. Schr. II S. 213ff.).

XC. Der Teufel als Verwalter.

Árn. II S. 5/6. Nach dem Manuskript des Pastors Benedikt Þórðarson auf Brjánslæk.

Einst war ein Bischof in Skálholt, der gegen seinen Verwalter immer hart und rücksichtslos war. Infolgedessen hielt es keiner lange bei ihm aus, und mancher, der von ihm fortging, meinte, da solle am besten der Teufel Verwalter sein. — Nachgerade hat der Bischof grofse Schwierigkeit, einen Verwalter zu finden. In dieser Not kommt ein ältlicher Mann zu ihm, von rotem Haare und ungefügem Wuchse. Dieser will die vakante Stelle annehmen, ohne irgendwie um Lohn zu feilschen — damit wolle er bis zu seinem Fortgang warten. Der Bischof ist einverstanden und nimmt den Mann, erkundigt sich auch nicht weiter bei ihm nach seiner Herkunft und seinem frühern Leben. — Ein alter, vielkundiger Bauer aus der Nachbarschaft mifstraut diesem neuen Verwalter. Er warnt den Bischof und macht ihn auch darauf aufmerksam, dafs der Verwalter stets nach dem Evangelium erst in die Kirche käme und vor dem Segen sie schon wieder verliefse. Der Bischof stellt nun deswegen seinen Diener zur Rede, aber dieser wird böse und erklärt, er habe an so vieles andre zu

denken, dafs er nicht lang in der Kirche sitzen könne. Wenn man ihn hierin nicht gewähren lasse, so wolle er lieber den Dienst aufgeben. Hiermit gibt sich der Bischof zufrieden, und so lebt denn der Verwalter sechs Jahre beim Bischof, von allen Leuten dort schliefslich gemieden und nur bei seinem Herrn in Ansehen. — Zu Ostern kommt um Mitternacht der schon erwähnte alte Bauer am Kirchhof vorbei. Da sieht er den Verwalter mit zwei übel aussehenden Männern rings um die Kirche und über die Kirche Bänder und Seile spannen und hört darauf, wie der Verwalter den Leuten, augenscheinlich seinen Dienern, befiehlt, am folgenden Tage am Schlusse des Gottesdienstes an den beiden Seiten der Kirche das Seil zu halten. Er wolle dann in der Türe stehen und das Band nehmen. Auf diese Weise würden sie dann die Kirche mit allen, die in ihr seien, in die Erde versenken können. — Wie der Bauer das hört, eilt er zum Bischof und teilt ihm alles mit. Nach dem Rat des zauberkundigen Alten wird nun der Anschlag des Verwalters zu vereiteln gesucht. Der Bauer ritzt während des Messeläutens allenthalben in der Kirche Kreuzeszeichen ein, d. h. in Wahrheit zerschneidet er die Bande, die in der vorhergehenden Nacht über die Kirche gelegt worden waren. Darauf steigt der Bischof auf die Kanzel. Nach der Verlesung des Evangeliums kommt der Verwalter in die Kirche. Wie er wider alles Vermuten seinen Herrn selber predigen hört, erschrickt er, und wie der Bischof das sieht, wird er in seiner Rede so warm und so eifrig, dafs die ganze Versammlung zu Tränen gerührt wird. Der Verwalter wird bald totenbleich, bald kohlschwarz vor Zorn und will zur Kirche hinaus. Vor der Türe steht jedoch der Bauer und verwehrt ihm energisch den Ausgang. Wie der Bischof das sieht, erhebt er die Hände zum Segen. Da sinkt der Verwalter in den Boden hinein, und der Bauer schlägt ihn mit den Psalmen Davids noch auf den Kopf. Wie der Verwalter verschwunden ist, hält der Bischof noch eine Dankesrede für seine und der Gemeinde Erlösung vom Teufel. Von dieser Zeit an ändert er sich und wird seinen Leuten ein guter Gebieter.

Wie hier der Teufel als Verwalter, so spielt er in einer Legende Gerings (XXVI „Der Teufel als Abt“ II S. 85 ff.)

die Rolle eines Abtes. In dieser Gestalt verführt er die Mönche zur Üppigkeit und unkeuschem Lebenswandel, bis seine wahre Natur entdeckt wird, worauf er gleichfalls im Fufsboden versinkt.

XCI. Die Teufelsmühle.

Árn. II S. 9—12. Nach der Erzählung von Frau Margrét Höskuldsdóttir in Reykjavík.

Ein armer Mann kommt oft zu seinem reichen Bruder, der das Gut der Eltern nach deren Tode an sich genommen hatte, und bettelt bei ihm um eine Unterstützung. Seine Bitte wird auch meist erfüllt, doch die Gaben sind nur kärglich und werden mit unfreundlichen Worten ihm dargereicht. Eines Tages schlachtet der Reiche einen prächtigen Ochsen. Auch jetzt kommt der arme Bruder zu ihm und bittet ihn um ein Stück Fleisch zur Suppe. Der Reiche will ihm nichts mitgeben, wie jedoch der Bruder nicht aufhört, ihn zu bitten, wirft er ihm schliefslich eine Ochsenkeule zu und sagt, er solle mit ihr zum Teufel gehen. Der arme Mann nimmt die Keule, kehrt zuerst zu seiner Frau zurück, um sich von ihr Schuhe und Proviant geben zu lassen, und macht sich dann auf den Weg zum Teufel. Nach langer Wanderung begegnet ihm ein Mann, der ihn fragt, wohin er denn eigentlich wolle. Wie er das Ziel erfährt und hört, dafs dem Wanderer der Weg dorthin unbekannt ist, gibt er ihm ein Knäuel, das vor ihm herlaufen und ihm den Weg zu einem Hügel zeigen würde. Mit einem Zweige, den der fremde Mann ihm reicht, solle er nun an den Hügel schlagen. Darauf werde eine Öffnung entstehen, und in diese solle er die Keule werfen. Darnach würden zwei Handmühlen heraufkommen, eine weifse und eine schwarze. Die weifse Mühle solle er ergreifen und mit ihr immer dem Knäuel nach sich auf den Heimweg machen. Der Mann folgt nun diesen Weisungen. Wie er mit der Mühle zurückkehrt, wartet seiner der Unbekannte noch auf der gleichen Stelle wie vorher. Auf seine Frage, was er mit der Mühle denn anfangen

müsse, rät er ihm, er solle um sie ein schönes Gehäuse zimmern. Dann könne er ihr befehlen, was immer er haben wolle, sie würde ihm alles mahlen, wenn er dazu nur folgenden Spruch sage:

„Malaðu hvorki malt né salt,	„Mahle du weder Malz noch Salz,
Og malaðu í dróttins nafni.“	Und mahle du in des Herrn Namen.“

Durch diese Mühle gewinnt nun der arme Mann alles, was er zum Leben nur nötig hat, und lebt von nun an mit seiner Frau herrlich und in Freuden. Wie er sich einst eine grofse Menge Gold hat mahlen lassen, plagt ihn die Neugier zu wissen, wie viel das wohl sei. Er leiht sich daher von seinem reichen Bruder ein Scheffelmafs, um in ihm das Gold zu messen. Seine Schwägerin bestreicht die Ritzen des Gefäfses mit etwas Harz, und wie sie das Mafs zurückerhält, ist am Harze Goldsand hängen geblieben. Nun eilt sie zu ihrem Manne und teilt ihm ihre Entdeckung mit. Auf Anstiften seiner Frau macht sich dieser gleich auf, um in Erfahrung zu bringen, woher der Reichtum des früher so armen Bruders stamme. Dieser erzählt ihm auch wahrheitsgetreu, wie sich alles zugetragen hat, und erklärt, diese Mühle für die Ochsenkeule bekommen zu haben, mit der er von ihm einst zum Teufel geschickt worden sei. — — — — Nun läfst es dem reichen Bauern und seiner Frau keine Ruhe, bis sie die Teufelsmühle erworben haben. Er bietet seinem Bruder den Herrenhof und all seine Besitztümer zum Tausche für die Mühle an. Endlich geht dieser auf den Handel ein. Drauf kauft sich der Reiche ein Schiff und segelt mit seiner Frau, den vier Kindern und der Mühle aufs Meer hinaus. Wie die Mühle ihm draufsen auf hoher See einiges zum Lebensunterhalt mahlen soll, spricht er zu ihr den gewohnten Spruch. Doch sie rührt und regt sich nicht, so oft er ihn auch wiederholt. Endlich wird er böse und sagt wütend:

„Malaðu bæði malt og salt,	„Mahle du sowohl Malz wie Salz,
Og malaðu í djöfuls nafni.“	Und mahle du in des Teufels Namen.“

Da setzt sich die Mühle in Bewegung und mahlt so lange, bis das Schiff mit allen Insassen versinkt. Der Teufel war jedoch hierüber sehr froh, denn er gewann durch den Tausch der Mühle sechs Seelen statt einer. — — — Der erste Mühlenbesitzer

aber, der Zeit seines Lebens reich genug war, erzieht zwei hilflose Waisen zu tüchtigen Menschen und bedenkt samt seiner Frau zur richtigen Zeit schon das Heil seiner Seele. — — —

Eine Parallele zu diesem isländischen Märchen findet sich bei Asbj. (50 „Kværnen, sem staaer og maler paa Havsens Bund“ S. 258 ff.). Der arme Mann wird vom reichen Bruder am Weihnachtsabend mit dem erbettelten Schinken zum Teufel geschickt. Vor der Hölle trifft er einen alten Mann, der ihm rät, den Schinken den Teufeln gegen eine Handmühle zu überlassen, die alles mahlt, was er nur will. Nachdem der reiche Mann seinem Bruder die Mühle abgekauft hat, kann er sie nicht zum Stillstand bringen, so dafs er sie dem Bruder entsetzt zurückgibt und dazu noch dreihundert Taler bezahlt. Zum zweiten Male wird von dem rechten Eigentümer der Mühle diese an einen Schiffer verkauft, der mit Salz handelt. Auf hoher See gibt er der Mühle den Auftrag, Salz zu mahlen. Da er nicht weifs, wie er sie abstellen mufs, mahlt sie unaufhörlich weiter, bis das Schiff versinkt. Nun mahlt sie auf dem Meeresgrunde, und seit der Zeit ist das Meer salzig.

Die Mühle, die alles mahlt, was ihr aufgetragen wird, ist schon in der altisländischen Literatur belegt. Im „Grottasöngr“ (Sæm. Edda S. 324 ff.) wird von der Mühle Grotti erzählt, die der König Fróþi geschenkt bekommt. Dieser stellt zwei gefangene Riesinnen an die Mühle und gebietet ihnen, für ihn Gold, Glück und Frieden auf der Mühle zu mahlen. Nicht länger dürfen sie sich von der Arbeit ausruhen oder Schlaf geniefsen, wie der Kuckuck schweigt oder der Vortrag eines Liedes dauert. In der Nacht mahlen die Riesinnen gegen den König ein gewaltiges Heer, das der Seekönig Mysingr befehligt. Fróþi wird im Kampfe getötet, und der Sieger bemächtigt sich neben andern Schätzen auch der Mühle. Die Riesinnen müssen auf ihr nun immer Salz mahlen, bis in der Nacht die überfüllten Schiffe versinken und im Meere an der Stelle ein Strudel entsteht. Von da an war das Meer salzig.

Auch in den ehstnischen Märchen ist von einer Zaubermühle die Rede (Kreutzw. 5 „Der Waise Handmühle“ S. 77 ff.). Ein Waisenmädchen, das von seiner Pflegemutter durch Getreidemahlen überanstrengt wird, erhält durch den guten Rat eines

Bettlers (d. h. in Wirklichkeit eines finnischen Zauberers) eine Mühle, die von selbst alles Getreide mahlt. Wie die böse Pflegemutter der Mühle sich bemächtigen will und das Gehäuse neugierig öffnet, wird sie von einer herausschlagenden Flamme zu Asche verbrannt.

In dem isländ. Märchen „Die zwölf Räuber“ (LIII) bestreicht die Schwägerin gleichfalls das geliehene Mafs innen, um zu erfahren, was mit ihm gemessen werden soll, die gleiche List wendet der reiche Bruder auch in dem Märchen „Die zwei Brüder“ (CXXV) an.

Ebenso wie in unserm Märchen hier der Mann schliefslich wütend wird und die Mühle auffordert, in des Teufels Namen zu mahlen, so sagt auch in der Erzählung „Skipamál“ (Árn. II. S. 8/9) der Schiffskapitän im Ärger zu seinen Leuten, sie sollten das Schiff, das nicht von der Stelle zu bringen ist, in des Teufels Namen in die See schieben. Darauf gleitet das Schiff plötzlich mit Macht ins Wasser, aber es geht dafür bei dieser Fahrt auch mit Mann und Maus unter.

XCII. Der Pfarrer und der Engel Gottes.

Árn. II S. 34—37. Aus „Íslenzk æfintýri“ S. 132—36.

Im Westen Islands lebte ein habgieriger, stolzer und rücksichtsloser Pfarrer, dessen Herrschaft seiner Gemeinde zu geringem Segen gereichte. — — — Eines Winters schickt er zwei Leute, die mit einem Kinde zu ihm zur Taufe kommen, ohne Erbarmen in die Kälte wieder hinaus und erklärt, dafs er jetzt das Kind nicht taufen wolle, denn man habe ihn nicht zeitig genug benachrichtigt. Die Leute gehen also wieder heim, verunglücken jedoch unterwegs. Im Sommer darauf setzt der Pfarrer auf einmal mitten in der Heuernte an einem Donnerstage eine Messe an und läfst seiner Gemeinde sagen, dafs er alle Leute zur Kirche erwarte. Wie die Stunde zur Messe gekommen ist, geht er in die Kirche, um die Messe zu halten. Lange Zeit kommt niemand, endlich nähert sich ihm ein unbekannter Mann, der ihn nach kurzem Wortwechsel auffordert, ihm zu folgen, da er ihm etwas Seltsames zeigen wolle. Draufsen an der Kirchen-

türe steht ein grofses, längliches Fafs, das auf der einen Seite mit Blut, auf der andern Seite mit Milch gefüllt ist. Der Pfarrer bemüht sich vergeblich, beide Flüssigkeiten miteinander zu mischen und fragt nun seinen Gefährten, was das bedeuten solle. Dieser bittet ihn, Geduld zu haben — er solle später darüber Aufklärung bekommen. Wie sie aus dem Kirchhof heraustreten, kommen sie zu einem Teiche, auf dem drei Vögel schwimmen. Der kleinste von ihnen fliegt dem Pfarrer auf den Kopf und krallt sich in dessen Haaren fest. Er versucht, sich seiner zu erwehren und bittet schliefslich seinen Gefährten, ihm doch zu helfen. Doch der erklärt, dazu jetzt noch nicht im stande zu sein. Sie gehen nun weiter und sehen zuerst einen Mann, der einen mächtigen Wasserfall in sich hineinschluckt und aus dem hernach das Wasser nach allen Seiten wie aus einem Schwamme wieder herausläuft. Dann treffen sie einen zweiten Mann, der gleichfalls einen Wasserfall in sich aufnimmt. Nur ist bei ihm nicht zu bemerken, dafs das verschluckte Wasser irgendwie einen Ausweg findet. Nun kommen sie an zwei furchtbar dürren, verhungert aussehenden Schafen vorbei, die im prächtigsten Wiesenlande ihre Weide haben. Den einen Augenblick verschlingen diese mit Gier das Gras, den nächsten Augenblick kämpfen sie zusammen und suchen einander von der Weide zu vertreiben. Zwei andere Schafe treffen die beiden Wanderer in einem steinigen Haidelande. Hier haben sie kaum Gras zum Fressen, und doch sind sie schön und wohlgenährt, als wenn sie das beste Futter gehabt hätten. Sie liegen wiederkäuend bei einander und stecken zärtlich die Köpfe zusammen. — Nach weiterer Wanderung gelangen die beiden zu einer Halle in einem wunderschönen Gefilde. Blumenduft strömt ihnen entgegen, Vögel singen liebliche Weisen, und aus der Halle ertönen fröhliche Klänge, Gesang und Harfenschlag. „Hier will ich bleiben“, meint der Pfarrer. Doch sein Gefährte erklärt das für unmöglich, ihm sei ein anderer Platz beschieden. Nach wieder einer Weile kommen sie zu einem Hause, das eben so häfslich und abschreckend ist, wie die Halle schön und verlockend war. Dies sei der Platz, der für den Pfarrer wie für alle bösen Menschen bestimmt sei, sagt nun der unbekannte Begleiter. Dieses schreckliche Haus gäbe

nur einen Vorgeschmack der Hölle und ihrer Qualen, ebenso wie die herrliche Halle ein Vorgeschmack der ewigen Seligkeit sei. Auf dem Heimwege erklärt nun der Fremde dem Pfarrer weiter die Bedeutung der Dinge, die sie unterwegs geschaut haben. Die fetten Schafe im steinigen Haidelande sind die armen Leute, die zufrieden sind mit dem wenigen, was Gott ihnen beschert, und die in einträchtiger Liebe bei einander sind. Die dürren Schafe auf der fetten Weide sind jedoch die reichen Leute. Sie bekommen nie genug und verbittern einander durch ihren Neid das Leben. Der Mann, der den Wasserfall verschluckt und bei sich behält, ist ein Weltkind, das die Sünden des Lebens in sich aufnimmt und sie nicht wieder fortlassen will. Der andere ist jedoch der fromme Mann, in dessen Innere die Sünde auch wohl eindringen kann, wo sie jedoch keine bleibende Stätte findet. Die drei Vögel sind die beiden Männer, die mit dem ungetauften Kinde im Winter auf dem Heimwege verunglückten, und das Blut und die Milch bedeuten die Gaben, die der Pfarrer von den armen und reichen Leuten in seiner Gemeinde an sich genommen hat. Der Vogel, der sich in seinen Haaren festgekrallt hat, ist der Rächer des ungetauft verstorbenen Kindes. Wenn der Pfarrer von ihm befreit sein will, so mufs er jetzt sogleich das Versäumte nachholen. Der Pfarrer vollzieht nun auch die Taufe und geht dann, nachdem er Besserung gelobt hatte, heimwärts. In seinem Gehöft findet er jedoch einen andern Pfarrer, der auf Befragen ihm erklärt, dafs sein Vorgänger vor sieben Jahren spurlos verschwunden sei. Der alte Pfarrer läfst sich das von dem Engel ihm Gezeigte zur Warnung dienen und geht für den Rest seines Lebens in ein Kloster.

In der norwegischen und in der sizilianischen Sammlung findet sich gleichfalls ein ähnliches Visionsmärchen. Bei Asbj. (62 „Venner i Liv og Død“) zeigt der tote Freund dem Bräutigam bei seinem Besuche im Grabe zuerst Kühe, die trotz des fetten Grases mager sind — es sind die gierigen Menschen, die nie genug haben. Dann sehen sie fette Kühe bei magerer Weide — das sind die mit wenigem Zufriedenen. Wie der Bräutigam nach dem scheinbar kurzen Besuch zur Oberwelt zurückkehrt, sind vierhundert Jahre vergangen.

Im sizilianischen Märchen (Gonz. 88 „Die Geschichte vom Spadonia“ II S. 171 ff.) kommt der Diener auf seinem Wege zum Himmel auch an einer fetten und einer mageren Wiese vorbei. Auf der fetten Wiese weiden magere Ochsen (die Wucherer) und auf der magern Wiese fette Ochsen (die Armen, die Gott vertrauen).

Köhler gibt in seinen Anmerkungen zu Gonz. und zu Bladé (Kl. Schr. S. 52) noch weitere Literaturnachweise. Eine Visionslegende, in der ein Knabe die Strafe der Bösen und den Lohn der Guten gezeigt bekommt, findet sich auch in den „Islenzk Aeventyri“ von Gering (S. 237 ff.)

XCIII. Frau Schnips.

Árn. II S. 39/40. Von Matthías Jochumsson.

Einst lebte ein altes Ehepaar von sehr ungleicher Gemütsart. Der Mann war unwirsch, faul und zu jeglicher Arbeit untüchtig, die Frau war immer tätig, machte sich an allen Ecken und Enden zu schaffen und wufste auch jedem gegenüber, mit dem sie gerade zu tun hatte, ihren Willen immer durchzusetzen. Wenn nun auch diese Frau mit ihrem Manne, der alles, was sie verdiente, wieder vergeudete, nicht gerade recht zufrieden war, so liebte sie ihn doch zärtlich. — Einst wird der Mann krank, und da sein Tod zu befürchten ist, fällt es der Frau schwer aufs Herz, dafs vielleicht seine Seele wegen seiner Untüchtigkeit im Himmel keine Aufnahme finden könne. Mit gewohnter Energie beschliefst sie nun, selber dafür zu sorgen, dafs ihr Gatte in den Himmel komme. Wie der Sterbende nun mit seinem letzten Atemzuge seine Seele aushaucht, fängt sie diese in einem Ledersacke auf, den sie dem Kranken vor den Mund gehalten hat. Darnach macht sie sich mit dem wohl verschlossenen Sacke auf den Weg zum Himmelreiche. Oben angelangt, kommt auf ihr Klopfen St. Peter an die Himmelstüre. „Guten Tag“, sagt die Frau freundlich zu ihm, „ich komme hier mit der Seele meines Jón, von dem Ihr doch sicher schon gehört haben werdet. Ich möchte Euch

nun bitten, ihn hier hineinzulassen." „Ja, ja", sagt St. Peter, „das Schlimme ist nur, dafs ich das nicht darf. Ich habe in der Tat deinen Jón schon nennen hören, aber nie in Verbindung mit etwas Gutem." Entrüstet meint darauf die Alte: „Das hätte ich doch von dir nicht geglaubt, St. Peter, dafs du so hartherzig wärest! Du scheinst vergessen zu haben, wie es dir erging, als du einst deinen Herrn verleugnetest." Wie St. Peter das hört, geht er schleunigst in den Himmel zurück und schliefst die Türe. Die Alte klopft nach einer Weile aufs neue. St. Paul kommt nun zur Pforte, bekommt aber auch von der Frau seine alten Sünden vorgehalten, wie er die Seele ihres Jón nicht in den Himmel aufnehmen will. Beim dritten Klopfen erscheint die Jungfrau Maria. Aber auch sie will die Seele des Mannes nicht in den Himmel lassen, denn er sei wirklich zu schlecht gewesen. „Das kann ich dir ja nicht übelnehmen", sagt die Alte. „Ich dachte aber doch, du hättest besseres Verständnis für die Schwächen andrer. Oder denkst du nicht daran, dafs du ein Kind hattest, zu dem du nicht einmal einen Vater auftreiben konntest?" Mehr will die Jungfrau Maria nun doch nicht hören, und so schliefst sie schleunigst die Himmelstüre. Endlich kommt der Herr Jesus zu der Frau, die unverdrossen wiederum an die Türe geklopft hat. Aber auch er will der Seele des Mannes, der im Leben nicht an ihn glaubte, den Eintritt verweigern. Wie er die Türe nun etwas langsam schliefst, wirft die Frau blitzschnell den Sack mit der Seele weit in den Himmel hinein. Dann trollt sie sich vergnügt wieder heim, da sie ja nun ihren Willen durchgesetzt hat. Ob aber die Seele des Jón nachher im Himmel verblieben ist, darüber ist nichts bekannt geworden.

In den zur Vergleichung herangezogenen Märchensammlungen kann ich keine Parallele zu diesem Schwanke nachweisen. Köhler bringt in dem Aufsatze „Sankt Petrus, der Himmelspförtner" (Aufs. S. 48 ff.) eine Anzahl von Erzählungen, die das gleiche Thema behandeln, so z. B. ein französisches, mittelalterliches Gedicht von einem Bauern, der St. Peter, St. Thomas und St. Paul ihre Sünden vorwirft und schliefslich von Gott Vater hereingelassen wird, ferner ein deutsches Gedicht des spätern Mittelalters etc. An Bürgers „Frau Schnips" ist hier

gleichfalls zu erinnern, der ja bekanntlich seinen Schwank nach einer englischen Ballade dichtete. (Leider ist das Gedicht „The wanton wife of Bath“ in der mir zur Verfügung stehenden Ausgabe von Percy's „Reliques of ancient english poetry“ nicht abgedruckt, so dafs ich es nicht zum Vergleich heranziehen kann.) Soweit ich es beurteilen kann, scheint mir das isländische Märchen das einzige zu sein, das selbst die Jungfrau Maria nicht verschont, die übrigen begnügen sich meist mit St. Peter und einigen andern Heiligen, oder aber nehmen wie Bürger eine Reihe Figuren aus dem alten Testamente hinzu.

— — — Grimm erzählt im dritten Bande (III S. 249 ff.) den Inhalt eines lateinischen Lustspiels, das Martin Heineccius im 16. Jahrhundert nach einem bekannten Märchen gedichtet hatte. Der Held, Hans Pfriem oder Meister Kecks, ist schon im Himmel drinnen, soll aber wegen seiner Unverschämtheit wieder herausgeworfen werden. Den Heiligen, die zu dem Zweck gegen ihn anrücken, hält er jedoch unentwegt all ihre Sünden vor, so dafs keiner von ihnen mehr gegen ihn etwas zu unternehmen sich getraut.

XCIV. Ich sitze auf dem Meinigen.

Lbs. 538 4to. Von Kr. Jónasarson auf Narfastaðir.

Ein Schmied, namens Pétur, ist so stark, dafs er keinen für sich tauglichen Ambos finden kann. Der Teufel verschafft ihm endlich einen, aber nur unter der Bedingung, dafs er nach zehn Jahren ihm verfallen sei. Nun pafst dem starken Schmiede jedoch kein Hammer für den Ambos. Wie der Teufel ihn nach abgelaufener Frist holen will, erklärt er dem Gottseibeiuns, er habe doch sehr wenig Nutzen von dem Ambos gehabt. Er solle ihm doch einen ebenso starken Hammer geben und ihn noch weitere zehn Jahre schmieden lassen. Der Teufel ist's zufrieden. Der Schmied arbeitet nun nach Herzenslust zehn Jahre lang darauf los, und als der Teufel kommt, ihn zu holen, findet er ihn wie gewöhnlich in seiner Werkstätte. Er ist bereit, sofort mitzugehen, nur habe er noch eine Bitte an

den Teufel. Dieser solle ihm doch noch vorher den Sack geben, in den alles hineinmüsse, was man sich hineinwünsche. Gutmütig erfült ihm der Teufel auch diese Bitte. Sofort wünscht der Schmied den Teufel in den Sack, legt diesen auf den Ambos und bearbeitet ihn aus Leibeskräften. Der Teufel winselt und fleht. Endlich wird er herausgelassen, nachdem er versprochen hat, nie wieder einen Anspruch an den Schmied zu erheben. — — Pétur arbeitet nun weiter nach Herzenslust, aber endlich mufs auch er sterben. Nun macht er sich auf zum Himmelreiche. Wie sein Namensvetter ihm die Türe öffnet, will er ihn nicht hineinlassen, weil er ja seinerzeit den Pakt mit dem Teufel gemacht habe. Pétur wendet sich darauf zur Hölle. Aber sowie der Teufel nur seiner ansichtig wird, erklärt er, der einstigen Schläge eingedenk, dafs er einen solchen Mann durchaus nicht in seinem Hause dulden könne. Dem Schmied bleibt also nichts übrig, als in seine Werkstätte zurückzukehren. Hier nimmt er seine grofse Lederschürze, ballt sie in der Hand zum Knäuel und macht sich wieder auf zum Himmelreiche. Petrus kommt an die Türe. Sowie diese sich ein wenig öffnet, wirft der Schmied die Schürze weit in den Himmel hinein. Auch jetzt will der Heilige seinen Namensvetter nicht hineinlassen, aber er erlaubt ihm auf dessen flehentliche Bitte hin wenigstens, sich seine Schürze wieder zu holen. Denn um sie selbst anzufassen und sie ihm herauszureichen, dafür ist sie dem Heiligen zu schmutzig. Der Schmied geht hinein, breitet seine Schürze aus und läfst sich gemächlich auf ihr nieder. Und auch heute sitzt er noch dort, denn allen, die ihn wieder zum Himmel hinausjagen wollen, erklärt er ganz unentwegt: „Ich sitze auf dem Meinigen“.

Bei Asbj. (21 „Smeden, som de ikke torde slippe ind i Helvede“ S. 94 ff.) macht ein Schmied einen Kontrakt mit dem Teufel, dafs er ihm nach sieben Jahren angehören wolle, wenn er ihn dafür zum besten Meister der Schmiedekunst gemacht habe. Christus und Petrus kommen einst zu diesem Schmiede und gewähren ihm drei Wünsche. Durch die Kraft dieser Wünsche bleibt der Teufel, der sein Opfer haben will, zuerst im Birnbaum, dann im Lehnstuhle sitzen, und schliefslich wird er in der Stahlbörse des Schmieds, in die er durch eine List

hineingekrochen ist, so verhauen, dafs er nie wieder Anspruch auf seine Beute erheben will. Aber nun will der Teufel später aus Angst den Schmied nicht in der Hölle aufnehmen, so dafs dieser sich zum Himmel wenden mufs. Vor ihm geht gerade ein Schneider in den Himmel ein. Der Schmied, der noch ein paar Schritte entfernt ist, wirft schnell seinen Ranzen in die Türspalte, um auf diese Weise die Türe für sich noch offen zu halten. — —

Im wälschtyroler Märchen (Schneller 17 „Der Stöpselwirt“ S. 32 ff.) bekommt ein sehr mildtätiger Wirt, der in der Not beim Teufel Geld borgen mufste, vom Herrgott drei Wünsche gewährt. Infolgedessen können die Söhne des Teufels vom Birnbaum bezw. Kanapee nicht herunter und werden von ihm gründlich verhauen. Der Teufel wird dann von ihm an die Geldkiste gebannt und soll das gleiche Schicksal haben, bis er für immer seine Ansprüche an den Wirt aufgibt. Nach dem Tode will der Teufel ihn nicht in der Hölle haben, und auch St. Peter weist ihn zurück. Da wirft er, als einigen frommen Seelen das Himmelstor geöffnet wird, seinen Hut in den Himmel. Wie er von Petrus die Erlaubnis bekommt, den Hut sich wieder herauszuholen, stellt er sich auf ihn und sagt: „Nun stehe ich auf meinem Eignen“.

Auch im märkischen Märchen (Kuhn 8 „Der Schmied und der Teufel“ S. 277 ff.) wird der Teufel, der in den Ranzen hineingekrochen ist, vom Schmied so jämmerlich verhauen, dafs er ihn später um keinen Preis in der Hölle aufnehmen will. Als auch Petrus ihm die Aufnahme verweigert, wirft er sein Ränzel in den Himmel und erbittet sich die Erlaubnis, es wieder herausholen zu dürfen. Ob er sich jedoch, um im Himmel bleiben zu dürfen, auf sein Eigentum gesetzt oder in das Ränzel hinein gewünscht habe, wird im Märchen nicht erzählt. — — —

Das deutsche Märchen vom „Bruder Lustig“ (Grimm 81 I S. 296 ff.) gehört in seinem Schlusse auch hierher. Bruder Lustig wünscht die neun spukenden Teufel in seinen Ranzen und läfst dann denselben in einer Schmiede so gründlich bearbeiten, dafs der einzige noch überlebende Teufel nachher voll Angst seine Aufnahme in der Hölle verhindert. Auch

St. Petrus will nichts von ihm wissen, nimmt aber schliefslich auf die Bitte seines einstigen Kameraden seinen Ranzen zurück. In diesen wünscht sich Bruder Lustig hinein, und so gelangt er in den Himmel.

Im dritten Bande gibt Grimm in den Anmerkungen zum „Spielhansel" (S. 131 ff.) eine ganze Reihe von Erzählungen, die mit unserm isländischen Märchen darin überein stimmen, dafs der Teufel im Sack oder Ranzen vom Schmied gründlich verhauen wird, und dafs nachher der listige Schmied dadurch in den Himmel kommt, dafs er irgend etwas, das ihm gehört, in den Himmel wirft und sich dann im Himmel auf seinem Eigentum niederläfst.

Köhler (Aufs. S. 59) macht bei der Besprechung der hierher gehörigen Märchen darauf aufmerksam, dafs wir in dem Ausspruche des Schmieds: „Ich stehe oder sitze auf meinem Eignen" die alte Rechtsanschauung von der Unverletzlichkeit des Besitzes haben, aus dem der Besitzer nicht verdrängt werden darf.

Maurer erzählt von dem bekannten isländischen Zauberer Þorleifur, genannt Galdra-Leifi, dafs er einen Pakt mit dem Teufel gemacht habe, doch unter der Bedingung, dafs der Teufel ihm vor dem Ablauf der Frist noch drei Wünsche erfüllen müsse. Er wünscht sich nun einen Sack, aus dem wider seinen Willen nichts mehr herauskommen kann, was einmal drinnen ist, ferner einen Prügel, mit dem er beim Schlagen nie müde wird, und drittens, dafs der Teufel selber in den Sack fährt. Sowie er drinnen ist, verhaut ihn Þorleifur so furchtbar, dafs er aus dem Sacke schliefslich wieder herausfährt. Dadurch hat er aber den Vertrag gebrochen, und Þorleifur ist infolgedessen vom Teufel befreit.

XCV. Das Bäuerlein im Himmel.

Lbs. 537 4to.

Ein armes Bäuerlein war so unwissend, dafs es weder das Vaterunser kannte noch wufste, wie es sich bekreuzigen

sollte. Einst kam der Tod zu ihm und erklärte, es sogleich wegen seiner Gottlosigkeit in die Hölle schleppen zu wollen. Das Bäuerlein bat um drei Jahre Frist, damit es bis dahin wenigstens das Vaterunser lernen könne. — — Als nach dieser Zeit der Tod zurückkehrt, hat das Bäuerlein sein Vorhaben total vergessen und bittet sich noch einmal drei Jahre aus. Aber auch diese vergehen, ohne dafs das Bäuerlein das Vaterunser lernt. Jetzt wird der Tod böse, packt es ohne Erbarmen und schleppt es mit sich. Schon will er den Ärmsten einen Abgrund hinunter in die Hölle werfen, da erbittet sich das Bäuerlein vorher noch drei Dinge: einen festen Sack, ein unzerreifsbares Band und einen kräftigen Prügel. Der Tod händigte ihm sogleich das Gewünschte ein und wirft ihn dann zur Hölle hinunter. Eine ganze Teufelsschar stürzt sich hier sogleich auf unser Bäuerlein los, um es zu peinigen. Dieses hat auch gar nichts dagegen einzuwenden, nur möchte es vorher doch gar zu gerne noch sehen, ob die Teufel sich so klein machen können, dafs sie alle zusammen Platz in seinem Sack finden. Das sei eine Kleinigkeit, meinen die Teufel und kriechen alle hinein. Sowie sie drinnen sind, bindet unser Bäuerlein den Sack schnell zu und schlägt nun aus Leibeskräften auf ihn los. Die Teufel winseln und wehklagen, und schliefslich versprechen sie, es wieder zur Erde zu tragen und für immer verschonen zu wollen. Wie das Bäuerlein zur Erde zurückkehrt, ist der Tod gerade im Begriff, zum Himmel aufzusteigen. Im letzten Augenblick hängt sich das Bäuerlein an seine Fufsspitzen und kommt so zur Himmelstüre. In derselben sitzt St. Peter in aller Gemächlichkeit. Eine Weile kratzt ihn das Bäuerlein ganz bescheiden am Fufse, dann wird es die Sache leid und beifst den Heiligen in den grofsen Zeh. St. Peter zieht im Schmerze das Bein schnell in die Höhe, so dafs unser Bäuerlein, das am Fufse hängt, durch die plötzliche Bewegung in grofsem Bogen in den Himmel geschleudert wird. Aber da ist es so erschrocken, das es sich ängstlich hinter der Himmelstüre auf den Boden kauert. Und dort soll's noch heute sitzen.

Zu diesem originellen kleinen Schwanke weifs ich keine Parallele anzugeben.

In den meisten dieser Erzählungen vom überlisteten Teufel wird dieser veranlaſst, selbst in einen Sack, eine Börse, Flintenröhre usw. zu kriechen, um dem zweifelnden Menschen zu zeigen, wie klein er sich machen kann. Auch Sæmundur fróði bekommt auf solche Weise den Teufel in seinen Dienst (vgl. Árn. I, S. 495).

XCVI. Von der Frau, die das Butterfaſs leer nascht.

Árn. II S. 509/10. Nach einer verbreiteten Erzählung im Borgarfjörður.

Ein altes Bauernpaar kauft ein Faſs voll Butter zum Wintervorrate. Um es recht gut aufzuheben, geben sie es dem Könige, der es auch sorgsam wegstellen läſst. Die Alte bekommt jedoch Lust, von ihrer Butter heimlich zu naschen. Sie sagt also ihrem Manne, sie sei zur Kindtaufe gebeten, und macht sich auf ins Königreich. Hier nimmt sie einen guten Teil der Butter und geht dann heim. Der Mann fragt, wie das Kind getauft worden sei. „Rand heiſst das hochgeborene Mädchen“, sagt die Alte. Nach einiger Zeit ist ihr Buttervorrat zu Ende, und da behauptet sie wiederum, ins Königreich zur Taufe geladen zu sein. Diesmal ist das Kind nach ihrer Behauptung „Mitte“ genannt worden. Wie sie zum dritten Male zum Naschen geht, ist der Name des getauften Kindes „Bodenrand“, und als sie bei ihrem letzten Besuche die Buttertonne ganz ausgegessen hat, erzählt sie ihrem Manne von dem Knaben, der den Namen „Boden“ in der Taufe empfangen habe. — In der Winterszeit werden nach und nach in der Hütte die Vorräte knapp, und auf Vorschlag des Alten wollen sie nun ins Königreich gehen, um ihre Buttertonne zu holen. Die Tonne wird ihnen vom Könige auch richtig ausgeliefert, doch wie sie sie zu Hause öffnen, ist auch nichts mehr von Butter in ihr zu entdecken. Die Alte ist darüber ebenso erstaunt wie ihr Mann. Auf einmal fällt ihr Auge auf eine Brummfliege, die sich auf den Rand der Buttertonne gesetzt hat. „Da kommt der infame Dieb“, sagt die Frau entrüstet und macht ihren Mann auf die Fliege aufmerksam. „Die hat natürlich all' unsere Butter aus der Tonne gegessen.“

Das leuchtet dem Bauern ein, und er kommt nun mit seinem Fischhammer, um die Fliege zu töten. Aber wenn er auch alles andere in der Hütte kurz und klein schlägt, die Fliege entwischt ihm immer. Endlich kann er nicht mehr und setzt sich halbtot vor Ermüdung nieder. In diesem Augenblicke ruht sich die Fliege auf der eigenen Nase ihres Verfolgers aus. „Nimm es wahr, solang sie auf der Nase sitzt“, ruft er eifrig seiner Frau zu. Und diese besinnt sich nicht lange. Sie schlägt mit dem Hammer so kräftig auf ihren Mann, dafs er tot zu Boden fällt, während die Fliege lustig davonfliegt. — — —

Dieser kleine Schwank findet sich in den Märchensammlungen der Fær-oer (Fær. 51 „Revur og bjødn S. 436/7), Norwegens (Asbj. 17 II „Ræven snyder Bjørnen for Julekosten“ S. 75/6), Schleswig-Holsteins (Müllenh. XXVIII „Fuchs und Wolf“ S. 468), Deutschlands (Grimm 2 „Katze und Maus in Gesellschaft“ I S. 4 ff.), Lothringens (Cosquin 54 „Le loup et le renard“ II S. 156 ff.) und Griechenlands (Hahn 89 „Vom Wolf, der Füchsin und dem Honigtopfe“). In all’ diesen Märchen sind es zwei Tiere, die miteinander Proviant haben, den das schlauere der beiden Tiere unter dem Vorwande, zu Gevatter gebeten zu sein, heimlich auffrifst. Nachher wird dann der Streich entdeckt, aber auch jetzt noch wird das dümmere Tier an der Nase herumgeführt. Das isländische Märchen unterscheidet sich sehr bezeichnend darin, dafs das Tiermärchen auf Menschen übertragen ist. Der betrogene Ehemann entdeckt hier auch nicht einmal die List seiner Frau, sondern er glaubt tatsächlich, dafs die Fliege der Dieb sei. Dadurch kommt dann noch ein neuer Zug in die Erzählung: Dafs der Mann erschlagen wird, weil die Frau auf seiner Nase eine Fliege töten will, ist ein Motiv, das sich schon im Pantschatantra findet. Der Affe, der des Königs Schlaf bewachen soll, erschlägt seinen Herrn, weil er von dessen Kopf eine Biene verjagen will (Benf. II S. 155). Hierzu gibt Benfey noch eine Parallele im ersten Bande des Pantschatantra, wo ein Sohn aus ähnlichem Grunde seinen Vater tötet (Benf. I S. 292). Auch Straparola erzählt von einem Diener (13. Nacht 4. Fabel II S. 354 ff.), der auf der Stirne seines schlafenden

Herrn eine Fliege töten will und bei der Gelegenheit seinen schlafenden Herrn erschlägt.

Zu dem ersten Teile unseres Märchens, dem Butterdiebstahle unter dem Vorwande, zu Gevatter gebeten zu sein, gibt Köhler (Kl. Schr. S. 105 ff.) noch weitere Literatur an. Ebenso finden sich weitere Nachweise in den Anmerkungen bei Grimm und Cosquin.

XCVII. Meine Frau will etwas für ihren Knopf haben.

Árn. II S. 508/9.· Von dem Maler Sigurður Guðmundsson.

Ein armes Bauernpaar hat als einzigen Schatz einen goldenen Knopf an der Spindel. Wie eines Tages die Alte im Freien sitzt und spinnt, springt der Knopf ab und ist nirgends zu finden. Nach der Rückkehr des Mannes erzählt sie ihm ihren Verlust. Dieser meint, dafs der Elbe Kiðhús, der in der Nähe im Hügel wohne, sicher den Knopf gestohlen habe. Er wolle hingehen und sein Eigentum zurückfordern oder etwas anderes dafür verlangen. Er geht nun und schlägt lange Zeit stürmisch mit einem Knüttel gegen den Hügel. Endlich fragt Kiðhús:

„Hver bukkar mín hús", — „Wer klopft an meine Wohnung?"

Darauf sagt der Mann:

„Karl er þetta, Kiðhús minn,
Kerling vill hafa nokkuð fyrir snúð sinn." — „Ich bin's, der Mann, lieber Kiðhús,
Meine Frau will etwas für ihren Knopf haben."

Auf die Frage des Elben, was er sich wünsche, verlangt der Bauer eine Kuh, die jedesmal ein Viertelfafs Milch gibt. Mit dieser geht er dann heim. Als am anderen Tage die Bäuerin alle Gefäfse mit Milch angefüllt hat, fällt ihr ein, Grütze zu kochen, aber es fehlt ihr dazu das Mehl. Jetzt geht der Mann wieder zu Kiðhús und bittet als Entgelt für den Knopf auch um Mehl. Der Elbe gibt ihm eine Tonne voll. Nachdem das Bauernpaar sich die Grütze hat schmecken lassen, überlegt es sich, dafs es die Überreste der Jungfrau Maria bringen wolle. Um aber in den Himmel zu kommen, bedarf es

einer Leiter. Kiðhús mufs auf die Bitte des Mannes auch diese liefern, trotzdem er nun ärgerlich fragt, ob der verdammte Knopf denn noch nicht abbezahlt sei? Das Bauernpaar steigt nun mit dem Grützentopfe zum Himmel hinauf. Wie es schon in beträchtlicher Höhe ist, wird es schwindlig und stürzt kopfüber hinunter. Seine Köpfe und der Topf springen beim Fall in Stücke, so dafs das Gehirn und die Grütze nach allen Seiten durch die Welt zerstreut werden. Dort, wo das Gehirn auf das Gestein kam, sieht man auch heute noch weifse Flecken, und wo die Grütze hinspritzte, zeigen sich gelbe Flecken auf den Steinen.

Dieses Märchen stimmt im Grundgedanken mit dem deutschen Märchen „von dem Fischer und syner Fru“ (Grimm 19 I S. 73 ff.) überein. Es ist nur viel dürftiger erzählt und unterscheidet sich auch durch den tragischen Schlufs. —

Der Zug, dafs der Mann von dem Elben etwas zum Entgelt für sein gestohlenes Eigentum verlangt, findet sich auch in einem norwegischen Märchen (Asbj. 7 „Om Gutten, som gik til Nordenvinden paa Krav“ S. 32 ff.). Hier nimmt der Nordwind einem armen Burschen das Mehl fort, und dieser fordert hierfür Entschädigung. Im weiteren Verlauf geht dann dieses Märchen in die Erzählung vom „Tischlein deck' dich“ über.

XCVIII. Die dummen Weiber.

Lbs. 538 4to.

Ein Bauer schickt einmal eine alte Frau mit einer Kuh und einer Henne zum Verkaufe aus. Sie soll für die Kuh sechzehn Reichstaler und für die Henne sechzehn Schillinge fordern. Die Alte bietet nun die Kuh für sechzehn Schillinge aus und wird sie dafür sogleich los, aber niemand will für die Henne sechzehn Reichstaler geben. Auf einem Gehöfte wird der Frau ein Lager auf einem Haufen von Daunen gegeben. Am andern Morgen ist die Alte ganz mit Federn bedeckt und bildet sich ein, ein Adler geworden zu sein. Sie kehrt nun heim, indem sie auf dem Wege als Adler immer

zu fliegen versucht. Der Bauer trifft sie bei diesen Bemühungen schon unterwegs an. Wie er die Geschichte ihres Verkaufs hört, weifs er sich vor Wut kaum zu lassen. Aber ehe er der Alten ihre Dummheit ordentlich heimzahlt, will er versuchen, ob er nicht drei gleich dumme alte Weiber findet. Er macht sich auf den Weg und kommt an eine Hütte. Hier sieht er, wie eine alte Frau in ihrer Schürze aus dem Innern des Hauses die Dunkelheit heraus und Licht hineinzutragen versucht. Er verspricht der Alten, ihr zu helfen, wenn sie ihm dafür ordentlichen Lohn geben wolle. Diese ist's zufrieden. Nun bringt der Bauer in der Hütte Fenster an, bekommt dafür viel Geld und zieht vergnügt weiter. Nach einer Weile gelangt er an ein anderes Gehöft. Hier sieht er, wie eine Alte mit einem Holzschlägel eifrig den Kopf ihres Gatten bearbeitet. Auf Befragen erzählt sie, dafs ihr Mann nun schon lange Zeit vergeblich versuche, den Kopf durch sein Hemd zu stecken, trotzdem sie sich eifrig bemühe, ihm dabei zu helfen. Der Bauer schneidet nun oben ins Hemd die nötige Öffnung, der Kopf des Alten kommt durch, und Mann und Frau sind entzückt, ihm durch Geld seine Hilfe reichlich lohnen zu können. — Nun kommt der Bauer an ein Gehöft, wo ein altes Ehepaar wohnt. Die Frau hier ist zum dritten Male verheiratet. Sie fragt den Bauern, woher er komme, und dieser sagt: „Gerade aus dem Himmelreiche." „Ach, dann kannst du mir gewifs sagen, wie es meinen beiden ersten Männern ergeht", meint die Alte. „Was macht mein erster Pétur?" „Ja, dem geht's schlecht. Wie du weifst, hatte er ja keine ordentlichen Kleider, und nun ist er fast nackt und kann auch nirgends Unterschlupf finden." Sofort gibt ihm nun die darüber erschrockene Frau einen ganzen Sack voll Kleider und einen Beutel voll Geld und bittet ihn flehentlich, das alles doch ihrem Manne mitzubringen. — Pétur dem zweiten geht es nach der Aussage des Bauern aber auch schlecht. Ihm sendet die liebende Gattin zwei Pferde und das, was sie noch an Geld und Habseligkeiten übrig hat. Nach Empfang dieser Gaben zieht der Bauer vergnügt heimwärts. — Wie Pétur der dritte nach Hause kommt, ist er sehr wenig erbaut, die Hütte ganz ausgeräumt zu finden.

Aber seine Alte tröstet ihn und sagt, dafs diese Gaben auch ihm nützen würden, wenn er dereinst ins Himmelreich käme. — Unser Bauer bringt Geld, Kleider und Pferde nach Hause zurück und vergibt um der übrigen dummen Weiber willen der dummen Alten den törichten Verkauf.

Der gleiche Schwank, nur noch etwas ausführlicher erzählt, findet sich in der norwegischen Märchensammlung (Asbj. 10, „Somme Kjærringer ere slige“ S. 45ff.). Die Frau des Bauern geht hier in die Stadt, um die einzige Kuh und eine dürre Henne zu verkaufen. Sie begegnet dem Schlächter, dem sie die Kuh für eine Mark, das Huhn aber für zehn Taler anbietet. Die Kuh will dieser gern für den Preis nehmen, für das Huhn habe er jedoch gerade keine Verwendung. Wie die Frau in der Stadt keinen Käufer für das teure Huhn findet, kommt sie zum Schlächter zurück und verlangt von ihm, dafs er nun auch das Huhn kaufe. Der Mann will später darüber reden — vorläufig solle sie erst einmal etwas bei ihm essen. Er gibt ihr nun so viel Branntwein, dafs sie total betrunken wird. Darauf taucht er sie in eine Teertonne und wälzt sie dann in Federn. Wie die Frau erwacht, weifs sie nicht, ab sie es selbst ist oder aber irgend ein grofser Vogel. Weil Hund und Kalb sie daheim nicht zu kennen scheinen, kommt sie zur Überzeugung, dafs sie tatsächlich ein Vogel sei und versucht nun zu fliegen. Der Mann erkennt sie schliefslich und hört nun die Geschichte ihres Verkaufs. Wie er sich aufmacht, um drei ebenso dumme alte Weiber zu finden, bekommt er von der Frau, die in einem Eimer Sonne in ihre Hütte tragen will, dreihundert Taler, nachdem er in die Wände die vergessenen Fenster geschlagen hat. Von dem Ehepaar, das sich mit dem Anziehen des Hemdes vergeblich quält, erhält er die gleiche Summe für das Loch, das er für den Hals ins Hemd hineinschneidet. Und die Bäuerin, die von ihm hört, dafs es im Himmelreiche ihrem zweiten Manne (Peter dem zweiten) so schlecht geht, gibt ihm Wagen und Pferd, Kleider und Geld für den Verstorbenen. Peter der dritte, dem seine Frau dies erzählt, will dem Betrüger nacheilen, verliert jedoch durch eine List auch noch sein Pferd. — Wie der Bauer mit all seinen Schätzen

nach Hause kommt, hat seine Frau in Ermangelung von Saatkorn Salz gesät. Denn es würde ja immer gesagt, „wer etwas säe, würde auch etwas ernten". — —

Bei Müllenh. (X, „Die dümmste Frau" S. 413 ff.) verkauft die dumme Frau des Müllers einem unbekannten Schlächter fünf Ochsen in der Weise, dafs er zwei, ohne sie zu bezahlen, mitnimmt und die drei übrigen zum Pfande läfst. Der Müller findet nun eine Gräfin, die seiner Erzählung, beim Tanze aus dem Himmel gefallen zu sein, Glauben schenkt, und die ihm für ihren verstorbenen Gatten nun vierhundert Golddukaten, Stoff für einen Anzug und Speise und Trank mitgibt. Auch hier wird der nacheilende Sohn um sein Pferd betrogen. — —

Im englischen Märchen (Jac. I, „The three Sillies" S. 9 ff.) geht der Freier der „klugen Else" aus, um drei ebenso grofse Toren, wie seine Braut ist, zu finden. Er trifft zuerst eine Frau, die ihre Kuh aufs Dach zu ziehen versucht, damit sie dort oben das Gras fressen kann. Ein Mann weifs nicht, wie er seine Hosen anziehen soll und ist dankbar für die Unterweisung. Und in einem Dorfe sind alle Einwohner um einen Teich versammelt und bemühen sich, den Mond herauszufischen, der augenscheinlich ins Wasser gefallen ist.

Bei Grimm (104, „Die klugen Leute" II S. 68 ff.) und ebenso bei Suterm. (23, „Die dumme Grete" S. 70 ff.) geht der Mann einer dummen Frau aus, um eine noch dümmere Frau zu suchen. Auch er findet eine, die von ihm glaubt, er sei aus dem Himmel gekommen, und die ihm nun Gaben für ihren verstorbenen Mann mitgibt.

Auch ein wälschtyroler Märchen erzählt von der dummen Frau, die durch mancherlei Streiche ihren Mann so erbost, dafs er ausgeht, um eine noch dümmere Frau zu finden (Schneller 56, „Die närrischen Weiber" S. 162 ff.). Er trifft eine Frau, die mit einer Heugabel Nüsse aus einem Korbe schöpfen will, dann eine zweite, die auf dem Hausdache sitzt und spinnt, damit der Faden recht lang werde, und hierauf eine dritte Alte, die in einem Siebe von draufsen Wärme in ihre Keller trägt. Wie er bei der vierten Frau vorbeikommt, ist die gerade beschäftigt, einen Esel, der mit allen Vieren um sich schlägt und gewaltig schreit, in die Höhe zu ziehen.

Auf Befragen erklärt sie, dafs ihr die Bruthenne von den Eiern weggelaufen sei. Nun solle der Esel ihr diese ausbrüten, aber das dumme Vieh wolle sich nicht einmal heraufziehen lassen. —

Weitere Nachweise zu dem Manne, der drei noch dümmere Weiber wie das seinige suchen will, finden sich bei Köhler (Kl. Schr. S. 81/2).

Dafs die Preise zweier Tiere von einem dummen Menschen verwechselt werden, wird auch in einem französischen Volksmärchen erzählt (Köhler, Kl. Schr. S. 97). Cadet-Cruchon, ein ausgemachter Tölpel, verkauft drei Lämmer für zwölf Sous das Stück, bekommt aber dann nirgends für seine Henne einen Taler.

Das Motiv von der beschränkten Frau, die einem Manne, von dem sie glaubt, er sei aus dem Himmel gekommen, Gaben für irgend einen verstorbenen Angehörigen mitgibt, wird für sich stehend vielfach in einem Schwanke benutzt. Es findet sich schon in den Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts (Pauli Nr. 463 S. 274, siehe auch Anm. S. 527) und wurde von Hans Sachs dramatisch bearbeitet. In den von mir verglichenen Märchensammlungen kann ich dieses Motiv noch bei Schott (43, „Die Botschaft vom Himmel“ S. 291 ff.), Jac. I („Jack Hannaford“ S. 40 ff.), Cosquin (22, „Jeanne et Brimborian“ I S. 237 ff.) und Schmidt (25, „Die Sendung in die Unterwelt“ S. 125 ff.) nachweisen.

XCIX. Das Gastgeschenk der Jungfrau Maria.

Lbs. 538. 4 to.

Ein Bauernpaar wohnt mit seiner einzigen Tochter in einer Hütte. Einst wollen die beiden Alten zur Jungfrau Maria wallfahrten. Die Frau will ihr einen Butterklumpen, einen Flicklappen und einen Mehlsack zum Geschenke mitbringen, der Mann ein Bindfadenstück, einen Hammer und eine Ledersohle. Ehe sie weggehen, verschliefsen sie ihre einzige Tochter in die Vorratskammer und verstecken den Schlüssel unter dem Feuerplatze. Wie sie ein Stück weit

gegangen sind, begegnen sie dem ihnen unliebsamen Freier der Tochter. Die Alte sagt zu ihm triumphierend: „Jetzt kannst du nicht zu unserer Tochter, denn wir haben sie in der Vorratskammer eingeschlossen und den Schlüssel unter dem Feuerplatz verborgen.“ Das läſst sich der junge Mann nicht zweimal sagen. Er eilt sogleich zur Geliebten und nutzt die Abwesenheit der Eltern gründlich aus. Die beiden Alten ziehen nun weiter, bis sie an einen Lehmplatz kommen, in dem groſse Sprünge sich befinden. Da sagt die Frau: „Es erbarmt Einen zu sehen, was die Erde hier leidet. Der Jungfrau Maria wird es wohl gleich sein, ob man ihr Gutes tut oder den Armen.“ Und damit schmiert sie die Butter in die Sprünge. Später kommen sie in einen Wald, wo sie viele kleine Holzstücke finden. Darauf sagt die Alte dasselbe und näht alle Flicklappen um die Holzstücke. Nachdem sie wieder eine Weile gewandert sind, kommen sie an einen Fluſs, den sie schon von weitem brausen hören. „Ach Gott“, sagt die Frau, „was muſs der Hunger haben, daſs er so jammert. Der Jungfrau Maria wird es wohl gleich sein, ob man ihr Gutes tut oder den Armen.“ Und damit wirft sie alles Mehl in den Fluſs, und als er noch nicht stille ist, veranlaſst sie den Mann, auch noch die Ledersohle nachzuwerfen. — Jetzt kommen sie auf der Wallfahrt wieder durch einen Wald. Die Mücken werden sehr lästig, ja, eine setzt sich sogar der Frau auf die Nase. Wie der Bauer das sieht, ärgert er sich darüber und haut mit dem Hammer zu, so daſs von dem Schlag die Alte in Ohnmacht fällt. Nun bekommt der Mann einen Schrecken und läuft eilends fort. Er kommt an eine groſse Rinderherde, wo ihm eine rote junge Kuh hier besonders in die Augen sticht. Er befestigt das Bindfadenstück an ihren Hörnern und führt sie mit sich fort. Beim Weiterwandern überlegt er so: „Die Kuh bringe ich dem Könige. Dieser ist darüber so erfreut, daſs er mir erlaubt, unter seinen Kostbarkeiten auszusuchen, was ich will. Ich wähle mir dann seine Tochter zur Frau, und diese wird mir einen Sohn gebären. Wenn ich den dann einmal auf den Knien habe, wird er mich naſs machen, und dann werde ich aufspringen und mich schütteln.“ Wie der Bauer

so weit gekommen ist in seinen Phantasieen, steht alles so lebhaft vor ihm, dafs er sich schon jetzt so schüttelt, dafs seine steife Felljacke knistert. Die Kuh, die sehr scheu ist, erschrickt und zieht ihn fort. Gerade sind sie auf einer schmalen Felsenklippe, und von hier purzeln sie beide in die Tiefe. Der Sturz schadet jedoch weder dem Alten, noch der Kuh. Unten findet er seine Frau wieder, und nun ziehen die beiden Alten mit der Kuh vergnügt nach Hause und halten das Tier für ein Gastgeschenk der Jungfrau Maria.

Zu diesem Schwank kann ich keine Parallele angeben. Nur einzelne Züge aus diesem Märchen finden sich auch in andern Märchen wieder. Das Catherlieschen des deutschen Märchens (Grimm 59 „Der Frieder und das Catherlieschen“ I, S. 225 ff.) hat gleichfalls Mitleid mit dem zerrissenen Erdreich und bestreicht es deshalb mit der mitgenommenen Butter. —

Dafs ein Mensch an irgend ein Besitztum Zukunftshoffnungen knüpft und sich so sehr in diese angenehme Träume vertieft, so dafs er irgend eine für sein Besitztum verhängnisvolle Bewegung macht, wird schon im Pantschatantra erzählt (Benf. II, S. 345/6). Ein Brahmane knüpft an seinen Topf voll Reisbrei schöne Zukunftspläne. Er sieht sich reich geworden, verheiratet und als Vater eines kleinen Sohnes. Da die Mutter nicht auf das Kind achtet, so gibt er ihm einen väterlichen Fufstritt. Er trifft jedoch den Reistopf und ist durch das Zerbrechen des Topfes um alle seine Zukunftshoffnungen betrogen. —

In ähnlicher Weise träumt in 1001 Nacht ein Büfser (5. Bd. XV, S. 117 ff.). Er prügelt in Gedanken schon seinen Sohn, für den Fall, dafs er ihm dereinst nicht gehorchen wolle, trifft jedoch mit dem Stocke nur seinen Butterkrug.

Im deutschen Märchen (Grimm 164 „Der faule Heinz“ II, S. 230 ff.) wird von dem faulen Ehepaare, das sich über ein Kind, das nur in Zukunftsträumen existiert, zankt, der Honigtopf entzweigeschlagen.

Und im wälschtyroler Märchen (Schneller 47 „Die Bruthenne“ S. 130) wird die Bruthenne, mit deren Eiern das Ehepaar solche Hoffnungen verbindet, durch das Zerbrechen der Bettstatt erdrückt.

C. Wer ist der Dummste?

Árn. II S. 539/40.

Einst zanken sich zwei Frauen, wer den dummsten Mann habe. Schliefslich kommen sie überein, doch einmal zu versuchen, wer von den beiden als der Dummste sich ausweise. Die eine beginnt nun daheim am leeren Rocken zu spinnen und sagt ihrem heimkehrenden Manne, der sie deswegen erstaunt zur Rede stellt, dafs sie feine Wolle, die man vor Feinheit gar nicht sehen könne, zu einem Anzug für ihn spinne. Nachdem die Frau eine Weile so gesponnen hat, trägt sie die Wolle, die man gar nicht sehen kann, zum Webstuhle und wirkt hier einen Stoff, den man ebensowenig sieht. Dann wäscht und schlägt die Frau das unsichtbare Gewebe und schneidet und näht schliefslich einen Anzug aus ihm. Hierauf ruft sie ihren Mann und erklärt, sie wolle ihm helfen, das neue Gewand auch richtig anzuziehen. Der Mann sieht zwar nichts und fühlt nichts auf seinem nackten Körper, ist aber dennoch furchtbar stolz auf seine schöne Kleidung und seine kunstfertige Gattin. — Die andere Frau fragt ihren Mann, sowie er heimkommt, warum er denn aufser Bett sei, er sei doch schwerkrank. Der Mann läfst sich denn auch bereden und legt sich zu Bett. Nach einiger Zeit erklärt die Frau, nun müsse sie ihn in den Sarg legen, denn nun sei er gestorben. Der Mann bittet sie, das doch um Gotteswillen nicht zu tun, bekommt jedoch zur Antwort, er solle nur schweigen, er sei ja doch schon seit dem Morgen tot. Es wird der Begräbnistag angesetzt, die Leichenträger werden bestellt und die Freunde zur Beerdigung eingeladen. Mit den Leidtragenden kommt auch der erste Ehegatte, nackt wie ihn Gott geschaffen hat, nach seiner Überzeugung jedoch prächtig gekleidet. Bei seinem Anblick brechen alle in lautes Gelächter aus, und der Tote, der durch ein kleines Fensterchen im Sarge ihn sehen kann, ruft so laut er nur kann: „Nun würde ich lachen, wenn ich nicht schon tot wäre.“ Wie man den Toten reden hört, befreit man ihn aus dem Sarge. Der Schelmenstreich der beiden Frauen wird bekannt, und beide empfangen beim nächsten Thing ihre Strafe.

Am nächsten steht diesem isländischen Schwanke ein norwegisches Märchen (Asbj. 78 „Dumme Mænd og Trold til Kjærringer“ S. 80ff.). Hier wetten auch zwei Frauen um die Dummheit ihrer Männer. Die erste macht ihrem Manne weifs, er sei gestorben, und die andere spinnt, webt und näht Kleider, die gar nicht existieren. Der nackte Mann kommt zum Begräbnis des Freundes, und wie der vermeintliche Tote ihn sieht, bricht er in helles Gelächter aus und erklärt, dafs dieser Spafs „zum Totlachen“ sei.

Im dänischen Märchen wetten die Nachbarsfrauen um ein Schnäpschen an jedem Sonntag, wer von ihnen ihrem Manne den besten Streich spielen könne (Grundtv. I 19 „De lystige Koner“ S. 221ff.). Die Schneidersfrau veranlafst ihren Mann, als Hund nachts das Haus zu bewachen, die Tischlersfrau macht ihrem Manne weifs, er sei gestorben, und die Frau des Schmieds zieht ihrem schlafenden Manne die Kleider aus, streicht ihn schwarz an und weckt ihn, um ihn so zum Leichenbegängnis zu schicken. Bei seinem Anblick sagt der vorgebliche Tote: „Wenn ich nicht schon tot wäre, so müfste ich mich jetzt über dich zu Tode lachen.“

In einer mittelalterlichen Erzählung wird dieser Schwank nur sehr verstümmelt wiedergegeben. (Gesammt. II XLV „Der begrabene Ehemann“ S. 357ff.). Eine Frau bringt ihren Mann dazu, dafs er aus Liebe zu ihr alles glaubt, was sie sagt. Schliefslich redet sie ihm ein, er sei krank, und dann, er sei gestorben. Sie läfst ihn begraben, und als der Tote sich meldet, erklärt der Pfarrer, ihr Liebhaber, es rede der Teufel aus dem Toten. Nach von der Hagen (Bd. II, S. XLIXff.) ist das Vorbild dieser Erzählung das altfranzösische Gedicht von Jean de Boves. Hier sieht der eingebildete Tote seine Frau mit ihrem Liebhaber, dem Pfarrer, in vertraulichem Verkehre und erklärt, er würde ihn totprügeln, wenn er nicht tot wäre.

Ausführlich behandelt diesen Schwank Liebrecht in seinem Aufsatz „Von den drei Frauen“ (Zur Volkskunde, S. 124ff.). Die ursprüngliche Einleitung dieser Erzählung scheint die gewesen zu sein, dafs drei Frauen einen Ring fanden und sich um ihn stritten. Schliefslich einigten sie sich, dafs diejenige ihn bekommen solle, die ihrem Manne den besten Streich spielen

würde. Die Possen, welche diese Frauen ihren Männern antun, weichen in den verschiedenen Erzählungen von einander ab — die in unserem isländischen Schwank gespielten Streiche finden sich aber auch schon in einer altdeutschen Erzählung („Von den dreyen Frawen." Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, gesammelt durch Adalbert von Keller. Stuttgart 1855. XXXV. Public. des literar. Vereins, S. 210ff.).

CI. Der Däumling im Kuhmagen.

Dav. 161/2. Aus der noch ungedruckten Sammlung von Jón Árnason.

Ein Bauernpaar hat einen winzigen Sohn, der Lítill Trítill heifst. In Abwesenheit der Eltern soll dieser das Gehöft bewachen und zur richtigen Zeit der Kuh zu fressen geben. Er vergifst das Tier aber vollständig. Erst spät abends denkt er an die Kuh und schleppt einen Korb voll Futter in den Stall. Mittlerweile ist sie aber so hungrig geworden, dafs sie mitsamt dem Korb auch Lítill Trítill verschluckt. Wie die Eltern nach Hause kommen, suchen sie allenthalben ihr Söhnchen und rufen nach ihm. „Ich bin drinnen in der Kuh, um mir Talg zu holen", ruft er ihnen zu. Darauf schneiden die Eltern der Kuh den Bauch auf, bis Lítill Trítill mit einer ganzen Ladung Talg heraushüpft. Nachdem der Bauch wieder zugenäht worden war, ist auch die Kuh ebenso gesund wieder wie früher.

Die meisten der Erzählungen vom Däumling berichten von mehreren Abenteuern, die der Kleine zu bestehen hatte — in mehreren dieser Märchen, wie z. B. im „Daumesdick" (Grimm 37 I, S. 144ff.) und „Le petit poucet" (Cosquin 53 II, S. 147ff.), findet sich auch der Zug, dafs eine Kuh den Kleinen verschluckt und er aus ihrem Innern heraus den suchenden Eltern antwortet. Bei Cosquin II, S. 150ff. werden in den Anmerkungen ausführliche Literaturnachweise zum Märchen vom Däumling gegeben. — Diese kleine Erzählung ist das einzige Däumlingsmärchen, das ich unter den isländischen Märchen nachweisen kann.

CII. Der gute Tausch.

Árn. II S. 530/1.

Ein Bauernpaar ist nach und nach so arm geworden, dafs es nur noch einen Goldkamm besitzt, den die Frau sich von früher aufgespart hatte. Diesen gibt die Alte nun ihrem Manne, damit er für ihn etwas kaufe, mit dem sie ihr Leben längere Zeit fristen können. Der Bauer geht fort und begegnet einem Manne mit einer Kuh. Da ihm diese sehr in die Augen sticht, vertauscht er sie gegen seinen Goldkamm. Danach trifft er einen Mann mit zwei Schafen. Diese scheinen ihm noch wünschenswerter zu sein, und so gibt er für sie die Kuh fort. Die Schafe vertauscht er hierauf gegen vier Hunde und die Hunde gegen vier Schuhnadeln, da diese seiner Frau sicher noch mehr Freude machen werden. Strahlend über den Glückstausch wendet er sich heim. Wie er unterwegs über einen Bach springt, fallen ihm die Nadeln ins Wasser, so dafs er nun mit leeren Händen zu seiner Frau zurückkehrt. Die Frau ist unglücklich über den Verlust der Nadeln. Deshalb macht sich das Ehepaar mit seinen Kindern auf, um sie im Bache wieder zu suchen. Sie halten es für das praktischste, zu diesem Zwecke alle den Kopf in den Bach zu stecken. Auf diese Weise ertrinken sie alle.

Parallelen zu dieser Erzählung finden sich in den norwegischen, lothringischen, englischen und deutschen Märchen der hier verglichenen Sammlungen. Das lothringische Märchen (Cosquin 13, „Les trocs de Jean-Baptiste“ I S. 155ff.) stimmt ziemlich mit dem norwegischen (Asbj. 18, „Gudbrand i Lien“ S. 77ff.) überein. Denn in beiden wird erzählt, dafs die Frau, die nachher von diesem wunderbaren Tauschhandel hörte, ihren Mann jedesmal lobte, und dafs dieser hierdurch eine Wette gewann, die ein Nachbar deswegen mit ihm eingegangen war. So schliefsen beide Märchen damit, dafs durch den Gewinn der hohen Wette der Tauschende schliefslich doch noch ein gutes Geschäft macht. —

Mr. Vinegar wird im englischen Märchen (Jac. I S. 28ff.) von seiner Ehehälfte bei seiner Rückkehr nicht so glimpflich behandelt. Vorher mufs er sich auch noch von einem Papagei

alle Schande sagen lassen, so dafs er in der Wut sein letztes Tauschobjekt, einen Stock, nach dem Vogel wirft und ihn verliert. —

Bei Grimm fällt dem „Hans im Glück“ (83, I S. 308ff.) schliefslich der Schleifstein, den er nach vielem Tauschen für seinen Goldklumpen bekommen hat, in den Brunnen, und glückselig trollt er sich mit leeren Händen heim zu seiner Mutter.

CIII. Der Bauernjunge und das Kalb.

Árn. II, S. 531—33.

Ein junger Bauernbursche beginnt zu kränkeln. Da man nicht weifs, was ihm fehlt, wird ein Bote zu einem Arzte geschickt. Dieser will vor allem das Wasser beschaun, und so mufs der Bote noch einmal den Weg machen. — — — Unterwegs jedoch, wie er über einen Bach springt, zerbricht ihm die Flasche. Um nicht zum dritten Male heimgehen zu müssen, nimmt der Bote etwas Wasser von einer Kuh, die gerade auf der Weide war, und bringt das dem Arzt. Der untersucht dann das Gebrachte sorgfältig und kommt zu der Ansicht, dafs er für das Geschöpf, von dem das Wasser sei, kein Mittel senden könne. Denn das ging mit einem rotgescheckten Kalbe. Die Eltern des Kranken vernehmen mit Erstaunen diese Kunde von ihrem Sohne, messen ihr jedoch vollen Glauben bei, da der Arzt es ja gesagt habe. Der Bursche selbst schämt sich so furchtbar seiner vermeinten Schwangerschaft, dafs er seine Eltern verläfst und in die weite Welt wandert, um draufsen fern von allen Menschen sein Kalb zur Welt zu bringen. Beim Wandern verschleifsen ihm unterwegs die Schuhe, doch zu seinem guten Glücke findet er einen erfrorenen Mann, dessen Stiefeln noch gut erhalten waren. Da er sich ihrer nicht anders bemächtigen kann, bricht er die Beine in den Knieen ab und nimmt so die Stiefel zugleich mit den Füfsen des Toten mit sich. In der Nacht darauf bittet er um Nachtquartier auf einem Bauernhofe, um die in den Stiefeln festgefrorenen Füfse auftauen zu lassen. Er schläft bald ein, während die Bewohner des

Hauses wach bleiben, da eine Kuh in der Nacht ein Kalb wirft. Es ist ein schönes, rotgescheckte Tierchen, das man, um es vor der Kälte zu schützen, zum Gast in die warme Stube bringt. Das Kalb beginnt nach einiger Zeit zu blöken, so dafs der Bauernbursche erwacht. Natürlich glaubt er nun nichts anderes, als dafs er soeben das rotgescheckte Kalb zur Welt gebracht habe, und da er sich wegen dieser seltsamen Niederkunft furchtbar vor den Leuten schämt, beschliefst er, sofort sich aus dem Staube zu machen. Die aufgetauten Füfse des Toten läfst er jedoch in der Eile zurück. Wie am andern Morgen einer von den Bauersleuten in die Stube kommt, ist der Gast spurlos verschwunden, und nur zwei Fufsstümpfe liegen noch am Fufsende des Bettes. Erschrocken läuft er zu den übrigen Hausbewohnern. Da aufser dem Kalbe niemand in der Stube war, scheint es allen aufser Zweifel, dafs dieses Kalb ein Menschenfresser ist, der schon in der ersten Nacht seines Lebens einen ganzen Menschen vertilgte. Um nun solches Untier so schnell wie möglich aus der Welt zu schaffen, reifsen sie in die Stubenwand eine Öffnung. Die drei beherztesten Männer treten nun hinzu und werfen so lange von hier aus mit Steinen nach dem Kalbe, bis es tot am Boden liegt. Zur Sicherheit wird es dann noch einmal von allen mit Messern durchstochen und unten am Seestrande zu Asche verbrannt, darauf noch die Asche ins Meer gestreut.

In den verglichenen modernen Märchensammlungen ist dieser Schwank nicht vertreten, wohl aber bei Straparola (12. Nacht 5. Fabel II S. 334ff.). Ein Gaukler in Sachsen will einem Gehängten die noch gut erhaltenen Stiefeln stehlen. Da er sie ihm nicht ausziehen kann, so schneidet er ihm die Füfse mit ab. Bei einem Bauern übernachtet er im gleichen Zimmer mit einem neugeborenen Kalbe. Gegen Morgen schleicht er sich, ohne sich zu verabschieden, aus dem Hause und läfst die Füfse des Gehängten, die er endlich aus den Stiefeln löste, neben dem Kalbe zurück. Der Bauer glaubt, dafs das Kalb den Gast gefressen habe, und um das gefährliche Tier zu töten, steckt er das Haus an. — — —

In dieser Erzählung fehlt durch die mangelnde Einleitung die Motivierung, weshalb der Gaukler sich vor Tag schon aus dem

Nachtquartier fortschleicht. Im „Wendunmuth“ (I, 2, 42) ist diese Einleitung allerdings auch ausgelassen, aber dort wird in einer ähnlichen Geschichte erzählt, dafs ein Mönch (dem hier diese Geschichte zugeschrieben wird) in der Nacht geträumt habe, mit einem Kalbe niedergekommen zu sein. Wie er nun erwacht und tatsächlich ein Kalb neben sich findet, nimmt er es und wirft es in einen Brunnen, er selbst aber entflieht vor Tagesanbruch. —

Köhler, bezw. Bolte, gibt bei der Besprechung Strackerjans weitere Literaturnachweise zu dieser Erzählung (Kl. Schr. S. 68/9). Von den dort angeführten Schriften konnte ich mir hier nur das wetterauische Märchen vom Fuhrmann in Wolfs Zeitschrift (3 S. 36ff.) verschaffen. Die Erzählung hier bestätigt jedoch meine schon vorher gefafste Vermutung, dafs das Isländische den Schwank in seiner vollen Gestalt wiedergibt, während Strap. ihn nur verstümmelt erzählt. Denn der Fuhrmann ist gleichfalls krank und bekommt von dem Doktor durch die Wasserverwechslung des Boten den Bescheid, er habe ein Kalb im Leibe. Er geht nun vor Scham in die weite Welt und nimmt unterwegs einem Gehängten die Stiefeln fort. Den einen kann er auch gut ausziehen, aber in dem anderen bleibt noch der Fufs stecken. Er kommt nun zum Wirtshaus, in dem nachts ein Kalb geboren wird. Gegen Morgen fühlt der Fuhrmann auf der Streu hinterm Ofen neben sich etwas Haariges, und wie er genauer zusieht, ist es ein Kalb. Voller Scham läuft er fort, ehe irgend einer im Hause ihn sieht. Das Kalb, neben dem noch ein Menschenfufs liegt, kommt nun in den Verdacht, den Reisenden gefressen zu haben, und wird getötet.

CIV. Dem guten Geber wird siebenfach vergolten.

Árn. II, S. 538/9.

Einst sagt ein Priester in seiner Predigt, dafs nichts besser sei wie Freigebigkeit, denn dem guten Geber würde siebenfach vergolten. Ein armer Bauernbursche hört diesen Aus-

spruch. Trotz des Protestes seiner alten Mutter nimmt er die einzige Kuh, die sie besitzen, und bringt sie dem Priester, der natürlich über diese unerwartete Gabe hocherfreut ist. Nun verlaufen sich zufällig einige Zeit nachher die Kühe des Priesters zur Hütte des Bauernburschen, und sowie dieser sie sieht, sperrt er sie in seinen Stall und sagt freudestrahlend seiner Mutter, dafs die Predigt sich bewahrheitet hätte. Denn nun hätten sie sieben Kühe für eine bekommen. Der Hirte des Priesters, dem diese Kühe fehlen, kommt auch auf der Suche nach ihnen zu dieser Hütte. Der Bursche erklärt, nichts von ihnen zu wissen. Zu seiner Mutter seien nur die sieben Kühe gekommen, die sie ja für ihre weggegebene Kuh hätten erwarten dürfen. Und diese würde er auf keinen Fall wieder herausgeben. Der Priester schickt vergeblich einen Knecht nach dem andern zum Bauernburschen, schliefslich macht er sich sogar selbst auf den Weg. Allein auch er empfängt keinen andern Bescheid und wird mit seinen eigenen Predigtworten abgespeist. Endlich bricht der Priester die Unterhandlung ab und erklärt, derjenige solle die Kühe zum Eigentum bekommen, der am folgenden Morgen zuerst dem andern „guten Tag“ sagen könne. Der Bursche schleicht sich nun in der Nacht schon zum Gehöfte des Priesters und legt sich unter dessen Schlafzimmerfenster nieder. Gegen Morgen hört er, wie der Priester seiner Haushälterin zuruft, ob es nun nicht an der Zeit sei, nach Jerusalem zu reiten? — — — Einige Zeit nachher tritt der Priester aus dem Hause. In diesem Augenblick läuft der Bursche auf ihn zu und wünscht ihm „guten Tag“. „Bist du schon früh hierhingekommen?“ fragt der Priester. „Ja, gerade als Ihr nach Jerusalem rittet“, sagt der Bursche. Auf diese Antwort hin darf er die Kühe behalten, mufs aber über das Gehörte Schweigen geloben.

Mit diesem isländischen Schwank stimmt in den Hauptzügen ein dänisches Märchen überein (Kamp VI „Den gavmilde Præst“ S. 75ff.). Hier handelt es sich um zehn Kühe, da der Priester gesagt hatte, dem guten Geber würde zehnfach vergolten. Der Bursche klettert durch den Rauchfang nachts in das Haus des Priesters, sieht diesen gegen Morgen zur Haushälterin gehen und an die Türe klopfen mit den Worten,

dafs nun der Papst nach Rom reise. Über diese Entdeckung erschrocken, läuft der Bursche fort und läfst sich vom Priester zuerst den „guten Tag“ zurufen. Wie der jedoch nun die Wette für gewonnen hält, erklärt er ihm, schon so zeitig im Hause gewesen zu sein, dafs er den Papst habe nach Rom reisen hören.

Von der Predigt und dem daraus erfolgenden Mifsverständnis erzählt auch das folgende isländische Märchen vom Meisterdiebe. Hier hofft der Bauer sogar tausend Kühe für seine einzige Kuh, die er dem Priester schenken will, erwarten zu dürfen. —

Im sizilianischen Märchen (Gonz. 47) „Von dem frommen Jüngling, der nach Rom ging“ I, S. 310 ff.) verschenkt ein einfältiger Bursche alles, was er besitzt, weil der Pfarrer von der Kanzel gesagt hat, dafs wer in des Herrn Namen den Armen etwas gibt, es hundertfach wieder erhalten wird. Der gute Geber erwartet in diesem Märchen jedoch nicht die Belohnung vom Priester, sondern vom Christusbilde in der Kirche, das ihn zu seinem reichern Bruder nach Rom schickt. — Schon bei Pauli findet sich dieser Schwank, allerdings nicht mit dem obscönen Schlusse des isländischen und dänischen Märchens (Pauli CCCXXIV, S. 204/5). Eine Frau hört hier den Priester reden, dafs derjenige, der eine Kuh oder etwas Ähnliches fortschenken würde, dieses hundertfach vergolten bekäme. Dem Priester wird nun die einzige Kuh geschenkt. Nach einiger Zeit bindet der Priester die fremde Kuh mit seiner eigenen zusammen und treibt sie auf die Weide. Statt dafs nun des Priesters Kuh mit der andern, wie er geglaubt hatte, zu ihm heimkehrt, führt die fremde Kuh das Tier des Priesters zum Gehöfte ihres Bauern. Dieser behält die beiden Kühe und erklärt dem Priester, dafs der Herrgott ihm noch achtundneunzig weitere Kühe schuldig sei. Sie gehen miteinander vor das Gericht, wo dem Bauern dann die beiden Kühe zugesprochen werden.

CV. Der Meisterdieb.

Árn. II, 511—516.

Nach der Erzählung eines Mannes aus dem Eyafjörður.

Ein armes Bauernpaar, das in der Nähe eines Königsschlosses wohnt, hat nur eine Kuh, um sein Leben zu fristen. Eines Sonntags ist der Mann in der Kirche und hört hier, dafs der Pfarrer von der Mildtätigkeit spricht und sagt, dafs dem, der gäbe, tausendfach wiedergegeben würde. Ganz glückselig kommt er heim und erzählt seiner zweifelnden Alten von den Worten des Pfarrers. Am folgenden Tage läfst er gleich eine Menge Arbeiter kommen und sich einen Kuhstall für tausend Kühe bauen. Wie die Leute damit fertig sind, überlegt das Bäuerlein, wem er seine einzige Kuh schenken solle, um dann tausend Kühe zurückzuerhalten. Endlich entschliefst er sich, mit ihr zum Pfarrer zu gehen, da dieser ja reich ist und am wenigsten wohl seine eigenen Worte zu Schanden werden läfst. — Wie er dem Pfarrer seine Kuh zum Geschenk bringt, fragt ihn der erstaunt, was das bedeuten solle. Das Bäuerlein setzt ihm nun seine Auffassung der Predigt auseinander. Er wird wegen seiner Dummheit vom Pfarrer gründlich ausgescholten und mufs mit seiner Kuh wieder heim wandern. Auf dem Wege überfällt ihn ein solches Unwetter, dafs er fürchtet, mit seiner Kuh umkommen zu müssen. Er begegnet einem Manne, der einen schweren Sack auf dem Rücken trägt. Dieser weifs das Bäuerlein zu beschwatzen, ihm für den Sack, in dem Fleisch und Knochen seien, die Kuh zu vertauschen. Er kommt nun, keuchend unter der Last, in seine Hütte und fordert die Frau auf, sogleich einen Topf mit Wasser aufzusetzen, damit sie das Fleisch aus dem Sacke kochen könnten. Wie er aber den Sack öffnet, springt aus diesem ein Mann, der vom Scheitel bis zur Zehe grau gekleidet ist. Ihm wird natürlich von den beiden enttäuschten Alten gerade kein freundlicher Empfang bereitet. Doch der Graue verspricht, für ein Mahl sorgen zu wollen, geht hinaus in die Dunkelheit und kommt nach kurzer Zeit mit einem fetten Schafe zurück. Er hat es von der Herde des Königs gestohlen, und

von dort her holt er auch weitere Tiere, sowie der Fleischvorrat in der Hütte zu Ende ist. Der Hirte geht schliefslich zum Könige und bittet diesen, den Dieb ermitteln zu lassen. Da erst seit des Grauen Anwesenheit die Schafe gestohlen werden, so fällt auf ihn der Verdacht. Er wird vor den König gerufen, vor dem er auch unumwundeu seine Diebstähle eingesteht. Der König habe so viele Schafe, während die alten Leute nichts zu essen hätten. Da sei es nicht mehr wie recht, dafs der König von dem, was er zu viel besitze, ihnen abgebe. — Der König verspricht, ihn trotz des Diebstahls laufen zu lassen, wenn er es am anderen Tage fertig brächte, ihm seinen fünfjährigen Ochsen zu stehlen. — Der Graue geht am andern Tage mit einem Strick in den Wald und hängt sich an den Baum, an dem kurz nachher die Wächter mit dem Ochsen vorbeikommen müssen. Wie diese ihn dort erhängt sehen, fühlen sie sich ordentlich beruhigt, denn nun kann der Dieb ihnen ja nichts mehr anhaben. Nach ihrem Weggange läuft der Graue an eine andere Stelle des Waldes, die auch am Wege der Wächter liegt, und hängt sich hier wieder auf. Wie die Wächter ihn nochmals am Baume hängen sehen, wollen sie ihren Augen kaum trauen! Sie beschliefsen, zurückzulaufen, um nachzuschauen, ob es zwei derartige Diebe gibt. Den Ochsen binden sie dann mittlerweile an den Baum. Sowie sie weggelaufen sind, springt der Graue zu Boden, nimmt den Ochsen und führt ihn zur Hütte der Bauersleute. Hier wird er sogleich geschlachtet, das Fleisch gegessen, die Haut zubereitet und aus dem Talg Kerzen gemacht. — Nach ihrer Rückkehr entdecken die Wächter den Diebstahl des Ochsen und laufen zum König. Der Graue mufs wiederum vor ihm erscheinen. Jetzt soll ihm der Diebstahl nur verziehen werden, wenn er aus dem Bette des königlichen Paares in der Nacht das Betttuch stiehlt. — Noch ehe das Schlofs abends fest vor ihm verriegelt wird, ist der Graue aber schon drinnen versteckt mit einem Topfe dicker, warmer Grütze. Als das Königspaar eingeschlafen ist, träufelt er zwischen sie einen Teil warmer Grütze. Die Königin erwacht, als sie den warmen Brei fühlt. Sie weckt ihren Mann und beschuldigt ihn, das Bett

beschmutzt zu haben. Der König ist natürlich über den Verdacht sehr entrüstet und will seiner Frau die Schuld zumessen. Eine Weile zanken sich beide über die Täterschaft, dann nehmen sie die beschmutzten Betttücher aus dem Bett, werfen sie auf den Boden und geben sich nun der Ruhe hin. Der Graue nimmt schleunigst das Tuch, das er zur Hütte bringt, um es von der Bäuerin noch in der Nacht wieder reinigen zu lassen. — Der König stellt nun dem Dieb die Aufgabe, ihn selbst samt der Königin in der nächsten Nacht aus dem Schlosse zu stehlen. — Der Graue nimmt einen grofsen, breitkrämpigen Hut des Bauern und besteckt ihn voller Talgkerzen. In der gleichen Weise bringt er an seinem ganzen Körper allenthalben Talgkerzen an. Darauf nimmt er den Balg von dem gestohlenen Ochsen und begibt sich spät Abends zur Schlofskirche. Den Balg legt er an dem Altare nieder, entzündet darauf alle Kerzen und beginnt die Glocken zu läuten. Von dem ungewöhnlichen Geläute erwachen König und Königin. Sie treten ans Fenster und sehen in der Kirchentüre eine wunderbare Gestalt stehen, von der nach allen Seiten Licht ausstrahlt. Sie sind überzeugt, dafs das ein Engel sein mufs, ziehen ihre prächtigsten Gewänder an und eilen zur Kirche, um den hehren Gast demütig zu begrüfsen. Der Engel nimmt ihre Huldigungen würdevoll entgegen. Er will ihnen auch ihre Sünden vergeben, wenn sie vorher beide zusammen in den Ochsenbalg kriechen wollen. Dazu ist das Königspaar gerne bereit. Sowie sie drinnen sind, bindet der Engel den Balg zu und schleift ihn rücksichtslos durch die Kirche. Der König fragt erstaunt, was das zu bedeuten habe. Er erfährt nun zu seinem Schrecken, dafs der Graue ihn wieder überlistet hat, und dafs er samt der Königin vom Diebe mit dem Tode bedroht wird, wenn er ihm nicht mit heiligem Eide die Erfüllung einer Bitte zusage. Sowie der König aus dem Sack ist, mufs er nun dem Dieb zu allem übrigen noch seine Tochter und das halbe Reich versprechen und aufserdem die Erlaubnis geben, dafs der alte Bauer mit seiner Frau auch im Königsschlosse wohnen darf. — Wie nun die Hochzeit gefeiert wird, erzählt der Graue, dafs er kein Dieb von Profession, sondern der

Sohn eines Nachbarkönigs sei. Er habe vom Pfarrer gehört, in welcher Weise das Bäuerlein die Predigt aufgefafst hatte, und so habe er für den gläubigen Alten die Worte der Schrift buchstäblich erfüllen wollen.

Benf. sagt in seiner Einleitung zur Pantschatantra (Benf. I, S. 295), dafs diese Erzählung, von buddhistischem Ursprung, eines der verbreitetsten Märchen in Asien und Europa geworden sei. Schon in der mongolischen Bearbeitung des Vetâlapancaviṇçati, im Siddhi-Kür, soll in der zwölften Erzählung (Benj. Bergmann „Nomadische Streifereien“ I, 261) ein Meisterdieb den Talisman des Königs auf dessen eigenen Befehl zu stehlen suchen. —

Bei Strap. (1. Nacht, 2. Fabel I, S. 33ff.) raubt ein berüchtigter Dieb seinem Freunde, einem Richter, sein eigenes Bett, dann sein Pferd. Schliefslich wird ihm noch aufgetragen, einen Geistlichen herbeizuschaffen. Er spiegelt diesem in der Verkleidung eines Engels vor, er wolle ihn ins Himmelreich tragen, und bringt ihn dann in einem Sack zum Richter. —

Im norwegischen Märchen (Asbj. 34 „Mestertyven“ S. 157 ff.) stiehlt der Bursche, der den Räubern seine Kunst beweisen soll, einen Ochsen durch einen einzelnen Schuh, den er dem Ochsentreiber zweimal in den Weg stellt. Des zweiten Ochsen, den der Bauer nun zu Markte treibt, bemächtigt er sich auf die gleiche Weise wie im isländischen Märchen, d. h. er hängt sich mehrere Male am Wege des Bauern auf, so dafs dieser schliefslich den Ochsen im Stich läfst, um nachzusehen, wie die Sache sich verhält. Nachdem er noch einen dritten Ochsen durch List dem gleichen Bauern abgestohlen hat, verläfst er die Räuber und kehrt zu seinem Vater zurück. Er will nun um die Tochter des Amtmanns freien, soll diesem aber zuvor Beweise seiner Diebeskunst ablegen. Er stiehlt also auf Befehl des Amtmanns zuerst den Braten vom Spiefs, bringt hierauf den Pfarrer in einem Sack in den Gänsestall, bemächtigt sich der zwölf sorgfältig bewachten Pferde des Amtmanns, stiehlt dann dem Amtmann selbst das eigene Reitpferd und schliefslich das Betttuch des Ehebetts und das Hemd der Frau Amtmann. Nach diesen Probestücken wird die Hochzeit gefeiert. —

Der færöische Meisterdieb (Fær. 26 „Meistartjóvurin“ S. 341 ff.) soll auf Befehl des Königs einen Schinken vom Speicher und ein Pferd aus dem Stalle stehlen, hierauf den Pfarrer und den Küster zu ihm bringen.

Bei Cosquin (70 „Le franc voleur“ II S. 271 ff.) stiehlt der gelernte Dieb auf Verlangen des Herrn dessen Pferd und dessen sechs Kühe. Dann soll er es fertig bringen, daſs der Onkel des Herrn, ein Geistlicher, bald stirbt, damit der Herr ihn beerben kann. Den Geistlichen lockt er, wie es in all diesen Märchen der Meisterdieb zu tun pflegt, in einen Sack, hier in diesem Märchen allerdings nur mit dem Kopf. Dann läſst er ihn „auf dem Weg zum Paradiese“ so oft den Glockenturm hinauf und hinunter steigen, daſs der arme Alte nach drei Tagen das Zeitliche segnet.

In dem norddeutschen Märchen (Kuhn und Schwartz 19, „Der Meisterdieb“ S. 362 ff.) will ein gelernter Dieb einem ungläubigen Nachbar seine Kunst beweisen. Er stiehlt also zuerst durch mehrmaliges Aufhängen die Ochsen, die von den Knechten des Nachbarn zum Holzberg geschickt werden, dann das Pferd aus dem Stalle und schlieſslich Geld und ein Hemd der Frau aus dem Schlafzimmer des Ehepaares.

Ähnliche Aufgaben löst der Meisterdieb bei Grimm (192 II S. 307 ff.), dem von seinem Paten, dem Grafen, aufgetragen wird, das Pferd aus dem Stalle, das Betttuch aus dem Bette und den Trauring vom Finger der Gräfin zu nehmen. Der letzte Diebstahl ist dann wie gewöhnlich der Diebstahl von Pfarrer und Küster.

Die etwas indezente Weise, wie der Dieb des Betttuchs sich bemächtigt, ist dem isländischen Märchen eigentümlich, ebenso auch der Umstand, daſs der König dem Dieb die Aufgabe stellt, ihn samt der Königin in der Nacht zu stehlen. Die Einleitung des isländischen Märchens kann ich bei keiner der parallelen Erzählungen nachweisen. In einem færöischen Märchen, das sonst zu einer andern Märchenfamilie gehört (Fær. 23 „Skálkurin“ S. 332 ff.), findet sich ähnlich wie in unserm Märchen vom Meisterdiebe die Episode, daſs ein armer Mann mit seiner einzigen Kuh einen Knecht vom Galgen loskauft. Dieser stiehlt nun immer Ochsen vom reichen

Nachbar, so dafs sie von nun an fortwährend gut zu leben haben.

Bei der Besprechung des gälischen, venetianischen und slavischen Märchens vom Meisterdiebe (Kl. Schr. S. 256, 307, 415) gibt Köhler weitere Literaturnachweise zu diesem Märchen. Ferner sind die Anmerkungen Asbjörnsens, Grimms und Cosquins noch zu vergleichen.

CVI. Von dem Burschen, der sich vor nichts fürchtet.

Árn. I S. 270—5. Nach der Volkserzählung aus Reykjavík.

Ein sehr tollkühner Bursche, der sich vor nichts fürchtet, wird schliefslich von seinen Eltern zum Pfarrer gegeben, damit dieser ihm Furcht beibringe. Wie einmal im Winter gegen Abend drei Leichen zur Kirche gebracht worden waren, läfst der Pfarrer sie in den Gang zwischen den Stühlen auf den Boden niederlegen. Sobald es dann dunkel geworden ist, schickt der Pfarrer den Burschen in die Kirche, um ihm ein Buch vom Altare zu holen. Dieser stolpert auf dem Wege über die Leichen. Unerschrocken nimmt er sie auf und wirft sie alle drei zwischen die Stühle auf der einen Seite. Dann kehrt er mit dem Buche zum Pfarrer zurück. Wie der Pfarrer hört, dafs der Bursche, statt sich zu fürchten, so summarisch mit den Leichen umgegangen ist, schickt er ihn am anderen Tage aus seinem Hause fort. — Auf seiner Wanderung kommt nun der Bursche nach Skálholt, wo gerade der Bischof gestorben war. Gegen Abend verlassen hier alle Leute das Gehöfte, denn es sei hier nachts seit dem Tode des Bischofs nicht mehr recht geheuer. Der furchtlose Bursche will jedoch von einem Fortgehen nichts wissen. Wie er es sich in der Küche am Feuer gerade bequem gemacht hat, wird oben im Küchenschornstein gefragt: „Darf ich fallen?“ „Weshalb nicht“, meint der Bursche, und sogleich fällt aus dem Schornstein der obere Teil eines Mannes herab. Noch zweimal wiederholt sich dieselbe Frage, auf die der Bursche dieselbe Antwort erteilt, bis endlich alle Teile eines Menschen beisammen sind und diese

sich nun zu einem riesigen Manne zusammensetzen. Ohne ein Wort zu reden geht das Gespenst ins Vorderhaus an eine grofse Geldkiste. Es nimmt aus ihr eine Handvoll Münzen nach der anderen, wirft sie über seinen Kopf hinweg und läfst sie dann hinter sich auf den Boden fallen. Sowie die Kiste geleert ist, wirft es in gleicher Weise die Münzen wieder in sie hinein. Je näher der Tag kommt, desto eifriger ist das Gespenst bei seiner Arbeit. Wie endlich alles Geld wieder in der Kiste ist, will es eilig das Zimmer verlassen. Doch der Bursche verwehrt ihm den Ausgang. Nun ringen die beiden miteinander, bis endlich durch eine schnelle Bewegung des Burschen das Gespenst über die Schwelle des Zimmerbodens stürzt. In diesem Augenblick scheint das Tageslicht ihm in die Augen, und sofort versinkt es in zwei Hälften in den Boden hinein. Schnell verfertigt der Bursche zwei Kreuze, die er an den beiden Stellen, wo das Gespenst versunken war, in den Boden hineintreibt. Dann legt er sich zu Bett und schläft friedlich bis zum anderen Morgen. — — Die Besitzer des Hofes und ihre Leute sind sehr erstaunt, ihn noch am Leben zu finden. Er sagt ihnen vorläufig noch nichts von seinem nächtlichen Erlebnis. Erst nach der folgenden Nacht, die er, von keinem Spuk behelligt, wiederum allein auf dem Hofe zubringt, erzählt er ihnen von seinem Kampfe mit dem Gespenste, zeigt ihnen die Kreuze im Boden und führt sie auch zu der grofsen Geldkiste. Ihr Dankgefühl gegen ihn ist aufserordentlich grofs, und wenn er für alle Zukunft hätte ein bequemes Leben führen wollen, so hätte er nur dort bleiben können. — — Da aber für ihn nun nichts weiter dort zu tun ist, so geht er wieder auf die Wanderschaft. Nach einiger Zeit kommt er zu einer Höhle. Kein Mensch ist drinnen zu sehen, nur zwölf ungeordnete Betten in einer Nebenhöhle lassen ihn vermuten, dafs hier Leute sich aufhalten. Er macht alle Betten wieder fertig und legt sich dann zum Schlafen in das äufserste Bett hinein. Nach einiger Zeit wird er durch Umhergehen in der Höhle und Männerstimmen geweckt. Er hört, dafs die Bewohner der Höhle es dankbar anerkennen, dafs einer ihnen die Betten gemacht habe, und dafs sie sich darüber verwundern, wer das wohl sein könne. Wie sie den Burschen im Bette entdecken, bieten sie ihm an, bei ihnen zu bleiben, um ihnen

den Haushalt zu führen. Sie müfsten jeden Morgen bei Sonnenaufgang schon die Höhle verlassen, denn sonst würden ihre Feinde sie zum Kampfe dort überfallen. Jeden Abend würden diese zwar von ihnen alle erschlagen, aber jeden Morgen seien sie wieder lebendig und noch bösartiger und kampfestoller wie je zuvor. — Am ersten Tage besorgt ihnen der Bursche zu ihrer vollen Zufriedenheit die Wirtschaft. Sowie die zwölfe sich am Abend zur Ruhe hingelegt haben und eingeschlafen sind, nimmt der Bursche sich einige ihrer Waffen und geht auf den Kampfplatz hinaus. Dort findet er nichts wie Leichen mit abgeschlagenen Köpfen. Wie er hier eine Weile wartet, sieht er beim Morgengrauen einen Hügel sich öffnen und aus ihm eine Frau in blauem Gewande kommen. Diese geht zu den Gefallenen, bestreicht den Rumpf und dann den Kopf einer Leiche mit einer Salbe, und darauf lebt der Tote wieder auf. Als sie auf diese Weise schon einige Leichen wieder belebt hat, stürzt sich der Bursche auf sie und die von ihr zum Leben Erweckten und tötet alle mit einigen Streichen. Nun belustigt er sich damit, die eine oder andere Leiche durch Salben zu beleben und dann wieder zu töten, bis mit Sonnenaufgang die zwölf Höhlenbewohner zur Schlacht gerüstet auf dem Kampfplatze erscheinen. Wie diese den ganzen Sachverhalt erfahren, sind sie glückselig, endlich von ihren Feinden befreit zu sein, und dankbar bieten sie dem Burschen an, für immer bei ihnen zu bleiben, ein Anerbieten, das dieser gerne annimmt. — — — Da sie mit der Salbe einander ja immer wieder beleben können, schlagen sie sich nun im Scherze gegenseitig die Köpfe ab und setzen sie sich hernach wieder auf. Bei dieser Gelegenheit wird dem furchtlosen Burschen einmal aus Versehen der Kopf verkehrt aufgesetzt, so dafs sein Gesicht nach dem Rücken gewendet ist. Hierüber gerät er so in Furcht, dafs er bittet und fleht, ihn nur so schnell wie möglich von dieser Qual zu erlösen. Und erst wie sein Kopf wieder an der richtigen Stelle sitzt, kehrt die alte Furchtlosigkeit in sein Herz zurück.

Am nächsten steht dem isländischen Märchen die Erzählung aus Wälschtyrol bei Schneller (52 „Hänschen ohne Furcht“ S. 146 ff.). Hänschen, der Sohn einer Witwe, geht in die Welt

hinaus, um die Furcht zu suchen. In einem verwünschten Schlosse fallen erst einzelne Glieder aus dem Küchenschornsteine herunter, dann setzen sich diese zu einem Knochenmanne zusammen. Das Gespenst trägt Hänschen nun zu einem Gemache, wo er in Gesellschaft von Gespenstern, die er nachher alle vertreibt, behaglich speist. Dann legt er sich zu Bette, verjagt hier wiederum einige Gespenster, die ihn belästigen, und mufs schliefslich nach den Anweisungen des letzten Gespenstes einen grofsen Schatz heben, dessen eine Hälfte für Seelenmessen bestimmt ist. Nun ist Hänschen reich, kennt aber noch immer nicht die Furcht. Er findet nun auf seiner weiteren Wanderung in einem Brunnen eine Schlange, der er den Kopf abhaut. Aber blitzschnell taucht das verwundete Tier ins Wasser unter, und sogleich ist ihm der Kopf wieder angewachsen. Er versucht das gleiche noch mehrere Male, bis er zu der Überzeugung kommt, dafs dieses Wasser wunderbare Heilkraft besitzt. Mit einer Flasche voll Wunderwasser zieht er nun weiter. Nach einiger Zeit begegnet er einem Eseltreiber. Auf seine Bitte hin darf er zuerst dem Esel, dann dem Mann den Kopf abschlagen, den er dann mittels des Wassers wieder an den Rumpf anfügt. Nun mufs der Eseltreiber auch das gleiche mit ihm versuchen. Aus Ungeschicklichkeit setzt ihm dieser jedoch den Kopf verkehrt auf, und wie er das Unglück bemerkt, eilt er spornstreichs mit seinem Esel davon. Hänschen will ihm nacheilen, kommt aber in seinem jetzigen Zustande nicht recht vorwärts. Wie er sich nun mit dem Gesichte zum Rücken betrachtet, flöfst ihm der ungewohnte Anblick solche Furcht ein, dafs er vor Schrecken das Zeitliche segnet.

Im deutschen Märchen (Grimm 4 „Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“ I S. 11 ff.) versucht, ähnlich wie im isländischen, zuerst der Küster, dem furchtlosen Burschen Furcht beizubringen. Er mufs jedoch den Versuch teuer bezahlen, denn der Junge wirft ihn als vermeintliches Gespenst die Turmtreppe hinunter. Der Vater schickt hierauf seinen furchtlosen Sohn in die weite Welt. Auf den Rat eines Mannes legt er sich eine Nacht unter den Galgen, aber auch das bleibt ohne Erfolg. Nun hört er von einem verwünschten Schlosse. Hier bringt er drei Nächte mit allerhand Spuk-

erscheinungen zu, tötet gespenstige Katzen, schläft in einem Bette, das im Schlosse von selbst spazieren fährt, sieht halbe Menschen, die sich nachher zusammensetzen, den Kamin hinunterfallen, spielt Kegel mit Gespenstern etc. Nach drei Tagen hat er das Schlofs erlöst und darf nun die Königstochter heiraten. Aber auch jetzt sehnt er sich noch immer danach, das Fürchten zu lernen. Auf den Rat des Kammermädchens schüttet die Gattin eines Nachts einen Eimer voll kaltes Wasser mit Gründlingen über ihn, und nun weifs er endlich, was Gruseln ist.

Bei Sut. (3 „Die Geisterküche“ S. 7 ff.) ist der furchtlose Bursche der Sohn des Küsters. Da er, statt zu erschrecken, den Popanz seines Vaters die Treppe hinunterwirft, macht der Vater keinen weiteren Versuch, sondern läfst seinen Sohn das Schneiderhandwerk lernen und dann in die Welt ziehen. Unterwegs kommt er in ein verwünschtes Haus, das von zwei Dieben bewohnt wird. Er erlöst dort zwei Gespenster und erhält einen grofsen Schatz. Als reicher Mann kehrt er nun zum Vater zurück.

Ähnlich verläuft das sizilianische Märchen (Gonz. 57 „Von dem, der sich vor nichts fürchtet“ II S. 1 ff.). Der Onkel des furchtlosen Knaben sucht ihn durch einen vermeintlichen Toten, durch von innen erleuchtete Totenköpfe etc. zu erschrecken. Schliefslich läfst er den Knaben als unverbesserlich laufen. Dieser verjagt durch eine List eine ganze Räuberbande und wird dann Besitzer ihrer Schätze. Ohne die Furcht kennen gelernt zu haben, kehrt er nun zu seiner Mutter zurück. — — Das hierher gehörige lothringische Märchen (Cosquin 67 „Jean sans peur“ II S. 253 ff.) weist eine Episode auf, die aus einem anderen Märchen augenscheinlich hinzugekommen ist, nämlich die Befreiung der Prinzessin von dem bösen Geist, dem sie ausgeliefert werden mufs, und der falsche Retter, der am Hochzeitstage entlarvt wird. Im übrigen hat das Märchen die bekannten Züge, d. h. die verunglückten Versuche eines Geistlichen, die Erlösung eines verwünschten Schlosses (auch hier fallen einzelne Gliedmafsen den Kamin hinunter) und schliefslich das Gruselnlernen, das ihm hier durch Sperlinge beigebracht wird, die ihm unerwartet aus einer Pastete an den Kopf fliegen.

Ich möchte vermuten, daſs das isländische, ebenso wie das wälschtyroler Märchen in der Art und Weise, wie der Bursche zur Furchtempfindung gebracht wird, den ursprünglichen Schluſs dieser Erzählung treu bewahrt haben. Denn Strap. erzählt schon von „einem Jüngling, der auszieht, um den Tod kennen zu lernen“ (4. Nacht, 5. Fabel I S. 294 ff.), und dem von einer alten Frau, dem „Leben“, auf seine Bitte der Kopf abgeschnitten und verkehrt wieder aufgesetzt wird. Wie er sich nun von hinten besieht, empfindet er solche Furcht, daſs er sich nicht weiter nach der Bekanntschaft des Todes sehnt, sondern zufrieden wieder heimkehrt, nachdem ihm die Alte den Kopf wieder nach vorn gerückt hat.

Von zwei anderen furchtlosen Burschen weiſs die isländische Volkssage noch zu erzählen. In einer Nacht schläft Jón Guttormsson in einem Hause, in dem es spuken soll. Irgend eine Erscheinung kommt auch an sein Bett und wirft sich über ihn. Ihm scheint es wie ein Sack zu sein, kalt und haarig. „Ei, dir ist's kalt, armer Kerl“, sagt er. „Soll ich dich vielleicht wärmen?“ In diesem Augenblicke entschwindet der Spuk und ward nicht mehr gesehen (Árn. II S. 147). — — — Nach Maurer (S. 136 ff.) war Fiðlu-Björn, ein Neffe des zauberkundigen Séra (= Pastor) Hálfdan, gleichfalls solch ein furchtloser Bursche. Sein Onkel versucht auf alle mögliche Weise, seinen Mut auf die Probe zu stellen. Unter anderem läſst er ihn auch einmal in der Dämmerung mit zwölf Männern zusammentreffen, die mit ihren Köpfen Ball spielen. Fiðlu-Björn spielt eifrig mit, entdeckt aber am Ende, wie er nach Hause heimkehren will, daſs sein Kopf verkehrt aufsitzt. Mit Mühe treibt er in dieser Verfassung seine Lämmer zusammen. Séra Hálfdan kommt nun zu seinem Neffen und fragt, wie es ihm gehe. „Ganz gut“, antwortet Björn, „nur daſs es mir wunderlich vorkommt, daſs ich jetzt besser am Rücken sehe als vor mir; vielleicht wird mir das aber noch ganz besonders bequem.“ Da lacht der Pfarrer und streicht ihm mit der Hand über den Kopf, worauf dieser seine frühere Stelle wieder einnimmt.

Ein furchtloser Bursche ist auch der Held der walachischen Erzählung „Der Teufel im Faſshahnen“ (Schott 7 S. 115 ff.).

Auch er sieht in einem verwünschten Schlosse einzelne Gliedmafsen den Kamin hinunterfallen und sich nachher zu einem Teufel zusammensetzen. Nachdem der Held durch List diesen Teufel in den Hahnen eines Fasses eingeschlossen hat, ist das Schlofs erlöst, und die Hochzeit der Prinzessin mit dem Helden wird gefeiert.

„Der herzhafte Riegenaufseher“ des ehstnischen Märchens (Kreutzw. 21 S. 285 ff.) gewinnt dadurch einen Schatz, dafs er sich in der Nacht in ein verwünschtes Schlofs begibt und sich dort vor nichts fürchtet.

In einer Sage aus Schleswig-Holstein (Müllenh. CCXCV „Das Geistermahl“ S. 218) fallen aus dem Kamin eines verwünschten Zimmers zuerst einzelne Gliedmafsen herunter, nachher werden diese zu Gespenstern, die ein fröhliches Mahl halten, und die den im Zimmer anwesenden Grafen auch dazu bitten. Doch dieser ist nichts weniger wie furchtlos, und nur durch seine Anrufung Gottes wird er gerettet.

Und nun noch ein Wort über die blaugekleidete Frau (aller Wahrscheinlichkeit nach eine Elbin), die mit dem Morgengrauen alle Gefallenen wieder belebt, so dafs tagtäglich der Kampf aufs neue beginnt. Es ist dies ein Zug, der sich schon in der altisländischen Literatur nachweisen läfst (z. B. Sn. Edda, Skáldskaparmál 50), wo Hildur, die Tochter Högnis, die Toten des Schlachtfeldes in jeder Nacht zu neuem Kampfe wiedererweckt. Auch die deutsche Hildensage erzählt von dem immerwährenden Kampfe der Helden auf dem Wülpenwerder, die die zauberkundige Hilde in jeder Nacht ins Leben wieder zurückruft.

CVII. Christus mit dem Kreuze auf dem Rücken.

Dav. 151—61. Nach einer Erzählung von Þorsteinn Erlingsson.

Ein mächtiger König hat eine einzige Tochter. Diese will er nur dem Freier geben, der die Kraftproben ausführen kann, die er ihm auferlegt. Ein fauler, unnützer Bauernbursche hört auch von der Königstochter, und welche Bedingungen an

die Bewerbung um sie geknüpft sind. Er beschliefst, hier sein Glück zu versuchen. Eines Nachts nimmt er die lahme und glasäugige Schindmähre, die im Besitze seiner Eltern ist, und reitet auf ihr von Hause fort. Gegen Morgen kommt er in einen Wald. Wie er eine Weile hindurchgeritten ist, hört er furchtbaren Lärm und sieht dann, wie ein Ritter aus dem Walde vor einem Löwen flüchtet. Der Bursche will nun auch so schnell wie möglich der Gefahr entfliehn, doch sein elendes Tier ist nicht mehr von der Stelle zu bringen. Kaum hat nun der Löwe den Ankömmling erblickt, so läfst er den Ritter fahren und stürzt sich auf die neue Beute. Mit Windeseile springt der Bauernbursche vom Pferd herunter und klettert auf einen Baum, während der Löwe den unglücklichen Gaul zerreifst und verzehrt. Nach der Mahlzeit trollt das Tier sich von dannen. Der Ritter kommt nun zum Bauernburschen, dankt ihm vielmals für seine Rettung und bietet ihm zum Lohne seine Rüstung und sein eigenes Pferd an. Nun kommt der Bursche wie ein Ritter geschmückt in das Königreich. — — — Die erste Aufgabe, die der König dem neuen Bewerber stellt, ist die, ihm bis zum andern Abend die Häupter von zwei Riesen zu überbringen, die nördlich von der Burg ihren Wohnsitz haben. Der fremde Ritter bittet nun vom König sich ein gutes Pferd, Waffen und Rüstung aus und reitet wohlgemut am folgenden Morgen aus der Burg. Sowie er nicht mehr gesehen werden kann, hält er sich in südlicher Richtung, da er natürlich nicht die mindeste Absicht hat, irgendwie sein Leben zu wagen. Doch er verirrt sich und kommt nach langem Ritte gerade in die Nähe der Höhle, die er vermeiden wollte. Er ist oben auf einem Bergkamm, während die Riesen gerade unter einem senkrechten Abhang des Berges zum Schlafen sich hingelegt haben. Steine lösen sich beim Wandern unter des Burschen Füfsen. Die Riesen, die von ihnen getroffen werden, fahren aus dem Schlafe und beschuldigen einer den andern eines Mordversuches. Schliefslich kämpfen sie und erschlagen einander. Sowie der Bursche sieht, dafs sie tot sind, schneidet er ihnen mit vieler Mühe die Köpfe ab, bindet sie hinten auf den Rücken des Pferdes und reitet so zum Schlosse zurück. Beim Könige spielt er sich furchtbar auf. Diese Arbeit sei ja

das reinste Kinderspiel gewesen. — — — Am folgenden Tage soll er nun einen wilden Stier töten, der östlich von der Burg zu finden ist. Auch jetzt versucht er wieder, nach der entgegengesetzten Seite zu fliehen, kommt aber gerade dem wütenden Tier in den Weg. Er flüchtet sich vor ihm mit seinem Pferde über einen grofsen und gefährlichen Sumpf, bis er endlich an ein festes Gehege kommt, in dem die Bauern ihr Vieh vor dem Stier zu bewahren pflegten. Da der Verfolger nur schlecht im Sumpfe vorwärts kommt, so erhält er dadurch einen kleinen Vorsprung, so dafs er noch schnell die Türe des Geheges öffnen kann. Blind vor Wut stürzt der Stier hinein. Doch die Öffnung ist zu eng, er bleibt drinnen stecken und kommt vor Hunger und Müdigkeit schliefslich um. Sowie der Bursche sich von seinem Tode überzeugt hat, reitet er zurück und gibt den Bauern der Umgegend, die ihm für seine Heldentat nicht genug danken können, den Auftrag, dem Stiere den Kopf abzuschneiden und ihn dem Könige zu bringen. Am Hofe erklärt er selbstbewufst, die von ihm geleistete Tat sei eigentlich nur die Tat eines mittelmäfsig tüchtigen Mannes gewesen. — — — Seine letzte Aufgabe ist nun, einen Riesen zu töten, der ohne Schonung schon lange Zeit das Königreich verheert. Das Pferd, die Waffen und die Rüstung, die der König zu diesem Wagestück ihm gibt, sind noch viel besser und prächtiger wie die der beiden letzten Tage, so dafs der Bursche ganz zufrieden ist, mit ihnen endlich flüchten zu können. Doch ob er will oder nicht — auch jetzt reitet er wieder unwissentlich der Gefahr in die Arme! Er kommt zu einem verödeten Dorfe, in dem der Riese gerade alle Einwohner ermordet. Auf diese Kunde hin will der Bursche natürlich sogleich fliehen. Doch der Mann, der ihm davon erzählte, hält sein Pferd fest und läfst nicht nach, ihn zum Kampfe anzuflehen. Um ihn nun loszuwerden, schickt er ihn zum Riesen ins Dorf. Er solle sagen, es sei nun ein tapferer Ritter da, der mit ihm kämpfen wolle. Sowie der Bote fort ist, gibt er seinem Pferde die Sporen und jagt davon. Doch bald nachher sieht er sich schon von dem Riesen auf einem gewaltigen Pferde verfolgt. Immer geringer wird der Zwischenraum, nun kommt er an einen breiten Graben, der ihn von einem Weideplatze trennt, sein

Pferd setzt mit ihm hinüber, doch dann verliert er aus Angst die Besinnung. Wie er nach langer Zeit erwacht, fühlt er ein schweres Gewicht auf sich liegen. Nach näherer vorsichtiger Untersuchung entdeckt er, dafs der Riese tot auf ihm liegt, von seinem eigenen gewaltigen Spiefse durchbohrt. Nun fafst der Bursche wieder Mut, schneidet mit grofser Mühe dem Unhold den Kopf ab, bindet ihn an das Pferd des Riesen und reitet so zum Königsschlosse. Hier wird er höchst ehrenvoll empfangen, und noch in derselben Nacht darf er bei der Königstochter schlafen. — — — Wie er am andern Morgen erwacht, hört er draufsen grofsen Lärm. Darauf kommt sein Schwiegervater ins Schlafzimmer gestürzt und sagt, nun hinge alles von seiner Tapferkeit ab. Ein früherer heidnischer Bewerber sei nun, um sich zu rächen, mit einem gewaltigen Heere gelandet. Der Bursche springt aus dem Bette und will in den Unterkleidern durch eine Hintertüre des Schlosses sich flüchten. Doch draufsen sind viele Leute versammelt, die ihn nun sogleich umringen und jubelnd als ihren Führer anerkennen. Der König ist sogar sehr gerührt, dafs er es so eilig hatte, dem Feinde entgegen zu stürzen! Da ihm kein anderer Weg der Rettung bleibt, so bedingt nun der Bursche sich aus, ganz allein den Feind in die Flucht schlagen zu dürfen. Er verlangt dafür nur die Waffen, die Rüstung und das Reitpferd des Königs. Das letztere ist nämlich so flink, dafs er auf ihm sicher zu entfliehen hofft. Doch wie er das Pferd bestiegen hat, wird dieses scheu und brennt durch. Es wendet sich zu einem Zaungehege in der Nähe der feindlichen Zelte. Der Zaun ist so wacklig, dafs ein Teil sich loslöst und dem Burschen am Rücken hängen bleibt. Nun rast das Pferd in gerader Richtung auf die Feinde los. Wie der Anführer derselben den Burschen mit dem Gitter auf dem Rücken sieht, ruft er den Seinigen zu: „Jeder Kampf gegen diesen Feind ist unmöglich. Denn das ist Christus selbst mit seinem Kreuze auf dem Rücken!“ Darauf stürzt das feindliche Heer in wilder Flucht zu den Schiffen und segelt, so schnell es geht, heimwärts. Stolz auf den errungenen Sieg reitet nun der Bauernbursche zum Schlosse zurück, wo er bald eine glänzende Hochzeit mit der Königstochter feiert.

Die meisten Märchen von dem feigen Prahlhans, der durch glücklichen Zufall eine Reihe von Heldentaten zu begehen scheint, und der schliefslich die Tochter des Königs heiratet, haben die Einleitung, wie sie in unserm folgenden Märchen sich findet. Dafs jedoch auch schon früh dieses Märchen ohne diese Einleitung erzählt wurde, geht aus der Bemerkung bei Grimm hervor (III S. 29). Denn hier erklärt er, dafs er die zweite Hälfte vom „tapferen Schneiderlein" als eine selbständige Erzählung im „Wegkürzer" von Montanus (Strafsburg 1557) gefunden und an den vorhergehenden Teil von „Sieben auf einen Streich" angeknüpft habe.

Die in unserem Märchen besonders hervorstechende Episode ist der ungewollte Kampf gegen den Feind mit dem ausgerissenen Zaun als Kreuz auf dem Rücken. Das gleiche wird von dem betrügerischen Prahlhans in zwei wälschtyroler Märchen erzählt (Schneller 53 „Hans der Starke" S. 150 ff. und 54 „Der starke Hans" S. 155 ff.). Grimm teilt ferner im dritten Bande (S. 31 ff.) eine Erzählung aus einem holländischen Volksbuche mit, wo „Kobisjen den onversaagden", dem sein Pferd gegen den Feind durchbrennt, in der Angst an ein morsches Kreuz sich anklammert und mit diesem bewaffnet den Feind in die Flucht schlägt. Nach Cosquin (S. 100) findet sich das gleiche Motiv auch in einer mongolischen Erzählung des Siddhi-Kür, ferner in einem russischen, ungarischen und in einem deutschtyroler Märchen.

CVIII. Sieben auf einen Streich!

Jón Sig. 324 4to. Nach der Erzählung des Meisters Alexius.

Ein reicher Bauer in Walland, namens Rauður, hatte einen faulen, unnützen Sohn, der Geirbjörn hiefs. Der war zu keiner Arbeit tauglich, trotzdem er selbst auf seine Tüchtigkeit sehr eingebildet war. — — — Eines schönen Tages bittet er seinen Vater um Geld, denn nun wolle er in die Welt auf Abenteuer ausziehen. Der Alte freut sich, den unnützen Schlingel los zu werden und

gibt ihm vier Mark Silber. Nun geht Geirbjörn fort. Wie er ein wenig müde geworden ist, macht er sich's im Walde bequem, ifst von seinen Vorräten und schläft dann ein. Von dem Summen vieler Fliegen, die sich gerade an seinem Ruheplatze befinden, wird er im Schlafe gestört. Er schlägt sich mit der flachen Hand ins Gesicht, wo sich gerade eine Anzahl Fliegen niedergelassen hat. Wie er seine Handfläche betrachtet, findet er sieben Fliegen in ihr erschlagen. Auf diese Heldentat ist er nun furchtbar stolz und beschliefst, auf sie seine Zukunft zu gründen. Er macht sich nun auf zur nächsten Stadt, geht zu einem Schmied und bestellt sich bei diesem Schwert und Schild. Auf dem Schilde soll für alle leserlich vermerkt werden, welche Heldentat er jüngst vollbracht habe. Denn er habe letzthin im Wald sieben furchtbare Riesen auf einen Schlag getötet! Der Schmied wundert sich sehr, dafs der unansehnliche, kleine Mann solcher Heldentaten fähig sei, aber glaubt natürlich seinen Angaben. Mit Schwert und Schild zieht Geirbjörn nun weiter, bis er in das Land des Markgrafen Wilballd kommt. Dieser hat eine wunderschöne Tochter, namens Salborg. Das Land wird von einem furchtbaren Ungeheuer weithin verwüstet, und viele Menschen sind ihm schon zum Opfer gefallen. Der Markgraf hat nun demjenigen, der das Tier töte, seine einzige Tochter und das halbe Reich versprochen — nach seinem Tode solle der Retter des Landes Markgraf werden. Dreifsig der besten Ritter haben ihre Kühnheit schon mit dem Tode gebüfst, und nun wagt sich keiner mehr in den Kampf. Wie Geirbjörn dies hört, fängt er seinem Gastwirt gegenüber an zu prahlen: er habe schon sieben furchtbare Riesen auf einen Schlag getötet, und es würde ihm gewifs jetzt eine Kleinigkeit sein, das Ungeheuer auch noch zu besiegen. Aber er wisse nicht, ob ihm die Prinzessin gefiele. Es seien ihm schon so viele Herzogs- und Königstöchter zur Ehe angeboten worden, so dafs er nachgerade sehr wählerisch geworden sei! — — — Als der Markgraf vom Wirte über diesen tüchtigen Recken unterrichtet wird, läfst er ihn gleich am andern Tage durch eine Schar Ritter zum Mittagessen laden. Hier fleht er ihn an, doch das Land von dem furchtbaren Ungetüm zu befreien. Endlich läfst sich Geirbjörn erweichen und verspricht grofsmütig seine

Hilfe. — Am andern Tage geht er vor die Stadt, um den Kampf mit dem Tiere zu bestehen. Sowie er draufsen im Walde ist, überfällt ihn eine furchtbare Angst, und so sucht er sich denn, so gut es geht, zu verstecken. Von grofsen Steinen schichtet er sich eine Art Haus mit zwei Ausgängen auf und legt sich dann drin nieder. Wie das Ungetüm kommt, riecht es gleich, dafs ein Mensch in der Nähe ist. Es geht in das Steinhaus hinein, während Geirbjörn zur andern Seite hinausschlüpft. Nun beginnt ein und aus in den Steinen eine wilde Jagd. Endlich ist das schwerfällige Ungetüm fast tot vor Müdigkeit und bleibt zwischen den Steinen stecken. Nun rafft Geirbjörn sein bischen Mut zusammen und schlägt dem schon sterbenden Tiere den Kopf ab. Mit Stolz trägt er das Haupt zum Markgrafen. Alle bewundern seine Heldentat, und sogleich wird mit grofser Pracht die Hochzeit gefeiert. — — — Geirbjörn hat die Gewohnheit, laut im Traume zu sprechen. So erzählt er denn auch in einer Nacht seiner aufhorchenden Frau, wie gering seine Heldentaten im Grunde gewesen sind. Sie weckt ihn sogleich und stellt ihn deswegen zur Rede. Er versucht zwar, sich herauszulügen, aber einige Leute sagen doch, dafs die Tochter des Markgrafen von der Zeit an sich von ihrem Mann getrennt habe.

Der vorgebliche Held ist in den hier zu vergleichenden Märchen entweder ein Schneider (Grimm, Suterm., Kuhn, Cosquin) oder aber ein Schuster (Gonz., Schn. und Hahn). Im deutschen Märchen (Grimm 20 „Das tapfere Schneiderlein“ I S. 80 ff.) heifst es wie im isländischen Märchen: „Sieben auf einen Streich“, ebenso auch bei Suterm. (30 „Der stark Schnider“ S. 95ff.): „Sibe tödt in Eine Streich ohni Zorn.“ Das Schneiderlein des märkischen Märchens (Kuhn 11 „Das tapfere Schneiderlein“ S. 289ff.) läfst sich einen Hirschfänger machen und auf die eine Seite „rechts zwölfe“ und auf die andre Seite „links elfe“ schreiben. Im lothringischen Märchen (Cosquin 8 „Le tailleur et le géant“ S. 95ff.) hat der Schneider auf seinem Hute folgende Inschrift: „J'en tue douze d'un coup.“ Bei Schneller trägt „Hans der Starke“ (53 S. 150ff.) ein Eisenplättchen auf der Brust, auf dem geschrieben steht: „Hans der Starke, welcher hundert und darüber erschlagen hat“ — und ähnlich

heifst es auch in dem folgenden Märchen: „Der starke Hans, der mit einem Streiche sieben verwundet und hundert erschlagen hat.“ Im griechischen Märchen (Hahn 53 „Herr Lazarus und die Draken“ I S. 173ff.) läfst der Schuhflicker auf sein Schwert schreiben: „Mit einem Schlage habe ich vierzig getötet“ und nach der sizilianischen Erzählung (Gonz. 41 „Vom tapfern Schuster“ I S. 280ff.) zieht der Schuster sogar mit einem Zettel umher, auf dem steht: „Fünfhundert Tote und dreihundert Verwundete.“ (Weitere Nachweise bei Köhler Kl. Schr. S. 563ff.).

Auf dieselbe Weise wie Geirbjörn schliefslich das Ungetüm tötet, überwindet das Schneiderlein auch bei Kuhn einen Bären. Es springt immer durch das Fenster eines Hauses hinaus und kommt zur Türe wieder herein, bis es dem Tiere in den Rücken kommt und es zu töten vermag.

CIX. Das ist gelogen!

Dav. 177—82.

Ein äufserst dummer und leichtgläubiger König verspricht, demjenigen seine Tochter geben zu wollen, der ihm eine solche Lüge sage, dafs er sie nicht glauben könne. Ein Bauernbursche, namens Loki, kommt nun als Bewerber zum Könige und erzählt folgendermafsen: „Einmal war ich bei meiner Mutter in der Küche, als sie Milch zu Schaum schlug. Es wurde so viel Schaum, dafs er über den Topf flofs, die Küche ausfüllte und dann, alles überschwemmend, weiter rann. Es kam schliefslich so weit, dafs man nirgends einen dunklen Fleck sah. Da machte ich mich auf, um den dunklen Fleck zu suchen. Endlich nach hundert Jahren sah ich etwas Dunkles. Das war eine Schaflaus. Ich ging in sie hinein und kam auf ein wundervolles grünes Gefilde. Ich eilte mich und lief lange Zeit, bis ich müde wurde. Darauf warf ich alle meine Kleider von mir, dann die Hände, hierauf den Kopf und schliefslich beide Füfse. Und nun lief ich weiter, so schnell ich nur konnte.“ „Aber worauf konntest du dann noch laufen?“ fragt der König. „Auf der Lüge und zwei Strohhalmen, Herr König“, gibt Loki zur

Antwort. „Das ist gelogen!“ sagt der König, und nun bekommt der Bauernbursche die Königstochter.

Von anderer Seite wird in Island erzählt, dafs der Bursche in folgender Weise zum Könige gesprochen habe: „Meine Mutter schlug die Milch so wacker zu Schaum, dafs er schliefslich durch den Küchenschornstein zum Himmel reichte. Ich nahm meiner Mutter Feuerschaufel und kletterte mit ihr am Schaum in den Himmel hinauf. Dort oben trug der Erlöser Heu herauf, St. Peter brachte es auf einem Pferde heim, Maria buk Brot und gab mir einen Laib. Dann ging ich heimwärts. Am Rande des Himmels setzte ich mich und lauste mich. Aus den Läusen nahm ich alle Därme, band sie aneinander, befestigte das eine Ende am Himmel und liefs mich dann nieder. Wie der Darm zu Ende war, sah ich gerade unter mir Rinder Wasser trinken. Da waren noch zehn Klafter bis zur Erde. Ich liefs nun das Seil los, und weil die Rinder gerade nach mir den Kopf erhoben hatten, so fiel ich dem gröfsten Rind (es waren alles eure Tiere, Herr König!) ins Maul. Wie ich nun drinnen war, schien mir alles herrlich anzusehen. Ich ging im Ochsen von Zimmer zu Zimmer, bis ich endlich in das letzte Zimmer kam. Dort safsen zwölf Männer am Tische, und ihr waret der allerletzte von ihnen, Herr König.“ „Das ist gelogen!“ sagt der König. „Ich bin noch nie in einem Ochsenhintern gewesen!“

Eine andere Variante dieses Märchens ist von Ólafur Davídsson nach der Erzählung von Jóhann Pétursson von Hákoti niedergeschrieben worden. Hier heifst der Bauernsohn Þorsteinn und die Königstochter Flórída. Weil der Bursche zu oft in das Königreich kommt, stellt ihm der sehr neugierige König eines Tages die Wahl, entweder durch Erzählung von solchen Neuigkeiten, die er unmöglich glauben könne, sich die Hand der Prinzessin zu verdienen, oder aber das Leben zu verlieren. Nach dem Bericht Þorsteinns schlug seine Mutter so eifrig Schaum, dafs schliefslich die höchsten Gebirgsspitzen so tief unter dem Schaum lagen, wie der Boden des Meeres von der Wasseroberfläche entfernt ist. Alle Geschöpfe ertranken, ausgenommen der König und seine Leute, Þorsteinn und seine Mutter. Die letztere hält sich am Quirlschafte fest und hüpft von einer Luftblase auf die andere. — Nun kommt grofser

Frost, so dafs aller Schaum zu schimmerndem Eis wird, auf dem Þorsteinn die weite Welt durchfährt. Schliefslich gerät er in ein grofses kohlschwarzes Gebirge, das bei näherem Zusehen sich als ein Mäusehintern erweist. Hier geht er dann von Zimmer zu Zimmer, von denen eins immer prächtiger wie das andre ist. „Das sind alles merkwürdige Begebenheiten", meint der König. „Aber erzähle nur weiter!" „Alle diese Zimmer waren voll von Büchern in allen erdenklichen Sprachen. Das Merkwürdige war nur, dafs in all' den Büchern das Vorwort stets den gleichen Inhalt hatte und mit goldnen Buchstaben geschrieben war." „Wovon handelte denn das Vorwort", fragt der König neugierig. „Du mufst mich nicht länger in Spannung halten!" „Ja, wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt", sagt Þorsteinn, „so stand dort unzweifelhaft, dafs Ihr, Herr König, und Euer ganzes Geschlecht Lügner und dazu so verschmitzt seiet, dafs man sich sogar auf das, was ihr versprochen hättet, nicht einmal verlassen könnte." „Das ist gelogen!" ruft der König entrüstet aus, und nun mufs er wohl oder übel Þorsteinn die Prinzessin geben.

Die zweite Version dieses Märchens, wo der Lügner vorgibt, in den Himmel gekommen zu sein und von hier aus sich wieder zur Erde herabgelassen zu haben, findet sich in den hierhin gehörigen Märchen am meisten erzählt.

Bei Hahn (39 „Lügenmärchen" I S. 242ff.) erzählt der Freier, der durch grobe Lügen die schöne Tochter eines Lügners bekommen kann, er habe zur Hochzeit seiner Mutter eine Laus und einen Floh ausgebalgt und in das Lausfell eine Last Mehl und in den Flohschlauch eine Last Wein getan, weil ihm vorher der Mehlsack und der Weinschlauch gestohlen worden seien. Da er aber auch gerne den Herrgott zur Hochzeit seiner Mutter eingeladen hätte, so habe er seinen Hahn bestiegen, um auf ihm zum Himmel zu reiten. Wie er übers Meer geschwommen sei, habe er eine Wassermelone gefunden und habe in ihr während des Aufschneidens sein Messer verloren. Er sei also in die Melone hinein geschlüpft, um es zu suchen. Aber trotzdem ein Derwisch, den er in der Melone angetroffen habe, ihm habe suchen helfen, sei das Messer doch nicht gefunden worden, und noch vorgestern seien ihm in der

Melone vier Lasten Wolle versunken. Der Herrgott, der zu stolz gewesen sei, selber zu kommen, habe zur Hochzeit seinen Sohn geschickt. Auf dem Rückweg zur Hochzeit habe er dann ein goldenes Buch gefunden und darin habe immer dasselbe gestanden. „Was denn?“ fragt der Lügner neugierig. „Drin stand, dafs du mir deine Tochter zur Frau geben sollst!“ Da lachte der Alte, und die Hochzeit wurde gefeiert.

Grimm bringt im dritten Bande zu der Lügen-Erzählung „Der himmlische Dreschflegel“ (112 II S. 101 ff.) eine Variante aus dem Münsterischen, die noch besser wie das von ihm in die Sammlung aufgenommene Märchen mit unserm isländischen Lügenmärchen zusammenzustellen ist. Ein König verspricht seine Tochter dem, der am besten zu lügen versteht. Ein armer Bauernbursche erzählt, dafs ein Kohlkopf im Garten bis zum Himmel gewachsen sei. Nun habe er sich die himmlische Herrlichkeit auch einmal ansehen wollen und sei darum hinaufgestiegen. Gerade habe er ins offene Himmelstor hineinspringen wollen, da sei es ihm vor der Nase zugeschlagen worden, worauf er in den Wolken hängen geblieben sei. Ein Strick, an dem er sich nun habe herunterlassen wollen, sei auf der Hälfte des Weges gebrochen. Er sei nun gefallen und zwar gerade in einen Kieselstein. Doch bald habe er sich besonnen, sei nach Hause gelaufen, um ein Beil zu holen, und habe sich dann losgehauen. „Das heifst aufgeschnitten“, sagt der König. Und da er den Bauern nicht gern zum Schwiegersohn haben will, mufs er sich mit schweren Geldopfern von ihm wieder loskaufen.

Bei K. und Sch. (12 „Von der Königstochter, die den heiraten will, welcher ihr etwas erzählt, was sie nicht glaubt“ S. 353 ff.) will die Prinzessin selber von ihrem Freier die gröbsten Lügen hören. Wer die Aufgabe nicht erfüllen kann, wird um einen Kopf kürzer gemacht. Nachdem schon viele ihr Leben verloren hatten, will auch ein alter Invalide sein Glück versuchen. Auf seinen Wanderungen, so erzählt er, sei er auch zum Himmel gekommen. Wie er wieder zur Erde habe zurückkehren wollen, habe er den Weg nicht finden können. Darauf habe ein Häckselschneider auf Befragen ihm eine Klappe geöffnet und ihm gesagt, dafs es da hinunterginge. Doch er habe sich aus

Furcht vor Hals- und Beinbruch nicht getraut, da hinunter zu springen. Auf den Vorschlag des Häckselschneiders habe er aus einem schon geschnittenen grofsen, grofsen Berg Häcksel, der so fein wie Staub gewesen sei, ein Seil gedreht und habe an diesem sich heruntergelassen. Aber als er am Ende des Seils angelangt war, sei er noch lange nicht auf der Erde gewesen. Da habe er das Seil oben abgeschnitten, habe es herumgedreht und habe sich noch einmal von dort, bis wohin er schon gerutscht gewesen sei, weiter zur Erde hinuntergelassen. Doch noch immer sei er weit von der Erde entfernt gewesen, und so habe er es mit Springen versucht. Von dem gewaltigen Sprung sei er bis zu den Armen in die Erde gesunken. Nach langer, langer Zeit habe er sich, als ein Fuchs vorbei gekommen sei, an dessen Schwanz gehängt. Da der Fuchs vor Schreck einen ungeheuern Satz gemacht habe, sei er nicht nur aus der Erde herausgeflogen, sondern nachher noch zehn Klafter weit in den Leib des Fuchses hinein. Drinnen sei er nach längerem Spaziergang in eine grofse Stadt gekommen, und in einer Kirche dort habe dann ein Prediger ganz rührend und herzzerreifsend gepredigt. — „Was denn?“ fragt die Prinzessin verwundert. „Er predigte, du, Königstochter, wärest eine Metze.“ — „Das ist nicht wahr“, platzt die Prinzessin heraus, und nun mufs sie den Invaliden zum Mann nehmen.

Im norwegischen Märchen (Asbj. 39 „Askeladden, som fik Prindsessen til at løgste sig“ S. 203ff.) lügen Askelad und die Prinzessin um die Wette. Was immer auch die Prinzessin an Lügen vorbringt, weifs Askelad sie dennoch zu übertrumpfen. Er erzählt schliefslich von einem wunderbaren Pferde, dessen Rücken später aus einem Fichtenbusch bestanden hätte. Diese Fichte sei bis zum Himmel gewachsen, und an ihr sei er in den Himmel hinaufgeklettert. Dort oben habe die Jungfrau Maria gerade ein Bürstenseil aus Fleischsuppe gesponnen und habe ihn an einem Seil wieder hinuntergelassen, gerade in einen Fuchsbau hinein. Hier habe seine Mutter und der Prinzessin Vater Schuhe geflickt. Bei der Gelegenheit habe dann seine Mutter den König so gehauen, dafs der Grind ihm davon geflogen sei. „Das lügst du“, sagt die Prinzessin, „mein Vater ist niemals in seinem Leben grindköpfig gewesen.“

Bertel Munk, der Lügner des dänischen Märchens (Kamp IX S. 100ff.), ist auch an einem Kornhalme in den Himmel geklettert. Oben hat er St. Peter Buchweizengrütze mahlen sehen, und von Buchweizenspreu hat er sich dann ein Seil gedreht, um wieder herunter zu kommen. Da das Seil noch zu kurz war, habe er sich fallen lassen müssen und sei in den Auswurf eines Fuchses gekommen. Das sei aber eine grofse Kirche gewesen. Drinnen vor dem Altare habe sein Vater gestanden und habe gepredigt, draufsen vor der Kirche habe des Königs Vater um Almosen gebettelt. „Das ist denn doch eine verdammte Lüge!“ ruft der König wütend aus. Darauf bleibt ihm nichts übrig, als Bertel Munk seine Tochter zu geben. — — —

Bei Müllenh. (CCIX S. 153ff.) kann ein Dieb sich vom Galgen befreien, wenn er dem Amtmann eine aufrichtige Lüge zu sagen vermag. Er erzählt nun von einem alten Weibe, das ein Buchweizenkorn gepflanzt und an diesem zum Himmel hinaufgestiegen sei. „Sie ging durch den Himmel“, so berichtet der Dieb, „und ging durch die Hölle, sah mancherlei Freude und mancherlei Pein, sah da auch den Teufel, der hatte dem Herrn Amtmann seine alte Mutter auf dem Schiebkarren.“ — „Kerl“, rief der Amtmann, „das ist nicht wahr!“ — „Verzeihung, Herr Amtmann“, antwortete er, „das ist eine aufrichtige Lüge.“ — Weitere Literatur zu diesem Märchen findet sich bei Köhler (Kl. Schr. I. S. 372).

In der kecken Spielmannspoesie, die in lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts uns noch erhalten ist, wird uns schon von einem Könige erzählt, der nur demjenigen seine Tochter geben will, den er selbst als Lügner anerkennen müsse. Ein Schwabe behauptet schliefslich am Schlusse seiner Lügengeschichte, er habe in dem Schwanze eines Hasen einen Brief gefunden des Inhaltes, dafs der König sein Leibeigner sei. Da der König das für eine Lüge erklärt, mufs er ihn als Schwiegersohn anerkennen. Diese alte Form der Erzählung stimmt einigermafsen mit der dritten isländischen Version des Lügenmärchens überein.



CX. Die trauernde Witwe.

Lbs. 29. Folio. Aus der Handschriftensammlung des Jón Sigurðsson.

Ein Ritter hat eine schöne Frau, die er zärtlich liebt. Einst, als sie beim Spiele sich ein wenig schneidet, so dafs ihr Blut fliefst, fällt er vor Schreck darüber in Ohnmacht und stirbt. Die junge Witwe ist untröstlich. Sie läfst die Leiche in einer Kapelle beisetzen und beschliefst, ihr Leben am Sarge des Gatten zuzubringen. — — — In jener Zeit war es Sitte, dafs in der ersten Nacht, nachdem ein Dieb gehängt worden war, ein Mann Wache halten mufste, damit der Leichnam nicht gestohlen würde. Er hatte mit Gut und Leben dafür zu haften. Der Wächter, der in der Nacht nach der Beisetzung des Ritters die Wache zu halten hat, langweilt sich und friert. Da sieht er das Licht in der Kapelle, geht hin und bittet die Frau um Einlafs, um sich zu wärmen. Sie läfst ihn auch herein. Wie er sich drinnen ein wenig behaglicher fühlt, sagt er ihr, dafs es schade sei, wenn ein so schönes junges Weib sein Leben einem Toten dahin opfere. Sie solle für das Seelenheil ihres Mannes Almosen geben und sich wieder verheiraten. Die untröstliche junge Witwe ist über diese Rede entrüstet und weist dem Manne die Türe. Wie er nun an den Galgen zurückkehrt, ist der Dieb von dort gestohlen worden. In seiner Verzweiflung eilt er nun wieder zur Kapelle, um sich von der Frau Rat zu holen. Auf sein Anklopfen läfst sie ihn auch sogleich herein. Wie sie sein Unglück hört, schlägt sie ihm vor, den Leichnam ihres Mannes an den Galgen zu hängen. Natürlich nur unter der Bedingung, dafs der Wächter für dieses Opfer sie nachher heirate. Er ist auch bereit dazu, nur hätten dem Diebe zwei Zähne gefehlt. „So nimm du einen Stein und schlag sie dem Toten aus", rät die zärtliche Gattin. Der Wächter behauptet, dies nicht zu können, denn der Tote sei sein Busenfreund gewesen. Darauf nimmt die Witwe einen Stein und schlägt ihrem Manne die zwei Zähne aus. „Aber der Dieb war auch seiner Ohren beraubt!" „So nimm ein Schwert und schneide sie dem Toten ab", schlägt die Witwe vor. Aber auch dies, sowie weitere Verstümmelungen der Leiche mufs die Frau selber besorgen, da der Wächter aus Freundschaft für den Toten dies nicht

übers Herz bringt. Schliefslich mufs sie den Gatten dann sogar noch selber am Galgen aufhängen. Wie sie nun alles vollbracht hat, will die Frau den Wächter gleich dort behalten und am nächsten Tage mit ihm sich trauen lassen. Jetzt aber verflucht sie der Mann um ihrer Schlechtigkeit willen und schlägt ihr den Kopf ab.

Dunlop-Liebrecht weist bei der Besprechung des Romans von „Petronius Arbiter“ eine Anzahl von Bearbeitungen dieses Themas nach (S. 40—41). Die isländische Fassung scheint am meisten mit der Erzählung „Von der getrösteten Wittib“ aus den „Sieben weisen Meistern“ übereinzustimmen, denn dort findet sich auch der Umstand, dafs der Ehemann aus Schrecken über einen Unfall, dem seine Gattin ausgesetzt war, stirbt, und dafs sie darein willigt, seinen Leichnam zu verstümmeln, beides Züge, die der Erzählung aus dem lateinischen Romane fehlen. Ob auch schon in den „Sieben weisen Meistern“ die Witwe ihren Gatten selber verstümmelt, und ob auch dort nachher der Wächter sie tötet, vermag ich nicht zu sagen, da Dunlop-Liebrecht nur eine knappe Inhaltsangabe geben, und das Buch von den „Sieben weisen Meistern“ mir hier nicht zugänglich ist. Bei Dunlop findet sich dann noch eine ausführliche Literatur über die weiteren Nachahmungen dieser Erzählungen. Über dieses Thema gibt Griesebach („Die trauernde Witwe“) eine ausführliche Monographie, die mir leider zur Vergleichung nicht zugänglich war.

CXI. Die drei Ritter.

Lbs. 29. Folio. Aus der Handschriftensammlung des Jón Sigurðsson.

Ein alter Ritter in Rom hatte eine schöne junge Frau, die wundervoll singen konnte. Drei Ritter des Kaisers schmachteten nach ihr, und jeder bot ihr heimlich hundert Goldgulden, wenn sie ihn eine Nacht zu sich liefse. — — — Auf Veranlassung seiner geldgierigen Frau versteckt sich der alte Ritter hinter der Türe des Schlafzimmers. Der erste Ritter ist mit Ein-

bruch der Dunkelheit bestellt, der zweite um Mitternacht und der dritte gegen Morgen. Alle drei Liebhaber werden beim Kommen vom Hausherrn erschlagen, ihres Geldes beraubt und dann im Hause verborgen. Um sich der Leichen zu entledigen, wendet sich die Frau hilfebittend an ihren Bruder. Sie sagt ihm, dafs ihr Mann aus Eifersucht einen Ritter erschlagen habe; er möchte ihr jetzt den Dienst tun und die Leiche fortschaffen. Sie packt den toten Ritter in einen Sack, und der Bruder wirft ihn ins Meer. Wie er zurückkehrt, setzt sie ihm Wein vor. Nach einer Weile kommt sie dann erschrocken zu ihm und behauptet, der tote Ritter sei wiedergekehrt. Er müsse ihn noch einmal forttragen. Diesmal bindet der Bruder dem Toten, ehe er ihn ins Meer wirft, einen Stein um den Hals. Aber nach Aussage der Schwester ist trotzdem die Leiche wieder im Hause! Nun trägt er sie in den Wald, schichtet einen Scheiterhaufen auf und verbrennt sie dort. Während er für einige Augenblicke weggeht, kommt ein fremder Ritter vorbei. Er sieht den Scheiterhaufen und stellt sich an das Feuer, um sich zu erwärmen. In diesem Augenblicke kommt der Bruder wieder herbei. Als er den Ritter da stehen sieht, sagt er entsetzt: „Du bist kein Ritter, sondern der Teufel. Zweimal habe ich dich in das Meer geworfen, das zweite Mal sogar mit einem Steine um den Hals. Dann habe ich dich verbrannt, und nun stehst du schon wieder da!“ Wütend nimmt er den fremden Ritter und wirft ihn in das Feuer, so dafs er verbrennt. — — — Nach einiger Zeit schlägt der alte Ritter einmal seine Frau. Diese wird böse und sagt: „O du schlechter Kerl! Willst du mich auch niederschlagen, wie du damals die drei Ritter erschlugst?“ — Die Rede der Frau wird bekannt, die beiden werden vor das Gericht gezogen und gehängt.

Diese Erzählung, die gleichfalls (ebenso wie die vorhergehende Geschichte) ursprünglich den „Sieben weisen Meistern“ entstammt, hat viele Bearbeitungen gefunden. Cosquin weist sie sogar in einer annamitischen Erzählung nach (Cosquin II S. 337). In den hier verglichenen Schwank- und Märchensammlungen kann ich sie aus den Gesamtabenteuern (LXII „Die drei Mönche von Kolmar“ S. 159 ff.) und bei Straparola

(5. Nacht 3. Fabel I S. 339 ff.) belegen. In der altdeutschen Erzählung, die aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammt, sind es drei Mönche, die einer hübschen Frau nachstellen. In Verabredung mit dem Manne bestellt sie die drei zu verschiedenen Zeiten der Nacht, und wie sie kommen, werden sie getötet. Ein fahrender Schüler trägt die drei Leichen im Glauben, es sei stets dieselbe, in den Rhein und wirft noch einen vierten Mönch, der ihm begegnet, hinterdrein.

Bei Strap. sind es drei buckelige Brüder, die einander aufserordentlich gleichen. Die Frau des einen nimmt gegen das Verbot ihres Mannes ihre beiden Schwäger heimlich bei sich auf. Da der Mann unerwartet zurückkehrt, versteckt sie sie in der Küche im Schweinekoben, wo sie ersticken. Um sich der Leichen zu entledigen, läfst sie einen von ihnen durch einen Leichenträger in den Tiber werfen und macht ihm bei der Rückkehr weis, die Leiche sei wiedergekommen. Nachdem der Leichenträger auch die zweite Leiche entfernt hat, begegnet er dem buckeligen Ehemanne, den er nun gleichfalls ins Wasser wirft.

Ähnlich ist ein altfranzösisches Fabliau des Trouveur Durant „Les trois Bossus“. Dunlop-Liebrecht (S. 209 ff.) gibt eine genaue Inhaltsangabe dieses originellen Schwankes.

Unsere isländische Erzählung findet sich Zug für Zug in der altenglischen Bearbeitung der Gesta Romanorum wieder. (Ich zitiere hier noch von der Hagen in der Einleitung zu den Gesamtabenteuern Bd. III S. XLIV ff.): „Die schöne Frau eines alten Ritters in Rom sang dabei so reizend, dafs viele Jünglinge ihrer begehrten. So zog ihre Schönheit und Gesang vom Fenster herab auch drei Ritter des Kaisers an, dafs ihr jeder hundert Goldgulden für ihre Minne bietet. Sie entdeckt es ihrem Manne und beredet ihn, die nacheinander mit dem Golde kommenden Ritter beim Eintritt zu erstechen. Sie verbirgt die Leichname in einer Kammer und bittet ihren Bruder, der Stadtwächter ist, einen Ritter, welchen ihr Mann im Zorne getötet habe, wegzuschaffen für einen guten Wein. Der Bruder trägt den Leichnam im Sacke hinaus und wirft ihn in den Tiber; er kommt, seinen Lohn zu holen und mufs den zweiten als revenant ebendahin tragen, und obgleich er diesem einen Stein

an den Hals bindet, mufs er ebenso den dritten wegschaffen. Diesen trägt er in den Wald und verbrennt ihn; da kommt ein zum Turniere reitender Ritter herbei, sich zu wärmen, wird aber als ein viertes Teufelsgespenst von dem Bruder in das Feuer geworfen und verbrannt, worauf dieser erst seinen Lohn holt. Nachmals gibt jedoch der alte Ritter im Zorne seiner Frau öffentlich einen Schlag, und diese ruft laut, er wolle sie auch wohl ermorden, wie die drei Ritter. So kommt die Untat an den Tag, und beide werden geschleift und gehenkt."

CXII. Das Märchen vom Barbiere.

Lbs. 538. 4to. Von Snorri Jónsson auf Norður-Reykir im Mosfellssveit erzählt.

In Deutschland lebte ein armer Barbier, der eine sehr schöne Frau hatte. Viele Leute bewarben sich um ihre Gunst, unter ihnen vor allem ein Mönch. Er kam jedesmal sie aufzusuchen, wenn er sicher war, den Mann nicht zu Hause zu treffen. — — Einstmals ertappt ihn jedoch der Barbier, der wider Vermuten früher heimkehrt, in zärtlicher Vereinigung mit seiner Frau. Er tötet ihn sogleich und bringt dann die Leiche am Abend, als alles dunkel ist, zu einer Mühle und stellt sie so auf, als wenn der Mönch im Begriffe sei, in die Mühle einzubrechen. Der Müller erwacht in der Nacht, sieht den vermeintlichen Dieb und schlägt auf ihn aus Leibeskräften. Wie er entdeckt, dafs der Mann tot ist, bekommt er einen grofsen Schrecken. Er nimmt nun die Leiche und schleppt sie in das Haus des Barbiers, um sie auf dessen Schwelle heimlich niederzulegen. Der Barbier, der dies alles beobachtet hat, geht nun mit dem toten Mönche zu einem Schneiderladen und legt ihn mit halbem Leibe ins Fenster, als wenn er Tuch stehlen wolle. Auch der Schneider schlägt den Dieb tot und entledigt sich der Leiche auf demselben Wege. Bei einem Schuhmacher, den der Barbier nun mit der Leiche aufsucht, spielt sich der gleiche Vorgang ab. Nun zieht der Barbier mit dem Toten zur Kirche und legt ihn an den Stufen des

Altars nieder. Am folgenden Morgen wird die Leiche des Mönches dort gefunden, und alle glauben, dafs er um seiner Frömmigkeit willen eines so plötzlichen und heiligen Todes gestorben sei. Der Barbier sucht jedoch den Müller, Schneider und Schuhmacher heimlich auf und läfst sich von einem jeden von ihnen sein Schweigen über ihren Mord mit tausend Goldpfennigen bezahlen. — —

Dieser Schwank, den der isländische Erzähler nach Deutschland verlegt, ist wahrscheinlich durch eine der so beliebten deutschen Schwanksammlungen einst nach Island gekommen. Das genaue Vorbild unserer Erzählung kann ich nicht nachweisen, in den zur Vergleichung herangezogenen Sammlungen gibt es jedoch eine Anzahl von Märchen, die den gleichen Stoff, wenn auch in etwas veränderter Ausführung, behandeln. Ich beginne mit der Geschichte des „Schneiders und des Buckligen“ aus 1001 Nacht (1. Bd. II S. 1ff.). Ein Schneider und seine Frau laden eines Tages einen buckligen Spafsmacher zum Abendessen zu sich ein. Zum Scherze steckt hier die Frau ihrem Gaste ein grofses Stück Fisch in den Mund und hält ihm den Mund zu, damit er es auf einmal herunterschlucke. Eine dicke Gräte legt sich ihm jedoch quer vor den Schlund, so dafs er erstickt. Um sich der Leiche zu entledigen, bringt das Ehepaar sie zu einem jüdischen Arzte. Sie stellen den Mann so auf, dafs der Arzt ihn die Treppe hinunterstöfst. Auch er will nicht als Mörder gelten und trägt deshalb die Leiche ins Haus des Oberküchenmeisters vom Sultan. Dieser hält den Mann im Dunkeln für einen Dieb und schlägt ihn mit einem Hammer, so dafs er umfällt. Um dem Gerichte zu entgehen, schleppt er die Leiche zum Markte, wo er sie an einen Laden anlehnt. Ein betrunkener christlicher Kaufmann vermutet, dafs dieser Bucklige der Mann sei, der ihm schon zu Beginn der Nacht seinen Turban gestohlen habe. Er schlägt auf ihn los und ruft noch die Wächter zur Hilfe. Wie man ihn bei der Leiche findet, hält man ihn für einen Mörder. Gleich am folgenden Morgen soll er zur Strafe gehenkt werden, doch vor seiner Hinrichtung kommt einer nach dem anderen der Beteiligten und will die Schuld des Mordes auf sich nehmen. Sie werden nun alle

vor den Sultan geführt, da der Bucklige dessen Spafsmacher war. Nachdem jeder der Beteiligten eine merkwürdige Geschichte aus seinem Leben erzählt hat, wird von einem herbeigerufenen Barbier, der der vermeintlichen Leiche die Gräte aus dem Halse zieht, der Bucklige wieder ins Leben zurückgerufen.

Eine ähnliche Erzählung bringen drei altfranzösische Fabliaux (ich mufs hier wiederum nach von der Hagen, „Gesamtabenteuer" III S. LIII ff. zitieren), die alle drei an Stelle eines Buckligen einen Geistlichen gesetzt haben, in diesem Zuge also schon in Übereinstimmung mit unserer isländischen Erzählung. —

Im norwegischen Märchen (Asbj. 88, „Klokkeren i Bygden vor" II S. 141 ff.) ist die Hauptperson ein Küster. Er wird bei der Frau des Nachbarn vom Gatten überrascht und von ihm getötet. Um den Mord zu verheimlichen, wird er auf ein Pferd gebunden. Die Wächter halten ihn für einen Heudieb und erschiefsen ihn. Sie stecken nun den toten Küster einem Diebe in seinen Sack. Dieser entledigt sich der Leiche, indem er sie in einem Gasthause auf die Treppe setzt. Ein Betrunkener ärgert sich, dafs der Mann auf der Treppe keine Antwort gibt. Er wirft ihn daher die Treppe hinunter, so dafs er das Genick bricht. Nun wird der Tote auf den Brunnenrand gesetzt. Er fällt hinein und wird am andern Morgen als Ertrunkener herausgezogen. Man entdeckt, dafs der Küster noch eine Reihe anderer tötlicher Wunden aufweist, und die Wahrheit kommt an den Tag. — — Der Liebhaber der Frau ist bei Schneller (58, „Wie einer fünfmal ist umgebracht worden" S. 168 ff.) kein Geistlicher, aber er zieht bei Gelegenheit seines Besuches ein geistliches Gewand an und wird deshalb von all seinen Mördern für einen Kuraten gehalten. Nachdem der Gatte ihn getötet hat, bindet er ihn auf einen Esel, der zuerst mit ihm auf einen Acker läuft, wo der Besitzer desselben ihn erschiefst. Dann eilt der erschrockene Esel auf den Marktplatz mitten in Tongeschirre hinein, und in der Wut tötet der Geschirrhändler die Leiche mit einem Kieselsteine. Er lehnt den Mann nun von innen an die Kirchentüre, so dafs der Mefsner am Morgen

ihn zu Boden stöfst. Nachdem er der Leiche ein Chorhemd angezogen hat, stellt er sie an den Altar. Einige Knaben, die frühmorgens zur Messe dienen wollen, ziehen nach einigem Warten den scheinbar schlafenden Geistlichen von hinten, um ihn zu wecken. Da poltert der Tote die Stufen hinab, und die Knaben laufen als Mörder des Kuraten entsetzt von dannen. —

Das lothringische Märchen (Cosquin 80, „Jean le pauvre et Jean le riche“ II S. 333 ff.) ist nur ein Fragment. Im Beginne stimmt es in der Erzählung von der wieder ausgegrabenen Leiche mit unserem nächstfolgenden Märchen (Nr. CXIV) überein. Dann wird diese Leiche als Obstdieb vom Gartenbesitzer zu Boden geworfen und hierauf von einer Geschirrhändlerin mit einem Steine getötet. Danach bricht die Erzählung ab. Bei Köhler (Kl. Schr. S. 65) und bei Cosquin in seinen Anmerkungen werden noch weitere Nachweise zu diesem Märchen gegeben.

CXIII. Die mehrere Male getötete Leiche.

Þork. S. 349—53. Nach der Erzählung von Margrét Jónsdóttir von Undirfell 1862.

Bei einem jungen Ehepaar wohnt noch die alte Mutter des Mannes und dessen zwei unverheiratete Brüder. Die drei Männer gehen meist täglich auf den Fischfang, während die junge Frau das Hauswesen besorgt. Da sie argwöhnt, dafs ihre Schwiegermutter ihren Mann gegen sie aufhetzt, will sie sich eines Tages darüber Gewifsheit verschaffen. Sie kommt also zur Alten und fragt sie um Rat: Ein Mann biete ihr Schweinefleisch zum Kaufe an, und sie habe auch grofses Verlangen, etwas davon zu kaufen. Aber der Mann stelle als Kaufpreis eine Forderung, auf die sie als ehrbare Frau doch unmöglich eingehen könne. „O, lafs dich das nicht bekümmern“, sagt die Alte, „solchen Scherz habe auch ich mir vor langen Jahren erlaubt und habe ihn nie zu bereuen brauchen.“ Auf diese Antwort hin gibt sich die junge Frau den Anschein, als wenn sie dem Rat ihrer Schwiegermutter

folgen wolle. — Wie die Männer abends vom Fischfang heimkehren, bemüht sich die Mutter auf alle erdenkliche Weise, mit ihrem Sohne allein zu sprechen, ihre Schwiegertochter weifs aber immer wieder ihre Anschläge zu vereiteln. Da ihr alles nichts nützt, murmelt sie wenigstens halblaut einige Verse, die in dem Herzen ihres Sohnes Argwohn erwecken sollen:

„Eitt orð býr í barka mér,	„Eine Rede wohnt in meiner Kehle,
Og annað fyrir neðan,	Die andere darunter,
Þriðja býr i lungum mér,	Die dritte wohnt in meinen Lungen,
Og það dregur sleðann.“	Und diese zieht den Schlitten (ist bedeutungsvoll).“

Und ferner:

„Ef sumir vissu um suma	„Wenn einige wüfsten von einer
Það, sem sumir gera við suma,	Das, was einige mit einer anstellen,
Þegar sumir eru frá,	Wenn einige fern sind —
Þa væru ekki sumir við suma,	Dann wären einige nicht gegen eine
Eins og sumir eru við suma,	So freundlich, wie sie sind gegen eine,
Þegar sumir eru hjá.“	Wenn einige bei einer sind.“

Mehr vermag die Alte an diesem Abend jedoch ihrem Sohne nicht zu verraten. Nachdem am folgenden Morgen die Männer wieder zum Fischfang fortgegangen sind, sagt die junge Frau ihrer Schwiegermutter, sie möchte sich doch gar zu gern einmal schaukeln. „Tu das nur“, meint die Alte, „das habe ich auch in meiner Jugend am liebsten getan.“ Nachdem sich die Hausfrau eine Weile mit Schaukeln belustigt hat, schlägt sie ihrer Schwiegermutter vor, sich doch auch einmal in die Schaukel zu setzen. Sie wolle sie schon festhalten während des Schaukelns. Die Alte geht auch auf den Vorschlag ein und klettert mit Hilfe ihrer Schwiegertochter in die Schaukel hinauf. Eine Weile geht auch alles gut, doch plötzlich gibt die junge Frau der Schaukel einen Stofs und läfst zugleich die Alte los. Diese fliegt nun in weitem Bogen aus der Schaukel und bricht an einem grofsen Stein sich den Schädel, so dafs sogleich der Tod eintritt. — Die junge Frau nimmt die Leiche und legt sie so aufs Bett, als wenn sich die Alte zum Schlaf hingelegt hätte. Wie ihr Gatte am Abend seine Mutter begrüfsen will und keine Antwort erhält, sagt ihm seine Frau, sie würde wahrscheinlich schon eingeschlafen sein, sie sei an dem Tage nicht ganz wohl gewesen. Ehe nun am

folgenden Abend die Männer heimkommen, nimmt sie die Leiche und setzt sie in eine Kammer vor eine Kiste mit Tabak und Branntwein, die ihr Mann dort stehen hatte. Der Kopf steckt in der Kiste, und in der einen Hand hält sie eine Tabaksrolle und in der andern Hand ein Messer. Wie der Ehemann am Abend durch die halbgeöffnete Türe sieht, dafs eine Frau ihn augenscheinlich bestehlen will, wird er so wütend, dafs er mit einem dort liegenden Messer die Diebin durchsticht. Erst jetzt erkennt er seine Mutter. In seiner Ratlosigkeit vertraut er sich seiner Frau an, und diese verspricht ihm Hilfe. Am folgenden Abend glaubt ein Bruder des Ehemanns, dafs eine Frau aus seinem Verschlage, in dem er Stockfisch und Haifisch aufbewahrt, ihm Haifisch stehlen will. Wütend durchsticht er sie mit einem Messer. Wie er dann entdeckt, dafs er seine eigene Mutter ermordet hat, eilt er entsetzt zu seiner Schwägerin und bittet sie, ihm diese Untat verbergen zu helfen. — Den dritten Tag wird von der jungen Frau die tote Schwiegermutter auf dem nächsten Gehöft so geschickt angebracht, dafs der dort wohnende Sysselmann, in der Überzeugung, dafs eine unbekannte Frau seinen Lieblingswidder getötet hat, die Leiche mit seinem Schwerte durchsticht. Wie er nun in ihr die seit langen Jahren ihm befreundete Nachbarin erkennt, läfst er deren Schwiegertochter rufen und vertraut ihr sein Unglück an. Er bietet ihr viel Geld, wenn sie ihm nur helfen wolle, diese Angelegenheit zu vertuschen. Die junge Frau geht auch auf den Vorschlag ein. — Nun wird endlich die Alte in allen Ehren begraben, das junge Ehepaar lebt von jetzt an in Frieden und Einigkeit, und die gröfste Freundschaft herrscht auch zwischen den Bewohnern der Nachbarhöfe. — —

Dieses Märchen ist eigentlich nur eine Version von dem im vorhergehenden Märchen behandelten Thema, denn auch hier haben wir die mehrmals getötete Leiche. Die Behandlung dieses Stoffes weicht jedoch so sehr von dem Märchen vom Barbiere ab, dafs ich glaubte, diesem Schwanke eine gesonderte Stellung einräumen zu müssen.

Parallelen zu dieser Version des Themas von der mehrmals getöteten Leiche vermag ich nicht nachzuweisen.

CXIV. Die mehrere Male begrabene Leiche.

Árn. 540/1. Nach der Erzählung einer Frau auf Seltjarnarnes.

Einem reichen Pfarrer, der nichtsdestoweniger furchtbar geizig ist, stirbt seine Mutter. Sein blutarmer Küster hat schon lange eine Wut auf den Geistlichen und beschliefst, sich jetzt an ihm zu rächen. Wie die Leiche in die Kirche gesetzt ist, um nachher begraben zu werden, nimmt er sie in der Nacht mit Hilfe seines erwachsenen Sohnes auf und bringt sie in die Vorratskammer, in der der Pfarrer seine getrockneten Fische zu verwahren pflegte. Mit Entsetzen sieht der Pfarrer am anderen Morgen, dafs seine tote Mutter augenscheinlich an seinen Vorräten sich gütlich tut und gerade ein Stück Fisch in der Hand hält. Da er zu ihren Lebenszeiten die alte Frau aus Geiz immer hat hungern lassen, schlägt ihm das Gewissen. Deshalb eilt er in der Not zum Küster und erzählt ihm, seine Mutter sei zum „Wiedergänger“ (eine bestimmte Art Gespenst) geworden. Er biete ihm den ganzen Vorrat von Fisch an, wenn er die Tote so gut begraben wolle, dafs sie nicht mehr umgehen könne. Nach einigem Sträuben geht der Küster auf den Vorschlag ein und begräbt nun die Leiche im Beisein des Pfarrers. Wer beschreibt aber dessen Schreck, als er am folgenden Morgen beim Eintritt in die Buttervorratskammer seine tote Mutter wiederum erblickt, diesmal mit dem Verspeisen von Butter beschäftigt! Auch jetzt mufs der anfänglich sich weigernde Küster die Leiche aufs neue begraben, damit sie nun sicher zur Ruhe komme. Zum Lohne für diese Arbeit erhält er dann den ganzen Buttervorrat. Doch die alte Frau kann augenscheinlich noch keine Ruhe finden, denn am dritten Tage trifft sie der entsetzte Pfarrer auf dem Kornspeicher mit dem Kornmafse in der Hand. Nach vielem Bitten läfst sich schliefslich der Küster erweichen, das gesamte Korn vom Speicher an sich zu nehmen und dafür die Mutter seines Pfarrers zum dritten Male zu begraben. — Am folgenden Tage hat der Pfarrer auf einer jungen Stute einen Ausritt zu machen. Wie er sich umschaut, sieht er seine tote Mutter festlich geschmückt auf einem jungen Hengste reiten. Dieser läuft, was er kann, um die Stute zu erreichen, und je mehr der Pfarrer

sein Pferd antreibt, um so schnell wie möglich vor dem Spuk beim Küster eine Zuflucht zu finden, desto eifriger eilt der schnaubende und wiehernde Hengst mit der Leiche hinter ihm her. Nun fleht der Pfarrer seinen Küster an, ihn doch um Gotteswillen von der Leiche zu befreien. Lange ist dieser gegen alle Bitten taub, doch endlich verspricht er seine Hilfe gegen ein mit Geld beladenes Pferd. Gern ist der Pfarrer zu diesem Opfer bereit, und nun wird vom Küster die Leiche so tief vergraben, dafs die alte Frau seitdem nie wieder sich sehen liefs. Der Pfarrer hielt aber für alle Zeiten den Küster, der ihm aus solchen Nöten geholfen hatte, in hohen Ehren.

Auch auf den Fær-öern ist ein ähnlicher Schwank bekannt (Fær. 23 „Skálkurin“ S. 332 ff.). Hier werden einem reichen Manne seine Ochsen gestohlen, ohne dafs er den Dieb zu entdecken vermag. Er schöpft Argwohn gegen seinen armen Nachbarn, bei dem seit einiger Zeit ein unbekannter Mann wohnt. Um Gewifsheit zu bekommen, überredet er seine Frau, sich in einer Kiste, mit reichlichen Vorräten versehen, zu verstecken. Diese Kiste bringt er dann zum Nachbar und bittet diesen, sie ihm für kurze Zeit, da er verreisen müsse, zu verwahren. Der Fremde — in Wahrheit ein Strolch, den der arme Mann vom Galgen losgekauft hatte, und der nun zum Dank für seine Wirte die Ochsen stahl — mifstraut dieser Kiste und öffnet sie deshalb eines Nachts. Wie er die Bäuerin drinnen findet, erschlägt er sie, wäscht ihr dann das Blut wieder ab und stopft ihr so viel Brot und Käse wie nur eben möglich in den Mund. Dann schliefst er die Kiste, so dafs niemand sehen kann, dafs sie inzwischen geöffnet worden war. Als nach einigen Tagen der reiche Nachbar seine Kiste zurückholt und in ihr seine Frau als Leiche wiederfindet, vermutet er, dafs sie durch ihre Gier beim Essen erstickt sei. „Das habe ich mir schon früher gedacht, dafs Brot und Käse sie einmal töten würden“, meint er bei diesem Anblick. Wie die Tote begraben ist, holt sie der Dieb in der Nacht heimlich wieder heraus und setzt sie an den Rauchfang, nachdem er ihren Mund mit Wurst vollgestopft hat. Erschreckt läuft der Bauer zu seinem armen Nachbar und bittet ihn, die Leiche doch zu begraben. Dieser kommt dem Verlangen nach, aber trotzdem findet der Bauer

am nächsten Morgen seine Frau in der Nähe seines Bettes mit einem Stück Schweinefleisch im Munde. Wie der Arme sie wiederum begraben soll, tut er es nur unter der Bedingung, dafs der reiche Nachbar ihm seine Mühe teuer bezahlt. Damit ist dieser gerne einverstanden. Nun atmen die Leute auf, denn am dritten Morgen ist die Leiche im Hause nicht mehr zu sehen, sie scheint also Ruhe gefunden zu haben. Doch entsetzt stürzt nach einer Weile ein Mädchen, das etwas im Keller zu besorgen hatte, wieder herauf und verkündet, dafs die Leiche an einem Bierfasse sitzt und sich Bier in den Mund laufen läfst. Ganz verzweifelt eilt der Bauer zum dritten Male zu seinem Nachbar und fleht ihn um Hilfe an. Doch jetzt will es dieser nur noch tun, wenn der Reiche mit ihm das Gehöft tauscht. In der Not mufs der Bauer auf dieses Verlangen eingehen, und seit dieser Zeit hat die tote Frau tatsächlich Ruhe gefunden.

Der Beginn von Cosquins Märchen (LXXX „Jean le pauvre et Jean le riche“ S. 333 ff.) stimmt gleichfalls mit dieser Erzählung überein, denn dort gräbt der arme Mann die tote Mutter auch heimlich wieder aus und bringt sie zu seinem reichen Bruder. Dieser bietet erschreckt dann seinem Bruder viel Geld an, wenn er ihn von der Leiche befreie.

Weitere Nachweise zu diesem augenscheinlich selteneren Märchen finden sich bei Cosquin und Köhler-Bolte (Kl. Schr. S. 190).

CXV. Der König und der Bischof.

Lbs. 444 8 vo.

Ein König hatte mehr Geld und Edelsteine, wie alle anderen Könige. Aber er war immer so traurig und so still, dafs in allen Ländern darüber gesprochen wurde. Ein kluger und beredter Bischof, der das hörte, machte sich nun auf, um diesen sonderbaren König kennen zu lernen und eventuell ihn zu trösten. — — — Wie er kommt, wird er vom Könige festlich empfangen, zum Hochsitze geführt und mit Wein und Leckerbissen auf

das beste traktiert. Im Laufe des Gastmahles fragt nun der Bischof den König, weshalb er immer so traurig sei. Er sei doch reicher und mächtiger als alle übrigen Könige und Herrscher. Auf diese Frage legt ihm der König drei andere Fragen vor. Erstens: wieviel Zeit er brauche, um rund um die Welt zu segeln? Zweitens: wieviel Geld er wert sei, und drittens: was er in dem Augenblicke gerade denke? Der Bischof solle einen Eid schwören, nach drei Jahren wiederzukommen, um diese Fragen zu beantworten. Wenn er das nicht könne, würde er ihm den Kopf abhauen lassen. Nun wird der Bischof ebenso still und so traurig wie der König und fährt heim. Hier vergehen ihm in trüber Stimmung drei Jahre, ohne dafs er eine Antwort findet. — Der Bischof hat einen Bruder, einen reichen und mächtigen Mann, der sich aber nicht schämt, seine Herde selbst zu hüten. Wie der Bischof sich nun schon zur Abreise rüstet, kommt dieser zu ihm und bittet, ihn an seiner Stelle fahren zu lassen. Sie wären einander doch so ähnlich, dafs gewifs kein Fremder sie voneinander unterscheiden könne. Dankbaren Herzens willigt der Bischof schliefslich ein. Wie nun der Bruder zum Könige kommt, wird er auch für den Bischof gehalten, auf das freundlichste empfangen und zum Hochsitze geführt. Der König fragt ihn, in wieviel Zeit er die Erde umsegeln könne? Der Gast antwortet: „in den sieben Wochentagen." Erstaunt meint der König, dafs dies unmöglich sei. „Unser Herr hat die Woche in sieben Tage geteilt", sagt der Edelmann. „Nun willst du das ändern? In den sieben Wochentagen kannst du die Erde umsegeln, doch wie viel Mal du sieben Wochentage dazu brauchst, das mufst du dir selbst sagen." Mit dieser Antwort gibt sich der König zufrieden. Auf die Frage, wie viel Geld er wert sei, meint der Gast: „neunundzwanzig Silberpfenninge." Der König ist entrüstet, dafs der Bischof ihn so gering schätzt. Doch dieser sagt gelassen: „Jesus Christus wurde um dreifsig Silberpfenninge verkauft. Da wirst du, ein Mensch, mit neunundzwanzig Silberpfenningen wohl nicht zu gering geschätzt worden sein." Nun soll der Gast sagen, was der König sich gerade denke. „Ihr denkt jetzt, ich sei der Bischof, aber ich bin nur sein Bruder." Durch diese treffenden

Antworten wird der König so aufgeheitert, dafs er sein ganzes Leben hindurch nun vergnügt und zufrieden ist. Er entläfst den Gast mit reichen Gaben, und auch dem Bischofe sendet er Geschenke.

Dieser Schwank, der durch Bürgers Gedicht wohl allgemein bekannt geworden ist, hat schon eine lange Geschichte aufzuweisen und erfreute sich schon früh bei den Schwankdichtern grofser Beliebtheit. Solche Fragen, die scherzhaft beantwortet werden, finden sich schon in Strickers Pfaffe Amis, ferner werden dem Eulenspiegel derartige Fragen vom Rektor der Universität vorgelegt. (Ich zitiere hier nach Grimm III S. 236 ff.) Nach Percy (Bd. 3 S. 146 ff.) mufs schon vor der bei ihm veröffentlichten altenglischen Ballade ein älteres Gedicht den gleichen Stoff behandelt haben. Die Ballade „King John and the abbot of Canterbury“ sei eine verkürzte und modernisierte Form aus der Zeit Jakobs I. Hier wird erzählt, dafs der König John sich über den Prunk des Abtes von Canterbury geärgert habe. In dieser Stimmung stellt er ihm die drei Fragen: erstens, wieviel er wert sei, zweitens, wie schnell er um die Welt reiten könne, und drittens, was er gerade denke. Die erste und die dritte Frage werden vom Schäfer, der an Stelle des Abtes zum Könige kommt, wie im Isländischen beantwortet. Statt der Antwort: „an den sieben Wochentagen“ erklärt hier der Schäfer, dafs der König mit der Sonne Schritt halten solle, dann würde er in vierundzwanzig Stunden um die Welt reiten können. Der König lacht, gibt dem Schäfer, der die angebotene Abtwürde ausschlägt, ein Gnadengehalt und schickt dem Abte seine Verzeihung.

In Paulis Schwanksammlung (LV S. 46/7) soll der Abt dem Edelmanne, der sein Vogt ist, folgende drei Fragen beantworten: erstens, wie hoch er ihn schätze, zweitens, wo es mitten auf der Erde sei, und drittens, wie weit Glück und Unglück voneinander seien. Der Sauhirte sagt an Stelle des Abtes, dafs er den Edelmann auf achtundzwanzig Pfenninge schätze. Christus wurde für dreifsig Pfenninge verkauft, der Kaiser gelte seiner Meinung nach neunundzwanzig, da könne er den Edelmann doch nur auf achtundzwanzig Pfenninge schätzen. Mitten auf der Erde stünde die Kirche seines Klosters

— wenn der Herr das nicht glauben wolle, so möge er nachmessen. Glück und Unglück seien auch nur eine Nacht auseinander. Denn gestern sei er ein Sauhirte gewesen, und heute sei er ein Abt. Zum Lohne für seinen Mutterwitz wird der Hirte zum Abt ernannt.

Im norwegischen Märchen (Asbj. 86 „Præsten og Klokkeren" S. 126 ff.) ist ein Pfarrer so stolz, dafs er nicht einmal dem Könige aus dem Wege fahren will. Zur Strafe soll er nun zum Königsschlosse kommen, um drei Fragen zu beantworten. Dem Küster, der an Stelle des Pfarrers kommt, werden folgende Fragen vorgelegt: „Wie weit ist es von Osten nach Westen? Eine Tagereise. Wie viel ist der König wert? Neunundzwanzig Silberpfenninge. Was denkt der König im Augenblicke? Er denkt, der Küster sei der Pfarrer und ist doch nur der Küster."

Bei Müllenh. (CCVIII S. 153) beantwortet der Müller, über dessen Türe geschrieben steht: „Ich lebe ohne Sorgen", drei Fragen, die der König an ihn stellt. Zum ersten, was der König gerade denkt. Er denkt, der Müller kommt. Zum anderen, wie schwer der Mond ist. Höchstens ein Viertel — wenn der König es nicht glaubt, soll er selber nachwiegen. Zum dritten, wie tief das Wasser ist. Einen Steinwurf. Der König lacht über die Antworten und meint, wenn der Müller mit allem so schnell fertig sei, dann sei es kein Wunder, dafs er keine Sorgen habe.

„Das kluge Hirtenbüblein" des deutschen Märchens (Grimm 152 II S. 209 ff.) beantwortet in eigener Sache die drei Fragen des Königs. Denn dieser hat ihm versprochen, es für den Fall, dafs es richtig antworte, an Kindesstatt anzunehmen. Die Fragen lauten: „wieviel Tropfen Wasser sind im Weltmeere? Wie viel Sterne stehen am Himmel? Wie viele Sekunden hat die Ewigkeit?" Das kluge Hirtenbüblein stellt vor der Beantwortung dieser unmöglichen Fragen drei ebenso unmögliche Forderungen auf und wird hierauf vom Könige wie sein eigenes Kind gehalten.

Köhler bespricht diesen Schwank bei dem französischen Volksmärchen von Moncaut (Kl. Schr. S. 82), dem gälischen Märchen von Campbell (a. a. O. S. 267) und den Schwänken Nasr-eddins (a. a. O. S. 492 ff.). Ferner sind Grimms Anmer-

kungen im dritten Bande (S. 236) zu vergleichen, ebenso auch Pröhle „Gottfried August Bürger“ (S. 115 ff.). Die reichsten Literaturnachweise gibt Oesterley in der Stuttgarter Ausgabe von „Schimpf und Ernst“ (S. 479).

CXVI. Der allwissende Bauernbursche.

Lbs 536 4to. Von Páll Pálsson in Árkvörn nach der Erzählung der alten Frau Guðriður Eyolfsdóttír 1863/4 niedergeschrieben.

Ein Bauernpaar hatte einen Sohn namens Kresent oder, wie die Eltern ihn nannten, Kres. Wie er erwachsen ist, zieht er aus, um sich Ehre und Reichtum zu erwerben. Er kommt in ein Königreich und wohnt hier bei einem Bürger. Einst sieht er die wunderschöne Königstochter Ingibjörg und wird von Liebe zu ihr ergriffen. Von dieser Zeit an geht er schweigend und wie im Traume umher. Sein Wirt fragt ihn, weshalb er so in sich gekehrt sei. Kresent sagt, das käme daher, weil er so viel mehr wie andere erfahre und wisse. Daheim sei er von allen ein Weiser und Wahrsager genannt worden. Der Wirt hat nun schleunigst nichts anderes zu tun, als dem Könige mitzuteilen, welch ein bedeutender Gast in das Königreich gekommen sei. Der König ist hocherfreut und ladet sogleich Kresent zu sich an den Hof als Wintergast. Eines Tages will der König die Wahrsagekunst des Kresent erproben. Er trägt ihm auf zu sagen, ob das Kind, das die Königin erwarte, ein Knabe oder ein Mädchen sei. Kresent ist über diese Frage in grofser Verlegenheit und bittet sich drei Tage Bedenkzeit aus. Als er nach dieser Zeit nun antworten soll, ist er so klug eigentlich wie vorher, sagt aber schliefslich aus reiner Verzweiflung, er müsse fast vermuten, dafs die Königin Zwillinge bekomme. Denn wenn sie in die Halle hineinginge, so schiene ihm das Kind ein Knabe, wenn sie aber hinausginge, so schiene es ihm ein Mädchen zu sein. Nach einiger Zeit gebiert die Königin wirklich einen Knaben und ein Mädchen, und nun steht Kresent beim Könige in hohem Ansehn. Einst hat der König eine grofse Gesellschaft geladen. Zu

diesem Feste hatte er seinem neuen Koch befohlen, ein Gericht zu bereiten, das niemand kennt. Neugierig fragen sich die Gäste, was das wohl sein könne. Der König hat seine Freude an ihrem Staunen und verkündet, er wolle ein prächtiges Obergewand und einen Goldring demjenigen schenken, der den Namen dieses Gerichts errate. Kresent, der natürlich den Namen ebensowenig kennt, sagt halblaut vor sich hin: „Nun weiſs nicht einmal Kres, was er sagen soll.“ Das Gericht hieſs aber Kres, und wie der König das hört, meint er, eigentlich habe er seinen Wahrsager von dem Erraten dieses Gerichts ausgeschlossen. Denn es sei bei seiner Weisheit ja doch selbstverständlich, daſs er den Namen wisse. Aber zum Zeichen seiner Anerkennung wolle er ihm doch die verheiſsene Belohnung geben. — — — Nun wird dem König sein höchstes Kleinod, ein kostbarer Ring, gestohlen. Nirgends ist er wieder zu finden, und auch vom Diebe ist keine Spur zu entdecken. Der König ist furchtbar traurig, erinnert sich aber zu guter Zeit seines trefflichen Wahrsagers und läſst Kresent zu sich kommen. Er trägt ihm auf, den Ring wiederzuschaffen und ihm auch Näheres vom Diebe zu sagen. Drei Tage hindurch wolle er ihm Bedenkzeit geben und ihn in dieser Zeit in ein Haus, wohlversehen mit gutem Essen und Trinken, einsperren. Wenn er nach dieser Frist ihm den Ring ausliefern könne, so wolle er ihm seine Tochter Ingibjörg zur Frau und dazu das halbe Königreich geben — nach seinem Tode solle er dann König werden. Könne er ihm jedoch nichts sagen, so lieſse er ihn töten, denn dann sei seine ganze Wahrsagekunst nichts wert. — Nun wird Kresent in ein Haus eingeschlossen. Hier sitzt er nun sehr betrübt, denn er hat natürlich keine Ahnung, wo der Ring sein könnte. Da ihm nun der Tod gewiſs scheint, so will er wenigstens in den drei Tagen das Leben noch etwas genieſsen. Er läſst sich also die leckern Speisen gut schmecken und betrinkt sich gründlich. Angeheitert sitzt er am Abend auf einem Sofa an der Türe und überlegt sich, wie viel Tage er noch zu leben habe. So sagt er im Rausche unaufhörlich, bald laut, bald leise: „Nun sind es drei, nun sind es drei!“ — Es ist aber hier zu sagen, daſs drei Höflinge den Ring gestohlen hatten. Wie diese erfahren, daſs der berühmte Wahr-

sager Kresent in ein Haus eingeschlossen sei, um den Ring und die Diebe wieder ausfindig zu machen, bekommen sie einen grofsen Schrecken. Sie schleichen sich abends an die Türe und hören, wie Kresent bald laut, bald leise vor sich hin sagt: „Nun sind es drei, nun sind es drei!“ Sie sind nun gewifs, dafs Kresent schon geraten habe, dafs drei Diebe den Ring stahlen und kommen darüber in nicht geringe Verzweiflung. Am folgenden Abend überzählt Kresent im Rausch wieder seine Tage und sagt in einem fort: „Der erste ist vorbei, nun sind es nur noch zwei usw.“ Auch dies hören die Höflinge und sind ganz sicher, dafs der Wahrsager die Person des einen schon kenne. Am folgenden Abend sagt Kresent: „Der zweite ist vorbei, der dritte kommt an die Reih.“ Nun folgt der letzte Abend. Kresent sitzt wieder angeheitert auf seinem Sofa und sagt in einem fort: „Nun sind alle drei, der dritte auch vorbei.“ Wie die lauschenden Höflinge das hören, sind sie ganz überzeugt, dafs nun der Wahrsager sie alle drei entdeckt habe. Da sie keinen andern Weg zur Rettung sehen, so beschliefsen sie, dem weisen Manne lieber alles zu gestehen und ihn um Hilfe su bitten. Sie klopfen also an die Türe und flehen dringend um Einlafs. Kresent glaubt jedoch in seiner Trunkenheit, dafs die Häscher des Königs ihn zum Richtplatze führen wollen. Er beschliefst, sein Leben tapfer zu verteidigen und hält ängstlich die Türe geschlossen. Nun rufen die Höflinge ihm in ihrer Verzweiflung zu, sie wollten ja alles gestehen. Den Ring hätten sie auch gleich mitgebracht. Zweifelnd öffnet Kresent die Türe. Sogleich stürzen die drei zu seinen Füfsen, halten den Ring in die Höhe und bitten in den rührendsten Tönen um seine Vergebung. Kresent fafst sich schnell. Er hält ihnen erst eine kleine Moralpredigt, dann verspricht er, ihnen noch einmal zu helfen. Nun müssen sie ihm den besten Ochsen des Königs herbeiholen, und diesem gibt er den Ring, in Futter eingewickelt, zu verschlucken. Einem Sklaven des Königs läfst er heimlich viel Geld geben. Dann verschafft er ihm die Gelegenheit zu entlaufen, so dafs niemand seiner mehr habhaft werden kann. Am folgenden Morgen erwartet er dann mit Seelenruhe die Häscher. Vor den König geführt erklärt er ihm, dafs er den Ring selbst ihm zwar nicht bringe, dafs

er aber infolge seiner Weisheit entdeckt habe, wo er zu finden und wie der Diebstahl geschehen sei. Ein Sklave des Königs habe den Ring gestohlen. Wie nun die Nachricht sich verbreitete, dafs er, der Wahrsager, innerhalb drei Tagen den Dieb ausfindig machen würde, habe dieser eine furchtbare Angst bekommen. Er habe den Ring, in Futter gewickelt, dem besten Ochsen des Königs zu verschlucken gegeben, er selbst aber sei entlaufen. — Der König verwundert sich sehr über diese Rede. Halb zweifelnd läfst er den bezeichneten Ochsen schlachten — und siehe da, in seinem Magen findet sich der Ring! Da nun auch niemand mehr des entlaufenen Sklaven habhaft werden kann, so scheinen die Aussagen des Wahrsagers glänzend bewahrheitet. Kresent wird der Gemahl der schönen Ingibjörg und erbt nachher das ganze Königreich.

Am meisten Übereinstimmung mit unserer isländischen Erzählung zeigt das norwegische Märchen (Asbj. 82, „Kulbrænderen“ S. 101ff.). Ein Kohlenbrenner setzt sich in den Besitz einer Pfarrerkleidung und zieht mit den übrigen Theologen des Landes an den Hof des Königs. Hier behauptet er, durch seine Weisheit einen gestohlenen Ring wiederschaffen zu können. Da jedoch die Zeit vergeht, ohne dafs er sein Versprechen einlöst, verliert schliefslich der König die Geduld und gibt ihm nur noch drei Tage Frist, die er von aller Welt abgeschieden verbringen soll. Die drei Diener, die ihm nacheinander an diesen drei Tagen das Essen bringen, sind die Diebe. Sie glauben sich von ihm erkannt, da er, wie der erste Diener hinausgeht, zu sich sagt: „Das war der erste“ usw. Sie gestehen ihm nun die Wahrheit, er gibt den Ring einem Schweine zu fressen und sagt dann dem Könige, in diesem Schweine würde der vermifste Ring zu finden sein. — Bei späterer Gelegenheit errät er durch Zufall, dafs in einer verdeckten Schüssel ein Krebs ist. Die dritte Probe seiner Kunst soll er bei der Königin ablegen. Er soll voraussagen, ob sie mit einem Prinzen oder mit einer Prinzessin niederkommen werde. In der Verlegenheit behauptet er, wenn sie ihm entgegen käme, glaube er, dafs es ein Prinz sei, wenn sie von ihm ginge, hielte er das Kind für eine Prinzessin. Nun bekommt die Königin tatsächlich Zwillinge, so dafs sein Ruhm als Wahrsager für immer befestigt ist.

Bei Cosquin (60, „Le sorcier“ II S. 187ff.) und bei Grimm (98, „Doktor Allwissend“ II S. 52ff.) braucht der Bauer als vorgeblicher Wahrsager nur zwei Proben seiner Kunst abzulegen. Er entdeckt zuerst durch das böse Gewissen der Schuldigen, die seine harmlosen Reden auf sich beziehen, die Diebe (im lothringischen Märchen gibt er den gestohlenen Ring einem Hahn zu fressen), dann ist ihm gleichfalls der Zufall beim Erraten einer verdeckten Schüssel günstig.

In einem schleswig-holsteinschen Märchen (Müllenh. XXV, „Dree to Bett“ S. 464/5) wird von einer reichen Frau erzählt, die nach dem Dorfgerede allwissend war. Drei junge Leute wollen sehen, was daran wahr ist und beschliefsen, sie einmal am Abend zu beobachten. Wie der erste vom Fenster aus ins Zimmer sieht, gähnt gerade die Alte beim Spinnen und sagt nach ihrer Gewohnheit: „Oha! dat weer een.“ Darauf läuft der erste weg und erzählt sein Erlebnis den andern beiden. Die wollen es jedoch nicht glauben, und so schleicht sich der zweite jetzt ans Fenster. Beim zweiten Gähnen der spinnenden Frau glaubt er bei ihrer Rede: „Oha! dat weren twee!“ er sei gleichfalls entdeckt und läuft weg. Noch schlimmer ergeht es dem dritten, der aus dem Ausspruch der Frau: „Dat weren dree, nu käm ick“ den Schlufs zieht, die zauberkundige Alte wollte auf ihn los, während sie in Wahrheit ihrer Gewohnheit entsprechend nach dem dritten Gähnen zu Bett geht. Seit dieser Zeit glaubt das ganze Dorf steif und fest an die besondere Begabung dieser Frau.

In der Erzählung aus der Wetterau von dem Fuhrmann mit dem Kalbe, die ich in Verbindung mit Nr. CIII hier besprochen habe, heifst es weiter, dafs dieser Fuhrmann nach seiner heimlichen Flucht aus dem Bauernhofe, wo er glaubte, mit einem Kalbe niedergekommen zu sein, schliefslich zu einem Kloster gelangte. Hier machen ihn die Mönche durch List zu ihrem Pförtner. Nach einiger Zeit ist er des Mönchslebens leid und entflieht. Der weitere Verlauf dieses Schwankes stimmt dann mit einer Erzählung im „Wendunmuth“ (I S. 160) überein, nur dafs dort der Held kein Fuhrmann, sondern ein armer Köhler ist. Beide sind der Ansicht, dafs eine gute Mahlzeit des Henkens wert sei und melden sich deshalb bei dem Herzoge

bezw. Fürsten, um das verlorene Gut (in der wetterauischen Erzählung ein Trauring, im Wendunmuth ein ganzer Schatz von Kleinodien) wieder zu beschaffen. In den beiden Schwänken — wie in all den hierhin gehörigen Erzählungen — beziehen die diebischen Bedienten ihre zufälligen Reden auf sich und bringen das Gestohlene ihnen zurück.

Zu diesem Schwanke, der in den Erzählungen Europas und des Orients nachzuweisen ist, ist Benfey „Orient und Occident“ I S. 374 ff. zu vergleichen, ferner auch Cosquins Anmerkungen, die zu Benfeys Arbeit, die aus dem Jahre 1861 stammt, neuere Nachträge enthalten.

CXVII. Die Wünsche.

Dav. 134—39. Nach der Erzählung von Guðmundur Daviðsson.

Ein Bauernpaar lebt mit seinem faulen Sohne Sigurður einzig von dem, was dieser tagtäglich in einem Topfe von den Leuten erbettelt. Wie er einst wieder auf dem Bettelgange ist, begegnet er einem Mann, der ihm statt anderer Gaben sieben Wünsche verleiht. Der Bursche glaubt nicht recht daran und geht enttäuscht weiter. Einmal ist er noch fauler wie gewöhnlich und setzt sich auf seinen Betteltopf, um sich auszuruhen. In reiner Gedankenlosigkeit wünscht er sich, dafs er auf seinem Topfe fliegen könne, wohin er wolle. Im gleichen Augenblick fliegt er auch schon durch die Luft. Jetzt wünscht er sich, zum Turm der Königstochter zu fliegen, da er schon so viel von ihrer Schönheit gehört hat. Wie er auf seinem Topfe an ihrem Fenster vorbeikommt, schaut die Prinzessin gerade zum Fenster heraus. Sie lacht mit ihren Hofdamen furchtbar über den Anblick. Dem jungen Burschen gefällt das Mädchen jedoch so gut, dafs er in seines Herzens Einfalt sich wünscht, mit ihr ein Kind zu bekommen. — — — Nach einiger Zeit entdeckt der König, dafs seine Tochter schwanger ist. Er ist furchtbar böse, doch das Mädchen versichert hoch und heilig, nie mit einem Manne zusammen gewesen zu sein. So sehr sich nun der König auch bemüht, so

kann er doch auf keine Weise den Vater des Kindes entdecken. Schliefslich, nach drei Jahren, läfst er zu einer Volksversammlung alle Männer seines Reiches zusammenkommen. Derjenige, zu dem das Kind aus freiem Willen geht, ist dann auch der Vater desselben. Zu guter Letzt kommt hier die Reihe an Sigurður. Während das Kind vorher weinte und schrie, ist es bei ihm ganz ruhig und freundlich und will sich nicht mehr von ihm trennen. Nun weifs der König vor Wut kaum, was er machen soll, dafs seine Tochter von solch niedrigem Bettelbuben ein Kind hat. Sigurður versucht, ihm alles auseinander zu setzen, doch das hilft alles nicht. Der König läfst eine grofse, zweigeteilte Kiste anfertigen. In die eine Abteilung wird Sigurður mit Nahrung für eine Woche ausreichend hineingesetzt, in die andere Abteilung kommt die Prinzessin mit ihrem Kinde, die für einen halben Monat Nahrung mitbekommt. Hierauf wird die Kiste auf dem Meere ausgesetzt. Die beiden kommen nun schliefslich in ihrer Kiste miteinander ins Gespräch. Wie die Prinzessin die Geschichte der Wünsche hört, bittet sie Sigurður, die fünf übrigen Wünsche ihr zu schenken. Dieser ist dazu gerne bereit. Nun wünscht sie sich mit ihm und dem Kinde in das schönste Land auf der Welt. Darauf mufs dort auf ihren Wunsch eine prächtige Königshalle mit allem, was dazu gehört, erstehen, und schliefslich mufs Sigurður zum schönsten und klügsten Manne werden. Nachdem die beiden eine Weile in ihrem neuen Reiche als König und Königin geherrscht hatten, will sich die von ihrem Vater einst verstofsene Prinzessin ein wenig an diesem rächen und sich ihm zugleich in all ihrem Glanze zeigen. Als der König eines Morgens aufsteht, sieh er eine prächtige, feste Brücke, die, soweit das Auge reicht, über das Meer sich erstreckt. Neugierig wandert er mit seinem Hofstaat über die Brücke. Doch je länger sie gehen, desto weiter zieht die Brücke sich hinaus. Halbtot vor Hunger und Ermüdung kommen sie endlich am Abend des dritten Tages an eine prächtige Königshalle. Hier ist augenscheinlich schon alles in tiefem Schlafe, so dafs sie auch diese Nacht noch im Freien zubringen müssen. Endlich, am folgenden Morgen, sucht die Königstochter ihren Vater auf, um ihm jetzt nach all den Entbehrungen einen würdigen

Empfang zu bereiten und ihm sein einstiges Unrecht vor die Augen zu halten.

In der Landesbibliothek in Reykjavik (Lbs 538 4to) findet sich noch eine Variante dieses Märchens von Snorri Jónsson auf Norður-Reykir im Mosfellssveit niedergeschrieben. Hier ist der Held, ein armer Bauernjunge, so faul, dafs er nicht einmal Lust zu essen hat. Infolgedessen bindet ihm die Mutter über seinem Bett einen Sack mit Skyr fest, so dafs dieser ihm in den Mund laufen kann. Man nennt ihn deshalb Skyrpokalatur. — Wie er sich einst so weit anstrengt, um Wasser zu holen, kommt ihm in den Eimer ein Wunschstein. Er wünscht sich nun einen Goldkamm, mit dem er in der Nähe der Königstochter sein Haar kämmt. Diese will ihn durchaus haben und bekommt ihn unter der Bedingung, dafs er ihren nackten Fufs berühren darf. Am folgenden Tage kann die Prinzessin eine Goldspindel erlangen, wenn sie ihm ihr nacktes Bein zu berühren erlaubt. Am dritten Tage hat er einen wunderbaren Goldring, der nur ihm und der Prinzessin pafst. Diesen will er jedoch nur weggeben, wenn er bei ihr schlafen darf. Nach langen Unterhandlungen wird ihm endlich erlaubt, dafs er am Boden neben ihrem Bette die Nacht zubringen darf. Wie alle eingeschlafen sind, wünscht er sich zuerst zur Königstochter ins Bett, ohne dafs diese etwas davon merkt. Nachdem er eine Weile dort gewesen ist, steckt er der schlafenden Prinzessin den Ring an den Finger und wünscht sich in die elterliche Hütte zurück. Wie der König bemerkt, dafs seine Tochter schwanger ist, läfst er alle Männer zusammenkommen. Derjenige, dem der Ring pafst, mufs der Vater des Kindes sein. Schliefslich wird auch Skyrpokalatur herbeigeholt, und ihm pafst der Ring wie angegossen. — Zur Strafe wird jetzt Skyrpokalatur mit der Prinzessin in einem ruderlosen Boote ausgesetzt. Doch mit Hilfe des Wunschsteines werden die beiden König und Königin, Skyrpokalatur bemächtigt sich dann seines Schwiegervaters und macht ihn zur Strafe für seine Hartherzigkeit tributpflichtig.

Das Märchen von dem dummen Burschen, der auf irgend eine Weise die Gabe bekommt, dafs seine Wünsche erfüllt werden, und der nun aus Rache der Königstochter ein Kind

wünscht etc., findet sich schon bei Straparola (3. Nacht 1. Fabel I, S. 158ff.). Hier fängt der Tölpel beim Wasserholen einen Fisch, der ihm für seine Freilassung verspricht, ihm alle Wünsche zu erfüllen. Da die Königstochter ihn wegen seiner Dummheit auslacht, wünscht er sie schwanger. Wie das Kind ein Jahr alt ist, werden alle Männer vom Könige zu einer Versammlung berufen, und hier bezeugt das Kind (wie im ersten isl. Märchen) durch seine Freude und seine Zärtlichkeit, dafs der Tölpel sein Vater ist. Nun werden die drei in einer Tonne ins Meer geworfen, sie wünschen sich einen Palast etc. und überzeugen zum Schlufs auch den König von dem Unrecht, das er gegen seine Tochter einst begangen hat.

Ähnlich verläuft dieses Märchen bei Bas. (1. Tag 3. Märchen I S. 43ff.). Pervonto, dem Tölpel, wird von drei Feeensöhnen, denen er einen Dienst geleistet hat, die Wunschgabe verliehen. Er fliegt nun auf seinem Reisigbündel an der Prinzessin vorbei, die ihn deswegen auslacht. Die beiden Knaben, mit denen die Prinzessin auf seinen Wunsch niederkommt, zeigen nach sieben Jahren bei Gelegenheit eines Gastmahls, das zu diesem Zwecke veranstaltet ist, dafs sie den Tölpel als Vater anerkennen. Im übrigen verläuft das Märchen wie bei Strap.

Im Fær. (18 „Vatndríladrongurin“ S. 306ff.) bekommt der Bursche von einem gefangenen Fische für seine Freilassung neun Wünsche geschenkt. Er fliegt nun mit seinem Wassereimer auf seinen Wunsch durch die Luft und wird bei dieser Gelegenheit von der Prinzessin verspottet. Bei der Versammlung aller Männer reicht das von ihm der Prinzessin gewünschte Kind ihm einen Goldapfel. Zu der Hochzeit, die er später mit der Prinzessin festlich begeht, kommt auch, ohne das junge Paar wiederzuerkennen, der König. Ein Goldbecher wird vermifst und nachher beim Könige wiedergefunden. Dieser Becher ist in seinen Besitz gekommen, wie seine Tochter einst zu ihrem Kinde gelangte, d. h. durch einen Wunsch.

Das Märchen, wie es sich bei Müllenh. (XIV „Der faule Hans“ S. 431ff.), Grundtv. (9 „Ønskerne“ I S. 117ff.) und bei Kuhn (5 „Der dumme Michel“ S. 270ff.) findet, zeigt mit diesem færöischen Märchen grofse Übereinstimmung. In allen drei Märchen schenkt der gefangene Fisch die Wunschgabe, in den

beiden deutschen Erzählungen fehlt jedoch der erste Wunsch, daſs der Wasserschemel, Wassereimer ihn durch die Luft trage. Bei Müllenh. wird gleich, nachdem der Knabe seinem Vater den Goldapfel gereicht hat, vom Könige die Hochzeit veranstaltet. In dem Märchen bei Kuhn sucht der Knabe seinen Vater aus allen Anwesenden hervor, reicht ihm aber ebensowenig wie im ersten isländischen Märchen einen Goldapfel. Der Schluſs dieses Märchens stimmt insofern auch mit unserm ersten isländischen Märchen überein, als auch hier später, wie die Prinzessin Sehnsucht nach ihrem Vater hat, eine Brücke über das Meer zu ihm gewünscht wird. Auf dieser Brücke kehrt dann das junge Paar zum Könige zurück und klärt ihn über den Sachverhalt auf.

Im griechischen Märchen ist der Held kein Tölpel, sondern nur ein Mensch mit halbem Kopfe, halbem Körper etc. (Hahn 8 „Der halbe Mensch“ I S. 102ff.). Auch er bekommt seine Wunschgabe durch einen Fisch. Wie er mit dem Holze, mit dem auf seinen Wunsch sein Maultier beladen ist, heimreitet, spottet die Prinzessin über seine Erscheinung. Nachdem später das Kind ihm als seinem Vater einen Apfel gereicht hat, werden die drei in ein Faſs gesteckt. Auf Veranlassung der Prinzessin wünscht der Halbe ihr immer alles, was sie verlangt. Der König wird nun durch einen Löffel, den er anscheinend gestohlen haben soll, des Unrechts gegen seine Tochter überführt und nimmt die Prinzessin wieder in Gnade auf. Die Königstochter wird mit einem vornehmen Mann verheiratet, und der Halbe bekommt eine schöne Sklavin des Königs zur Frau.

Die Käuflichkeit der Königstochter, durch die Skyrpokalatur zu seinem Ziele kommt, ist augenscheinlich aus einem andern Märchen herübergenommen worden. Denn der springende Punkt in dieser Erzählung ist ja, daſs die Prinzessin durch einen Wunsch schwanger wird. Von dem Wunschstein, den Skyrpokalatur in seinem Wassereimer findet, wissen die isländischen Volkssagen (Árn. I S. 651—3) mancherlei zu erzählen. Solch ein Wunschstein spielt auch in der 13. Erzählung des Ssiddi-kür (ich zitiere hier nach Benf. I S. 211ff.) eine wichtige Rolle, ebenso auch in einem Märchen des Pentamerone (Bas. 4. Tag 1. Märchen II S. 3ff.).

CXVIII. Der gefüllte Wortsack.

Árn. II 479—82. Von Frau Hólmfriður Þorvaldsdóttir in Reykjavík.

Ein Bauernsohn, namens Þorsteinn, spielt in seiner Kindheit oft mit der Königstochter Ingibjörg. Wie diese jedoch erwachsen ist, verbietet ihr der König den unpassenden Verkehr und baut ihr ein eigenes Frauenhaus. Er ist sehr stolz auf seine Tochter und verkündet, sie nur mit demjenigen verheiraten zu wollen, der einen Sack mit Worten füllen könne. Viele Königssöhne versuchen ihr Glück, werden aber beschämt heimgeschickt. — Der König hat nicht weit vom Schlosse sein Bad. An einem Samstage, als an ihm die Reihe ist, ein Bad zu nehmen, geht Þorsteinn etwas früher auch dorthin und nimmt das goldene Schachbrett seiner Eltern mit sich. Der König kommt und fordert den Bauernsohn auf fortzugehen, damit er sein Bad nehmen könne. Doch dieser antwortet:

„Hvar jeg stend um hæstan dag,	„Dort wo ich um Mittag stehe
Og hefst ekki neitt ilt að,	Und nichts Böses tue,
Þar má jeg vera.“	Dort darf ich bleiben.“

Drauf schlägt er sein Schachbrett auseinander und beginnt zu spielen. Wie der König das kostbare Goldbrett sieht, will er es durchaus besitzen. Er bittet, er droht, doch dem Bauernsohne ist es um nichts verkäuflich. Endlich erklärt er, es dem Könige überlassen zu wollen, wenn dieser seinen entblöfsten Hintern küsse. Der König ist empört, Þorsteinn aber geht scheinbar gleichmütig weg. Da ruft ihn der König zurück, schickt seine Diener für einen Augenblick beiseite und leistet die Kaufbedingung für das Schachbrett. Am nächsten Samstage, als ihr Gemahl gerade auf einer kurzen Reise ist, kommt die Reihe an die Königin, ihr Bad zu nehmen. Þorsteinn ist auch da, und zwar diesmal mit einer goldenen Spitzenkrone. Die Königin will diesen Schmuck durchaus haben, doch sie kann ihn nur unter der Bedingung bekommen, dafs sie Þorsteinn in der folgenden Nacht bei sich schlafen läfst. Auch sie geht schliefslich auf den Handel ein. — Als wieder nach einer Woche die Königstochter Ingibjörg ihr Bad nehmen will, wird ihre Begier durch ein wundervolles Goldhalsband gereizt, das Þorsteinn in der Nähe des Bades in die Augen fallend zur

Schau stellt. Ihr wird die gleiche Bedingung wie der Mutter gestellt. Sie ist empört, entschliefst sich aber doch auch zu guter Letzt, um den geforderten Preis das Halsband zu erwerben. — Kurze Zeit nachher geht Þorsteinn in das Königreich als Freier um Ingibjörg. Der König sitzt in seiner Halle und hat das goldene Brettspiel vor sich stehen, die Königin ist mit der goldenen Spitzenkrone geschmückt, und die Königstochter hat das Halsband um den Hals. Der König läfst dem Bauernsohne als Antwort auf seine Bewerbung den Sack geben, den er der Bedingung gemäfs mit Worten füllen soll. Þorsteinn nimmt den Sack und spricht hinein: „Jetzt ist es eine Woche her, seit Ingibjörg das goldene Halsband, das sie um den Hals trägt, von mir dafür bekam, dafs ich bei ihr schlief.“ Drauf weifs die Königstochter natürlich nicht, was sie vor Beschämung tun soll. Þorsteinn fährt nun fort: „Jetzt ist ein halber Monat vorüber, seit die Königin die goldene Spitzenkrone, die sie auf dem Kopfe hat, von mir dafür bekam, dafs ich bei ihr schlief, während der König nicht zu Hause war.“ Nun erblafst die Königin natürlich vor Schreck und Verlegenheit. Zum dritten Male setzt der Bauernbursche den Sack an und spricht hinein: „Vor drei Wochen erhielt der König das goldene Brettspiel, das vor ihm liegt, von mir dafür, dafs er mich küfste auf — — —.“ Da unterbricht ihn der König ganz erschrocken und sagt: „Still, still, der Wortsack ist schon mehr wie gefüllt! Du sollst meine Tochter und dazu noch das halbe Reich bekommen, nach mir aber König werden.“

Das bei Árn. folgende Märchen (Árn. II 482—4, Von Bran-Þrúðir Benónisdóttir aus der Múlasýsla) behandelt das gleiche Thema. Der Bauernsohn heifst hier Ullarvindill. Seine Kostbarkeiten, die er unter den gleichen Bedingungen an das Königspaar und die Prinzessin verkauft, sind eine Zaubernadel, die von selbst näht, eine Zauberschere, die von selbst schneidet, und eine Axt, die von selbst die Bäume fällt. Er trifft die Prinzessin beim Nähen, die Königin beim Zuschneiden und den König im Walde beim Holzhauen. Am Tage nachher geht er mit seinen Eltern in die Königshalle. Die Mutter erkundigt sich hier laut, was er mit ihrer Zaubernadel und ihrer Zauberschere angefangen habe, während der Vater gerne wissen will,

was der Kaufpreis für die Zauberaxt gewesen sei. Der erschrockene König unterbricht auch hier die dritte Antwort noch zur richtigen Zeit und erklärt den Wortsack für gefüllt.

Zwei Parallelen zu diesem Märchen, die untereinander viel Gemeinsames haben, finden sich in der norwegischen und in der schweizerischen Märchensammlung. Bei Asbj. (96 „Gjæte Kongens Harer“ II S. 190 ff.) hilft Askelad einer alten Frau aus der Klemme und erhält von ihr eine Wunderpfeife. Durch diese Pfeife ist er im stande, des Königs Hasen zu hüten und sie jeden Abend vollzählig heimzubringen, hiemit also die Bedingung zu erfüllen, die an die Hand der Prinzessin geknüpft ist. Das Stubenmädchen, dann die Prinzessin und schliefslich die Königin kaufen ihm die Pfeife für Geld und Küsse ab. Da diese Pfeife jedoch die Eigenschaft hat, immer wieder zu ihrem ersten Besitzer zurückzukehren, sind alle diese Bemühungen vergeblich. Nun will der König sein Heil versuchen. Er mufs auch Geld für die Pfeife zahlen und dazu noch Askelads weifsen Ochsen küssen. Askelad soll nun zur Strafe getötet werden, wenn er nicht die grofse Braukufe so volllügen kann, dafs sie überfliefst. Er erzählt nun, was sich alles mit ihm am Hofe des Königs zugetragen hat. Als er berichten will, dafs der König für die Pfeife den weifsen Ochsen küfste, unterbricht ihn dieser und erklärt die Braukufe für gefüllt.

Auch das Schweizer Märchen (Sut. 45 „Der Figesack“ S. 133 ff.) erzählt von einer Wunderpfeife, die den Freier der Prinzessin befähigt, des Königs Hasen zu hüten. Zuerst kauft ihm eine Magd vom Königshofe für einen Kufs einen Hasen ab (er entspringt ihr jedoch beim Ton der Pfeife), und dann kommt der König als Jäger verkleidet in der gleichen Absicht. Ihm will der Bursche einen Hasen überlassen, wenn er einen störrischen Esel einen Berg hinauftreibt. Der Sack mit Wahrheiten wird von dem Könige für gefüllt erklärt, wie der Freier sich anschickt, sein Erlebnis mit dem Könige öffentlich zu erzählen.

Ein dänisches Märchen (Kamp. XI „Smeden, der blev Præst“) berichtet von einer ähnlichen List, die ein Schmied anwandte, um als Pfarrer den Bischof durch seine Predigt zufriedenzustellen. Er weifs es einzurichten, dafs am Abend vorher der

Bischof an der schönen Haushälterin des vermeintlichen Pfarrers Gefallen findet und gegen sie zärtlich wird, nachdem er sich mehrmals vorher davon überzeugt hatte, dafs der Hausherr fest eingeschlafen war. Wie nun der Schmied als Pfarrer diesen bischöflichen Handel, den er am Abend heimlich beobachtet hatte, in der Predigt seiner Gemeinde augenscheinlich erzählen will, unterbricht ihn der Bischof und erklärt sich durch die bisher gehörte Predigt völlig befriedigt.

Sutermeister bringt zu seinem Schweizer Märchen noch einige Literaturangaben in den Anmerkungen S. 226.

CXIX. Die listigen Bauerntöchter.

Árn. II 484—6. Nach dem Manuskripte des Pastors Finnur Þorsteinsson auf Þaunglabakki.

Drei Bauerntöchter waren so faul, dafs sie schliefslich ihre alten Eltern durch Gift töteten, nur um nicht mehr arbeiten zu müssen und nach Herzenslust das Leben geniefsen zu können. So lebten sie denn auch drauf los, bis alle Vorräte in der Hütte aufgezehrt waren. — — — Nun scheint guter Rat teuer, doch kurz entschlossen stehlen sie aus der Rinderherde des Königs den besten Ochsen und schlachten ihn. Dem Könige wird der Diebstahl angezeigt, und da er gleich diese Bauernmädchen im Verdacht hat, schickt er seinen Minister zu ihnen, um der Sache auf die Spur zu kommen. Wie dieser zum Gehöfte kommt, stehen die drei Mädchen lachend in der Türe. Sie senden dann die Jüngste in die Küche, um nachzusehen, ob das Essen fertig ist. Diese bejaht es. Darauf gehen sie in die Hütte und laden den Minister ein, ihnen zu folgen. In dem Kessel auf dem Herde scheinen ihm nur Fischgräten zu sein. Er wird aufgefordert, am Mahle teilzunehmen, lehnt es aber dankend ab. Wie sie gegessen haben, will er nach Hause gehen. Draufsen ist jetzt aber ein solches Unwetter, dafs er unmöglich sich hinauswagen kann. Die Bauerntöchter stellen ihm nun die Wahl, entweder auf dem Wege zum Schlofs den sicheren Tod zu finden oder die Nacht hindurch mit der

ältesten Schwester zusammen zu schlafen. Er wählt das letztere. Wie er am nächsten Morgen erwacht, sind alle drei Mädchen verschwunden und nirgends zu finden. Er will nun heimwärts gehen. Nach langer Wanderung kommt er an einen Wasserfall und sieht eine Art Boot dort liegen, mit dem er zur anderen Seite fahren will. In diesem Augenblicke kommen die Bauerntöchter lachend herbei und fragen höhnisch, warum er mit dem Aschentroge auf der Pfütze beim Gehöfte herumfahre. Jetzt sieht er beschämt seinen Irrtum selber ein. Die Mädchen drohen nun, ihn sogleich zu töten, wenn er nicht heilig verspräche, die älteste Schwester, mit der er die Nacht zugebracht habe, zu heiraten. Nachdem er schliefslich das verlangte Versprechen gegeben hat, kehrt er zum Schlosse zurück. Da er leugnet, bei den Bauerntöchtern gewesen zu sein, sendet der König seinen eigenen Sohn, um dem gestohlenen Ochsen nachzuspüren. Doch diesem ergeht es nicht besser. Er mufs versprechen, die zweite Schwester zu heiraten, ehe er ins Schlofs zurückkehren darf. Da nun der eigene Sohn, wie er behauptet, den Auftrag nicht ausgeführt hat, so macht sich schliefslich der König selber auf den Weg. Ihm bleibt infolge des Unwetters keine andere Wahl, als mit der jüngsten Bauerntochter die Nacht zuzubringen. Wie er heimgehen will, glaubt er an einen Sumpf gekommen zu sein, der rings von steilen Ufern umgeben ist. Mit Hilfe eines Stabes sucht er hindurchzuwaten, doch das Wasser wird immer tiefer. Nun kommen lachend die Bauerntöchter zu ihm und meinen, es sei nicht königlich, im Fasse mit sauren Molken, den Milchschläger in der Hand, herumzuwaten. Er mufs dann geloben, die jüngste Schwester zu heiraten. — Nun berichten die drei Männer einander ihr Mifsgeschick, dann machen sie sich auf und holen, wie sie gelobt haben, die Bräute zur Hochzeit.

Zu diesem Märchen sind mir keine Parallelen bekannt.

CXX. Das Speisetuch, das Goldfüllen und der Hauknüppel.

Árn. II 491—4. Nach dem Manuskripte des Pastors Sveinbjörn Guðmundsson.

Ein armes Bauernpaar, das mit seinem Sohne in einer kleinen Hütte lebt, besitzt nichts wie einen Grützentopf. Dieser hat die Eigenschaft, dafs man aus ihm so viel Grütze essen kann, wie man will, ohne dafs er leer wird. Einst kommt der Pfarrer auf Besuch. Wie er diesen Topf sieht und von seiner wunderbaren Eigenschaft hört, läfst er dem Bauern keine Ruhe, bis dieser ihm den Grützentopf verspricht. Schweren Herzens schickt er denn auch einige Tage nachher seinen Sohn mit dem Topf zum Pfarrer. Dieser gibt ihm als Gegengeschenk ein wunderbares Tuch. Man braucht es nur auf den Tisch zu legen und zu sagen: „Hans Tuch, Hans Tuch, sei voll von bester Speise“, dann kommt ein Gericht nach dem anderen auf den Tisch. Beim Abschiede warnt der Pfarrer den Bauernjungen, nur ja nicht in dem Königsschlosse einzukehren, das auf dem Wege zwischen dem Pfarrhause und der Bauernhütte liegt. Wie der Bursche aber dort vorübergeht, kann er der Versuchung nicht widerstehen, sich ein wenig im Schlosse umzuschauen. Er begegnet nun hier der Königstochter. Neugierig fragt sie ihn über den Zweck seines Weges aus, und als sie nun von dem wunderbaren Tuche hört, setzt sie dem Burschen so lange zu, bis er es sich schliefslich von ihr abkaufen läfst. Nun kehrt er mit vielem Gelde, wie er glaubt, zu den Eltern zurück, doch es dauert nicht lange, da ist alles Geld aufgebraucht. Da die Bauersleute nun nichts mehr zu essen haben, so mufs der Sohn wieder zum Pfarrer gehen, um diesen um Hilfe zu bitten. Nachdem der Bursche ihm gestanden hat, auf welche Weise er das Tuch verlor, gibt er ihm ein Zauberfüllen. Wenn man zu ihm sagt: „Hryss-tryppa, hryss-tryppa“, dann schüttelt es sich und Geld fällt heraus. Wieder warnt der Pfarrer den Burschen auf das ernstlichste vor dem Königsschlosse, doch wieder kann dieser der Versuchung nicht widerstehen. Die Königstochter weifs ihm auch jetzt das Zauberfüllen abzuschwatzen. Nicht lange dauert es, so sind

die Bauersleute wieder in höchster Not. Nun mufs der Bursche zum dritten Male zum Pfarrer gehen. Jetzt gibt ihm dieser eine Keule. Wenn sie ihre Arbeit verrichten soll, so mufs man sagen: „Auf, auf, Keule, sobald du nur kannst.“ Da diesmal der Pfarrer ihn nicht vor dem Besuche des Königsschlosses warnt, so geht er geradeswegs dorthin. Die Prinzessin wartet hier schon auf ihn und schwatzt ihm für vieles Geld auch die Keule ab, denn sie ist überzeugt, dafs diese noch gröfsere Dinge verrichten wird wie die übrigen Zaubergaben. Sie bittet ihren Vater, eine grofse Schar der angesehensten Leute ins Königsschlofs zu laden. Wie alle versammelt sind, kommt sie mit ihrem Zaubertuche und läfst auf ihm die herrlichsten Speisen und Weine erscheinen, bis alle Gäste mit dem besten Willen nicht mehr essen und trinken können. Darnach mufs das Zauberfüllen sich schütteln, so dafs das Geld nach allen Seiten nur so herumfliegt. Nun kommt als letztes die Keule daran, die nun zum erstenmal ihre Zaubergabe entfalten soll. Doch sowie die Prinzessin gesagt hat: „Auf, auf, Keule, sobald du nur kannst“, da fängt diese an, rechts und links solche Schläge auszuteilen, dafs bald der König, der Hofstaat und alle Gäste tot am Boden liegen. Die Königstochter allein ist noch übrig geblieben. Nun tritt der Bauernsohn, der alles mitangesehen hatte, zur Prinzessin und stellt ihr die Wahl, entweder von der Keule erschlagen zu werden oder aber ihn zu heiraten. Sie wählt das letztere, und so wird der Bauernbursche König und kommt in den Besitz seiner Zaubergaben zurück.

Dieses Märchen, das aufserordentlich verbreitet ist, wird meist in der Form erzählt, dafs ein junger Bursche oder ein armer Mann von seinem Herrn oder von irgend einer mächtigen Persönlichkeit (in einigen Märchen ist der Geber sogar der liebe Gott) zweimal nacheinander eine Wundergabe (meist ein Tier, das Gold von sich gibt, und ein Tuch oder einen Tisch, auf den Speisen kommen) geschenkt erhält, und dafs in der Herberge ihm vom Wirt oder von der Wirtin der Wundergegenstand und das Wundertier gegen ein Objekt oder ein Tier von gleichem Aussehen vertauscht wird. Die dritte Wundergabe, die der Bursche oder der Mann nun geschenkt bekommt, ist ein Zauber-

prügel, durch dessen Hilfe er sich wieder in den Besitz seines gestohlenen Eigentumes zu setzen vermag. In dieser kurz skizzierten Form findet sich das Märchen bei Bas. (1. Tag, 1. Märchen: „Der wilde Mann“ S. 15 ff.), Gonz. (52 „Zaubergerte, Goldesel und Knüppelchen schlag zu!“ I S. 335 ff.), Cosquin (4 „Tapalapautau“ I S. 50 ff. und 56 „Le pois de Rome“ II S. 168 ff.), Schott (20 „Die drei Wundergaben“ S. 204 ff.), Schneller (15 „Die drei seltenen Stücke“ S. 28 ff.), Jac. I („The ass, the table and the stick“ S. 206 ff.) und Asbj. (7 „Om Gutten, som gik til Nordenvinden paa Krav“ S. 32 ff.). Das deutsche Märchen bei Grimm (36 „Tischchen deck' dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack“ S. 135 ff.) unterscheidet sich von dieser Form dadurch, dafs von drei Brüdern erzählt wird, von denen der eine das Tischchen, der zweite den Esel und der dritte den Knüppel bekommt. Aber auch hier zwingt dann der Besitzer des Knüppels den diebischen Wirt, das gestohlene Eigentum der Brüder wieder herauszugeben.

Unser isländisches Märchen weicht insofern von dieser Form ab, als statt des Wirtes, der die Sachen stiehlt, eine Person eingeführt ist, die die Dummheit des Bauernburschen benutzt, um ihm die Zaubergeschenke abzukaufen. Ähnlich wird in einem irischen Elfenmärchen (Ir. Elf. 9 „Die Flasche“ S. 42 ff.) von einem Bauern erzählt, der aus Dummheit eine Speiseflasche, die er für seine Kuh bekommen hatte, seinem Gutsherrn verkauft. Von dem Käufer der Kuh erhält er nun eine Flasche mit einem Knüppel, und durch ihn zwingt er seinen Gutsherrn, ihm die Speiseflasche wieder herauszugeben.

In einem griechischen Märchen (Hahn 43 „Die Schlange und ihre Eltern“ S. 252 ff.) und in dem dritten Märchen, das bei Cosquin dieses Thema behandelt (39 „Jean de la noix“ II S. 64 ff.), verkauft die dumme Frau beide Male die Zaubergaben, die ihr Mann erhalten hat. Der Stab richtet sich infolgedessen nicht gegen den Käufer, sondern gegen die Verkäuferin, die im griechischen Märchen zur Strafe sogar totgeschlagen wird. Dafs der Mann durch ihn dann sein Eigentum zurückerhalten habe, wird in beiden Märchen nicht erzählt. Weitere Literatur zu diesem Märchen findet sich bei Asbj., Cosquin, Gonz. und Grimm in den Anmerkungen, ferner auch bei Köhler (Kl. Schr. S. 47 und 67).

Zu dem wunderbaren Grützentopfe, der nie leer wird, ist das Hirsebreitöpfchen des deutschen Märchens zu vergleichen (Grimm 103 „Der süfse Brei“ II S. 68 ff.).

CXXI. Der listige Bauernbursche als Hirtenjunge.

Árn II 487 – 91. Nach dem Manuskripte des Pastors Finnur Þorsteinsson auf Þaunglabakki.

Ein Bauernjunge ist so faul, dafs er nicht einmal die einzige Kuh der Eltern ordentlich zu hüten vermag und drum von ihnen aus dem Hause gejagt wird. Am Abend kommt er zum Oberhirten des Königs. Hier bittet er um Nachtquartier, und das wird ihm unter der Bedingung gewährt, dafs er am andern Morgen durch Arbeit sich nützlich mache. Er soll nun hundert Schweine hüten. Da diese wild und unbändig sind und ihm viel Mühe machen, so treibt er sie alle zusammen zum Gehöfte seiner Eltern, wo der Vater sie alle töten mufs. Darauf nimmt er die Schwänzchen und bindet sie nacheinander an ein Seil. Dieses verankert er durch einen schweren Stein derartig in einem Teiche, dafs die Schweineschwänzchen in bestimmten Abständen aus dem Wasser herausragen. Nun läuft er zum Oberhirten, kommt atemlos bei ihm an und verkündet ihm, dafs die Schweine ganz unbändig gewesen seien. Schliefslich seien sie fortgelaufen und hätten sich alle in den nahen Teich gestürzt. Diese Erzählung will der Oberhirte natürlich nicht glauben. Er geht nun mit dem Burschen zum Teiche hin und sieht hier noch die Schwänzlein der Schweine aus dem Wasser ragen. So sehr er nun auch an diesen zieht, so ist es doch unmöglich, die Tiere wieder herauszubekommen. Kopfschüttelnd über dieses Wunder geht er heim. Am folgenden Tage soll der Bauernjunge hundert Schafe hüten. Auch dieses Amt fällt ihm zu beschwerlich, und so kommt er auch mit diesen Tieren bei seinem Vater an. Nachdem die Schafe geschlachtet sind, läfst er sich den Kopf des Leithammels geben, der Glöckchen in den Hörnern hatte. Mit ihm klettert er in der Nähe des Weideplatzes auf einen furchtbar hohen und

steilen Felsen, auf dessen Gipfel noch dichtes Gebüsch wächst. In diesem bindet er den Kopf in der Weise fest, dafs jeder Windstofs die Glöckchen zum Tönen bringt. Nun läuft er, so schnell ihn seine Füfse tragen, zum Oberhirten und verkündet mit trauriger Miene, ein zweites Wunder sei geschehen. Erst seien auch die Schafe nicht zu zügeln gewesen, dann sei auf einmal ein Windwirbel gekommen und habe alle Schafe in den Himmel entführt. Lange Zeit habe er ihnen verzweifelt nachgeschaut und immer noch das Geläute des Leithammels hören können. Ungläubig macht sich der Oberhirte mit dem Burschen auf den Weg. Wie er an den Felsen kommt, ist's schon Abenddämmerung. Sehen kann er nicht mehr viel, aber er hört selber deutlich, wie die Glöckchen des Leithammels noch klingen. Nun soll der Bursche vierzig Rinder hüten und darunter sogar den Lieblingsochsen des Königs, der vergoldete Hörner und Klauen hat. Wie er mit seiner Ochsenherde gleichfalls zum Vater kommt, ist dieser, wie schon die Tage vorher, zuerst über den Diebstahl sehr entsetzt, schlachtet dann aber doch alle Tiere. Nur der Lieblingsochse des Königs, der zuletzt sein Leben lassen soll, reifst sich noch los und läuft fort. Der Bauernbursche jagt hinter ihm her, bis das Tier endlich auf der Flucht an eine tiefe und enge Schlucht gerät und in diese hineinstürzt. Nun zündet er Schwefelfäden an und läfst sie brennend auf den Boden der Schlucht fallen. Ihnen nach wirft er dann noch mit Harz bestrichene Birkenrinde. Nachdem er sich überzeugt hat, dafs unten das Fell des Ochsen Feuer gefangen hat, läuft er mit Windeseile zu seinem Herrn. Kaum kann er dort sprechen vor Aufregung! Endlich teilt er ihm dann mit, dafs die Ochsen auch fort seien. Auch diese seien zuerst wild und störrisch gewesen. Dann seien sie an eine tiefe Schlucht gelaufen und hätten sich in sie hinuntergestürzt. Gewifs habe der Teufel seine Hand dabei im Spiele, denn ihm scheine es auf dem Boden der Schlucht zu brennen, und ein Schwefelgeruch sei deutlich bemerkbar. Auch jetzt findet der Oberhirte, der zu der ihm bezeichneten Schlucht eilt, alle Angaben des Burschen bestätigt. Da er nun beim Viehhüten so wenig Glück hat, so teilt er ihm gleich am Abend noch mit, dafs seine Arbeit am folgenden Tage darin bestehen

solle, zehn Sensen zu schmieden. Dies pafst dem Burschen jedoch nicht recht, drum stiehlt er sich in der Nacht aus dem Gehöfte fort und kehrt zu seinen Eltern zurück. — — — Nach einiger Zeit bittet er sich vom Vater ein gutes Schwert aus. Gegen Abend geht er dann zum Oberhirten, läfst ihn herausrufen und droht, ihn gleich zu töten, wenn er ihm nicht seine jüngste Tochter zur Frau geben wolle. In der Todesangst leistet der Mann den gewünschten Eid. Am Schlusse des Hochzeitsfestes erzählt der Bursche seinem Schwiegervater, wie sich alles in Wahrheit verhalten habe. Die Sache kommt auch zu den Ohren des Königs, und der bewundert nun so sehr die Schlauheit des Burschen, dafs er ihn zu seinem ersten Minister ernennt.

Am nächsten steht unserem isländischen Märchen eine Episode einer Variante, die Asbj. in seinen Anmerkungen zu dem Märchen „Askeladden, som kapaad med Troldet“ erzählt (S. 392ff.). Askelad, dessen übrigen Erlebnisse mit einem Riesen ich hier nicht weiter berühren will, soll einmal seinem Herrn Schweine hüten. Er treibt sie alle zusammen zu seinen Eltern, mit Ausnahme eines einzigen. Dieses versenkt er so im Moor, dafs der Schwanz gerade noch heraussieht und behauptet dann seinem Herrn gegenüber, alle Schweine seien im Moor versunken. Danach soll er Ziegen hüten. Auch diese bringt er zu seinen Eltern, nur eine von ihnen hängt er oben in eine Tanne und macht dann seinem Herrn weis, die übrigen Ziegen seien zum Himmel geflogen.

In einem lothringischen und in einem sizilianischen Märchen (Cosquin 36 „Jean et Pierre“ II S. 47ff. und Gonz. 37 „Giufà“ I S. 249ff.) wird neben einer Reihe von andern Streichen von dem Helden auch erzählt, dafs er eine ihm anvertraute Schweineherde verkauft und die Schwänze in einen Sumpf gesteckt habe. Dieses Motiv findet sich, wie Cosquin in seinen Anmerkungen nachweist, nicht nur in einer ganzen Reihe von europäischen Märchen, sondern sogar in einer Erzählung der türkischen Stämme Südsibiriens.

CXXII. Brjám, der Narr.

Árn. II 505—8. Aus Arna-Magnæana 602e 4to von Hildur Árngrimsdóttir der Gelehrten.

Ein König sieht einst eine schöne Kuh, die er für die seinige hält. Wie er hört, daſs ein armer Bauer Besitzer dieses Tieres ist, will er sie durchaus für sich erwerben und schickt Leute aus, sie zu kaufen. Doch der Bauer will sie um keinen Preis hergeben. Schlieſslich erschlagen ihn die Diener des Königs und nehmen ihm die Kuh fort. Alle Kinder des Bauern fangen darüber an zu weinen, mit Ausnahme des ältesten Sohnes Brjám. Die Leute fragen nun die Kinder, wo sie Schmerz empfinden. Diese zeigen auf ihr Herz, während Brjám sie anglotzt und auf seinen Hintern weist. Darauf werden alle Kinder mit Ausnahme des blöden Brjáms getötet, damit sie nicht später den Mord des Vaters zu rächen versuchen. — — — Einst geschieht es, daſs für die Königstochter ein Frauenhaus gebaut werden soll. Als Brjám gerade vorbeikommt, fragen ihn die Leute, was er dazu sage. Er antwortet: „Es vermindere sich um eine groſse Menge.“ Darauf schwindet die Hälfte des Goldes, das zur Verzierung dienen sollte, so daſs der König die Bauleute für Diebe hält und sie hängen läſst. Brjám kommt zu seiner Mutter und erzählt ihr, was er geantwortet hat. Diese tadelt ihn und sagt, er hätte antworten müssen, „es wachse um drei Drittel“. Der Sohn merkt sich diese Antwort und bringt sie am nächsten Tage an, als die Diener des Königs eine Leiche zu Grabe tragen. Darauf wird diese so schwer, daſs sie sie fallen lassen müssen. Nun belehrt ihn die Mutter, er hätte sagen sollen: „Gottes Friede deiner Seele.“ Darauf bringt er diese Rede an, wie der Schinder gerade einen Hund hängt. Als dann am folgenden Tage die Königin spazieren gefahren wird, sagt er das, was er dem Hund gegenüber hätte sagen sollen: „Ist dies etwa irgend ein Diebshund des Königs, mit dem Ihr nun zu tun habt?“ Auf die Königin hätte dann nach der Unterweisung der Mutter die Frage gepaſst: „Ist dies vielleicht die Hausehre des Königs, mit der Ihr nun fahrt?“ Am folgenden Tage wird ein Pferd abgedeckt, und da bringt er nun den Spruch für die

Königin an. Jetzt ist selbst die Muttter über seine Dummheit verzweifelt und fürchtet, dafs sie ihn noch einmal töten werden. — — Nach einiger Zeit fahren Leute des Königs in zwei Booten zum Fischen hinaus. Sie fragen Brjám nach dem Wetter. Er antwortet, indem er abwechselnd in die Luft und auf den Boden schaut: „Wind und nicht Wind.“ Sie lachen ihn aus und fahren fort. Nachher entsteht ein grofser Sturm, in dem sie alle umkommen. — — Zu einem Feste ladet der König viele Gäste ein. Auch Brjám geht dorthin und schneidet sich in der Werkstätte Holzstückchen zurecht, die er alle mit Stahlspitzen versieht. Als man ihn bei dieser Arbeit sieht, fragt man ihn, was er damit anfangen wolle. Er antwortet: „Den Vater rächen, den Vater nicht rächen.“ Auf diese Rede hin gehen die Leute lachend fort. Nun macht sich Brjám in die Königshalle, wo mittlerweile schon alle betrunken sind, und nagelt alle Gewänder der Leute an ihrem Platze fest. Als am Abend die Gäste aufstehen wollen, entdecken sie diesen Streich. In der Trunkenheit beschuldigt einer den andern, ein Kampf entsteht, in dem schliefslich der König mit seinen Hofleuten und Gästen umkommt. Nun bietet Brjám seine Dienste der dadurch hilflosen Königin und ihrer Tochter an. Er wird am Hofe so unentbehrlich, dafs er schliefslich die Prinzessin heiratet und König wird.

Das Märchen von dem Toren, der die Worte, die seine Mutter ihm zu einer bestimmten Gelegenheit lehrt, stets nachträglich am falschen Orte anbringt, hat im Isländischen eine besondere Gestalt angenommen. Es ist in Verbindung gebracht mit einer Persönlichkeit, von der auch schon die „Islendingasögur“ und Saxo Grammaticus erzählen. Brjám der Narr, der seinen Vater rächte, hat seine Parallele in Karl Karlsson („Svarfdæla saga“ S. 72 ff.) und dem Königssohne Amlethus („Saxo Gramm.“ III S. 87 ff.). Denn auch diese spielen die Rolle eines Narren, bis sich ihnen die Gelegenheit bietet, für den Mord ihres Vaters blutige Rache zu nehmen.

Dafs jedoch dieses Märchen auch in der Gestalt, wie es bei den andern Völkern sich findet, in Island bekannt ist, zeigt die Variante aus einem Manuskripte der Landesbibliothek in Reykjavík (Lbs 533 4to):

Ein armes Bauernpaar hat einen einzigen Sohn. Wie der Vater stirbt, übernimmt dieser das Amt des Vaters, die Leute auf einer Fähre über den Flufs zu setzen. Da die Bezahlung meist in Lebensmitteln besteht, gibt die Mutter ihm dafür einen Topf mit. Am ersten Tage hat er drei Hirten mit ihren Schafen überzusetzen und bekommt von ihnen ein junges Lamm zum Lohn. Er bricht es so lange, bis er es in seinen Topf hineingezwängt hat. Wie die Mutter das sieht, wird sie böse und sagt, er hätte es auf den Armen tragen sollen. Am nächsten Tage schüttet er nun den Branntwein, den er diesmal als Bezahlung erhielt, über seine Arme. Nun erklärt ihm die Mutter, er hätte den Branntwein in eine Flasche giefsen müssen. Diesem Rate folgt er am andern Tage mit vieler Mühe mit dem Brote, das ihm von den Reisenden für die Überfahrt gegeben wird. Nun hält die verzweifelte Mutter es für unmöglich, dafs er noch länger Fährmann sei und schickt ihn ins benachbarte Königreich, damit er dort vielleicht etwas lerne. Da sie vermutet, dafs er Leute beim Säen treffen werde, lehrt sie ihm zu sagen: „Gott segne euer Werk!“ Unglücklicherweise trifft er jedoch Knechte, die eine Hündin hängen, und die über seine übel angebrachte Rede sehr erbost sind. Die Mutter belehrt ihn, er hätte in diesem Falle sagen müssen: „So bringen Leute eine Leiche zum Galgen.“ Diese Rede, die er am folgenden Tage anwendet, wie der Minister des Königs begraben wird, findet jedoch auch wenig Anklang. „Die Seelen der Rechtschaffenen sind in Gottes Hand“, das wäre bei dieser Gelegenheit nach der Ansicht der Mutter eine passende Rede gewesen. Wie er aber in solcher Weise zu den Knechten spricht, die gerade ein Pferd abtun, wird er wiederum mit Schimpf heimgejagt. Noch einmal belehrt ihn die Mutter, welcher Ausspruch nun am Platz gewesen wäre. Er prägt ihn wie gewöhnlich seinem Gedächtnisse ein, und wie er am folgenden Tage dem Brautzuge der Prinzessin begegnet, erklärt er: „Das ist doch ein grofses Schandwerk!“ Nun wird er auf Befehl des Königs mit Schlägen aus der Burg hinausgetrieben, und seine verzweifelte Mutter gibt für alle Zeiten die Hoffnung auf, dafs ihr Sohn zu Verstand kommt.

In diesem zweiten isländischen Schwanke sind die zwei Formen dieses Märchens, die ich in den übrigen hierher ge-

hörigen Märchen nur getrennt nachweisen kann, zu einer Erzählung vereinigt. Das Märchen von dem Narren, der die Reden, die ihn nachträglich gelehrt werden, bei der nächsten Gelegenheit falsch anwendet, findet sich noch bei Grimm (143 „Up Reisen gohn“ II S. 195ff.) und bei Hahn (111 „Der dumme Junge, welcher Geld gewinnt“ II S. 154ff.). Von dem Tölpel, der nach den guten Lehren seiner Mutter stets um einen Tag zu spät handelt, wird in einer ganzen Reihe von Märchen erzählt: (Fær. 30 „Tápu-Kristin“ S. 358 ff., Asbj. 87 „Galematthis“ S. 128ff., Jac. I „Lazy Jack“ S. 152ff., Zingerle 6 „Der gescheite Hans“ S. 451ff. und Grimm 32 „Der gescheite Hans“ S. 125ff.). — — In ähnlicher Weise wie im Deutschen, Norwegischen und Færöischen, d. h. in Verbindung mit einer Brautwerbung, findet sich dieser Schwank auch schon im „Wendunmuth“ (81 „Ein reicher bauwer heuraht zum adel“ I S. 101ff.).

CXXIII. Hvekkur.

Bjarn. S. 92—100. Vom Realstudent Kristján Guðnason nach der Erzählung von Guðríður Jónsdóttir auf Grænavatn.

Ein Bauernpaar hat drei Söhne, von denen die beiden älteren viel beim Vater gelten, während der jüngste, Þorsteinn mit Namen, als ein Dümmling angesehen wird. Drei Jahre hintereinander kommen dem Bauern jährlich im Herbste eine Anzahl Schafe weg, nach denen im ersten Jahre sich der älteste Sohn, im folgenden Jahre der zweite Sohn auf die Suche begeben hat; doch weder von den Jünglingen noch von den Schafen hat man jemals wieder etwas gesehen. Im dritten Jahre will nun Þorsteinn den vermifsten Schafen nachforschen. Nach langer Wanderung gelangt er in einem tiefen Tale zu einer kleinen Bauernhütte. Wie er an die Türe klopft, kommt ein alter Mann von sehr unangenehmem Äufsern heraus. Er nennt sich auf Befragen karlinn illi (d. h. der böse Alte), und Þorsteinn legt sich hierauf den Namen Hvekkur (Schalk) zu.

Der Bauernbursche bittet nun den Alten um Gastfreundschaft für den Winter, und dieser will ihn denn auch unter folgenden Bedingungen aufnehmen: Erstens mufs er den Winter hindurch das Vieh hüten, und zwar mufs er dazu eben so früh aufstehn wie der Hund und nicht eher abends wieder heimkommen, bis dem Hunde es gefällt. Zweitens mufs er mit dem Hunde aus dem gleichen Topfe essen und drittens sofort sich auf die Suche machen, sowie er das Miauen der Katze hört. Derjenige jedoch, der gesteht, dafs er mit dem andern unzufrieden sei, darf von dem andern getötet werden. Auf diese Bedingungen geht Þorsteinn ein und wird nun ins Zimmer geführt, in dem Frau und Tochter des Wirtes sich befinden. Am Abend wird für den Knecht und den Hund ein Trog auf den Boden gesetzt. Wie Þorsteinn im besten Essen ist, hört er das Miauen der Katze und mufs nun fortgehen, um das Tier zu suchen. Er forscht allenthalben, kann es jedoch nicht finden. Bei seiner Rückkehr ins Zimmer hat der Hund mittlerweile den ganzen Trog leer gefressen. In der Nacht, als die Alten schlafen, kommt das junge Mädchen an sein Bett. Sie bringt ihm etwas zu essen und spricht ihm ihr Bedauern aus, dafs er ihrem Vater in die Hände gefallen sei. Dieser hätte auf diese Weise seine beiden Brüder schon zu Tode gehungert und würde es mit ihm wohl gleichfalls so weit bringen. Das Miauen, das ihn vom Essen immer abhalten würde, käme von keiner Katze, sondern von den alten Eltern des Bauern, die dieser absichtlich langsam zu Tode hungere. Hvekkur läfst sich nun von dem Mädchen ein Licht geben und zum Zimmer der Alten führen. Er findet sie vor Alter und Hunger in einem elenden Zustande und braucht nicht viel Mühe, um sie zu ersticken. Dann legt er sich ruhig schlafen. Am folgenden Morgen weckt ihn der Bauer schon sehr früh, da der Hund schon aufgestanden sei. Wie er nun mit dem Hunde das volle Mahl einnimmt, ohne vom Miauen der Katze weggerufen zu werden, macht der Bauer ein seltsames Gesicht, sagt aber nichts. Þorsteinn hütet nun das Vieh, unter dem sich auch alle vermifsten Schafe seiner Eltern befinden. Bei der Heimkehr am Abend erwartet der Alte seinen neuen Knecht schon in der Türe und fragt ihn, ob er seine Eltern getötet habe. „Gewifs“, sagt dieser. „Oder

hast du vielleicht etwas dagegen?“ Nach einiger Zeit ist es dem Burschen langweilig, mit dem Hunde immer so spät abends heimkehren zu müssen. Er bindet ihm deshalb einen Schuhbändel immer fester um den Hals. Zuerst kehrt der Hund, dem das unbehaglich ist, abends früher heim wie gewöhnlich, dann verliert er die Lust zum Fressen, und schliefslich stirbt er. Wie am Abend der Knecht nach Hause kommt, fragt ihn der Alte: „Hast du meinen Hund getötet, Hvekkur?“ „Freilich“, sagt Þorsteinn, „oder hast du vielleicht etwas dagegen?“ Nun kann Þorsteinn seine Mahlzeit immer allein verzehren und braucht auch nicht länger, wie es ihm gerade gefällt, mit dem Vieh täglich draufsen zu sein. Zur Frühjahrszeit bemerkt der Bauer, dafs seine Tochter augenscheinlich guter Hoffnung ist. Er fragt nun den Knecht, ob er daran schuld sei? „Gewifs“, sagt dieser, „oder hast du vielleicht etwas dagegen?“ Auch jetzt behauptet der Alte noch, es sei ihm ganz recht, nur müsse infolgedessen bald die Hochzeit gefeiert werden. Þorsteinn ist damit einverstanden und baut auf den Wunsch des Alten einen grofsen Festsaal, in dem die Hochzeitsgäste empfangen werden sollen. Während nun der Bauer fortgegangen ist, um seine Freunde zur Hochzeit zu bitten, sammelt Þorsteinn eine Menge Brennholz und legt es sich zum Gebrauche zurecht. Nun kommen von allen Seiten die Gäste angeritten, alle ebenso ungeschlacht und scheufslich wie der Bauer selbst. Dieser fordert seinen Schwiegersohn auf, freundliche Augen auf die Gäste zu werfen, und Þorsteinn geht drauf zu den Pferden der Fremden und sticht ihnen allen ein Auge aus. Mit diesen kehrt er zum Hochzeitsmahle zurück und wirft auf jeden eines dieser Augen. Rot vor Zorn springt der Alte auf und fragt ihn, woher er diese Augen genommen habe. „Ich stach sie natürlich aus den Augen der Pferde, die unsern Gästen gehören, denn anderswo konnte ich für sie nicht genügend Augen bekommen. Oder hast du vielleicht etwas dagegen?“ „Ja, gewifs habe ich etwas dagegen“, bricht nun der Alte los. „Zuerst tötetest du meine Eltern, dann meinen Hund, hierauf schwängertest du meine Tochter, jetzt stichst du den Pferden der Gäste die Augen aus, und zu guter Letzt wirst du mich selbst noch töten.“ Auf diese Rede hin stürzt

sich Þorsteinn auf den Alten und ringt mit ihm, bis er ihm das Rückgrat gebrochen hat. Dann eilt er aus dem Festsaal, verschliefst die Türe und verbrennt drinnen alle Hochzeitsgäste, mit Ausnahme von der Frau und der Tochter des Bauern, die auf seinen Wink schon vorher den Saal verlassen hatten. Reich an Kostbarkeiten und Vieh kehrt er mit den beiden Frauen dann zu seinen Eltern zurück und feiert hier mit der Tochter des Bauern seine Hochzeit.

Diese Erzählung, die auf den ersten Blick eine echt isländische Útilegumannasaga (d. h. eine Geschichte von Waldmännern) zu sein scheint, behandelt einen Stoff, der in der internationalen Märchenliteratur grofser Verbreitung sich erfreut.

Das Thema ist kurz skizziert folgendes: Ein Herr macht mit seinem Diener den Vertrag, dafs derjenige, der zuerst mit dem andern unzufrieden ist, oder wer zuerst zornig wird oder über das Engagement Reue empfindet etc., von dem andern eine bestimmte Strafe sich gefallen lassen mufs. Nun fallen von drei Brüdern die beiden älteren bei diesem Vertrage herein und kommen entweder geschunden oder geblendet nach Hause, oder werden auch, wie die Abmachung in unserm Märchen lautet, von dem Herrn getötet. Der jüngste bringt jedoch seinerseits den Herrn so weit, dafs er nun selber die Strafe erleiden mufs und für immer seine Bosheit heimgezahlt bekommt. In dieser Form kann ich dieses Märchen noch in folgenden Sammlungen nachweisen: 1001 Nacht („Die drei Prinzen von China“ 8. Bd. XXIV S. 89 ff.), Hahn (11 „Die Wette der drei Brüder mit dem Bartlosen“ S. 118 ff. und 34, „Bakala“ S. 219 ff.), Schott (22 „Bakâla S. 223 ff.), Cosquin (XXXVI „Jean et Pierre“ II S. 47 ff.) und Jac. II („Jack and his master“ S. 182 ff.). Weitere Literatur verzeichnet Köhler noch bei der Besprechung der schottischen Märchensammlung von Campbell (Kl. Schr. S. 262/3) und der bretonischen Märchensammlung von Luzel (Kl. Schr. S. 149 ff.). Ferner gibt Cosquin in seinen Anmerkungen reiche Literaturnachweise zu diesem Märchen.

CXXIV. Die Seeschafe.

Árn. II. 500—5. Von Brynjólfur Jónsson auf Minnanúpur im Eystrahrepp.

Ein kluger, fleifsiger Bauernsohn, namens Sigurður, wird von seinen ehemaligen Spielkameraden, zwei Königssöhnen, um seiner Tüchtigkeit willen beneidet. Um ihm grofsen Schaden zuzufügen, brennen sie ihm seine Schmiede nieder. Sigurður nimmt nun zwei Säcke voll von der Asche und macht sich mit ihnen auf den Weg. Am Abend kommt er zu einem Gehöft, in dem ein Ehepaar die besten Schätze des Königs aufzubewahren hatte. Sigurður sagt, er sei ein Bote des Herrschers und habe in seinen beiden Säcken die gröfsten Kostbarkeiten. Aber es dürfe niemand hinein schauen, deshalb bäte er, ihm die Säcke für die Nacht sorgfältig aufzubewahren. Die Frau des Verwalters kann jedoch der Neugier nicht widerstehen. Wie sie die Säcke öffnet, sieht sie nichts wie Asche, die vom Winde nach allen Seiten hin verweht wird. Erschrocken sagt sie dies ihrem Manne. Um nun die Tat zu verdecken, füllen die beiden die Säcke mit Gold und Edelsteinen, mit denen dann Sigurður am andern Tage vergnügt abzieht. Den beiden dummen Königssöhnen erzählt er auf ihr neidisches Befragen, er habe diese Schätze für die Asche seiner Schmiede bekommen. Nun brennen diese auch ihre Schmiede nieder, bekommen aber für die zum Verkaufe ausgebotene Asche nur Hohn und Spott. Sie kommen nun zu Sigurður, um sich an ihm zu rächen. Dieser, der sie schon von weitem erkannte, nimmt einen Topf voll Goldstücke und streut diese im Stalle um seine Stute herum. Wie die Königssöhne über den Betrug klagen, sagt er, das sei ihre Schuld, denn sie hätten gewifs gleich gesagt, sie hätten Asche zu verkaufen, und darum hätten sie selbstverständlich keine Schätze bekommen. Während dieser Rede ist er zugleich beschäftigt, aus dem Mist Goldstücke aufzulesen. Die dummen Königssöhne fragen nun, ob das Gold von dem Pferd sei. Wie er dies bejaht, lassen sie ihm keine Ruhe, bis er das Pferd für vieles Geld ihnen verkauft. Er sagt ihnen nun, sie sollten es einsperren und ihm nichts zu fressen geben — dann sollten sie nach einem halben Monat in den Pferdestall gehn, um das Gold zusammenzulesen.

Nach einer Woche sind die Prinzen neugierig. Sie schauen heimlich in den Stall und sehen das Tier am Boden liegen. Wie sie nach einem halben Monat das Gold holen wollen, ist das Pferd tot, und nur ein grofser Misthaufen ist vorhanden. Nun laufen sie wütend zu Sigurður. Da dieser schon auf ihr Kommen vorbereitet ist, so hat er schnell eine Rolle Butter und einen Holzklopfer genommen und ist dann in den Grasgarten gegangen. Beim Herannahen der Prinzen hat er schon mittlerweile rund um einen Erdhaufen Butter geschlagen und schlägt nun weiter tapfer darauf los. Jetzt bringen die Prinzen ihre Klage vor. Ja, meint er, daran sei natürlich wieder ihre Dummheit schuld! Sie hätten gewifs vor dem Verlaufe des halben Monats in den Stall hinein gesehen. Beschämt gestehen sie den Fehler zu. Auf ihr Befragen, was er jetzt beginne, sagt er, dafs sein Klopfer die Eigenschaft habe, durch eifriges Schlagen einen Erdhaufen in Butter zu verwandeln. Für vieles Geld kaufen sie ihm jetzt diesen ab. Bei ihnen wird jedoch der Erdhaufen nicht zu Butter! Auf ihre Klage sagt Sigurður, sie hätten gewifs zwischen dem Schlagen Ruhepausen gemacht. Auch das müssen sie zugeben. Durch alle diese schlechten Erfahrungen sind nun aber die Prinzen so wütend auf den schlauen Burschen, dafs auf ihre Bitte hin der König verspricht, ihn zu töten. Er macht sich sogar selbst in dieser Absicht zum Bauernhofe auf. Auch jetzt ist Sigurður auf sein Kommen vorbereitet und verabredet schnell einen Plan mit seiner Mutter. Wie der König ans Haus kommt, hört er gerade, wie der Bursche zu seiner Mutter sagt: „Nun will ich dich wieder jung machen, liebe Mutter.“ Neugierig tritt er schnell in das Zimmer und sagt, das müsse er auch ansehen, und wenn es dem Burschen gelinge, so wolle er ihm das Leben schenken. Sigurður nimmt nun einen mit Luft gefüllten Sack und schlägt mit ihm seine Mutter. Darauf fällt diese zu Boden, doch sowie ihr Sohn sagt, sie solle nun aufstehn und sich schütteln, steht sie auf und schüttelt sich, so dafs ihre alten Lumpen von ihr abfallen und sie nun, prächtig gekleidet, viel jugendlicher aussieht wie früher. Der König ist entzückt, gibt Sigurður noch den Zunamen slagbelgur und schenkt ihm das Leben. Zu Hause angekommen, will er nun sogleich die neue Kunst

probieren. Auf die Bitte seiner Söhne hin nimmt er deren alte Pflegemutter, an der sie sehr hingen, und schlägt mit einem Sacke voll Kieselsteinen auf die Alte ein. Doch diese vermag nachher nicht mehr aufzustehen und sich zu schütteln, denn sie ist von dem Schlage gleich getötet worden. Auch jetzt weifs Sigurður sich zu entschuldigen. Der König habe nicht aufgepafst, denn sonst würde er gesehen haben, dafs sein Sack nur mit Luft gefüllt war. Nach einiger Zeit läfst der König Ochsen schlachten. Sigurður kommt zu ihm und bittet ihn um die Eingeweide. Was er denn mit ihnen machen wolle, fragt ihn der König. „Ich hänge sie einen halben Monat in die Küche“, sagt der Bursche, „den zweiten halben Monat hänge ich sie über mein Bett, hierauf schneide ich ein Loch hinein, setze ein Mundstück dort an und trinke aus den Eingeweiden früh morgens, wenn ich noch nüchtern bin. Wenn ich das getan habe, so weifs ich alles, was in der Erde und auf der Erde ist.“ — Wie der König das hört, will er das gleiche Mittel probieren und gibt deshalb dem Burschen nur die Hälfte der Eingeweide. Nach einem Monat nimmt er dann früh morgens einen Trunk aus den nach Vorschrift vorbereiteten Därmen. Gleich darauf fühlt er sich so krank, dafs er sich in das Bett legt und stirbt. Nun teilen die beiden Prinzen unter sich das Reich, geben aber ihrer Schwester, die im Gegensatze zu ihnen gut und klug war, nichts von der Erbschaft mit. Um sich an Sigurður zu rächen, da sie ihm den Tod des Vaters zuschreiben, ermorden sie ihm in seiner Abwesenheit die Mutter. Der Bursche nimmt die Leiche, schmückt sie auf das prächtigste und bindet sie auf ein Pferd. Hier begegnet er dem Rinderhirten der beiden Brüder mit seiner ganzen Herde. Durch die Ochsen, die neugierig herankommen, wird das Pferd mit der Leiche scheu, so dafs die Frau aus dem Sattel fällt. Sigurður behauptet nun, die Rinder seien am Tode seiner Mutter schuld und wird so wütend gegen den Hirten, dafs dieser sich so schnell wie möglich durch Flucht vor ihm rettet. Darauf begräbt er seine Mutter und treibt die Rinderherde seinem Gehöfte zu. Den neidischen Brüdern gegenüber behauptet er, die Rinder von einem benachbarten König für die Leiche seiner Mutter erhalten zu haben. Jetzt schlagen die

Königssöhne ihre Mutter tot und bieten sie dann dem gleichen König zum Verkaufe an. Von diesem werden sie natürlich mit Schimpf und Schande aus dem Reiche gejagt. Nun eilen sie wütend zu Sigurður, stecken ihn in einen Sack und hängen diesen an einem Bergabhange auf, damit er dort elend verhungere. Aber es ist dem Burschen gelungen, in aller Eile noch seine Harfe mitzunehmen. Sowie die Brüder weg sind, schlägt er diese aus Leibeskräften. Ein Schafhirte kommt und fragt, was er dort mache. „Lafs mich in Ruh“, sagt Sigurður, „ich singe hier, um das Gold aus dem Felsen an mich zu locken.“ Sowie der Hirte das hört, zieht er ihn herauf, nimmt ihm trotz seines Protestes die Harfe ab, steckt sich selber in den Sack und läfst sich am Berg hinuntergleiten. Sigurður versteckt sich und sieht, wie die Königssöhne bald darauf zurückkehren. Augenscheinlich ist ihnen unterwegs eingefallen, dafs der schlaue Bursche auch aus dem Sacke noch Rettung finden könne. Sie schneiden deshalb das Seil durch, so dafs der Sack ins Meer fällt. Dann gehen sie wieder fort. Nun macht sich Sigurdur ganz nafs und treibt die Schafherde an den beiden Königssöhnen vorbei. Auf ihre erstaunte Frage teilt er ihnen mit, dafs unten am Fufse des Felsens eine Höhle voll von Schafen sei. Da er allein gewesen sei, habe er leider nur den kleinsten Teil der Schafe fortnehmen können. Daraufhin haben die habgierigen Brüder keine Ruhe, Sigurður mufs mit ihnen zum Felsen zurückgehen, um ihnen die Stelle zu zeigen. Der jüngere Bruder will zuerst hinabspringen und verspricht, den ältern zu rufen, wenn in der Tat dort unten viele Schafe noch seien. Beim Sturze stöfst er aus Angst aber gleich ein furchtbares Geschrei aus, so dafs ihm der Bruder, der sich gerufen glaubt, sogleich nachspringt. Nun kehrt Sigurður, seiner bösen Verfolger ledig, nach Haus zurück, heiratet die Königstochter und wird König.

In den Manuskripten der Landesbibliotk finden sich noch zwei Varianten dieses Märchens. In der einen (Lbs 538 4to) wird der Held, Ganti genannt, vom Könige selber verfolgt, weil er wider sein Verbot zu oft im Königreiche zu finden ist. Zur Strafe läfst ihm der König die Mutter töten. Die Leiche putzt der Sohn schön heraus und bringt sie zum Meeres-

strande, wo gerade ein Handelsschiff liegt. Hier setzt er sie so auf eine Bank, dafs sie bei der leisesten Berührung ins Meer fallen mufs. Dann geht er auf das Schiff zu den Kaufleuten. Nach einer Weile erklärt er, wieder an das Land zu müssen, denn seine Schwester, die dort auf der Bank säfse, habe ihm gewinkt. Die Kaufleute fragen, ob die Schwester schön sei. Als er dies bejaht, lassen sie ihm keine Ruhe, bis er ihnen die Schwester verkauft. Nun eilen sie mit ihm ans Land, um sich das Mädchen zu holen. Aber gerade wie sie sich ihrer bemächtigen wollen, stöfst Ganti heimlich an die Bank, so dafs die Leiche ins Meer fällt. Jetzt behauptet er, die Kaufleute seien die Mörder seiner Schwester, und erst durch vieles Gold läfst er sich beruhigen. Der König, der daraufhin mit der Leiche seiner Mutter kommt, wird von den Kaufleuten mit Schimpf und Schande fortgejagt. Jetzt wird zur Strafe Gantis beste Kuh getötet. Er füllt die Haut mit halbfeuchtem Mist, bindet sie zu und bietet Kaufleuten die Wolle zum Verkauf an, die in der Kuhhaut enthalten sei. Sowie er sein Geld erhalten hat, macht er sich aus dem Staube. Der König erhält für die Häute von zehn Kühen, die er töten läfst, wiederum nur Spott und Hohn. Ganti wird nun von ihm in eine Kiste gesteckt und ins Meer geworfen. Sowie er merkt, dafs die Flut ihn wieder ans Land getragen hat, fängt er aus Leibeskräften an zu singen. Auf die Frage eines herbeieilenden Viehhirten sagt Ganti, dafs er ein Engel vom Himmel sei, herabgeschickt, um ihn selig zu machen. Wie der Hirte neugierig die Kiste öffnet, stöfst ihn Ganti hinein und schiebt ihn weit in das Meer hinaus. Dann treibt er die Herde zu seinem Gehöft. — Nun mufs er den König mit seinem Hofstaate auf das Meer fahren, um ihnen die Stelle zu zeigen, wo er die Seerinder gefunden hat. Einer nach dem andern der Hofherren springt ins Wasser, um nur ja viele Rinder zu bekommen, bis endlich Ganti mit dem Könige allein im Boote ist. Jetzt bedroht er den König, so dafs er ihm schliefslich die Tochter und die Hälfte des Reiches versprechen mufs.

Die andere Variante (Lbs. 536 4to von Páll Pálsson in Árkvörn 1863/4 nach der Erzählung von Guðríður Eyolfsdóttir niedergeschrieben) folgt mehr dem von Árn. überlieferten

Märchen. Hier sind es wieder zwei Königssöhne, die auf die Geschicklichkeit eines benachbarten Schmiedes eifersüchtig sind und ihm deshalb die Schmiede niederbrennen. Mit dem Sack voll Asche bekommt der Schmied Quartier auf einem Herrenhofe. Am anderen Morgen behauptet er, seine im Sack enthaltenen Kostbarkeiten seien durch das Hineinschauen zu Asche geworden. Infolgedessen bekommt er den Sack mit Gold gefüllt. Für die Leiche seiner Mutter, die ihm darauf getötet wird, erhält er auf die gleiche Weise wie bei Árn. eine Rinderherde. — Nachdem sie ihn in den Sack gesteckt haben, werden die Königssöhne hungrig und gehen in eine Herberge, während der Sack am Waldesrande liegen bleibt. Dem Viehhirten gegenüber behauptet der Schmied, er sei zu seinem Vergnügen im Sack, und so läfst sich dieser für ihn hineinstecken.

Dieser Schwank, der in den verschiedensten Variationen in fast alle Märchensammlungen übergegangen ist, ist neben dem Lügenmärchen wohl die älteste Erzählung, die wir in Deutschland literarisch nachweisen können. Er findet sich in den lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts (Grimm und Schneller S. 354 ff.) und erzählt von einem Bauern Unibos (weil er nur einen Ochsen besitzt). In diesem Schwank haben wir schon die Hauptzüge des Märchens, d. h. also den angeblich hohen Verkauf der Kuhhaut, die Trompete, die Tote erwecken soll und die zugleich verjüngt, ferner das goldgebende Pferd und schliefslich den Tausch mit dem Schweinehirten, der mit der Tonne sich ins Meer werfen läfst, „um Propst zu werden". — — —

Bei Strap. (1. Nacht, 3. Fabel S. 46 ff.) wird einem Geistlichen von drei Schelmen weisgemacht, dafs sein Maultier ein Esel sei. Um sich zu rächen, verkauft er ihnen eine Ziege, die angeblich Bestellungen ausrichten soll, und dann ein Horn, das zum Leben zurückerweckt. Zur Strafe soll er in einen Sack gesteckt und im Flusse ertränkt werden. Ein Schäfer nimmt seinen Platz im Sack ein, „um die Tochter eines vornehmen Herrn zu heiraten". Da die drei Schelme ebenso wie er Schafe aus dem Flufs sich holen wollen, lassen sie sich gleichfalls von ihm im Sack in das Wasser werfen. —

In der sizilianischen Sammlung finden sich zwei hierhin gehörige Märchen. Der listige Schuster (Gonz. 70 II S. 78 ff.)

betrügt vier Räuber mit einem „Goldesel“, einer Guitarre, die Tote erweckt, und einem Hunde, der Bestellungen ausrichtet. Wie die Räuber, die ihn zur Strafe in einen Sack gesteckt haben, unterwegs eine Messe anhören, veranlafst der Schuster einen Schweinehirten, an seiner Stelle in den Sack zu kriechen, „um die Königstochter zu heiraten“. Die Räuber wollen nun gleichfalls im Meere sich Schweine holen. Auf ähnliche Weise verläuft bei Gonz. das folgende Märchen (71 „Von Sciauranciovi“ II S. 84 ff.). Hier beschwindelt der Held einen dummen Edelmann mit einem Esel, der harte Taler von sich gibt, einem Topfe, der von selber kocht und einem Kaninchen, das Bestellungen ausrichtet. Wie er im Sack steckt, tauscht mit ihm der Schafhirt, „der die Königstochter heiraten will“. —

Im griechischen Märchen rächt sich durch Verkauf eines angeblichen Goldesels und einer Pfeife, die zum Leben erweckt, ein Priester an einigen Schelmen, die ihn zuerst angeführt haben. Wie er ertränkt werden soll, nimmt der Schäfer, „der gern die Prinzessin heiraten möchte“, seinen Platz ein (Hahn 42 „Der Priester und der Bartlose“ I S. 249 ff.).

Bei Cosquin werden allein vier Märchen erzählt, die diesen Stoff behandeln (10 „René et son seigneur“ I S. 108 ff., 20 „Richedeau“ I S. 223 ff., 49 „Blancpied“ II S. 124 ff. und 71 „Le roi et ses fils“ S. 282 ff.). Wir haben in diesen Märchen dreimal einen angeblichen Goldesel oder ein Goldpferd (Nr. 10, 49 und 71), zweimal einen selbstkochenden Kessel (Nr. 10 und 49) und aufserdem noch zweimal eine Pfeife, die Tote erwecken soll (Nr. 10 und 20). Im Märchen „Richedeau“ findet sich dann noch der Zug von der so hoch verkauften Kuhhaut, wodurch der dumme Gutsherr veranlafst wird, alle seine Kühe totzuschlagen. Drei dieser Märchen schliefsen wie gewöhnlich mit dem Sack oder Kasten, in dem ein Hirte an Stelle des Helden hineinkriecht, das vierte Märchen schliefst mit einem Rätsel, das der Schelm seinem Gläubiger aufgibt und für dessen Lösung ihm die Schulden erlassen werden.

Im irischen Märchen (Jac. II „Hudden and Dudden“ S. 47 ff.) töten die habsüchtigen Nachbarn einem Armen die einzige Kuh. Das Fell gibt dieser für einen Wundersack aus, in dem immer Geld sei. Er bekommt deshalb die Kuhhaut hoch bezahlt und

veranlaſst dadurch seine Nachbarn, alle ihre Kühe zu töten. Danach soll er im Sack ertränkt werden, doch ein Hirte läſst sich von ihm betören und in den Sack hineinstecken, während die neidischen Nachbarn gerade im Wirtshaus sich gütlich tun. — — —

Das deutsche Märchen (Grimm 61 „Das Bürle“ I S. 249 ff.) erzählt in seiner Einleitung, wie ein armes Bäuerlein durch List zu einer Kuh gelangt, nachher diese aber töten muſste und dann das Kuhfell als einen Wahrsager teuer verkaufte (in dieser Episode stimmt die Erzählung mit unserem folgenden Märchen überein). Danach schlagen die Bauern alle ihre Kühe tot. Da sie für die Kuhhäute nichts Ordentliches bezahlt bekommen, soll das Bäuerlein zur Strafe in einem durchlöcherten Fasse ins Wasser gerollt werden. Der Schafhirte überläſst ihm für den Platz im Fasse seine Schafe, denn „er möchte gern Schultheiſs werden“. — — —

Bei Müllenh. finden sich zwei Märchen, die hierhin zu zählen sind. „Vater Strohwisch“ (XXIII S. 459 ff.) wird zuerst von Schelmen betrogen. Danach betrügt er sie wieder mit einem Wolfe, den er als Ziegenbock verkauft, einem Goldpferde und einer Belebungspfeife. Wie die Betrogenen sich schlieſslich an ihm rächen wollen, glauben sie, er habe sich selber erhängt und laufen entsetzt fort. Im folgenden Märchen (XXIV „Die reichen Bauern“ S. 461 ff.) ist der Held ein armes Bäuerlein, dem von seinen Nachbarn die einzige Kuh totgeschossen wird. Er bekommt von einem Diebe die Hälfte eines Raubes und behauptet nun, dieses Geld für die Kuhhaut bekommen zu haben. Die geprellten Bauern schlagen an seiner Stelle seine Groſsmutter tot. Die alte Frau, die scheinbar Äpfel verkaufend auf einem Wagen sitzt, glaubt ein Jude zu Tode gestoſsen zu haben, so daſs er das Schweigen des Bauern für schweres Geld erkauft. In der Tonne, in die ihn die Bauern gesteckt haben, nimmt der Schafhirte seinen Platz ein, „um die Prinzessin zu heiraten“.

Das norwegische Märchen „Store-Peer og Vesle-Peer“ (Asbj. 53 S. 275 ff.) zeigt die bekannten Züge, d. h. den Verkauf einer Kalbshaut als Wahrsager, dann den angeblichen Leichenverkauf und schlieſslich den Wechsel, den ein Schafhirte mit dem im Sacke steckenden Mann eingeht, da er gerne in das

Himmelreich, ins Paradies kommen möchte. — Ein wenig verändert wird bei Asbj. das ebenfalls hierhin zu rechnende Märchen „Peik“ (101 II S. 215 ff.) erzählt. Ein Bauernbursche beschwindelt einen König mit einem Pferde, einen selbstkochenden Topfe und einem Belebungshorn. Danach wechselt er die Kleider mit seiner Zwillingsschwester und kommt als Mädchen an den Hof des Königs. Hier schwängert er die beiden Prinzessinnen und entgeht selbst nur mit Not der Hochzeit mit einem Königssohne, der sich in das angebliche Mädchen verliebt hat. Wie er zur Strafe ins Meer gerollt werden soll, tauscht ein reicher Mann mit ihm und überläſst ihm für das versprochene Himmelreich all sein Hab und Gut. Nun will der König das gleiche Glück haben und läſst sich ebenfalls in eine Tonne stecken.

Auch auf den Fær-oern gibt es zwei Märchen von diesem Typus. „Gabbi“ (Fær. 22 S. 329 ff.) verkauft zuerst seine Kuhhaut als Wahrsager, danach erhält er angeblich Geld für die Mutter, die an seiner Stelle von den geprellten Bauern erschlagen worden war. Der Kuhhirte steigt für Gabbi in den Sack, da ihm Gabbi weismacht, es sei etwas Schönes in ihm zu sehen. Gabbi behauptet dann nachher den Bauern gegenüber, Gottes Engel hätten ihn gleich aus dem Wasser wieder in die Höhe gehoben, so daſs er nicht einmal naſs geworden sei. Aber das würden sie natürlich bei den Bauern nicht tun! Um ihm das Gegenteil zu beweisen, lassen sich die Bauern im Sacke ins Meer werfen. — — In der folgenden Erzählung (Fær. 22 „Blóðbløðran“ S. 329 ff.) läſst ein Bursche sich weismachen, daſs sein Pferd ein Maulesel sei. Diese Schelme beschwindelt er hierauf mit einer Belebungspfeife. Wie er im Sacke sitzt, tauscht ein Schlächter mit ihm, „um in das Himmelreich zu kommen“.

Dies sind die Märchen, die ich aus den verglichenen Sammlungen anführen kann. Weitere Nachweise geben noch die Anmerkungen bei Cosquin, Gonz. und Grimm. Köhler bespricht gleichfalls in den „Kleinen Schriften“ (S. 92 und 233 ff.) dieses Märchen auf das ausführlichste.

CXXV. Der listige Böttchermeister.

Lbs. 536 4to. Von Páll Pálsson in Árkvörn nach der Erzählung der alten Frau Guðríður Eyolfsdóttir 1863/4 niedergeschrieben.

Es waren einmal zwei Brüder, der eine hiefs Theodor, der andere Ivar. Beide waren Böttchermeister. Theodor war sehr reich, aber auch neidvoll und geizig. Ivar war arm und stak voller Schulden. Als einst die beiden gemeinsam mit ihren Waren zur Kaufstadt zogen, konnte Theodor neun Pferde beladen, Ivar aber nur ein einziges. Theodor hätte nun gern den Anschein erweckt, als ob alle Pferde ihm gehörten, deshalb mufste Ivar hinterhergehen und die Pferde antreiben. Wenn ihnen nun Leute begegneten und fragten, wer der Besitzer von den zehn Pferden sei, so sagte Theodor stolz: „Das sind alles meine Pferde“. Manche glaubten das aber nicht recht und meinten, dafs doch wenigstens ein Pferd dem Bruder gehören müfste. Darüber wurde Theodor schliefslich so böse, dafs er mit einem Beile Ivars einziges Pferd erschlug. Dann ging er mit seinen neun Pferden allein zur Kaufstadt. — — Ivar zieht nun seinem toten Pferde die Haut ab, trocknet sie und macht aus ihr einen Sack. Den nimmt er mit seinen Waren auf den Rücken und wandert auch seinerseits der Kaufstadt zu. Da er halbwegs müde und hungrig wird, kehrt er in einem Wirtshaus ein, das gerade an der Strafse liegt. Der Wirt ist nicht daheim, und seine Frau kümmert sich durchaus nicht um den bescheiden aussehenden Gast. Mit Freude und Herzlichkeit eilt sie aber einem jungen Manne entgegen, der kurz nach Ivar ins Haus tritt. Sie führt ihn sogleich ins Nebenzimmer, während sie den Gast seinem Schicksal überläfst. In der Türe zwischen den beiden Zimmern ist aber ein Fenster. Durch dieses kann Ivar unbemerkt beobachten, wie die Wirtin und der Fremde sehr zärtlich miteinander sind, und wie sie nachher an einen festlich geschmückten Tisch sich hinsetzen, auf dem unter andern Leckerbissen Beefsteak und Fisch dem hungrigen Ivar besonders verlockend erscheinen. In diesem Augenblicke wird draufsen stark an die Türe geklopft. Die Wirtin versteckt schnell die delikate Mahlzeit in den Ofen, und der Fremde kriecht erschrocken unters Bett. Nun eilt die

Wirtin, die Türe zu öffnen. Ihr Mann steht draufsen und ist augenscheinlich sehr ungehalten, so lange warten zu müssen. Die Frau weifs ihn jedoch durch Schmeichelworte und Liebkosungen zu besänftigen. Nach kurzer Zeit tritt nun der Wirt zu Ivar und fragt nach dessen Begehr. Dieser bittet um Beefsteak und Fisch. Der Wirt erklärt ihm, dafs solche Leckerbissen nicht in seinem Hause seien, und dafs er sich da wohl mit einem einfachen Mahle begnügen müsse. In diesem Augenblicke tritt Ivar auf seine Pferdehaut, die unter dem Tische liegt, so dafs sie laut kracht. Dann sagt er zu dem Manne, er habe einen Wahrsager unter dem Tische, und der versichere ihm, dafs Beefsteak und Fisch im Hause seien. Der Wirt solle nur im Nebenzimmer im Kachelofen nachschauen. Zweifelnd geht dieser dorthin und findet wirklich die gewünschten Leckerbissen. Während Ivar sich an dem Mahle erquickt, tritt er in einem fort heimlich auf den Sack und sagt halblaut: „Nein, das kann ich nicht glauben, das ist sicher nicht wahr! Du hast mich zwar sonst noch nie belogen, aber das kann doch nicht wahr sein!“ usw. Wie der Wirt diese halblaute Rede und dazwischen immer das Knarren hört, wird er von brennender Neugier ergriffen. Er bittet Ivar auf das inständigste, ihm mitzuteilen, was nun sein Wahrsager ihm berichte. Doch der weigert sich und sagt, das könne er ganz unmöglich. Der Wahrsager habe ihn zwar noch nie getäuscht, aber was er nun von ihm höre, sei doch derartig, dafs er es unmöglich dem Wirt erzählen könne. Doch der Mann dringt immer heftiger in ihn ein, und so sagt Ivar schliefslich: „Mein Wahrsager erzählt mir soeben, dafs in eurer Abwesenheit ein junger, eleganter Mann zu eurer Frau gekommen ist. Für ihn waren die Leckerbissen bestimmt, und mit ihm wollte sie nachher auch zusammen schlafen. Wie ihr unvermutet heimkehrtet, hat die Frau das Essen im Ofen, den Liebhaber aber unter dem Bett versteckt.“ Über diese Kunde wird der Wirt so wütend, dafs er Ivar zu ermorden droht. Er wäre überzeugt, dafs das nicht wahr sei, er wolle ihm beweisen, dafs niemand unter dem Bett versteckt sei. Damit geht er ins Nebenzimmer und findet hier zu seinem Erstaunen den eleganten jungen Mann zitternd unter dem Bett liegen. Den er-

tappten Liebhaber verhaut er fürchterlich und wirft ihn dann zum Hause hinaus. Nun will er um jeden Preis Ivar den kostbaren Wahrsager abkaufen. Lange Zeit will der aber auf den Handel nicht eingehen, bis er schliefslich ihm die Pferdehaut nach langem Drängen für einen Scheffel Gold überläfst. Der Wirt schickt sogleich zu Theodor, um von diesem ein Scheffelmafs zu leihen, er müsse einem Böttchermeister Ivar einen Scheffel Gold bezahlen. Erstaunt gibt er das verlangte, schmiert aber Leim in die Fugen, um zu sehen, ob der Wirt mit dem Mafse wirklich Gold messen will. Wie er das Scheffelmafs zurück bekommt, ist tatsächlich ein Goldgulden hängen geblieben. Nun geht Theodor zu seinem Bruder und fragt ihn, wofür er denn einen Scheffel Gold erhalten hätte. Ivar behauptet, er habe das Gold von einem Kaufmann in der Stadt für seine Pferdehaut bezahlt bekommen. Wie Theodor das hört, schlägt er seine neun Pferde tot und bietet ihre Haut für einen Scheffel Gold das Stück zum Verkauf an. Aber niemand will ihm zu dem Preise die Haut abnehmen, und so hat er zum Schaden auch noch den Spott. — — — Um sich an Ivar zu rächen, sucht der junge Elegant mit des Böttchers Frau eine Liebschaft anzufangen. Aber diese erzählt es sogleich ihrem Manne. Ivar rät ihr, scheinbar auf die Bewerbungen einzugehen, er wolle dann schon für das Weitere sorgen. Die Frau bestellt also den jungen Elegant eines Abends zu sich, denn ihr Mann sei nicht zu Hause. Dieser folgt denn auch gern der Einladung. Auf die Aufforderung der Frau zieht er seine Kleider aus und legt sich ins Bett. Wie die Frau sich eben entkleiden will, wird draufsen heftig an die Türe geklopft. „Das ist mein Mann“, sagt die Frau ganz erschrocken. „Damit er dich nicht findet, gehst du am besten oben die Treppe hinauf in seine Werkstatt und versteckst dich in das grofse Ohmfafs, das beinahe fertig ist. Sowie mein Mann dann eingeschlafen ist, lasse ich dich heraus.“ Während der junge Mann zitternd vor Angst und Kälte sich oben im Fasse verkriecht, öffnet die Frau ihrem Manne die Türe. Ivar tritt scheltend ein und meint, das wäre eine saubere Wirtschaft, sich schon so früh abends schlafen zu legen! Arme Leute wie sie müfsten bis spät in die Nacht arbeiten,

wenn sie es zu etwas bringen wollten. Mit diesen Worten geht Ivar in seine Werkstatt hinauf, um wenigstens vor dem Schlafengehen noch das grofse Ohmfafs fertigzumachen. Er nagelt den bereitliegenden Deckel auf dasselbe und rollt es dann die Treppe hinunter, um es draufsen vor dem Hause zum Verkaufe auszustellen. Dann legt er sich schlafen. — — Am anderen Morgen gelingt es dem jungen Manne, sich im Fasse ein Loch zu machen, einige Finger hindurchzustecken und so die Aufmerksamkeit eines Vorübergehenden zu erregen. Er fleht diesen an, zu Ivar ins Haus zu gehen und um jeden Preis das Fafs zu erwerben. Er wolle es ihm nachher schon reichlich lohnen. Der Mann geht dann auch ins Haus und erhandelt schliefslich das Fafs für hundert Reichstaler. Schnell eilt er nach Haus, um das Geld zu holen. In dieser Zeit aber setzt Ivar ein gleiches, leeres Fafs an die Stelle des ersten. Nun kommt der Mann zurück, zahlt das Geld und rollt das Fafs nach Haus, während Ivar das Fafs mit dem jungen Elegant wieder vor die Türe setzt. Wie der Käufer das Fafs öffnet, ist niemand darin. Schnell eilt er zu Ivar zurück. Hier fleht ihn aus dem Fasse der junge Mann wiederum an, noch einmal den gleichen Kauf zu tun, selbst wenn er noch viel mehr zahlen müsse. Aber er dürfe dann nicht weggehen, da der Böttcher das Fafs sonst wieder umtauschen würde. Für zweihundert Reichstaler geht Ivar schliefslich auf den Kauf ein. Der Mann rollt das Fafs jetzt sogleich nach Hause, öffnet es und ist sehr erstaunt, hungernd und frierend einen Mann nur mit einem Hemde bekleidet dem Fasse entsteigen zu sehen. Nach dieser Zeit soll der junge Elegant aber nie wieder Ivars Frau nachgestellt haben!

Mit dem ersten Teile unseres Schwankes zeigt am meisten Übereinstimmung das bekannte Andersensche Märchen: „Der kleine Klaus und der grofse Klaus.“ Hier erschlägt der reiche Bruder das einzige Pferd des armen jedoch nicht, weil die Leute seinen Worten nicht Glauben schenken, sondern deswegen, weil der kleine Klaus beim Pflügen mit den vier Pferden seines Bruders und seinem einzigen Pferde mit Stolz immer ausruft: „Hü, alle meine Pferde“. — — Der Verkauf der trockenen Haut als Wahrsager (in den meisten Fällen ist es

eine Kuhhaut) findet sich in einer grofsen Anzahl der Märchen, die ich im vorhergehenden Märchen „Die Seeschafe“ besprochen habe. Hierhin gehört von den Fær-oern „Gabbi“ (Fær. 21 S. 318 ff.), aus Norwegen „Store-Peer og Vesle-Peer“ (Asbj. 53 S. 275 ff.), aus Schleswig-Holstein „Die reichen Bauern“ (Müllenh. XXIV S. 461 ff.), aus Deutschland „Das Bürle“ (Grimm 61 S. 249 ff.), aus Irland „Hudden and Dudden“ (Jac. II S. 47 ff.) und aus Lothringen „Richedeau“ (Cosquin 20 I S. 223 ff.).

Die Geschichte von dem Gaste, der heimlich beobachtet, wie eine Frau ihren Liebhaber festlich bewirtet und dann nachher vor dem unvermutet heimkehrenden Manne alles versteckt, bis durch die deutlichen Anspielungen des Gastes die Speisen und der Liebhaber entdeckt werden, wird auch für sich stehend in einem altdeutschen Schwanke erzählt (Gesamt. LXI „Der geäffte Pfaffe“ III S. 145 ff.). Von der Hagen bemerkt in der Einleitung (III S. XXIX), dafs dieser Schwank vielfache Bearbeitungen und Variationen erfahren habe. Auch Hans Sachs hat diesen Scherz dramatisch bearbeitet. Bei Cosquin findet sich gleichfalls dieser Schwank (79 „Le corbeau“ II S. 329 ff.), hier freilich nur in einer sehr schlechten Überlieferung.

Was den zweiten Teil unseres isländischen Schwankes anbetrifft, so hat dieser sicher ursprünglich nicht zu der Erzählung gehört, sondern ist erst später lose mit ihr verknüpft worden. Eine direkte Parallele zu der Geschichte von dem Liebhaber in der Tonne habe ich in den verglichenen Märchen- und Schwanksammlungen nicht finden können. Mancherlei ähnliche Züge weist folgende Erzählung bei Straparola auf: Ein Priester verfolgt die Frau eines Heiligenschnitzers mit Liebesanträgen. Diese vertraut sich ihrem Manne an, und auf seinen Rat ladet sie den Liebhaber zu sich. Wie er schon entkleidet im Bette liegt, kommt der Heiligenschnitzer zurück. Da er sich nicht anders retten kann, rät ihm die Frau, auf ein Postament zu steigen und die ganze Nacht hindurch, während das Ehepaar im Bette liegt, Christus am Kreuz vorzustellen. Am folgenden Morgen wollen einige Nonnen den vermeintlichen Christus für ihr Kloster kaufen. Da sie ihn noch etwas anstöfsig finden,

stellt sich der Bildschnitzer an, als wenn er ihn kastrieren wolle, worauf der Priester entsetzt seine Rolle aufgibt und entflieht (9. Nacht, 4. Fabel II S. 196 ff.).

CXXVI. Geschnitten oder Geschoren.

Árn. S. 536.

Zwei alte Weiber kommen an einem frischgemähten Grasflecken vorbei. „Das nenne ich schön geschoren“, sagt die erste. „Das ist geschnitten“, erklärt die andere. „Was bist du doch für ein Narr, das ist geschoren!“ „Das ist nicht geschoren, das ist geschnitten!“ — — — Jede bleibt bei ihrer Meinung, der Zank wird zwischen den beiden immer heftiger, schliefslich fahren sie aufeinander los und raufen miteinander. In der Hitze des Gefechts sehen sie nicht, dafs sie am Rande eines Teiches sich befinden. Sie stürzen hinein, und schliefslich sind ihre Finger nur noch aus dem Wasser sichtbar. Aber auch jetzt noch macht die eine Alte mit den Fingern die Scherenbewegung, um bis zum Tode auf ihrer Meinung zu beharren. — Darum sagt man wohl zu einem halsstarrigen Menschen: „Geschnitten oder geschoren, sagten die beiden alten Weiber. Und so geht's auch mit dir!“

In Paulis „Schimpf und Ernst“ (Nr. 595 S. 332) spielt ein ähnlicher Schwank zwischen einem Ehepaare. Die zärtliche Gattin nennt ihren Mann im Zorne stets einen Läuseknicker, und so oft er ihr auch diesen Ausdruck verbietet, kommt sie doch immer wieder mit ihm hervor. Schliefslich wird er wütend und wirft sie im Garten in den Weiher. Wie sie schon am Ertrinken ist und folglich nicht mehr reden kann, streckt sie die Arme aus dem Wasser, drückt beide Daumen aneinander und tut, als wenn sie Läuse knicken wolle.

Ein wenig anders wird dieser Schwank von Liebrecht in seinen Anmerkungen zum Pentamerone erzählt (II S. 264). Er knüpft hier an eine im Italienischen sprichwörtliche Redensart an: „Die Schere machen“, welcher Ausdruck so viel wie „unaufhörlich schwatzen“ bedeutet: Ein Mann hat eine unverbesserliche Schwätzerin zur Frau. Schliefslich kann er es

nicht mehr aushalten und droht ihr, sie im Brunnen zu ertränken, wenn sie nicht still wäre. Er läfst sie auch tatsächlich an einem Stricke langsam in den Brunnen hinunter, immer in der Hoffnung, dafs die Frau still werden würde. Doch unaufhörlich ruft sie: „Ich will immer Schere, Schere machen.“ Endlich ist sie ganz unter Wasser und kann den Mund nicht mehr öffnen. Gleichwohl hebt sie noch die Hand heraus und macht mit den Fingern die Bewegung des Schneidens. Da der Mann sieht, dafs die Frau unverbesserlich ist, zieht er sie wieder heraus und lebt künftig mit ihr im Frieden.

Bei Dunlop gibt Liebrecht viele Nachweise zu diesem Schwanke (S. 516), der in der Literatur schon im Altfranzösischen in einem Fabliau (du Pré tondu) behandelt ist. Das isländische Geschichtchen scheint in dem Zank über die geschnittene oder geschorene Wiese die ursprüngliche Form der Erzählung treuer bewahrt zu haben wie Pauli oder die italienische Erzählung bei Liebrecht. Die handelnden Personen sind jedoch in allen übrigen Ländern ein Ehepaar, nur im Isländischen, wo die Kampflust der Vorfahren in einer grofsen Disputierlust fortlebt, sind es bezeichnenderweise zwei Personen vom gleichen Geschlechte.

Auch Benf. gibt in der Pantschatantra (I S. 523) Nachweise zu diesem Schwanke, ebenso auch Oesterley in seinen Anmerkungen zu Pauli, ferner Köhler-Bolte in den Anmerkungen zu Bladé (Kl. Schr. S. 136).

CXXVII. Rikkur, der listige Baumeister.

Nach dem Manuskripte von Steingrímur Thorsteinsson.

Im Auslande lebte einst ein reicher Fürst, der eine einzige Tochter besafs. Da ihm sein Schlofs nicht mehr schön schien, so liefs er sich eine neue Halle bauen und in dieser ein Zimmer, in dem er sein Geld und seine Kostbarkeiten aufbewahren wollte. Die eine Seite dieser Schatzkammer hatte ein Baumeister, namens Rikkur, zu bauen, der seinen Sohn, gleichfalls Rikkur genannt, zum Gehilfen hatte. Um später unbemerkt in

dieses Zimmer zu kommen, setzte Rikkur der Alte einen Mauerstein und ein Brett nur lose ein — doch niemand wufste dies, wie nur er und sein Sohn. Diesem sagte er, dafs er in der Schatzkammer heimlich nach ihm suchen solle, falls er einmal ungewöhnlich lange ausbleibe. Der Fürst merkte, dafs ihm unbegreiflicherweise immer viel Geld gestohlen wurde, und um den Dieb zu entdecken, liefs er ein Fafs mit flüssigem Pech vor der Geldkiste in die Erde graben. — Eines Tages kommt Rikkur der Alte nicht nach Hause. Sein Sohn macht sich mit einem Sacke und einem Lichte auf, um heimlich den Vater zu suchen. Wie er auf dem gewohnten Wege in die Schatzkammer eindringt, findet er den Vater in dem Pechfasse, so dafs nur der Kopf herausragt. An Rettung sei nicht zu denken, meint der Alte, denn wenn er versuche, ihn herauszuziehen, würde er nur vergeblich gequält und zerrissen werden. Damit der Sohn und die ganze Familie nicht auch dem sicheren Tode verfalle, solle ihm der Sohn den Kopf abschlagen und ihn zu sich stecken. Da kein anderer Ausweg möglich ist, so erfüllt Rikkur den Wunsch des Vaters, steckt den Kopf in den Sack und geht nach Hause. Wie der Fürst am andern Morgen die kopflose Leiche in der Tonne findet, läfst er sie reinigen und dann durch alle Gassen der Stadt tragen. Zwei Henkersknechte müssen in einem fort den Leichnam prügeln, und die übrigen Leute des Zuges müssen genau beobachten, wer über diesen Anblick betrübt scheint. Als sie an Rikkurs Hause vorbeikommen, und die Mutter sieht, wie der Leichnam ihres Mannes behandelt wird, stöfst sie einen Schrei aus. Im gleichen Augenblicke schneidet sich Rikkur bei der Arbeit ins Bein und läfst die Wunde von der Mutter verbinden. Der Fürst fafst aber trotzdem Argwohn gegen Rikkur. Vor seinem Hause wird darum ein Galgen errichtet, der Leichnam daran gehangen und von zwei Henkersknechten fortwährend gepeitscht. Die alte Frau erklärt, diesen Anblick nicht ertragen zu können. Rikkur müsse sehen, wie er die Leiche vom Galgen bekomme. Der junge Mann geht nun in einen Kleiderladen und kauft sieben schwarze Mäntel und mietet sieben braune Pferde. Dann bestreicht er die Mäntel aufsen mit Leim und läfst sie von einem Goldschmied mit

Goldstaub bestreuen, so dafs die Mäntel prächtig leuchten. Draufsen am Strande lag ein Schiff mit sechs Mann Besatzung, die auf günstigen Wind warteten. Diese mietet Rikkur, hüllt sich mit ihnen in die goldigen Mäntel und reitet dann in der Dunkelheit mit seiner Schar zum Galgen. Sowie die Henkersknechte diese glänzende Erscheinung sehen, werden sie so erschrocken, dafs sie davonlaufen. Nun nimmt Rikkur die Leiche vom Galgen, gibt sie den Schiffern und bittet diese, sie draufsen in der See zu versenken. — — — Als auf diese Weise der Fürst wieder nichts in Erfahrung bringen kann, läfst er bekannt machen, dafs in der ganzen Stadt acht Wochen hindurch kein Mensch Fleisch essen oder verkaufen dürfe. Nur ein einziges Kalb, das in seinem Vorratshause bewacht würde, sei für achttausend Gulden verkäuflich. Denn er meint, dafs der Käufer des Kalbes, der so viel Geld aufbringen könne, dann sicher auch der Dieb seiner Schatzkammer sei. Wie drei fleischlose Wochen vergangen sind, erklärt die Mutter Rikkurs, dafs sie nicht länger ohne Fleisch leben könne — sie wolle das Kalb lieber kaufen. Doch davon will der Sohn nichts wissen. Er nimmt zwei Flaschen vom stärksten Weine und geht mit ihnen heimlich eines Abends zum Vorratshause. Er zecht mit den Wächtern, bis sie trunken zu Boden fallen, dann tötet er das Kalb und bringt das Fleisch seiner Mutter. Wie die Wächter erwachen, teilen sie dem Fürsten den Diebstahl mit. Nun sendet dieser zwanzig Leute durch die Stadt, die überall versuchen müssen, ob sie nicht irgendwo etwas Fleisch bekommen können. Einer von diesen kommt zur Mutter Rikkurs, wie der Sohn gerade nicht zu Hause ist. Die Alte schlägt ihm zuerst seine Bitte ab, wirft ihm aber schliefslich ärgerlich ein Rückenstück zu. Der Mann geht mit dem Fleischstück in der Hand zur Türe hinaus, doch in demselben Augenblicke kommt Rikkur ins Haus, überblickt das Geschehene, erschlägt den Mann und begräbt ihn heimlich. Am Abend kommen nur neunzehn Männer zum Fürsten zurück, und niemand weifs, wo der Fehlende geblieben ist. Nun befragt der Fürst die Wächter, wie alt wohl der Mann sein könne, der sie mit dem Weine berauscht habe. Sie meinen zwischen zwanzig und dreifsig Jahren. Jetzt werden vom Fürsten alle

jungen Leute der Stadt zwischen achtzehn und vierzig Jahren zu einem grofsen Festgelage eingeladen. Wie sie alle betrunken sind, wird ihnen ein grofser Saal als gemeinsames Schlafgemach angewiesen. Rikkur, der auch unter den Gästen war, überlegt in der Nacht, was wohl auf dem Boden, zu dem vom Saal aus eine Treppe führt, verborgen sein könne. Er beschliefst, die Sache zu untersuchen. Wie er hinaufkommt, findet er, dafs etwas Nasses ihm durchs Gesicht streicht. Er geht wieder hinunter, beschliefst aber zum zweiten Male, den Gang nach oben zu unternehmen. Auch jetzt hat er das gleiche Gefühl. Er nimmt einen Spiegel hervor und sieht nun, dafs er im Gesicht zwei rote Striche hat, die auf keine Weise sich entfernen lassen. Nun geht er zum dritten Male hinauf, läfst sich durch den nassen Strich durchs Gesicht nicht abhalten zu suchen, bis er einen Menschen findet mit einem Farbtopfe in der Hand. Nach kurzem Ringen entwindet er dem Unbekannten das Gefäfs, steigt wieder hinunter und streicht nun allen Männern im Saale drei Striche durchs Gesicht. Am andern Morgen sucht der Fürst seine Tochter auf. Denn diese hatte sich auf Befehl des Vaters oben auf dem Boden mit einem Farbtopfe verstecken und jedem, der von den Gästen es wagen sollte, zu ihr zu kommen, einen Farbstrich durchs Gesicht geben müssen. Das Mädchen erzählt nun, dafs es entweder drei Männer auf diese Weise gezeichnet habe, oder dafs derselbe Mann dreimal gekommen sei. Nun ist der Fürst gewifs, den kühnen Dieb zu entdecken. Wie er jedoch in den Saal tritt, haben alle seine Gäste drei rote Striche im Gesicht. Als auch diese letzte List mifsglückt ist, überlegt der Fürst, dafs auf jeden Fall der Dieb ein selten wachsamer und kluger Mann sein müsse. Ein tüchtigerer Gatte würde für seine Tochter wohl nicht zu finden sein. Er ladet nun nochmals alle jungen Leute zum Gastmahl, und hier verkündigt er, dafs er dem Diebe, der aus all diesen Schlingen so klug sich gezogen habe, seine Tochter zur Frau geben wolle. Nun gibt sich Rikkur zu erkennen, und die Hochzeit wird gefeiert.

Köhler bespricht diesen Schwank, der bis zu Herodots Erzählung vom Schatze des Rhampsinit zurückgeht, ausführlich bei Campbells schottischem Märchen „Vom schlimmen Burschen,

dem Sohne der Witwe" (Kl. Schr. S. 198 ff.). Er gibt hier von den verschiedenen Bearbeitungen, die dieser Stoff erfahren hat, ausführliche Inhaltsangaben, so daſs wir nach ihnen wohl im stande sind, zu beurteilen, welche Quelle dieser isländischen Form des Schwankes wohl zu Grunde liegen mag. Zug um Zug unserer Erzählung findet sich in einer Novelle des Florentiners Ser Giovanni, der seine Novellen im Jahre 1378 zu schreiben begann (Pecorone 9, 1). Ich gebe die Inhaltsangabe wörtlich nach Köhler wieder:

„Bindo von Florenz baut einem Dogen von Venedig einen Palast nebst Schatzkammer mit einem beweglichen Stein in der Mauer. Kurze Zeit darauf gerät er in Armut und bestiehlt mit seinem Sohne Richard den Schatz. Der Doge entdeckt durch ein Strohfeuer jene Öffnung und läſst einen Pechkessel darunterstellen und siedend erhalten. Beim nächsten Besuch fällt der Vater hinein und läſst sich vom Sohne den Kopf abschneiden. Am folgenden Tage wird die Leiche durch die Straſsen geschleppt, und weil die Mutter laut jammert, haut sich der Sohn in die Hand. Hierauf wird die Leiche an den Galgen gehängt und bewacht. Auf das Drängen der Mutter, sie zu rauben, steckt der Sohn nachts zwölf Lastträger in Mönchskutten und gibt ihnen Masken und Fackeln, steigt selbst zu Pferde, maskiert, schwarzgekleidet und mit Fackeln, und überrascht so die Wache, die ihn für Lucifer mit Höllengeistern hält und die Leiche rauben läſst. Jetzt läſst der Doge zwanzig Tage lang kein frisches Fleisch in Venedig verkaufen und dann nur ein Kalb schlachten und das Pfund Fleisch davon für einen Gulden feil bieten. Der Verkäufer soll merken, wer davon kauft, denn der Doge nimmt an, daſs der Dieb auch lecker ist und es kaufen wird. Niemand kauft, aber die Mutter Richards will gern davon haben. Richard verkleidet und beladet sich mit Eſswaren und Wein und begibt sich nachts an den Ort, wo das Fleisch verkauft wird, und läſst dort — unter einem Vorwande — den Wein zurück, an dem sich die Wächter berauschen und einschlafen, und stiehlt dann das ganze Fleisch. Nun läſst der Doge hundert Arme bettelnd herumgehen, mit dem Auftrage, aufzupassen, wo einer etwa Fleisch bekomme. Wirklich gibt Richards Mutter einem Armen ein Stück Fleisch,

aber der Sohn begegnet ihm noch auf der Treppe und schlägt ihn tot. Jetzt schlägt einer der Räte des Dogen vor, nachdem man vergeblich durch Leckerei versucht habe, durch Üppigkeit den Dieb auszukundschaften zu suchen. Fünfundzwanzig verdächtige Jünglinge, darunter Richard, werden in den Palast eingeladen und erhalten ihre Betten in einem Saale, wo auch die schöne Dogentochter schläft. Sie hat heimlich einen Topf mit schwarzer Farbe bei sich und soll dem, der zu ihr ans Bett kommt, das Gesicht schwärzen. Keiner wagt es, dem Bett der Schönen zu nahen, nur Richard umarmt sie zweimal. Das zweite Mal merkt er, dafs sie ihm das Gesicht schwärzt. Er nimmt nun den Topf und macht sich noch vier Striche, allen andern aber zwei, drei, zehn Striche. So erscheinen am andern Morgen alle gezeichnet, und der Anschlag des Dogen ist vereitelt. Da verspricht der Doge dem Täter die Hand seiner Tochter und Verzeihung, und nun gesteht Richard alles" (Kl. Schr. S. 203/4).

Dies ist der Inhalt der italienischen Novelle, und von ihm weicht der isländische Schwank nur in einzelnen Nebensächlichkeiten ab. Im Isländischen stiehlt der Sohn nicht mit dem Vater, sondern sucht ihn erst auf, wie er einmal wider Erwarten lange von Hause fortbleibt. Bei Giovanni haut sich der Sohn in die Hand, nach der isländischen Erzählung ins Bein. Zwölf Lastträger als Mönche verkleidet und er selbst in schwarzem Gewande zu Pferd erschrecken im Italienischen die Wächter am Galgen — im Isländischen sind es sieben berittene Leute in Goldgewändern. Nur zwanzig Tage sollen die Venetianer kein Fleisch essen oder sonst von dem einen Kalbe ein Pfund Fleisch für einen Gulden kaufen, nach der isländischen Erzählung dauern diese Fasten jedoch acht Wochen, und das Kalb ist für achttausend Gulden verkäuflich. Hundert Arme betteln bei Giovanni um Fleisch, während im Isländischen nur von zwanzig Leuten die Rede ist. Fünfundzwanzig verdächtige Jünglinge werden vom Dogen in den Palast eingeladen und müssen in der Nacht im gleichen Saale mit der schönen Dogentochter schlafen. Der Fürst hingegen ladet alle Männer zwischen achtzehn und vierzig Jahren zu einem Gastmahl und weist ihnen nachher, wie sie betrunken sind, einen gemeinsamen Schlafsaal an, ohne dafs sie jedoch wissen, dafs von hier aus

die Tochter des Gastgebers zu erreichen ist. Die Dogentochter schwärzt dem zu ihr Kommenden das Gesicht, und Richard versieht darum alle im Saale ebenso wie sich selber mit einer beliebigen Anzahl von Strichen. Die Tochter des Fürsten zeichnet Rikkur dreimal mit einem roten Striche, infolgedessen bekommen auch alle übrigen von ihm drei Striche ins Gesicht gezeichnet.

Dies sind die nebensächlichen Züge, in denen beide Schwänke voneinander abweichen, und die sich nur durch die immer etwas ungenaue mündliche Überlieferung erklären lassen. Denn wenn der isländische Erzähler (aller Wahrscheinlichkeit nach ein alter Sattelmacher, namens Jón, aus der Rángárvallasýsla) den doch seltenen Pecorone des Ser Giovanni in irgend einer Übersetzung vor Augen gehabt hätte, würde er seine Vorlage genauer wiedergegeben haben. Eine andere Frage ist freilich noch die, ob beide Erzählungen nicht unabhängig voneinander einer gemeinsamen Quelle gefolgt sind. Denn auch die italienische Vorlage weist — soweit ich es nach Köhlers kurzer Inhaltsangabe beurteilen kann — zwei Züge auf, die verraten, dafs die Erzählung ursprünglich an einem andern Orte wie gerade Venedig gespielt haben mufs. Der Leichnam des Vaters wird „durch die Strafsen“ geschleppt, und die zwölf Lastträger, die den Leichnam vom Galgen rauben sollen, werden vom Sohne des Diebes zu Pferde angeführt. — Beides doch Züge, die in Venedig nicht gut am Platze erscheinen. — Was den Namen des Listigen, „Rikkur“, anbetrifft, so könnte er ganz gut aus Ricardo verstümmelt worden sein. Er findet sich sonst nicht im Isländischen, wenigstens weist der Artikel „Um íslenzk mannanöfn“ (Safn til sögu Islands og íslenzkra bókmenta III 4 S. 659ff.) nur die aus dem Deutschen gebildete Form Rikkarð nach.

Druckfehler-Verzeichnis.

S.		Zeile			statt	
S.	2	Zeile	20	Frage	statt	Fragen
„	6	„	18	Gríðarf.	„	Gridarf.
„	9	„	18	534	„	434
„	20	„	26	mäfsig	„	mäsfig
„	31	„	17	der	„	dem
„	36	„	11	der	„	dem
„	38	„	25	538	„	438
„	42	„	23	538	„	438
„	42	„	24	in der	„	im
„	49	„	33	263	„	261
„	55	„	23	538	„	438
„	61	„	2	538	„	438
„	79	„	20	Kreutzw.	„	Kreutzer
„	91	„	30	537	„	437
„	92	„	26	538	„	438
„	96	„	37	Gullfaxi	„	Gullfai
„	109	„	37	Eine	„	Ein
„	122	„	4	Lifir	„	Lifur
„	159	„	6	538	„	438
„	169	„	5	538	„	438
„	177	„	29	538	„	438
„	192	„	2	538	„	438
„	239	„	6	538	„	438
„	244	„	27	4258vo	„	4358vo
„	246	„	7	537	„	437

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.